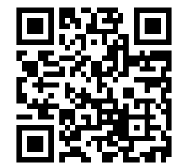
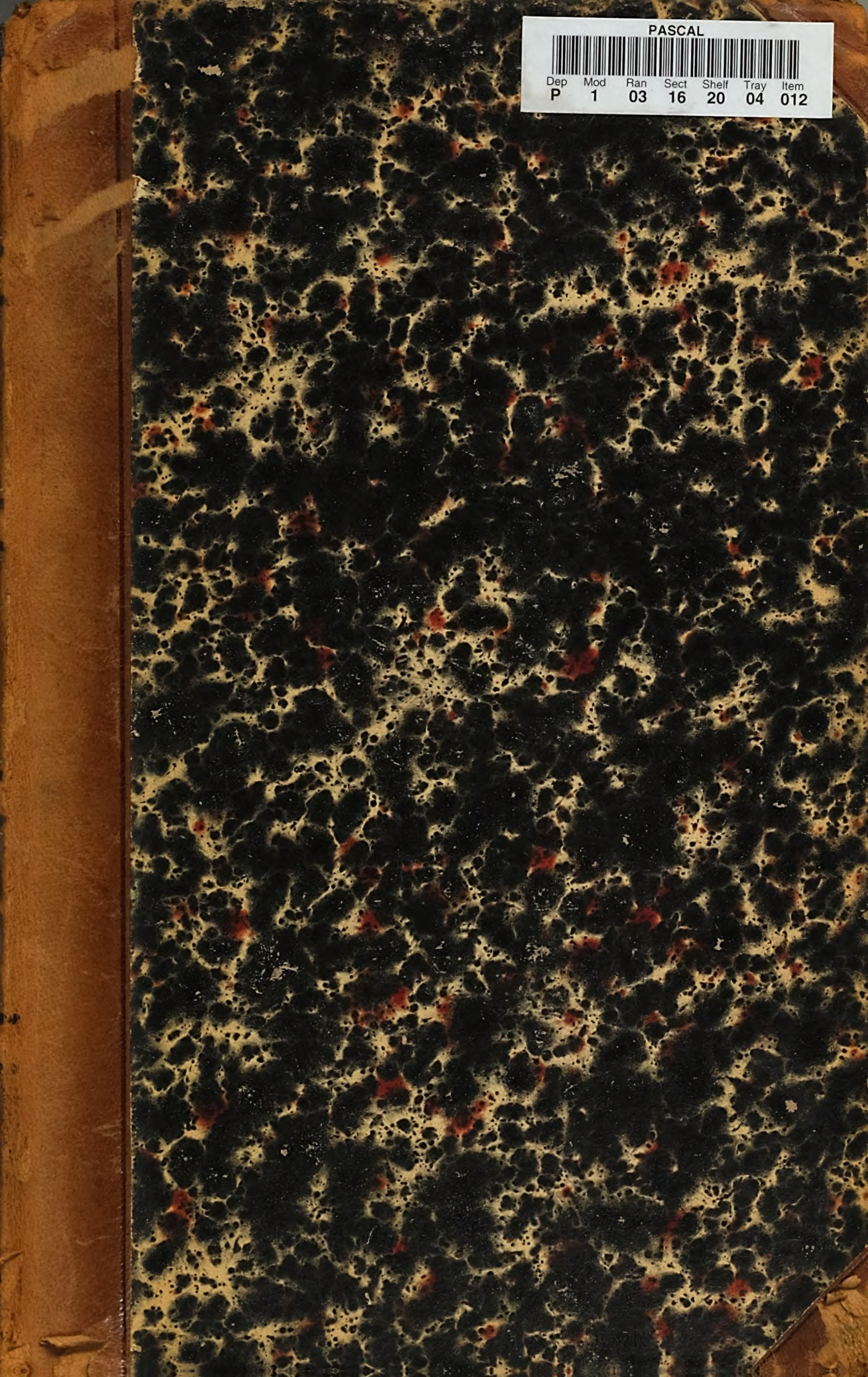
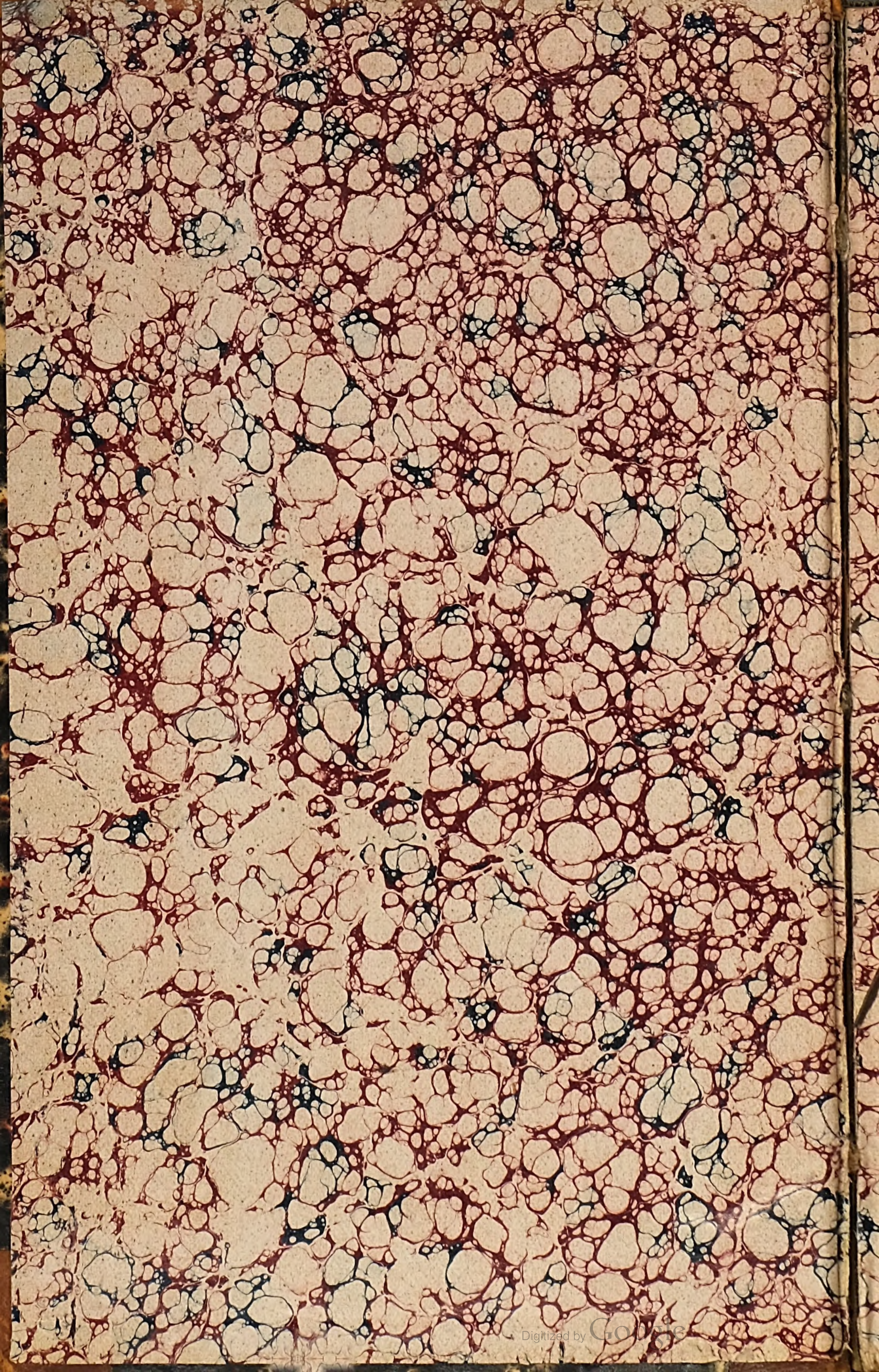
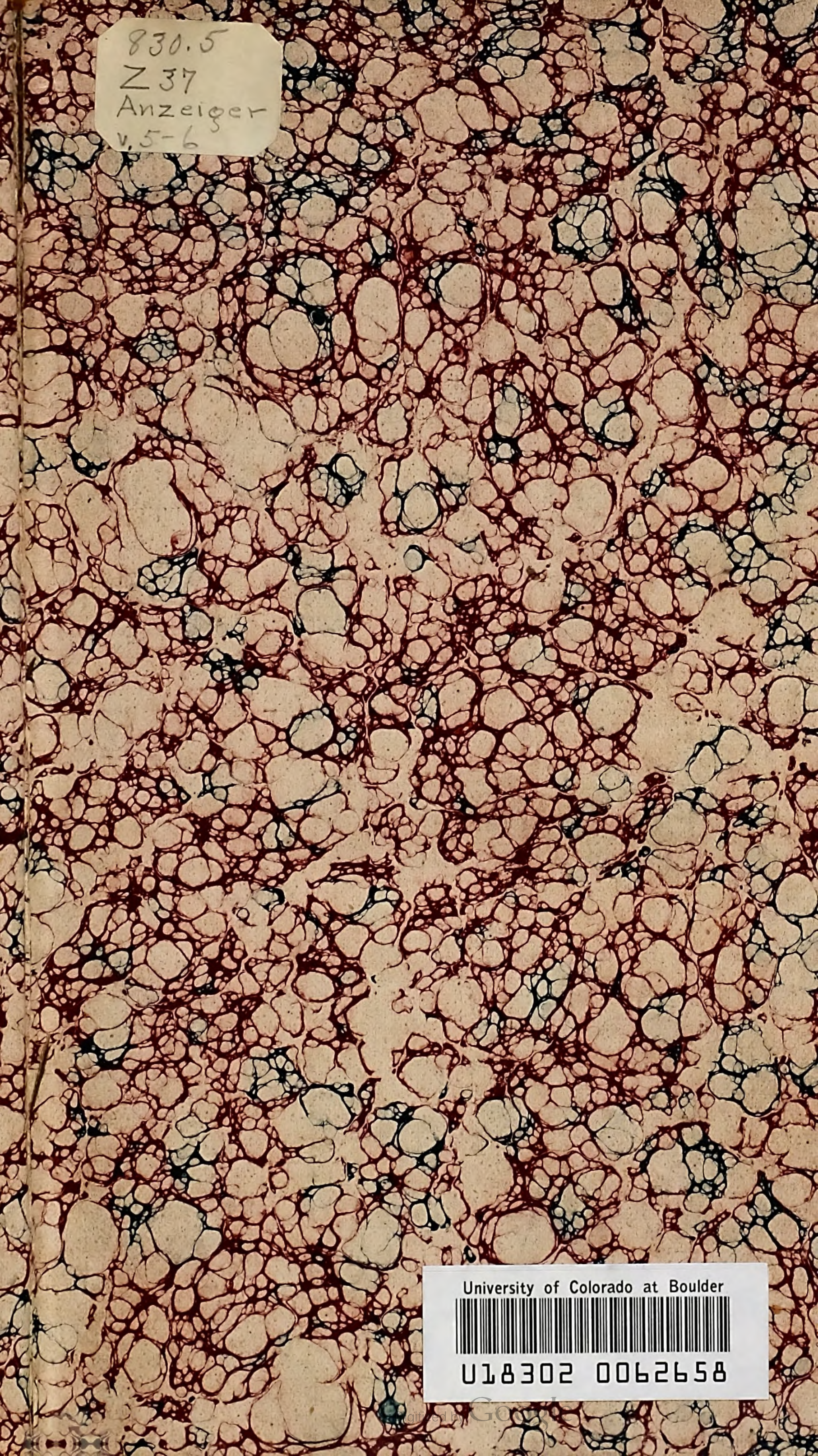



PASCAL
Dep P
Mod 1
Ran 03
Sect 16
Shelf 20
Tray 04
Item 012





ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

UNTER MITWIRKUNG

VON

KARL MÜLLENHOFF UND WILHELM SCHERER

HERAUSGEGEBEN

VON

ELIAS STEINMEYER

FÜNFTER BAND

BERLIN

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

1879

INHALT.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

V, 1 JANUAR 1879

Altdeutsche predigten aus dem benedictinerstifte SPaul in Kärnten. herausgegeben von Adalbert Jeitteles. Innsbruck, verlag der Wagnerschen universitätsbuchhandlung, 1878. xliii und 187 ss. 8°. — 5,20 m.

Die ausgaben altdeutscher prosastücke mehren sich in erfreulicher weise, altes versäumnis wird damit gut gemacht. ein sehr wichtiges, an inhalt und form gleich bedeutendes denkmal hat herr Jeitteles in dem vorliegenden buche zu edieren unternommen. das material mittelhochdeutscher predigten gewinnt daran wertvollen zuwachs, von 'vervollständigung' desselben, wie herr J. s. viii meint, kann freilich noch lange nicht die rede sein.

Bevor ich an die besprechung dessen gehe, worin herrn J.s eigene arbeit an der sammlung von predigten aus SPaul besteht, eine bemerkung zur vorgeschichte des buches. mein name wie der Steinmeyers wird in dem vorworte erwähnt und ich bin gezwungen, so unerquicklich es mir ist, einen augenblick lang mit der person des herrn J. mich zu befassen.

Herr J. erzählt ausführlich, in welcher weise er 1868 die bekanntschaft mit der handschrift in SPaul gemacht hat. es geht daraus hervor dass der zufall, nicht studien, ihm den gedanken an die herausgabe der predigten nahe legte. er berichtet ferner, wie ihm, der 1870 'mitglied der Grazer universitätsbibliothek' war (ich wuste nicht dass bibliotheksbeamte ihre stellung in dieser weise zu bezeichnen pflegen), die hs. durch vermittelung des vorstandes der bibliothek geborgt wurde; in den ferien schrieb er sie ab. sein 'doppelberuf als beamter der bibliothek und als universitätslehrer', die besorgung 'anderweiter' litterarischer arbeiten, krankheit, übersiedelung nach Innsbruck, waren die 'unfreiwilligen' hindernisse, welche die herausgabe immer wider verzögerten, bis herr J. den entschluss fasste, im jahre 1877 das werk zu unternehmen und zu vollenden. es folgt nun der passus:

'Unter so bewandten umständen durfte ich mich natürlicher weise keineswegs von meinem entschlusse abbringen lassen, als ich in den letzten tagen des monates december 1876 im Anzeiger der Zeitschrift für deutsches altertum bd. xx (s. 227) die notiz las dass herr prof. ASchönbach gleichfalls die herausgabe vor-

bereite; ich durfte dies um so weniger als es auf der Grazer universitätsbibliothek, durch welche herrn Schönbach die benützung des codex doch wol nur allein möglich wurde, hinlänglich bekannt war, dass ich die handschrift zu veröffentlichen beabsichtige, und als, wenn ich mich nicht ganz teusche, herr prof. Steinmeyer, der jene notiz in der Zs. f. d. altert. lieferte, während seines im jahre 1873 in Graz genommenen aufenthaltes persönlich durch mich hievon in kenntnis gesetzt wurde.'

Leser, welche mit dem stande der sache nicht vertraut sind — und das muss von jedem vorausgesetzt werden — sollen, so ist die gute meinung des herrn J., entnehmen dass ich, wissend, herr J. bereite eine ausgabe der predigten von SPaul vor, mich um die hs. bemüht habe, in der absicht, herrn J. zuvorzukommen und die veröffentlichung seiner arbeit zu verhindern. noch mehr. an drei stellen, s. x zweimal und s. 146 anm., deutet herr J. an dass er auch jetzt noch, nachdem er den abschluss seines werkes bereits bekannt gemacht hatte, meine concurrenz zu fürchten habe und darum den druck des buches beschleunigen müsse.

In der tat verhält es sich folgender mafsen. schon seit geraumer zeit wünschte ich die hs. aus SPaul kennen zu lernen. ich habe, durch meine arbeiten dazu gebracht, diesen wunsch im januar 1876 auch ausgesprochen Zs. f. d. ph. VII 468. es gelang mir, im mai 1876 durch vermittelung meines verehrten freundes Denifle von der güte der herren zu SPaul, insbesondere des herrn abtes, die hs. zu entlehnen. nach meinem vermerk habe ich sie vom 16—26 mai 1876 abgeschrieben und collationiert. bald gewann ich die überzeugung, es sei unmöglich, die litterarhistorische stellung dieser predigten zu erkennen, wenn ich nicht noch andere ungedruckte sammlungen einsehen könnte. im herbste 1876 schrieb ich deshalb die grofse Leipziger hs. 760 ab, ebenso die Oberaltacher cgm. 74. neues Grazer und Wiener materiales habe ich mich seither bemächtigt und hoffe in kürze noch anderes zu gewinnen. natürlich tat ich dies alles, ohne herrn J.s unternehmen zu ahnen. ich äufserte meine absicht im Anz. II 202; die stelle war im juni 1876 geschrieben; es hat herrn J. gefallen, sie zu übersehen. auch Paul hat (Jenaer litteraturztg. 1878 sp. 291) davon nicht notiz genommen. einige zeit später, im nächsten hefte des Anzeigers, das december 1876 erschien, lieferte Steinmeyer ein verzeichnis der predigten, welches ich ihm übergeben hatte. an diese notiz hält sich herr J., sie ist auch von Paul citiert worden. im sommer des vergangenen jahres wurde ich durch die buchhändleranzeige auf dem umschlage von Wackernells Walther überrascht. ich gestehe es, unangenehm überrascht; nicht zwar, weil ich gemeint hätte, meine arbeit sollte gut werden, vielmehr, weil ich wuste, herr J. würde eine schlechte auf den markt werfen. ich gab sofort den

gedanken an die ausgabe auf, wenn ich mich auch weiter mit ungedruckten predigten noch beschäftige.*

So steht die sache. ich gebe es dem urteile der leser anheim, in wie fern es herrn J. zukommt, zwischen den zeilen vorwürfe gegen mich zu erheben. herr J., dessen wunderlicher standpunct aus einer komischen erklärung, Germania 22, 127, bekannt geworden ist, muss sich in zukunft hüten, nach seinem individuellen mafsstabe die handlungsweise anderer zu beurteilen. —

Meine befürchtungen in bezug auf die zu erwartende ausgabe sind weit übertroffen worden. ich war auf eine sehr mangelhafte arbeit gefasst, auf eine solche, wie sie herr J. uns mit dem vorliegenden buche geschenkt hat, jedoch nicht. ich muss darnach herrn J. alle eigenschaften, welche zur herausgabe eines altdeutschen schriftwerkes befähigen, in der entschiedensten weise absprechen. es ist meine sorge, im folgenden den beweis für meine behauptung zu erbringen.

Zunächst noch will ich anmerken dass herr J. durch selbstlob jedes anrecht auf schonung verwürkt hat. s. VIII nennt er seine abschrift des codex eine 'sehr sorgfältige', s. XXVII führt er an dass er 'die handschriftliche schreibung unter dem texte auf das sorgsamste' verzeichnet habe, am schlusse des vorwortes drückt sein selbstgefühl sich nicht minder gehoben aus. überdies tritt an vielen stellen des buches, sie werden später erwähnt, nach dilettantenart überschätzung des geleisteten hervor.

In zwei teilen will ich bringen, was ich über die predigten von Sanct Paul zu sagen habe. ein erster, negativer teil, beschäftigt sich nur mit dem buche des herrn J., diesen teil enthält die gegenwärtige recension. ich hoffe sie wird nicht wertlos sein, da sie eine menge von textberichtigungen liefert, welche in die exemplare des J.schen buches vor der benutzung einzutragen man kaum wird unterlassen können.

Ein positiver teil wird die litterarhistorische stellung der predigten erörtern, erklärungen und anmerkungen geben. dieser teil wird nur indirect mit dem buche des herrn J. zu schaffen

[* zu der von Schönbach oben angeführten stelle aus dem vorworte des herrn Jeitteles, welche mich betrifft und den glauben erwecken soll, als ahmte ich die in unserer wissenschaft leider nicht seltene unsitte nach, jemandem durch concurrenz die freude an seiner arbeit zu verderben, bemerke ich nur: ich habe von der absicht des herrn Jeitteles keine ahnung gehabt bis zu jenem augenblicke, wo sein buch auf dem umschlage der Waltherbrochure Wackernells angekündigt worden ist. die möglichkeit dass hr Jeitteles am 24 oder 25 mai 1873 mir gegenüber ua. auch der hs. zu SPaul erwähnung getan habe kann ich natürlich nicht bestreiten, ich versichere aber auf mein wort dass ich auch heute noch trotz allen nachsinnens mich nicht erinnere, das geringste über diese predigten von ihm gehört zu haben. sonst hätte ich es selbstverständlich seiner zeit für meine pflicht gehalten, Schönbach davon in kenntnis zu setzen, sobald er mir seinen plan, die SPauler hs. zu copieren, mitteilte, und hätte ihn dadurch von der ausführung seiner intention abgehalten. 10. 7. 78. STEINMEYER.]

haben, indem er an manchen beispielen zeigt, was herr J. für sein buch zu tun verabsäumt hat. diesen positiven teil will ich in einem besonderen aufsatze der Zs., sobald es mir möglich ist, nachliefern. —

Die recension soll folgende puncte besprechen: 1) beschreibung der handschrift. 2) die correctoren insbesondere. 3) gestaltung des textes. 4) interpunction. 5) die einleitung. 6) die anmerkungen. 7) das glossar.

1) herr J. liefert folgende beschreibung der hs. s. xi: 'die handschrift, der die nachfolgenden predigten entstammen, ist ein sauber geschriebener pergamentcodex von 320 seiten in 8⁰, in paläographischer beziehung durch nichts verschieden von den besten handschriften des 13 jhs. auf jeder seite stehen 19 durchaus geschriebene(!) zeilen. das erste blatt zeigt etwas verblasste tinte, alle übrigen haben ein vollkommen deutliches (!) aussehen.' 'ob unsere homilien mit der predigt de virginibus, womit sie schliefsen, überhaupt zu ende seien, oder ob nicht vielmehr ein teil der handschrift vor dem einbinden derselben verloren gieng, muss ich dahin gestellt sein lassen. allerdings hat es den anschein, als ob selbst diese schlusspredigt nicht vollends (!) erhalten wäre. auf dem den predigten voranstehenden vorsetzblatte befinden sich lateinische phrasen, die vielleicht eine art index zu irgend einem lateinischen werk darstellen sollten und den schriftzügen nach dem 15 jh. angehören dürften.'

Das ist denn doch etwas zu wenig, und es war nicht schwer genauer zu sein.

Die pergamentblätter, aus denen die hs. besteht, sind durchschnittlich 14,75 cm. hoch und 10,5 cm. breit. 160 an der zahl, sind sie in 20 quaternionen vereinigt. jeder quaternio trug auf der rückseite des letzten blattes unten eine römische ziffer mit dem abkürzungszeichen für *-us.* also: vi'. vii'. xi'. meistens sind aber die ziffern vom buchbinder weggeschnitten, nur der haken ist noch bis zum vorletzten quaternio sichtbar. in unserm jh. sind die seiten mit bleistift numeriert worden.

Ich wage nicht zu entscheiden, ob der codex von éiner hand geschrieben ist oder nicht. differenzen sind wahrnehmbar zwischen dem 1 und 2, 6 und 7, 12 und 13, 15 und 16, 17 und 18 quaternio, bei dem letzteren sind sie am stärksten. aber sie fallen zusammen mit unterschieden im pergament, das bald glatt bald rauh ist, und könnten auch durch diese verursacht sein. jedesfalls macht die schrift vom 1 blatt an, wo sie der des ersten correctors sehr gleicht, bis zum ende mancherlei entwickelungen durch. dass die schreibergewohnheiten und eigenheiten, auch bei der lautbezeichnung, im ganzen denkmal durchstehen, ist das haupthindernis gegen die annahme mehrerer schreiber. die quaternionen 1, 2, 7, 8, 11—20 sind mit tinte liniert, 3—6, 9, 10 haben die linien eingeritzt. die überschriften

sind rot. der erste buchstabe des schrifttextes ist rot und grofs. an bedeutenden abschnitten sind die anfangsbuchstaben der sätze rot durchstrichen. häufig ist dies der fall von der predigt *Petri et Pauli* s. 266 der hs. an, bei herrn J. 118, 13. die predigten sind in minuskel geschrieben, die majuskel ist sparsam und dann immer nur zu bestimmten zwecken angewandt.

Die hs. ist im 15 jh. mit dem plumpen pergamentband versehen worden, den sie jetzt hat. am rücken trägt sie eine alte bibliotheksbezeichnung R. 77, auf einem aufgeklebten zettel darunter die neue $\overline{\text{XXVII}}$. $\frac{a}{109}$. am deckel ist ein zettel mit schrift des 15 jhs. befestigt. zerrissen und abgerieben hat das blättchen allen meinen leseversuchen widerstand geleistet; ich habe nur folgendes herausbringen können, was ich in der ordnung gebe, wie die aufzeichnung es liefert:

Sermōes wlgares $\overline{\text{III}}$. ſ III . . . .
. . . *mōes ſive d'* . . *e*24 . Ꭓ . . . . . .

wenn über den alten aufenthaltsort der hs. in diesen zeilen aufklärung enthalten war, so ist sie uns entzogen.

Die hs. ist unvollständig, sie bricht mitten im satze ab, auf das letzte wort folgt kein interpunctionszeichen. éin quaternio fehlt gewis, kaum viel mehr, der einband hätte nicht zugereicht. dass aber die hs. vollständig war, als sie gebunden wurde, schliefse ich aus dem umstande dass beim gewaltsamen lostrennen des letzten quaternio auch das blatt, das vor dem deckel eingesetzt war, mitgerissen worden ist. von den heftfäden am jetzigen letzten quaternio sind einige aufgetrennt. das vorsetzblatt am anfange ist conserviert. in schrift des 15 jhs. enthält es stellen aus dem 4 buch der könige, vorzugsweise aus dem 21 capitel. es ist arg von würmern zerfressen, die auch dem deckel und dem letzten blatte der hs. schaden getan haben. —

Die angeführte stelle, an welcher herr J. das alter der schrift festsetzt, wird ergänzt durch seine angabe s. XII: 'obschon die sprache der handschrift sowol durch die vielfach beliebte abschleifung der flexionen als durch den häufig auftretenden durchbruch der diphthonge *ei* = *î*, *eu* = *iu* eine ziemlich fortgeschrittene beschaffenheit verrät, gehört unser denkmal jedenfalls noch der grenzscheide des 13 oder höchstens dem ersten viertel des 14 jhs. an.' man nehme auch noch hinzu die anmerkung zu s. XXII, wo urkunden aus dem ende des 13 und dem beginn des 14 jhs. zum vergleiche mit der sprache der hs. herangezogen werden. — aber das ist ganz falsch. der schreiber des codex, ich nehme an es sei éiner gewesen, hat noch im 12 jh. schreiben gelernt. das beweisen die formen von *a e l h b d*, insbesondere von *z*, die form der haken über *i*, die gestalt der nicht selten gebrauchten länge- und fragezeichen, die verknüpfung von buchstaben, die form der abkürzungszeichen. die ganze schrift trägt noch den habitus des 12 jhs. das ist so deutlich dass es auf

den ersten blick zu erkennen ist. ich setze das entstehen des codex in die ersten decennien des 13 jhs. früher kann er nicht geschrieben sein wegen einiger litterarischer beziehungen, später nicht wegen schrift und sprache.

Herr J. hat sich also in der datierung der hs. um nicht weniger als hundert jahre geirrt. das ist um so merkwürdiger als nicht leicht zwei auf einander folgende jahrhunderte in der geschichte der schrift so sicher aus einander zu halten sind, als die, um welche es sich hier handelt. welchem von beiden seinen berufen ich das mehr zur last legen soll, weiſs ich nicht. wol dem bibliotheksbeamten. wer acht jahre hindurch die aufsicht über eine handschriftensammlung wie die Grazer geführt hat, die codices des 12 jhs. reichlich enthält, der sollte soviel paläographische kenntnisse wenigstens practisch sich angeeignet haben, um jahrhunderte im alter von hss. unterscheiden zu können.

Aber der eben citierte satz des herrn J. von der datierung macht es auch unzweifelhaft, was ihn zur annahme so später entstehungszeit gebracht hat: vocalismus, apocopen und syncopen in der hs. hätte es herrn J. beliebt, meine arbeit über die breviarien von SLambrecht anzusehen, deren material ausschlieſslich aus Grazer hss. geschöpft ist, so würde er bald gemerkt haben dass alle dinge, welche ihn den codex von SPaul so spät ansetzen lieſsen, dort in schriften des 12 jhs. aus Innerösterreich sich finden.

Für seine datierung scheinen herrn J. andrerseits zu sprechen die altertümlichen formen in den predigten, er führt einige an. s. XIII bemerkt er dann: 'hält man zu den angeführten eigentümlichkeiten überdies ein inneres(!) moment, ich meine die den predigten voranstehenden katechismusstücke und die darauf folgende abschwörungs- und beichtformel, so wird man wol mit grund noch auf eine ältere vorlage schlieſsen dürfen.' ein dunkles gefühl hat herrn J. zu diesem satze getrieben. er ist aber vollkommen unrichtig. es ist auch nicht der geringste anhaltspunct dafür vorhanden dass der codex von SPaul abschrift einer älteren vorlage wäre. herrn J.s anmerkung zu 73, 27, worin er aus schreibfehlern der hs. auf ihren character als abschrift schlieſsen will, ist ganz töricht. denn es müssen schreibfehler bestimmter qualität sein, die einen solchen schluss ermöglichen, nicht schreibfehler überhaupt, die jedem unterlaufen können.

Noch weiter sagt herr J.: 'bei dem umstande dass in das im jahre 1782 durch Josef II aufgehobene kloster SPaul in Kärnten, wo sich nun die handschrift befindet, im jahre 1809 mönche aus SBlasien im Schwarzwalde einzogen, läge die vermutung nahe dass wir es mit einem alemannischen sprachdenkmal zu tun hätten.' nach dieser geistreichen vermutung, die nur vorgetragen ist, um ein par wolfeile citate anzubringen und die durch eine anfrage in SPaul sich hätte erledigen lassen, bekennt herr J.

dass nähere prüfung ihn veranlasst, den schreiber für einen Österreicher oder Bayer zu halten. ich gehe hier auf die von ihm angeführten gründe nicht näher ein, da ich später ausführlich meine ansicht äufsern werde.

2) über die correctoren schreibt herr J. s. xi folgendes, das ich ganz widergebe, um dem leser einen stilistischen genuss nicht zu verkümmern: ‘das ganze denkmal hindurch finden sich da und dort teils berichtigende, teils erweiternde glossen sowie mancherlei auf rasur geschriebene correcturen. und zwar mögen einige dieser glossen jedenfalls von der hand des ursprünglichen schreibers selber herrühren, die (!) derselbe der meist veränderten tinte zufolge wol zum teil in späterer zeit geschrieben haben dürfte. daneben taucht (!) eine zweite hand auf, welche auf rasur einzelne wörter mit mehr (!) nach links geneigten buchstaben schrieb, und endlich die bessernde hand eines späteren benützers der handschrift, dessen sprachformen gewöhnlich schon durch sich selbst das jüngere alter der entstehung dartun.’

Dazu bemerke ich: glossen finden sich überhaupt in dem ganzen denkmal nicht. es finden sich über den zeilen und am rande worte notiert, welche zu einem teile ausdrücke, die der jüngeren sprachweise geläufig sind, für die älteren einsetzen, zum andern und grösten teile die satzverbindung erleichtern, conjunctionen, pronomina, artikel nachtragen. die bezeichnung ‘glosse’, welche herr J. hier und an unzähligen stellen seines buches anwendet, ist falsch. im übrigen ist das gesagte ganz vage und beruht auf unsicherer und ungenauer kenntnis.

Die zusätze und correcturen lassen sich nicht in dér weise unterscheiden, wie herr J. getan hat. jeder der nachbesserer, welche wörter eintrugen, hat auch radiert und neues auf die rasur gesetzt.

Ich unterscheide drei solche hände. der 1 corrector hat bei mehreren predigten die anfänge der liturgischen texte (*Oculi, Laetare, Invocavit* usw.) am rande der überschriften eingetragen. von ihm stammen eine anzahl würklicher textbesserungen. seine hand ist anfangs schwer von der des schreibers zu unterscheiden. verschiedenheit der züge (er schreibt klein und sauber) sowie der tinte lehren ihn nach und nach kennen. er ist mit dem schreiber ziemlich gleichzeitig und hat etwa ein decennium nach vollendung des codex sich an seine arbeit gemacht.

Vom 2 corrector stammen die meisten zusätze. seine hand ist gröber, seine buchstaben haben etwas plumpes. er sucht vorzugsweise die satzfügung geschmeidiger zu machen.

Der 3 corrector schreibt meist mit schwärzerer tinte und schlecht. er kann nur eckige buchstaben machen, setzt bei jedem *n* zweimal an und leimt die zeichen aus strichen zusammen. er trägt gern neue worte ein.

Der letzte zusatz findet sich s. 273 der hs., bei J. 120, 28, in der predigt *Petri et Pauli* und stammt vom 2 corrector. die zusätze sind überhaupt ganz ungleichmäfsig verteilt. sie finden sich klumpenweise beisammen; zwischen stellen, wo sie sehr häufig sind, liegen oft mehrere seiten ohne eine einzige eintragung. 1 hat offenbar den ton angegeben. wo er tätig war schrieb auch der 2 corrector und der 3 ist fast nur in begleitung des 2 zu finden.

Zu wenig beachtet hat herr J. die fälle, in welchen vocale über vocale geschrieben sind. von *e* über *o* sagt er s. xx zierlich, der umlaut sei 'nicht einmal durchaus ausgemacht, indem das über *o* gesetzte *e* zum teil auch später übergeschrieben sein kann.' die anmerkung zu s. xxi lautet: 'die über *i* = *ı* in der hs. vielfach übergeschriebenen *e* deuten die tendenz des schreibers an, eine uniformität in der beschaffenheit und darstellung dieses lautes herbeizuführen. da es aber keineswegs überall mit sicherheit zu bestimmen war, ob diese *e* von ursprünglicher hand herrühren, liefs ich sie für den text unberücksichtigt und stellte sie blofs in die anmerkung.' die über *v* gesetzten *o* gelten nach s. xxii herrn J. für authentisch. —

Folgende tatsachen können beobachtet werden:

v über *o*, um *ou* auszudrücken, rührt vom schreiber her.

In bezug auf *v̊* = *uo* ist anzumerken:

1. eine anzahl übergeschriebener *o*, die sich aber nicht genau abgrenzen lässt, vorzugsweise auf den ersten quaternionen, rührt vom schreiber selbst her.

2. gegen 50 *o* sind von dem 1 corrector übergesetzt.

3. in 134 fällen (die eingeschlossen, welche herr J. übersehen hat, wie dies von allen meinen angaben gilt) ist *o* falsch über *v* geschrieben. die meisten derselben betreffen *û*, aber es sind auch mehrere *ŭ* darunter. *ûf* wird meistens durch *v̊f* gegeben.

4. in 202 fällen fehlt *o* über *v*, wo es stehen sollte. die ersten 100 bis 82, 3, von da ab die übrigen.

Daraus erhellt dass herr J., wenn er s. xxii die wörter mit *û* und mit *uo* 'streng etymologisch' sondern will, er dies auf seine eigene faust tut und ohne durch die hs. autorisiert zu sein. warum hat er es dann doch nicht bei *iu* unternommen? neben *v* an stelle dieses diphthongs findet sich doch auch eine ansehnliche zahl von *iv*. hier genügt herrn J. eine verweisung auf Weinholds Bairische grammatik.

Sämmtliche übergesetzte *e*, die umlaut bezeichnen, rühren vom 1 corrector her und dürfen daher nicht in den text aufgenommen werden, wie herr J. tut. ebenso sämmtliche *e* über *v*, die *ue*, schwächung von *uo*, ausdrücken sollen. *e* über *ı* ist von 1. 2. 3 übergesetzt, zumeist von 2.

3) in bezug auf die behandlung des textes sagt herr J.

s. VIII f: 'am einfachsten und mühelosesten wäre es gewesen, wenn ich mich mit einem blofsen abdruck begnügt hätte. ich konnte mich dazu nicht entschliefsen, obschon ich fürchten muss, über diese(!) versäumnis von fachgenossen alles ernstes zur rechenschaft gezogen zu werden. was ich biete, ist der versuch einer ausgabe, soweit eine solche bei einem prosadenkmal auf grundlage einer einzigen handschrift tunlich ist.' in diesen zeilen ist das woltuende selbstgefühl des herrn J. sichtbar, welcher mehr geleistet hat, als von ihm verlangt werden konnte. eine ausgabe! wie gut das klingt. freilich 'soweit es tunlich ist'. fiel es herrn J. nie ein zu überlegen, ob unter solchen umständen es überhaupt 'tunlich' sei, zu unternehmen, was er eine ausgabe nennt? ob die tätigkeit des herausgebers weiter gehen dürfe als zu interpungieren und die orthographie zu regeln? dies letztere selbst nur dann, wenn die unsauberkeiten einer späten aufzeichnung, sprachlich bedeutungslos, den lesenden stören. das ist aber hier nicht der fall — freilich hat sich herr J. über das alter des denkmals arg geteuscht.

Worin besteht nun die arbeit des herrn J., welche ihn veranlasst, sein buch eine ausgabe zu nennen? er interpungiert — wie, wird weiter zu sehen sein —, er regelt die orthographie. beim vocalismus ist er irre gegangen, indem er in den text aufnahm was den correctoren gehört. beim consonantismus schulmeistert er, indem er zb., wenn die bezeichnung *s, ss* und *z, zz* wechselt, 'die schreibung dieses lautzeichens in organischer weise regelt', wobei ihn dieselben grundsätze leiten, 'wie bei behandlung des diphthonges *ou*' (soll heifsen *uo*). zur behandlung der geminationen bringt herr J. folgenden satz s. XXVI: 'mehr ausnahmsweise vereinfacht sich der inlautende consonant gegen die mhd. regel zb. in *ofn, ofniu, ofnlichen, schafet, stame, piter, gestekt, wizen*; ich habe die doppelung blofs dann angewendet, wo es mir teils der wolklang teils die allgemeinheit mittelhochdeutscher schreibweise zu gebieten schien.' das passt sehr gut zu dem manne, welcher einmal in einem schriftchen die schreibung *Graz* für *Grätz* auch deswegen mit bevorzugte weil 'doch damit (*Grätz*) eine andere, fast nur durch den harten anlaut unterschiedene sprachform von wenig ästhetischer bedeutung lautlich zusammenfällt.'

Ferner hat herr J. den text dadurch emendiert dass er einschaltungen vornahm, wo sie ihm nötig schienen. ich werde diese im einzelnen erörtern. dann indem er eine grofse anzahl von den correctoren eingetragener worte in den text aufnahm. darüber wird gleich noch zu reden sein. jetzt sind wir aber auch schon fertig mit dem, was herr J. für den text getan hat. und dafür das prunkende wort 'ausgabe'! dieses selbstgefällige, aufgeplusterte wesen kennzeichnet das buch als dilettantenarbeit. herr J. hat keinen begriff von den aufgaben streng wissenschaftlicher tätigkeit, deshalb nennt er es eine leistung, wenn er das

o über *u* in der hs. neben das *u* setzt; deshalb spricht er mit bewustsein von einer emendation, wenn er *die* für *diu* der hs. und noch dazu falsch schreibt; deshalb sagt er, wenn bei einem citate aus der heiligen schrift nur einige der lateinischen worte ganz, andere in siglen überliefert sind, die stelle sei von ihm 'erschlossen' (note zu 14, 25).

Ich werfe der behandlung des textes durch herrn J. folgendes vor:

a) mangel an sorgfalt in bezug auf die lesung der hs.

b) unvorsichtigkeit in der aufnahme von zusätzen der correctoren. herr J. spricht sich darüber s. IX f folgendermafsen aus: 'was die durch das ganze denkmal sich erstreckenden correcturen und glossen verschiedener hände anlangt, so war ich nach kräften bestrebt, denselben rechnung zu tragen. selbstverständlich habe ich alle jene überschriften und randglossen, die das offenbare gepräge fremder entstehung durch eine spätere hand an sich tragen, unberücksichtigt gelassen, falls sie nicht vom sinne oder der satzfügung erfordert waren. schwieriger war es dort das rechte zu treffen, wo die schrift der bessernden und zufügenden hand jener des ursprünglichen schreibers ähnlich sieht, ohne dass man behaupten kann, dieser letztere sei jedesmal der würkliche verfasser der correcturen gewesen. ich habe mich, wie die von mir verzeichneten fälle lehren, im ganzen an die ursprüngliche textierung gehalten und die nachbesserungen nur unter berücksichtigenswerten umständen dem texte einverleibt.' herr J. ist also für jedes einzelne aus den zusätzen aufgenommene wort verantwortlich zu machen. — der text war so zu geben, wie ihn der schreiber hergestellt hatte. nur wo ein fehler oder irrtum erkannt wurde, durfte bei der emendation berücksichtigt werden, was etwa ein späterer corrector hinzugebracht hatte. sonst waren alle zusätze als entstellungen des ursprünglichen anzusehen. ich werde im einzelnen die irrtümer des herrn J. in dieser beziehung nachweisen. meist sind sie begründet in dem, was ich dem texte des herrn J. unter

c) vorwerfe. herr J. hat nicht, was ich mhd. sprachgefühl nennen möchte, dh. er weifs nicht was mhd. möglich ist oder unmöglich, gut oder schlecht. er beurteilt alles vom nhd. standpuncte aus. teils geht ihm feine empfindung für sprachgebrauch überhaupt ab, teils fehlt es ihm an lectüre, durch welche solche empfindung ausgebildet wird.

d) technische mängel. ich rechne dazu: herr J. hat verabsäumt, die paginierung der hs. einzutragen; das ist gegen allen guten gebrauch. in den bezeichnungen, welche die noten für die einzelnen fälle der überlieferung bringen, herscht verzweifelte breite und weitläufigkeit. herr J. hat sich gar keine abkürzungen ausgedacht, wodurch seine angaben hätten vereinfacht werden können. auch sind seine bezeichnungen inconsequent gebraucht.

zb. wenn über vocalen in der hs. längezeichen sich finden, so bezeichnet er diese einmal mit: 'das längezeichen findet sich in der hs.' dann 'ein deutlich erkennbarer giebel' oder '- hs.', indem er den vocal einfach in die note setzt, wie ihn die hs. gibt. solcher dinge kommen viele vor. das sind gewis kleinigkeiten, aber sie characterisieren die unbehilflichkeit und ungewandtheit des herrn J., welche in merkwürdigem gegensatz zu seinen prätensionen steht.

Ich gehe nun über zur anführung der einzelnheiten und glaube am zweckmäfsigsten zu verfahren, wenn ich mein verzeichnis so anlege, als ob ich eine collation der 'ausgabe' des herrn J. mit der hs. geben wollte. was ohne bemerkung vorgebracht ist, steht so in der hs. da herr J. die correctoren nicht geschieden hat, so tue ich es jetzt, indem ich alle zusätze anführe und, die ziffern 1. 2. 3 als exponenten den worten zufügend, andeute, wie ich mir die verteilung an die nachbesserer denke. steht eine solche ziffer neben einem worte, über dessen stammvocal ein vocal übergeschrieben ist, so bezieht sie sich, wofern das nicht anders bemerkt wird, nur auf den übergesetzten vocal. ich spare mir, anzugeben über welchen wörtern des ursprünglichen textes die zusätze stehen, da dies herr J. schon angegeben hat, und meine bemerkungen doch nur mit seinem buche in der hand benutzt werden. wo es sich anders verhält, als herr J. sagt, erwähne ich das.

Auf der ersten seite der hs., welche bis 1, 16 *driten* reicht, sind die abgeriebenen buchstaben von später hand nachgezogen worden. **1,** 10 *in* für *an*. 18 *v̊z*. 19 zuerst geschrieben *viezzeg*, dann gebessert. **2,** 8 *noͤten*[1]. 9 *hin vert*. 24 *versuͤnet*[1]. 27 *sunter*[1]. **3,** 7 *hœilige*. 10 *eben wihe*. 13 *Quando*. ich erwähne dass die lateinischen citate innerhalb des textes und viele deutsche mit grofsen buchstaben beginnen; wenn nicht, hat es gute gründe. herr J. hat das nicht beachtet. diejenigen fälle, welche für die beurteilung der interpunction wichtig sind, werde ich unter 4) anführen. 23 *é*, in welcher bedeutung immer, gibt die hs. *.é*. 25 *stoͤren*[1]. 31 *erloͤset*[1]. **4,** 20 *wrden*. die hs. hat immer *wl, wn, wr* für *wul, wun, wur*. das merkt herr J. in 149 fällen nicht an, während er es in 50 fällen notiert, ohne dass diese vor den andern auch nur im geringsten etwas voraus hätten. wie gut es manchmal gewesen wäre, wenn herr J. genauer zugesehen hätte, wird sich später zeigen. 28 *betruͤbet*[1]. **6,** 12 *lieht vazze*. ich führe gleich hier an dass herr J. bei behandlung der zusammengesetzten wörter die wunderbarsten inconsequenzen sich hat zu schulden kommen lassen. gewisse composita zb. subst. und subst., trennbare partikel, adv. und verbum trennt die hs. regelmäfsig, herr J. trennt sie bald, bald heftet er sie zusammen, wie es ihm augenblicklich passt.

al umbe zb. hält die hs. stets aus einander, hier im texte findet es sich bald vereint, bald getrennt. 19 *mv̊lich*[1]. 23 *hv̊s*. 24 *Ananias*. 32 *gechrv̊tzet*[1]. **7,** 13 die lateinischen worte am rande sind neumiert. **8,** 6 die hs. hat *ofnlichen,* herr J. bessert zu *offenlichen.* ebenso hat er 134, 17 aus *ofn offen* gemacht, während er *ofniu* 133, 10 stehen liefs. es muss der 'wolklang' gewesen sein, der ihn zu diesen änderungen gebracht hat. aber mich wundert, weshalb er ihn nicht auch fälle wie *vlizchlichen* 8, 28. 25, 4 oder *reinchlichen* 68, 2. 75, 21. 132, 7 entsprechend ändern liefs. 7 herr J. liest: *er* (Daniel) *sach offenlichen, daz ander wissagen chunichlichen heten geseit.* das ist mir unverständlich, anmerkungen und glossar sagen nichts, herr J. hat es also verstanden. die hs. hat *chumchlichen,* was die schwierigkeit löst. 12 *edel*[3]. 15 *daten*[2]. 21 *mennischlicher* ist kein schreib- sondern denkfehler. 22 *tievel* stand früher da, 3 hat *tv̊vel* = *teuvel* daraus gemacht. 29 die beiden *nv* der hs. müssen bleiben, herr J. hat das zweite gestrichen; aber erst dieses ist temporal. **9,** 1 *lip*[2] — *den*[2] nicht *ten*. 2 *boshait*[2]. 3 über *lieht* steht *der*[2]. 4 über *gesidele* steht *der*[2]. 5 *domini* fehlt. 6 *confortamini,* die hs. hat für *con-* das gewöhnliche abkürzungszeichen 9, welches herr J. hier und 10, 5 für *et* verlesen hat. 9 *zv chvnft.* **10,** 3 *vn̄*[3]. 11 *ewern*[3]. 13 *salvab'*, was *salvabit* heifst, nicht *salvabo.* 27 *der*[3]. 28 der erste buchstabe des radierten wortes war *n* oder *m*. 29 *sih*. **11,** 2 *min*[1]. 6 dem *d* der drei *din* ist oben ein *e* von 1 angehängt worden. 15 *vn*[3]. 21 ob *wir* einzuschalten ist, scheint mir zweifelhaft; es herscht grofse freiheit und kühnheit im weglassen dieses personalpronomens. ich bespreche einige fälle noch später. 29 *den,* den dritten strich zum *m* hat 3 hinzugefügt. 30 *geweifen.* **12,** 10 *tugende*[2]. 16 *mennischlichen* ist nicht zu ändern, da die schwache form des adj. für die starke in diesem denkmal häufig eintritt. 20 *lihtev*[2]. **13,** 2 *vnd*[3]. 3 *di*. 14 nicht *toten* liest die hs. sondern *toren,* was in den text gehört. 28 das 3 *und* ist von 3 geschrieben und nicht in den text aufzunehmen. 30 *spreche* muss bleiben: als ob er sprechen wollte. **14,** 1 herr J. ergänzt *daz dienest* und beruft sich in der anmerkung auf 12, 19 f. beides ist töricht, denn es handelt sich hier nicht um den dienst der minne. 'nicht in meiner liebe (um meiner liebe willen) giengst du' sprach der herr zu Adam, 'als du zu Eva giengst und von ihr die jammervolle speise nahmst.' 6 die apocope in *liez* kann bleiben vgl. 39, 18. 25 *deus* fehlt. **15,** 7 *losunge*[2]. 8 *vnd*[2] — *vn̄*[2]. 12 *spriht*[2]. 14 *wil*[2] — *got*[2]. 17 *vn̄*[3]. 21 *gnadn*[3]. 23 *et l.* hat die hs., was *et luna* aufzulösen ist, nicht *etc.* 28 *vn̄*[3]. **16,** 3 *alz* muss geschrieben werden *(alz daz immer werden sol)* vgl. schon 18, 19 f. *vnser herr*[3]. 6 *gemacht.* 14 *grosser*[3]. 17 *offn*[3]. 18 *an der liehten sunne ist manich wunder gesehen,*

der mân ist oft verwandelt usw. ist ganz gut; die änderung von *gesehen* zu *geschehen* ist nhd. gedacht. 20 *genuch. di*[2] — *au*[c]*h*[3]. 21 der zusatz von *di* ist überflüssig. **17,** 1 *haben*[3]. 2 *sîn*[2]. 4 *sîn*[2]. 7 *und mit uns teile di tugende sînes heiligen geistes* — diese ordnung, wie die hs. sie bietet, ist fehlerlos und muss bleiben. 16 *di ne* — *vnd*[3] nicht in den text zu nehmen. 18 *wîhnaht*[2]. 21 *sulne* hätte bleiben müssen. vgl. 31, 7. 25 *vlîze*[2]. 27 *bosev*[3]. **18,** 1 *vn̄*[3] nicht aufzunehmen. 16 *chôme* zu schreiben. 27 *si* (die engel) *gruozten uns armen.* ist ganz gut, *in diser werld* ist von 3 übergeschrieben und gehört nicht in den text. **19,** 13 *vnd*[3] nicht aufz. 19 herr J. schreibt: '*lehenvnge; lehe* auf rasur, was man eher *zehe* lesen wollte(!)'. das *l* biegt etwas nach rechts ab. herr J. gibt hier die erste probe seiner verwechselung von *l* und *z*, welche später so schönen erfolg haben sollte. 21 *die heimlîche.* **20,** 9 *quod ipse p̄s.* so die hs. herr J. sagt: 'die lateinischen schlussworte stark abgekürzt' und schreibt: *Quod deus ipse prestet*, statt: *quod ipse prestare dignetur*, den gewöhnlichen predigtschluss. 15 *ier lieben*[3]. 16 *noten*[3]. 17 *ist*[2] am rande. 19 *als lieb friunt ûz den ougen choment, sô wirt ir selten wol gedâht* sagt die hs. vortrefflich; 3 macht durch zusätze daraus *die lieben f.*, was herr J. natürlich sofort in den text aufnimmt. 21 *sîn*[2]. 24 *eben her.* **21,** 3 *dîn*[2]. 4 *gewîhet*[2]. 5 *dîn*[2]. 9 *vnd*[3] nicht aufzunehmen. 32 *vns wold*[3]. **22,** 1 *gross*[2]. 5 *zů versiht.* 7 *sî*[2]. 10 *vn̄*[3]. 12 *d*[s] *ist*[3]. 19 *wider brœht*, so trennt die hs. die anm. hat also unrecht. **23,** 3 *sagen*[2]. 6 *genem*[2]. 8 *sein*[2]. 11 *von disem chinde der alles wistuomes ein anegenge ist.* herr J. schreibt *daz* für *der*, vgl. aber Gr. 4, 267. 12 *tôtlich*[1] — *vntôdlichem*[1]. über den *vf* 18 und 19 sind die *o* sichtlich von 1 gesetzt. 26 *der riet sturm und vehten, wi si diu lant dwingen solten, daz si undertân werden dem rômischen fursten.* die hs. liest *wrden* und das war in *wurden* aufzulösen; *werden* ist fehlerhaft. **24,** 1 *gwnne.* 12 *hevt*[3]. 14 *hevt*[3]. 18 *daz si* (Maria) *alle dise werlt gefrowet mit ir heiligen geburte und daz si got sô behielt* usw. nach *gefrowet* hat der ursprüngliche schreiber selbst *hat* übergesetzt und das war auch, wie das nächste verbum zeigt, in den text aufzunehmen. **25,** 1 *der lach ûf der erde in der schôze sîner lieben muoter ân vater und irdischer sunde.* herr J. schreibt *irdische* und sagt in der anm.: 'sollte das handschriftliche *irdischer* etwa gar ein früher schriftbeweis für die in Österreichs umgangssprache tief eingewurzelte und allgemein gangbare dativrection dieser präposition sein?' o nein. es ist der genetiv. herr J. möge nur gefälligst seine anm. zu 41, 8 nachschlagen, dort hat er mit entfaltung ungewöhnlicher gelehrsamkeit sogar aus den von mir Zs. 20 herausgegebenen predigten ein beispiel mit bei-

gebracht. zur construction vergleiche man Gr. 4, 963. 11 *wold*[3]. 13 *v̊f*. 24 *di werlt*[3]. **26**, 7 *dar 'ngegen* war zu schreiben. 14 *si* ist unnötig. 15 *Stephanum* hat die hs. und das muss bleiben. 24 *wer*[3]. warum hier und oft *datze,* wenn für *hintze, vntz* der hs. immer *hinze, unz* geschrieben wird? 27 *gerêt,* warum ist der 'giebel' nicht in den text gesetzt worden? **27**, 2 *d'*[3]. 5 die syncope war in den text zu bringen. 9 *im*[3] nicht in den text aufzunehmen, da die beziehung von *si buten grôze miete* vollkommen verständlich ist. 11 *vn̄*[3] darf nicht recipiert werden. 13 *zewrfn.* 17 der dativ *maniger schoner rede* noch von *wider stên* abhängig darf nicht geändert werden. hier steht *wort* für *wart* in der hs. warum ist dieses *o* für *a* nicht in den text gebracht worden, wenn *a* für *o* immer aufnahme findet? — *er*[3]. 21 *frevde* steht nicht am ende der zeile, sondern es folgt noch *vil.* **28**, 6 *daz wir sein*[2]. 19 *-chrechet* steht über *-wollen,* also ist gemeint *bechrenchet.* 28 *dem*[2]. 29 *te.* 30 *himel.* **29**, 5 *arm̄.* 8 *rain*[3] — *in d'i g. m.* [s] von 3 eingeschoben. 9 *nv*[3]. *gelavht.* herr J. ist wider geneigt, *l* für *z* zu verlesen. 13 *ein*[3], nicht am rande. 14 *ledigôt*[3]. 16 *gnaden*[2], nicht am rande. 22 *gvten.* 24 *vnd*[3] darf nicht aufgenommen werden. **30**, 3 *gewiͤht*[3]. 12 *er*[3]. 19 *gi* ist mit *er* hier zusammenzuschreiben wie 43, 9. 27 *wiͤzze*[3]. 28 *tǒffe.* **31**, 2 *schoͤn*[2]. 5 *stvnden.* 7 *wiͤz*[2]. 20 *fv̊ren.* 29 *Egipt'* hat die hs., das ist zu lesen *Egiptus* nicht *Egipten.* 30 *schon*[2]. **32**, 1 *waren*[3]. 2 *si*[3]. 3 *als*[2]. 14 *doch*[2]. 15 *gefuͤrt*[1]. 20 hier ist *alles* zu schreiben, dagegen 23 *allez.* herr J. nennt s. XXVI sein verfahren: 'auf organische weise regeln.' 22 *lavterr*[3]. 26 die angabe dass *rach* am ende der zeile stehe, ist bedeutungslos, wie an vielen ähnlichen stellen, da vor dem verticalen strich platz genug für die fehlenden buchstaben sich findet. 28 *vnser*[3]. **33**, 2 *hevt*[3]. 12 *alles* ist zu schreiben, vgl. 39, 1. 20 *hevt*[3]. 22 es sollte *weilen* aus *wilen* gemacht werden. **34**, 2 — *det*[3], gemeint war *chundet.* — *erwist.* 3 *an der.* 11 *minē.* 15 *nv*[3]. 18 *nit*[1] oder autor. 19 hier will herr J. *r* für *z* verlesen. 20 *sint* nicht *sin.* 23 *stiͤge*[2]. 24 *hevt*[3]. 29 die einschaltung von *durch* ist falsch, *div helige touf* ist apposition. — *bezeichent.* **35**, 8 ich mache auf die hübsche ausdrucksweise des herrn J. aufmerksam: '*livt;* s c h e i n t aber j e d e n f a l l s *livte* geheifsen zu haben, *e* radiert.' 16 *rain*[3] — *gwan*[3]. 18 *ist*[3] darf nicht in den text genommen werden. 22 *hevt*[3]. 26 *herren*[3]. dann steht es mit der überlieferung so: *unser herre got* steht auf rasur, von 1 geschrieben, 1 hat dann das nach *chukhet* im context stehende *got* gestrichen. **36**, 3 *siͤn*[2]. 4 *vertiliget, -li-* auf rasur. 7 *ein*[2]. 9 *hevt*[3]. 12 *if*[3]. 14 zu lesen: *wan den.* 17 *er dv*[2]. 18 hier hat die hs. *wie hiez in der heilig engel? er hiez in*

Jhesum. daz bediut heilant. mennischlich brode. er nemoht nehein bezer nam vinden. er steht am rande aber doch im contexte dem es angehört. wahrscheinlich stammt es von 1 her, der auch *ne* radiert hat. es ist demnach zu lesen: *daz bediut heilant mennischlicher brode. er moht nehein bezern nam vinden.* so fordert auch der inhalt. bestätigt wird alles durch 2, der *ein* vor *heilant* und *der* vor *mennischlich* übergesetzt hat. 19 *hevt*[2] 22 *vō*. 26 *sîn*[2]. 27 erstes *di*[2], zweites ebenfalls und zwar am rande. **37,** 4 *vn̄*[2], nicht aufzunehmen. 12 *sel*[2]. 13 *d'bosen*[2]. 14 *vn̄*[2]. 19 *operiunt*. 23 *ein*[2], nicht aufzunehmen. 25 *virsv̊nt*[2]. **38,** 2 *Chaldêa*. 6 *rain*[2]. 11 *sas*[2] nicht *selb*. 13 *der*[2] hat die hs. *si opferten an des chindes fuoz vil liehtez golt;* 2 hat *ein* vor *vil* übergeschrieben. herr J. nimmt es, was geradezu fehlerhaft ist, in den text. ebenso steht es mit *ein* vor *wîrôch* 16, *daz* vor *rouhfaz* 17 und *di* vor *mirren* 18. 18 *pitter* steht auf rasur. der erste buchstabe des früheren wortes gieng oben über die linie, der alte haken über dem 2 buchstaben beweist dass dieser *i* war. 20 *pittern*[3]. 21 *v̊zm*[2]. 27 *mein lib*[s2]. — *mir* auf rasur. **39,** 5 *hevt*[2]. 6 *tôdlichen*[2]. 8 *graft*[2]. 10 *spriht*[2]. 15 *zebresten* ist zu schreiben wie die hs. hat. — *nicht*[3]. 18 *lieben chint*[2]. 24 *s. Marie der*[3]. 25 *fvz spar*. 26 *rainev*[2]. **40,** 1 *wol*[2]. 3 *wand si selbe* ist zu schreiben wie die hs. hat. herr J. meint wol *selbe* sei hier gebraucht wie im heutigen amtsstil. 7 *brvste*[2]. 10 *ier*[2]. 13 *rehtē*. 17 *der*[3]. 27 *rainē*[3]. 30 *ein*[2]. **41,** 1 *di*[2] nicht aufzunehmen. — *bizeichn* gehört in den text. — *tvrteltvbe*[1]. 2 *vn̄ gv̊t*[3]. 4 nach *gemachid* noch raum und punct. 17 *den*[2]. 21 *lieht vas*. **42,** 1 *wan* ist zu schreiben was die hs. hat. damit wird auch die anmerkung hinfällig. 10 *hevt*[2]. 13 *pitt'n*[2] am rande. 15 und 16 *ein*[2] nicht aufzunehmen. 16 *vn̄*[2], dies lässt ein misverständnis des correctors wahrnehmen. 19 *vn̄*[2] ist von herrn J. stillschweigend und unrichtig in den text gebracht worden. 21 *der*[3]. 23 *rain*[2]. **43,** 5 *trvbe*. 8 *gedv̊tet*. 14 *îlt*[2]. 18 es ist interessant dass der schreiber *emprante* schreiben wollte, aber beim 3 strich des *m* innehielt. 19 *den rain bavch*[3]. 20 *si* scheint mir überflüssig eingesetzt. die hs. hat: — *daz* (Maria) *nie gedâht in werltlicher hitze suntlicher meile. und gebar diu rein bluome den heilant aller sundære.* herr J. schreibt *die rein bluome.* aber *bluome* ist apposition zu *frowe* 20. nur scheinbar spricht dagegen 44, 10 f, entschieden dafür zeugt 133, 23. auch die interpunction der hs. veranlasst, die überlieferung festzuhalten. 28 *vns*[3]. 29 *wir*[3] nicht aufzunehmen. **44,** 1 hat die hs. *spricht er* und darüber schreibt 3 *vnser herre*. es wird von herrn J. *er* gestrichen und *vnser herre* in den text aufgenommen, das ist falsch. 7 *ein*[3] nicht aufzunehmen. 9 *wîsunge*[2] — *alles*[3] nicht aufzunehmen. 15 ff *diu* (gerte Aarons) *begunde in drîn tagen ze gruonen und ze*

louben und lieht bluoden und bringen darnâh zîtige nuze (di ist von 3 übg. und nicht aufzunehmen): das ist so zu bessern: — *und lieht bluoden bringen und darnâh z. n.* vgl. 16, 24. — herr J. stellt in der anm. die schöne vermutung auf, *bluoden* sei eine eigentümliche nebenform für *blüejen, blüewen.* 22 *hohcit,* aus *c* ist dann *z* gemacht worden. 23 *arm svnter*[2]. 26 *Reminiscere* steht nach herrn J. 'am linken seitenrande'. es steht eben, wie alle diese zusätze am aufsenrande des blattes. **45,** 3 *vns*[2] nicht aufzunehmen. 4 *vnd*[2] desgl. 5 *ewangelii* nicht *ewangelium.* 6 *Jhesus.* 7 *gewiht*[2] — *ist*[2]. 10 *Sidônis.* 12 *Tyr',* was *Tyrus* zu lesen ist, nicht *Tyro.* 19 *noten*[2]. 20 *bevangen was*[3]. 24 *anbet.* 28 *behaft*[3]. **46,** 2 *dv si sach. daz* ist von 1 auf rasur geschrieben worden. von dem früheren ist noch sichtbar dass der 1 und die 2 letzten buchstaben über die linie hinausreichten. *iſ* wurde von 3 hinzugefügt, *da vor* von 1 durchstrichen. 5 *von*[3]. 11 *vn̄*[2]; hier nimmt herr J. die conjunction nicht in den text, obschon der fall ganz so beschaffen ist wie die früheren stellen, an denen er es getan hat. 13 *di*[3] nicht aufzunehmen. 15 *wirtschæft* — *dîn*[2]. 16 *vn̄ groz*[3] — *wîle*[2]. 18 *hevt*[3] — *des*[2]. 19 nur *-trogen*[2], das *be* ist, wie sonst öfters, gemeinschaftlich. 21 *wêinen*[2]. 23 *pittern*[2]. 24 *di*[2] wahrscheinlich nicht aufzunehmen. 26 *als*[3], das alte deutliche *dannen* muss gehalten werden. **47,** 1 *hevt*[3] — *schier*[2] nicht aufzunehmen. ebenso 7. 10 *svften*[2]. 13 *heiligen*[2]. 19 *wir, di, vn,* dann 20 *den* sind von 2 übergeschrieben und dürfen nicht in den text aufgenommen werden. vgl. sofort 48, 18. 22 *not*[2]. 26 *pma* übergeschrieben. 27 *Invocavit* von 1 am rande. **48,** 1 *wislicher*[2]. 2 *wol*[2] nicht aufzunehmen. 3 *er*[2]. 5 *in dem himilrich*[2]. 6 *di sint*[2], *sin* von 3 durchstrichen. 7 ff liest herr J.: *als ein muoter zochet ir chint, sô iz weinet, alsô tuot der heilige Christ hin zen sundærn. er bitet und manet, er schundet und rætet, er zochet und enzundet* usw. anmerkungen und glossar gewähren weislich keine aufklärung. herr J. scheint *zochen* mit dem bekannten verbum *zocken* identificiert zu haben. alles wird deutlich, wenn man sieht dass die hs. an beiden stellen klar *lochet* überliefert. 12 *der bosen*[2]. 15 *vn̄*[2]. 20 *lîhte*[2]. 23 radiert ist *chut,* darüber geschrieben von 3: *ewō vnd sprich also.* 24 hier ist die erste der vielen stellen, wo herr J. gegen *mennsch* der hs. (syncopiert aus *mennisch)* widerrechtlich *mensch* geschrieben hat. **49,** 1 von der alten lesart ist nichts übrig als der rest eines unter die linie gehenden striches. *cherē*[3]. 5 *begie.* 15 *boser*[2]. 17 *vf.* 19 *solt*[2]. 21 *ni,* dann rasur, auf der *cht,* von *t* ist aber nur der querbalken neu. ich vermute dass früher *nien* da gestanden hat. 24 das längezeichen in *gînch* ist hier wie 120, 20 zu streichen. 29 *vn̄*[3], von herrn J. stillschweigend und unrichtig in den text aufgenommen. **50,** 5 *e* ist allerdings noch erkennbar

jedoch etwa zwei buchstaben weit von *sa*, das alt ist. *ze stunde* kann nicht früher vorhanden gewesen sein, weil es an platz dafür fehlt und an den erforderlichen stellen nicht die alten schäfte über den linien spuren hinterlassen haben. 6 *er*[2]. 8 *gît-lichem*[2]. 12 *daz*[2]. 15 *hevt*[2]. 20 *des* steht am rande und ist von der hand des schreibers selbst, es gehört in den text. 21 *vñ ziert*[2]. 23 *ier vñ*[2] — *vñ*[2]. 25 *weret, t* steht auf rasur. 26 das eingeschobene *durch* lehrt dass herr J. die stelle ganz falsch, selbst vom nhd. standpuncte aus falsch, beurteilt hat. es ist zu streichen. **51,** 27 *schôn*[2] — *vreude* steht auf rasur. der 1 buchstabe des alten wortes reicht über die linie, der letzte war weder *e* noch *n*. 28 *vngemah, -emah*[3] auf rasur. unter *m* war ein buchstab der über die linie gieng, vielleicht auch unter *a*. gewis war *e* der letzte. *vngemah* passt hier gar nicht, es steht als synonymum zu *chlage* und *wuof*. die rechte bedeutung von *vngemah* sieht man 10, 10. 16, 4. 46, 21. 64, 16. 77, 5. 81, 21. 130, 18. **52,** 14 *mvsen*[3]. 22 *alles, s* ist von 1 hinzugefügt. ebenso hat 1 in 28 *t* zu *varn* gesetzt. 29 weshalb herr J. das *veiwerinen* der hs. in *veuwerinen* umgeschrieben hat, ist mir unerfindlich. **53,** 12 *im*[3] nicht aufzunehmen. 17 *des*[3]. 20 *edel gesteine*, so ist einzig richtig zu schreiben. 23 *lihnam*[3]. 25 *et prophete mortui s̄*. was zu lesen ist *m. sunt*, nicht *mortuis*. **54,** 2 *svln hevt*[3] über *nv wir*. die ergänzung des herrn J. ist mir sehr zweifelhaft. 4 *heligen*[3]. 10 nein, *vns* ist von 1 an den rand nach *mante* geschrieben. 11 *gemêrte* ist in den text zu nehmen. 14 *hevt*[3]. 15 es ist von 2 übergeschrieben *an dem* †, *an dem* allein hat ja gar keinen sinn. 16 *di*[3]. 17 *wir*[3] nicht aufzunehmen. 22 *vñ werden*[2]. 24 *noh*[3]. 26 *geheizzen*. **55,** 5 *paradyso*. 9 *r*[3] — *boshait*[3]. *v̊z*[1]. 10 *dinge*[3] — *d*ᵉ *reht*ᵉ[2] — *gelavben*[2]. 18 *t*[3], es sollte *gevritet* herauskommen. **56,** 9 *e. demo*. 14 *wol*[3]. 20 *menschen*[2]. 23 *gvtiv*. **57,** 2 *ewangelii*. 5 *das*[2]; herr J. gibt mit aufserordentlicher genauigkeit an, das *s* sei kleiner als *da*; leider ist es nicht wahr. 22 *Jhesus* — am rande: *Letare ier*, mit durchstrichenem *l* verknüpft, was dann *Jerusalem* heifst. 26 *alles* muss geschrieben werden. **58,** 7 *wol vnngerne*, nicht *wol vnd gerne*. 12 warum ist *vastin* nicht in den text gesetzt worden? 20 die einschaltung des herrn J. *dâ von* ist als gänzlich überflüssig zu streichen. 28 *vil*[3] nicht aufzunehmen. 29 *gewesn*[3]. **59,** 3 *dev*[2] nicht aufzunehmen. 19 *dv*[2], ob aber nicht das *sprach* an die früheren worte des apostels anknüpfen soll? vgl. Marc. 4, 27 f. — *der zwelfpoten ainer*[2], unter der rasur sind noch die buchstaben — *ſte* sichtbar; vielleicht ein superlativ, der als sonderauszeichnung eines apostels anstöfsig war. 20 *ein*[2]. 25 *mensch*[5]. 27 *schier*[3] — *so*[3]. **60,** 3 *als*[2]. 12 *chvnigen*[2]. 22 *hat*[2]; es in den text aufzunehmen ist fehlerhaft. 28 *hevt*[3]. **61,** 2 *an*

ist leicht durchstrichen. 4 *herz*[3]. 5 *schîn*[3] — *siͤn*[2]. 9 *in dem himelreich*[2]. 16 *siͤn*[3]. 18 *wcher*. 19 *-cheret*[3] — *siͤn*[3]. 21 *d*[1]. 23 *wiͤt*[2]. 25 heifst es: *swie michel sin angest si, sin wirt im niht gebuozet*. natürlich ist das zweite *sin* gleich *si ne*. herr J. aber schreibt *sîn* und denkt an den genetiv! **62,** 1 *di*[2]. 12 *siͤt*[3]. 15 *dev*[2] nicht aufzunehmen. 20 *hevt*[2]. **63,** 7 *sprachn di iuden*[2]. 8 *got*[2]. 11 *êrte*. 30 *an im*[3]. **64,** 3 *gnaden*[3]. 10 *zeinē trost*[2]. 14 *g*[3]. 16 *vn̄*[3] nicht aufzunehmen. 17 *bedecchet — hevt*[2]. 19 *entslîffen*[2]. 23 *schaiden*[2]. 25 *gros*[2]. 26 *rain*[2]. 27 *an sel vnd leib*[2]. **65,** 1 *di*[2] beidemale. 2 *dv bist*[3]. 3 *ein*[3] — *so*[3] nicht aufzunehmen. 5 *d*[1]. 7 aus *wil* ist *vil* durch rasur hergestellt. 8 *vn̄*[2] nicht aufzunehmen. 9 hier hat herr J. nicht das bedürfnis, *wier*[3] in den text zu nehmen. vielleicht wird er über die inconsequenz seines verfahrens selbst staunen, wenn ich ihm eine sammlung von beispielen vorlege, wo das personalpronomen der 1 pers. plur. (natürlich sind nicht alle fälle gleichartig) vom schreiber nicht angewendet ist, während es nhd. stehen müste. 11, 21. 43, 29. 47, 19. 48, 18. 54, 17. 66, 7. 67, 10. 69, 12. 78, 27. 79, 6. 83, 1. 85, 25. 86, 10. 91, 3. 94, 30. 97, 28. 98, 24. 100, 10. 15. 102, 26. 104, 21. 105, 2. 18. 108, 25. 109, 19. 112, 12. 115, 8. 123, 17. 129, 22. 130, 19. 134, 14. 24. 135, 26. 136, 2. — 13 *noh gas nien iht*[2]. 14 *mîden*[2]. 16 *geschaiden*[2]. 26 *zorniger*[2]. **66,** 2 *tievil*[3]. 4 *giͤnt*[3] — *wiͤt*[3]. 7 *wier*[3] — *wiͤt*[3]. 8 *niͤt*[3]. 9 *îe*. 10 *dî*[3]. 11 *brvtegǒmes* ist blofs von 1 durchstrichen, *vravden* an den rand geschrieben. in *def* ist *f* in *r* umgewandelt worden. 14 *Invocauit*[1] am rande. 18 *lîht*[2]. 19 *sint*[1]. 20 in behandlung des *i* für *ie* ist herr J. inconsequent. gelegentlich schreibt er es zu *ie* um (zb. *libe* zu *liebe)*, in vielen fällen hält er es. 22 *gewes*[2]. 23 *r*[3]. **67,** 14 nach *wir* ist *t* radiert. 21 *wiͤht*[2]. 22 *et f*. 26 *rain*[2]. 29 *einē*. **68,** 10 *wrfin*[2]. 14 *lait*[2] — *wart*[2]. das *nv*[2] und 15 *dem almechtigen got*[2] sind durchaus nicht aufzunehmen. vgl. nur z. 9. 17 *wiͤte*[2] — *giͤn*[2]. 23 *sein*[2]. **69,** 6 *vn̄*[2] nicht aufzunehmen. 8 *vn̄*[2]. 12 *gross*[2]. 15 *daz sin*, was auch in den text gehört. 18 blofs *manig* ist durchstrichen und *gross* übergeschrieben. — *vn̄*[3]. 19 *vn̄ sein gross*[3] — *vn̄*[2]. 21 *mit den*[3]. **70,** 3 *ir-* ist radiert und *wan*[3] darauf gesetzt, *-discher* durchstrichen und *sein*[3] daneben am rande. 7 *lie*. 12 eher *und daz er sîn — hant*[3]. 15 das *wrt* der hs. ist in *wurt* aufzulösen, da *mohte* conditional vorausgeht. *wirt* ist fehlerhaft. 17 *vn̄*[3]. 18 *gvͦt tæte — im ist*[3] — *vn̄*[3] am rande. 22 *von*[3]. 18 *Jhesus — uen̄.*, was jedesfalls nicht in den unsinnigen plural aufzulösen ist. **71,** 3 nach *gebreit* ist noch reichlich platz, der nur durch einen punct ausgefüllt wird. 8 *chvndet*, *f* ist von 1 vorangesetzt. 10 *vn*[3] nicht aufzunehmen.

22 *vn̄*[3]. 28 *der*[2]. **72,** 5 *vnsir*[2]. 23 *paradyso.* 26 *boshait*[3]. 29 *lösen.* **73,** 1 *ueniss;* — was als *venisset* aufzulösen ist. 8 *wol*[3] nicht aufzunehmen. — *von*[3]. 12 *phahen*[3], gemeint hat der corrector *schin enphâhen.* 20 *vnsers herren*[2]. 26 *vnser herr*[2], — hier ist *e* bei *werlte* wahrscheinlich zusatz, der den rest des raumes in der zeile ausfüllt. 27 ich vermute, es sei *aver ir u. j.* zu schreiben, was auch den fehler erklärt. **74,** 9 *wiͤle*[2]. 16 *trost*[3]. 20 *esil*[2] nicht aufzunehmen. 22 *ir gwant*[1]. 23 *den alten*[1]. 24 *vͣz*[2] — *vn̄*[2] — *tugent*[2]. 26 *vn̄*[2] nicht aufzunehmen. 27 *wᷤfin*[2]. **75,** 1 *chinthait in*[3]. 7 *da*[3] nicht aufzunehmen. 18 *di*[3]. 23 *nv* ist vom schreiber selbst. 29 *Ditz* ist radiert und *Hevt* von 3 übergesetzt. **76,** 6 *vn̄*[3]. 10 *di*[3]. 11 *gehagen*[3], offenbar ist *gehangen* darunter zu verstehen. 14 *chirchow, w* ist von 1 zu *ve* gebessert. 19 *mangeslecht; geslecht*[3] auf rasur; herr J. setzt *manchunne,* und bemerkt in der note ausdrücklich: 'obiges *chunne* von mir gemutmafst'. das war freilich nicht allzuschwer, da *ch . . . e* noch sichtbar sind und *manchunne* 25, 24. 56, 20 vorkam; an der zweiten stelle war schon *menschen* von 2 übergeschrieben. — *sein*[2]. **77,** 2 *apcrvͤnte*[2]. 5 *der*[2]. 10 *gefvͤrt*[1]. 26 *angeste.* 29 *mvͤssen*[1]. 30 *antlvz* steht allerdings auf rasur, aber darunter ist *gesiune* noch zu lesen, was in den text gehört. — *gefvrt*[1]. **78,** 19 *plvte.* 22 *conresurrexistis.* 30 *hin*[2]. **79,** 6 *wier*[3]. 9 *trvgner*[2]. **80,** 1 *genoͤssine*[2]. 2 *gewissez.* 9 *bedvte.* 15 *erworven; v* steht auf rasur von 1, früher scheint *f* da gewesen zu sein. 27 *Phylippi.* **81,** 11 *wdt.* 17 von *berhtel* ist nicht blofs das *l* zu sehen, sonst wäre herr J., der sich hier den anschein gibt, als ob er eine conjectur gemacht habe, gar nicht darauf gekommen, sondern das ganze wort, welches demnach in den text zu setzen ist. das adj. *berhtel* noch 136, 23, das fem. *berhtel* 16, 19. 21 *durh* — *himilreich*[3], der letzte buchstab des wortes unter *durh* reichte über die linie. unter *himilreich* stand ein wort, dessen erster buchstabe mit einem *n*- oder *m*-striche begann, der drittletzte buchstabe war *k*, der letzte *n? t?* 24 *rîch* — *vnsir*[3]. **83,** 1 *wol*[3] — *conputati.* 10 *Philippus.* 15 falsch aufgelöst, es muss heifsen: *quod ipse prestare dignetur.* 16 *Exaudiuit*[1]. 25 noch für zwei buchstaben raum. 28 *also*[2] — *was*[3]. **84,** 6 *vnd*[2] nicht aufzunehmen. 21 *choͤnden*[1] — *gaz* nicht *gar.* vgl. zusatz zu 65, 13 und *ungdz* 106, 14. 24 *ein*[2] — *als*[2]. **85,** 3 *wᷤt*[3]. 10 *er*[2] nicht aufzunehmen. 15 *menschī*[2]. 16 *si*[3]. 24 *wir*[3]. **86,** 6 *ewangelii.* 10 *wol*[3] — *wir*[3]. 13 *zvͦ vart.* 14 *wir*[3]. 20 *wir in*[3]. 21 *ebichlich*[3]. 23 *also*[2] nicht aufzunehmen. — *mvͦss*[3]. 25 *vns anlige*[3]; von dem radierten ist noch sichtbar dass der 1 buchstabe und der vorletzte über die linie giengen, der letzte ist *e.* 26 *ewangelii.* **87,** 1 *der*[3] — *tē*[3]. 2 *vn̄ tē*[3], gemeint ist *vnt mit ten.*

19 *auh in di werlt*[3]. 21 *vn̄*[2]. 28 *den*[2] nicht aufzunehmen. **88,** 3 über *blies* und *sein* ist entweder vom schreiber oder von 1 *in* gesetzt, später aber wider radiert worden. 14 *an*[3]. 16 *is*[3]. 17 *dv*[3]. 21 *vil*[3]. 22 *getroͤst*[2]. 24 *nimmir*[2]. 25 *zv̊ sinen jungern.* 26 *siͤn*[2]. 27 *vn̄*[2]. 28 *miͤn*[3]. *fvͤze*[1]. **89,** 1 *also*[3]. 2 *der*[3]. 4 *hast*[3]. 11 *vreuden*[3]. 14 *nv*[3] nicht aufzunehmen. 17 *vn̄*[3] — *chomon*[3]. 18 *erloͤst*[2]. 21 *trost*[3]. 22 *vͣf*[3]. 23 über *gesliffen* standen vorher zwei buchstaben, sie sind radiert und dann *zirgangen* von 3 geschrieben worden. 26 *totes,* durch 2 ist aus dem 2 *t* ein *d* gemacht worden. **90,** 3 *ein*[3]. 4 *di*[3]. 15 *siͤn*[2]. 16 *di*[3] — *di*[3]. 17 *froͤmdelichen*[2] — *nv*[3]. 18 *des*[3]. 19 *avch*[3]. 20 *heiligen*[3]. dieses adj. zu *crûce* in den text zu setzen, war hier eine ganz besondere geschmacklosigkeit, da Christus selbst spricht. vgl. 94, 8 und andererseits 104, 25. 30 ff. 22 *vil*[2]. 23 *wil evch*[3]. 24 *tv̊t*[2] — *geben*[3]. 28 *wol*[2] nicht aufzunehmen. **91,** 2 *entvͤnt.* 11 *vͣz*[3]. 14 *behv̊t*[3]. 15 *vnsir herre*[3]. 19 *wiͤsen*[1]. 20 *vn̄*[2] nicht aufzunehmen. 25 *chint*[2] nicht aufzunehmen. 29 *Apokalipsi.* 29 *quam* nicht *quia.* **92,** 1 *vn̄* steht weder darüber noch daneben, ist nicht vorhanden. 2 *vn̄*[3]. 3 *sein*[3]. 4 *siͤn*[1]. 6 *vn̄*[3]. 9 *Jubilate*[1] am rande. 10 *di*[3] — *vn̄*[3]. 15 *wir*[2]. 16 *mvt — ein*[2]. 19 *paradysum.* 21 *griͤffe*[2]. 27 *geschiͤnen*[2]. **93,** 1 *chv̊sch*[2]. 5 *gnad*[2]. 10 *ich*[2] — *vil*[2]. 11 *su,* es hätte *so* werden sollen. 13 *moͤht*[2]. 14 *choͤm*[2]. 18 *also*[2]. 19 *chint*[2] nicht aufzunehmen. — *mich*[2]. 20 *freuden*[2]. **94,** 1 *di*[2]. **95,** 3 die rasur ist so klein dass höchstens 4 buchstaben da gestanden haben können. der letzte oder vorletzte davon gieng über die linie. 27 *stiͤge*[1]. **96,** 22 *herzogen* steht auf rasur von 2; der letzte buchstabe des wortes darunter war -*e*. 23 auch -*chvnden*[2] ist auf rasur geschrieben. 26 *miͤn*[1]. **97,** 6 *v̊f vart.* 14 *aan,* aus dem ersten *a* ist *h* noch vom schreiber gemacht. **98,** 1 *Vocem jocunditatis*[1] am rande. 8 *moͤht*[1]. 15 *dem*[2]. 17 *tot*[2]. 18 *bermd*[2]. 29 *alles* ist zu schreiben. 30 *hort*[1]. **99,** 6 *miͤn*[1]. 8 *quicquam.* 11 *miͤn*[1]. 12 *miͤn*[1]. 13 *siͤn*[1]. **100,** 5 *schoͤn*[2]. 8 *toͤrwærtil*[2]. 13 *brutegoum* ist ganz deutlich lesbar. **101,** 3 *rvͤfen*[1]. 6 *anplicche.* 12 über *vnser* war von 1 *iv* geschrieben (also: *vnseriv),* ist aber wider radiert worden. 25 *mvͤssen*[1]. **102,** 1 *miͤn*[1]. 6 *wiͤte*[1]. 27 *port*[2]. 28 *ie.* **103,** 1 *gestvͤle*[1], gleich dann *stvͤle* 2. 17. **104,** 13 *rain*[2] — *heten*[2]. 29 *wir*[3]. 30 *vnser*[3]. **105,** 2 *wir*[3]. 10 *dvrhn svnter*[3]. 11 *ahsl*[3]. 13 *wisoͤde*[2]. 16 *auch*[2]. 18 *mvͤge*[2]. 28 *vromde.* **106,** 5 *heilich*[2]. 14 *von*[2]. 17 -*at*[2], *st*- soll gemeinschaftlich sein. 27 *vnd*[2]. **107,** 6 *herze*[2]. 9 *zv̊ versiht.* **108,** 16 *der*[2] — *siͤn*[1]. 18 *mer*[2]. 19 *wiͤzzer*[1]. 30 *also mvos im*

dort gelont wsī[2]. **109,** 1 *heiligen*[2]. 13 *rain*[2]. 14 *siͤn*[2]. 15 *ministraverunt.* 19 *heut*[2]. 24 *zv vart.* 25 *alt vordern* ist schon deswegen getrennt zu schreiben, weil die beiden worte in der hs. getrennt decliniert werden. 29 an die *d* in den beiden *din* sind von 1 *e* angehängt, ebenso in *din* **110,** 1. — *ih*[2] nicht aufzunehmen. 2 auch hier *e* von 1 an das *d* der beiden *din* geknüpft. **111,** 1 *schoͤn*[2]. 2 *bezeichen* verkürzter conjunctiv. 7 *siͤn*[1]. 27 *trvͤb*[1] — *viͤntschaft*[1]. 30 *di*[2]. **112,** 6 *nvͤlichen*[1]. **113,** 16 *blvmen.* 19 *vnsir*[3]. 20 *zv̊.* 21 *der*[3] nicht aufzunehmen. 22 *behalten*[3]. 26 *der*[3]. 30 *vnd*[2]. **114,** 1 *libev*[2]. 2 *dem*[2]. 7 *erlischet*[2]. 13 *svln*[2]. 17 *vn̄*[2]. 18 *é;* hier gibt herr J. an dass die hs. *é* hat; bisher hatte er es nicht angeführt und doch steht in der hs. immer *é.* 25 *als hohe* ist von 1 auf rasur gesetzt, der vorletzte buchstabe darunter war *i.* 29 *vnd gros*[3]. **115,** 1 *also*[2]. 3 *vnd verchert*[2] nicht aufzunehmen. zwar wäre der pleonasmus an sich nicht unpassend, aber er ist auch nicht nötig und an zwei stellen 117, 5. 133, 11 gebraucht der prediger *verwandeln* in demselben sinne allein. 6 dass *vil*[2] am rande steht, hat herr J. nicht angemerkt, es darf nicht in den text aufgenommen werden. 8 *wir*[2] nicht aufzunehmen. 20 *vn̄*[2]. 21 *vn̄*[2]. 24 *vn̄*[2]. 25 *gnaden*[2]. 27 *di*[2]. **116,** 11 *ein*[2] nicht aufzunehmen. 22 *Zach/ fvrht dier niht Zach/*[2], was herr J. in komischer weise verlesen hat. 23 *diͤn*[1] — *diͤn*[1]. 25 *gwldich*[2]. 29 *do, -ev*[2] ist übergeschrieben. — *siͤn*[1]. **117,** 2* *dev got stimme*[3]. 4 *diͤn*[1]. 14 *siͤn*[1]. 20 *vnd als gweldich*[3]. 24 *wiͤssagen*[1]. 25 *dinch*[3] — *si*[2]. dieses wird kaum aufgenommen werden dürfen. **118,** 8 *moͤhte*[1]. 15 *virlassent*[3]. 30 *siͤn*[1] — *hant*[2]. **119,** 18 noch platz für zwei buchstaben — *schemphers*[2]. 25 *svnterr*[2]. **120,** 14 *des*[2]. 15 *siͤn*[2] — *da er gie*[2]. 17 *des*[2]. 25 *gecrvͤcet*[1] — *siͤn*[1] — *vn̄*[2]. 28 *vn̄*[2] darf nicht aufgenommen werden. **122,** 27 *ie.* **123,** 11 *gefvͤrt*[1]. 13 *gefvͤrt*[1]. **124,** 7 *schiͤnt*[1]. 21 *chrvͤmbe*[1]. **125,** 9 *ẘtrich, ẘt* auf rasur. 13 *gefvͤrt*[1]. **126,** 10 *inventum in me iniqui.* 14 *hat. vn̄ sant Laur̄. sele.* 29 *Laur̄.* **127,** 14 *Laur̄.* 32 *Laur+.* **128,** 9 *Laur+.* *touften* ist in den text zu setzen. 12 *dar v̊f.* **130,** 20 *Georien.* 21 *genozzen.* 29 *gnoͤzzine*[1], es ist übrigens fraglich, ob das *e* nicht zu *g* gehört. 31 *bischolfe,* ein über *l* gesetzter buchstabe ist radiert. **131,** 1 hier ist nur *dazs* zu schreiben. **132,** 24 *wut* (herr J. *wirt), w*[1] steht auf rasur. sichtlich hat der schreiber *chut* geschrieben. **134,** 11 *wrt* muss zu *wurt* aufgelöst werden. **135,** 4 *doh.* 31 *und schulen* einzusetzen ist überflüssig. **136,** 4 *froͤmde*[1]. 23 *schoͤn*[1]. **138,** 15 der zusatz des herrn J. ist zu streichen. 21 *toͤhter*[2].

* über *-bern* z. 1 steht von 2 *-winnen,* was aber wider radiert ist.

4) Interpunction. diese liegt im argen. und doch hätte es herr J. so leicht gehabt. an der oben citierten stelle Anz. II 202 habe ich schon darauf hingewiesen, wie vortrefflich die interpunction der hs. sei. in der tat, ich habe mich immer mehr davon überzeugt, ist sie geradezu classisch. sie differiert in mehreren dingen von unserer auffassung der satzverhältnisse, aber eben diese differenzen sind ungemein lehrreich. die mittel, deren der schreiber sich bedient, sind der punct und in einigen wenigen fällen ein schiefliegender strich. diese zeichen hätten durch die modernen ersetzt und die differenzen, nachdem sie in der einleitung besprochen worden, dem modernen gebrauche gemäfs geändert werden müssen. sorgsame beachtung der hs. war aber vor allem geboten. auch der grofse buchstabe beim anfang von absätzen deutet manchmal das richtige an. herr J. leistet unglaubliches in falscher interpunction. mir ist sein verfahren nur dann verständlich, wenn ich annehme, er habe in seine abschrift die interpunction der hs. gar nicht eingetragen. hätte er das, so müste er bei bearbeitung des textes die sorgfalt des schreibers erkannt haben. vielmehr hat herr J. gleich beim abschreiben seine interpunction eingetragen und, da er ihr überhaupt wenig aufmerksamkeit zuwandte, so die abscheulichkeiten zu stande gebracht, welche ich im folgenden verzeichne: **2**, 23 nach *maged* höchstens comma. hs. interp. nicht. **3**, 12 nach *tage* punct. **5**, 21 *Ovch*, die hs. deutet so an dass ein neuer gedanke vorgenommen wird. jeder satz enthält einmal die bestimmung *dises tages*. also ist 19 nach *tage* comma, 20 nach *natûre* punct zu setzen. **6**, 30 punct nach *bechêrt*. **7**, 7 kein comma nach *mohten*, aber nach *tach*. **8**, 10 nach *bilde* comma. **10**, 3 comma nach *wort*. 10 comma nach *vanchnusse*. 19 nach *manslek* hat die hs. punct, wodurch sie schon die subst. von den adj. trennt. 22 punct zwischen *uns* und *wie*. **14**, 7 comma nach *wiht*. *var* und *verwâzen* gehören zusammen. vgl. 49, 23 und 102, 25. **15**, 1 das comma nach *beidiu* gehört nach *trûten* vgl. 110, 12. **16**, 6 punct nach *gemaht*. **18**, 21 punct nach *sîn*; comma 23 vor *allez*. **20**, 23 punct nach *wart*. **21**, 8 punct nach *sî*, 11 comma nach *trôstlich*. 22 comma nach *bermde*, ebenso nach *sî* 23, denn *ir* wie die folgenden zeilen bezieht sich auf Maria. **22**, 26—**23**, 2 gehören noch zum citat. **23**, 25 nach *hêrscheft* punct. **26**, 1 die interpunction der hs. lehrt die stelle anders auffassen. *froude* (25, 29) ist gen., daher nach *engeln* kein comma; *den guoten willen* ist apposition zu *niuz sanch*. auch der folgende satz mit *ob* beweist das. **27**, 11 nach *untriwe* höchstens strichpunct. **31**, 12 ganz falsch. punct nach *buochen*, comma nach *tûsent*. auch die anführungszeichen müssen natürlich wegfallen. 21 nach *stîge* comma. **32**, 4 nach *Rachêl* comma. **33**, 28 nach *Abrahâm* comma. **38**, 7

nach *vor* comma. **40**, 24 comma nach *schrift*, punct nach *chômen*, 25 comma nach *toufer*. die anmerkung enthält, da herr J. die stellen misverstanden hat, ganz törichtes gerede. **41**, 28 nach *behalten* punct. **45**, 29 comma vor *niht*, 30 nach *werlte*. **49**, 10 comma nach *dûz* zu streichen. **51**, 28 nach *ungemah* comma. **52**, 20 punct nach *fleisches*, 21 comma nach *ist*, 22 comma nach *gehôrt*. **53**, 27 punct nach *hin*. **55**, 28 nach *bechomen* punct. **56**, 26 nach *trôste* comma, denn auch *werden wir* 25 ist conditional. **57**, 5 nach *getân* punct, denn *als* (= ebenso) wird nicht durch die folgenden sätze erläutert. 31 nach *gearnet* strichpunct. **58**, 1 nach *ougen* punct, 8 nach *merchen* punct. 22 nach *rede* comma, 23 nach *ûf* strichpunct. **59**, 12 comma nach *brôt*, das nächste ist conditional, 14 strichpunct nach *solt*. **60**, 1 nach *mennschen* punct. **61**, 10 nach *ende* punct. 27 nach *wârn* punct. **63**, 9 nach *Samaria* strichpunct. **64**, 16 nach *vol* comma. **65**, 8 punct nach *gnâde*. **68**, 21 nach *sûmen* comma, ebenso 22 nach *botschaft*. **69**, 19 nach *trôstes* punct, 26 nach *Amalêch* comma. **72**, 23 comma nach *sprach*, der doppelpunct nach *dô* ist zu streichen und hinter *stên* zu setzen. **73**, 9 comma nach *Jêrusalêm* und nach *niw*. **75**, 23 nach *sint* comma. **76**, 24 nach *erlôsunge* comma. **77**, 6 nach *bechomen* comma. 11 nach *sî* punct. 12 nach *chomen* comma. **79**, 21 comma nach *grab*. **81**, 29 nach *vindicabo* punct. **84**, 21 punct nach *chonden*, comma nach *brôt*. **86**, 25 nach *lige* comma. **87**, 8 comma nach *sint*, comma nach *urstende* zu tilgen. die anm. ist falsch. **88**, 4 nach *gwalt* doppelpunct. **90**, 19 nach *gwaltes* ist das anführungszeichen zu schliefsen. **92**, 26 *werden* bezieht sich auf *wir* und muss deshalb bleiben. **93**, 16 punct nach *wœre*, 18 comma nach *wirt*. 25 punct nach *sêlen*. **95**, 24 nach *erlôsunge* fragezeichen. **96**, 1 nach *het* punct, 3 nach *welle* punct. 7 punct vor *Di*, ebenso 9. 24 comma nach *mir*, strichpunct nach *boteschaft*. **97**, 15 comma nach *var*. **99**, 13 punct nach *hân*. 28 das anführungszeichen nach *accipietis* muss wegfallen, denn 27 ist nicht mehr directe rede. **100**, 28 punct nach *himelrîches*, comma nach *bermde*. **101**, 23 nach *scheide* punct. 30 nach *munter* comma. **102**, 16 nach *sîn* comma. **103**, 8 nach *got* comma. 17 die hs. interpungiert nicht nach *cristalle*, dagegen nach *stuole* und zwar ganz richtig. schon Apoc. 4, 3 *et qui sedebat, similis erat aspectui lapidis iaspidis et sardinis: et iris erat in circuitu sedis, similis visioni smaragdinae*. vgl. oben 4 ff und 6: *et in conspectu sedis tamquam mare vitreum simile crystallo: et in medio sedis et in circuitu sedis quattuor animalia plena oculis ante et retro*. **104**, 13 comma nach *verborgen*. **105**, 8 nach *ahsel* punct. **106**, 15 ff liest herr J.: *An dem sibentem tage bat er sich ûz lâzen, wand*

er niht lenger leben mohte, und gie mit weinunden ougen an der stete, dâ si graben solten. Dâ was ein michel smach usw. der grammatische fehler stört herrn J. nicht im mindesten. es ist punct nach *ougen,* comma nach *solten* zu setzen. **107,** 7 nach *chirchen* comma. 18 geradezu komisch ist das misverständnis, welches herr J. an dieser stelle wahrnehmen lässt und wonach Christus n u r durch den weg auf den ölberg (das gehen dorthin würde mit *ûfvart* bezeichnet) uns gerettet haben sollte. nach *ûfverte* ist ein punct zu setzen. 24 nach *werlte* doppelpunct. 28 nach *wâren* punct. **108,** 20 nach *antluzen* comma. **110,** 7 der punct nach *versmæht* ist zu streichen und nach *lîbe* zu setzen. **112,** 29 nach *nôturft* strichpunct. **114,** 13 nach *Christes* punct. 23 nach *zunge* comma, nach *berhaft* punct. **115,** 26 nach *schînet* punct. **116,** 2 nach *Elisabêth* punct. **117,** 1 punct nach *gewinnen,* denn *er* ist schon der *vrôn bot.* 20 comma nach *mir.* **120,** 17 nach *willen* punct. **121,** 16 nach *zwîveln* doppelpunct. **124,** 1 nach *zunge* comma, nach *gemachet* punct. der vorangeschickte lateinische text und dann z. 8 lehren diese interpunction. 4 comma nach *gotes.* 25 verwendet herr J. *swaz* als fragepronomen. es ist 26 nach *mahten* und *mennisch* comma zu setzen. **125,** 9 nach *wuotrich* comma. 10 nach *willen* comma. **126,** 13 nach *begên* punct. 22 der punct nach *wandelbærs* ist zu streichen, nach *heilicheit* ein strichpunct zu setzen, nach *nâh* comma. **128,** 2 nach *geteilt* höchstens strichpunct. 8 nach *Lucillus* comma. **129,** 8 nach *magenchraft* punct, 9 nach *sei* comma, nach *vernemen* (10) punct. 28 nach *unbewollenîu* comma. **131,** 28 nach *durst* anführungszeichen, ebenso vor *nu.* **135,** 25 nach *tôt* comma, 26 nach *gendde* punct. **136,** 3 comma nach *trinchen* ist zu streichen. —

5) E i n l e i t u n g. aufser dem von mir schon erwähnten ersten absatz enthält die einleitung zunächst eine von s. xv—xix reichende besprechung der composition der predigten, unklar, phrasenhaft und ohne gehörige kenntnis. s. xvii sagt herr J.: 'von einer regelrechten disposition kann bei der einfachheit der behandlung dieser predigtstoffe nicht die rede sein, noch weniger von einer künstlichen partition, wie sie den predigten eines Berthold oder Eckhart eigen ist', s. xviii aber: 'auch von kunstreicherer(!) gliederung des behandelten stoffes, den ansätzen zu einer partition, finden sich in unserer sammlung spuren.' über den inhalt der predigten spricht herr J. gar nicht; ganz unerörtert bleiben: die stellung der hs. von SPaul in der geschichte der altdeutschen predigt, die quellen, beziehungen zur deutschen litteratur, stil uä. hier wie in den anmerkungen zeigt sich die völlige unvertrautheit des herrn J. mit der theologischen litteratur des 10 und 11 jhs., ja mit theologischen dingen überhaupt. ich mache herrn Jeitteles daraus keinen vorwurf dass die katho-

lische lehre und ihre historische entwickelung ihn nicht besonders anziehen, allein er hätte sich darüber klar sein müssen, eingehende beschäftigung mit den theologischen quellen einer geistlichen dichtung sei für den herausgeber dieser unentbehrlich. seit Diemers Deutschen gedichten und Heinzels Heinrich von Melk darf niemand, der in älterer geistlicher litteratur arbeitet, sich dieser forderung entziehen. freilich, wem es schon schwer fällt, eine bibelconcordanz nachzuschlagen oder ein breviar zu benutzen (s. IX), der ist dazu völlig ungeeignet. —

Herr J. wendet sich s. XIX 'zu ausführlicher darstellung der sprachlichen eigentümlichkeiten der handschrift'. unter der überschrift 'zur lautlehre' behandelt herr J. vocalismus und consonantismus, dann für sich: 'apocope, syncope, inclination'. die formenlehre ist nicht behandelt, wofern man nicht die dürftigen bemerkungen s. XIV für einen ersatz halten will. — die darstellung des vocalismus ist beeinträchtigt durch die aufnahme der zusatzvocale. einer nachprüfung hat herr J. dadurch vorgebeugt dass er überhaupt nur beispiele vorbringt und auch bei wichtigen erscheinungen zb. dem verhältnis von *î : ei*, von *ei : ai*, von *eu : iu* keine statistischen zusammenstellungen gibt. beim consonantismus steht es insofern besser, als hier die correctorenarbeit nicht einbezogen werden konnte. aber auch hier strebt herr J. vollständigkeit nicht einmal an, etwa in zahlen ausgedrückt, die freilich nur geringen raum einnehmen.

Von den sammlungen zu apocope und inclination nehme ich an dass sie genau gearbeitet sind, wenn auch die nachträge in den anmerkungen zweifel daran wachrufen können. ich wenigstens will meine zeit nicht mit dem nachzählen vergeuden.

Unter dem titel 'zur syntax' will s. XXXIII—XLIII herr J., 'um auch in syntactischer beziehung unser denkmal einigermafsen zu beleuchten, schliefslich noch den gebrauch des attributiven und prädicativen adjectivs darlegen.' ich verstehe das nicht recht. was soll die breite aufsammlung aller beispiele der verwendung der verschiedenen adjectivformen nutzen? der gewöhnliche leser wird sie einfach überschlagen, derjenige philologe aber, welcher über die syntax des denkmals sich aufzuklären wünscht, wird durch einen willkürlich ausgehobenen abschnitt nicht befriedigt. da er ohnedies das material selbst durcharbeiten muss, bleiben ihm die gedruckten zusammenstellungen des herrn J. wertlos. welche mängel sie aber an sich tragen, wodurch ihr ohnehin zweifelhafter nutzen vollkommen illusorisch wird, hat schon Paul aao. hervorgehoben. —

Es ist hier der richtige ort, den leser mit den eigentümkeiten des stiles, den herrn J. selbst schreibt, bekannt zu machen. ich verliere über sie kein wort, sondern lege nur eine auslese vor, soweit gröfsere stellen nicht schon citiert wurden. s. XIV ist der hs. die neigung zu apocope, syncope, inclination 'in

hohem grade aufgeprägt'. s. xv heifst es: 'andrerseits können von den sermones de tempore einige, insbesondere die auf den ersten blättern stehenden *in nativitate domini, in circumcisione, in epiphania,* auf keine ausgeführten predigten anspruch erheben (!), sondern mögen vielmehr lediglich als entwürfe zu betrachten sein.' s. xvii: 'an der spitze jeder predigt steht eine bald unmittelbar aus der bibel, bald aus den officien der kirche gewählte lateinische schriftstelle, die sich wie ein roter faden durch die erbauungsrede hindurchschlingt, und zu dem behufe meist im verlauf der darstellung ein oder mehrere male widerholt und erklärt wird.' und etwas weiter unten kommen vor 'verse von auf die zu feiernden tage bezüglichen kirchenhymnen.' gleich darauf heifst es: 'dem thema geht nicht selten eine einleitende betrachtung voraus, worin gewöhnlich auf die bedeutung des festtages hingewiesen und öfter auch ein gebet enthalten ist.' s. xviii bewegt sich der prediger 'aufserhalb dem breitgetretenen geleise des kirchlichen herkommens'. s. xxv nach der besprechung von *cch* ist zu lesen: 'ebenso heifst es einmal umgedreht *zuchket*'. von den anmerkungen sind insbesondere die zu 3, 24. 9, 28. 11, 12. 19, 24. 94, 8. 97, 9 und 121, 8 wertvolle stilistische curiosa.

6) Anmerkungen. es sind ihrer 496. eine stattliche zahl. minder imponierend wird sie, wenn man näher zusieht. 51 davon enthalten berichtigungen des textes. 24 geben nachträge zur einleitung. dorthin, dh. in die formenlehre, welche zu liefern gewesen wäre, gehören die anmerkungen zu: 3, 5. 4, 13. 14. 5, 2. 6, 28. 7, 1. 6. 8, 11. 9, 24. 10, 7. 11, 12. 25. 15, 12. 16, 27. 17, 16. 19, 6. 24. 30, 3. 31, 2. 33, 17. 36, 19. 23. 28. 38, 27. 39, 9. 24. 25. 41, 2. 42, 1. 15. 44, 2. 16. 20. 45, 17. 48, 19. 49, 24. 53, 18. 54, 18. 22. 24. 55, 7. 56, 25. 57, 31. 59, 10. 63, 15. 65, 23. 66, 3. 70, 5. 10. 14. 23. 72, 20. 77, 12. 79, 16. 84, 6. 21. 85, 16. 94, 1. 11. 22. 98, 19. 102, 29. 104, 27. 107, 14. 30. 109, 4. 111, 2. 113, 16. 116, 29. 120, 4. 25. 121, 21. 125, 8. 129, 17. 132, 18. 133, 26. 137, 31. in summe 77 anmerkungen. dabei rechne ich diejenigen ein, welche für einzelne wörter speciell süddeutschen oder österreichischen character in anspruch nehmen. da herr J. einige absätze der einleitung dazu verwandt hat, die heimat des denkmals festzustellen, hätte er den inhalt dieser anmerkungen dort vortragen müssen. übrigens bestehen dieselben zumeist nur aus berufungen auf das mhd. wb. und das Lexers, ohne neues aus eigener lectüre und beobachtung beizubringen. einige anmerkungen aufser den erwähnten enthalten geradezu nichts anderes als die band- und spaltenzahl aus einem der beiden lexica. wem ist damit geholfen? dem leser, der nicht mhd. kennt? der besitzt auch kein grofses wörterbuch. dem, der mhd. kennt? der wird wol auch die wörterbücher, besonders das alphabetisch

geordnete Lexers aufzuschlagen verstehen. — ins glossar gehören folgende anmerkungen: 1, 22. 3, 10. 4, 3. 6, 10. 8, 3. 9, 2. 21. 28. 10, 19. 11, 3. 13, 7. 14, 16. 17, 19. 19, 12. 22, 10. 27, 17. 33, 10. 40, 28. 41, 4. 10. 45, 44. 49, 1. 53, 22. 24. 54, 20. 55, 24. 28. 57, 17. 58, 23. 27. 60, 17. 68, 9. 69, 23. 73, 4. 81, 11. 84, 8. 85, 3. 7. 93, 19. 96, 5. 103, 16. 26. 116, 7. 121, 18. 123, 4. 125, 19. 129, 16. 22. 135, 6. also 49. von manchen war es schwer zu entscheiden, ob sie dieser oder der vorhergehenden categorie angehörten. nun möchte man vielleicht glauben dass diese anmerkungen das etwas mager ausgefallene glossar bereichern und ergänzen sollen; insofern hätten sie eine gewisse berechtigung. aber das ist nicht so. nichts steht in den anmerkungen, was sich nicht im glossar ebenfalls fände, nur dort knapper ausgedrückt. herr J. hat einfach für das glossar seine anmerkungen excerpiert, oder auch in nicht wenigen fällen wörtlich herübergenommen. somit enthält das glossar würklich alle wörter, welche zu erklären herr J. für nötig erachtete.

75 anmerkungen bestehen blofs in verweisungen auf frühere anmerkungen. das ist das ärgste. dass in der hs. *diu* für *die* sich findet, wird auf diese art etwa ein dutzend mal erwähnt. auch ist sehr lehrreich, daraus zu sehen, wie herr J. seine anmerkungen gemacht hat. jede für sich, ohne die mindeste rücksicht auf das folgende. zusammengehörige erscheinungen sind daher so oftmals besprochen als sie überhaupt vorkommen. mit den druckbogen, wie sie nach und nach einliefen, in der hand hat herr J. gearbeitet.

Ich will nun einige von den anmerkungen, welche nicht schon früher besprochen wurden, oder nicht in eine der erwähnten categorien gehören, kurz erörtern.

1, 5 und 1, 8 sind schon von Paul zurückgewiesen worden. zu der letzteren führe ich noch an *gezierde* = pompa im Grazer hagelsegen Zs. 18, 78, wo die parallele phrase durch *menege* hübsch näher bestimmt wird. die ganze sophistik der interpretation in dieser anmerkung wundert mich nicht, da ich herrn J.s erklärung von *lûtbrechic* Germ. 19, 433. (20, 384.) 21, 250 gelesen habe. — 3, 20. die beiden abgefallenen *e* sind nicht gleichwertig, das eine ist stumm, das andere tonlos. — 4, 12. am besten hat über gold, weihrauch und myrrhen Schade gehandelt Liber de infantia anm. 213. — 6, 10. diese anmerkung muss ich ganz hieher setzen. '*gart;* hier wie 6, 19 und 79, 21 die seltenere starke form, die nach den in den mhd. wörterbüchern vorkommenden belegen blofs in öst.-bairischen quellen begegnet. die redensart *gart gotes* scheint vereinzelt.' zu 79, 21 wird auf diese anmerkung verwiesen. im glossar steht: '*gart* stm. garten 79, 21; bildlich *gart gotes* 6, 10. 19.' — der bibelkundige leser wird daraus schon den schnitzer erkennen, den herr J. gemacht

hat. 6, 10 heifst es: *und strebet wider den gart des almehtigen gotes,* 19 *dir ist doch muelich wider den gart zu streben.* dh. wider den stachel löcken. 79, 21 *der gart was hôhe umbemowert,* unmittelbar vorher 20 aber *in dem selben garten,* somit schwach decliniert. die form in 21 ist also wie unzählige andere apocopiert. ich erspare mir jede reflexion. — 7, 7. herr J. erwähnt nicht dass der gen. *sunde* abhängig ist vom ersten der beiden subst. *buoze,* nicht von *andâht.* *gesunden* heifst hier: gesund werden d. i. durch die beichte. — 7, 16 *zuochunft* wird hier und im glossar mit nhd. 'zukunft' übersetzt, was falsch ist. es heifst 'ankunft'. — 7, 27 betrifft *erlôsunge,* das bisweilen schwach flectieren kann. herr J. vermisst es unter den bei Weinhold Mhd. gr. 436 ff angeführten femininis. das glaube ich gerne, da Weinhold eine seite früher, 435, die schwache flexion der subst. auf *-inne* und *-unge* erwähnt, sie als md. eigentümlichkeit bezeichnend. — 8, 3 *bizeichen* ist gar kein femininum. — 9, 2 *gesidele ûfgestecket* heifst 'wohnstätte aufgeschlagen', nicht 'gestelle'. — 10, 19 *manslek* ist subst. vgl. oben bei der interpunction. — 17, 19 ist nicht wahr, vgl. Lexer III 880 f. — 18, 23. zu einer lateinischen schriftstelle bemerkt herr J.: 'man vgl. übrigens Ludolphus de Saxonia Vita Jesu Christi p. 41[b]' und noch einmal: '76, 21—22 Ludolfus de Saxonia Vita J. Christi. p. II p. 659[a]: *Cum autem etc.*' ich traute meinen augen nicht, als ich diese beiden stellen las. Ludolfus de Saxonia ist um 1300 geboren, ein zeitgenosse Taulers. entweder wuste das herr J. nicht oder er weifs nicht, wie man quellen citiert. herr J. zieht kein einziges theologisches werk des 11 und 12 jhs. an, nicht einmal Honorius von Autun. auch seine belesenheit in der litteratur altdeutscher predigten selbst ist äufserst kümmerlich. — 19, 18 von *swaz* abhängig. wozu die anm.? — 22, 10 *bedecht* kann nie 'vergessen' heifsen. — 25, 21. nein. das ist keineswegs derselbe fall wie 18, 29; es hätte hier gar nicht anders gesagt werden dürfen. — 32, 16 *râch* ist der apocopierte gen. — 33, 10. nein. *chundich* heifst hier einfach 'bekannt'. — 33, 12. nein. 'uns' ist dativ, 'für uns, damit wir dann die ewigen freuden erlangen.' es handelt sich um die fürbitte während des lebens, nicht um ein seliges sterben. — 35, 1. es handelt sich überhaupt blofs um die seele, man sehe den vorangehenden satz. herr J. ist mit den kirchlichen vorstellungen nirgend vertraut. — 41, 4. was Roediger dort sagt, bezieht sich auf die form mit *a â* für die ältere zeit. — 41, 12 'und sollen sich hüten nach dem tode des gatten, keusch bleiben, um ihrer kinder willen.' die stelle ist ganz practisch aufzufassen. — 43, 16 deutet die hs. an durch punct nach *vernam.* — 44, 13. die anm. bei MSD² 435 bringt alles nötige schon bei. — 45, 14 'starrköpfig' heifst hier *veste.* — 47, 3 muss ich wider ganz vorbringen: '*verzeit* f. *verzeihet* d. i.

verzihete. über die hie und da auftauchende schwache form dieses zeitwortes s. Weinhold Mhd. gr. 408. derselbe ausfall des *h* im Erec 1339, wo *verzien* auf *geswien* reimt.' und im glossar: '*verzeien* schwv. intr. ablassen, nachgeben 47, 3.' die stelle handelt vom kanaanitischen weibe und lautet: *dô unser herre ir niht wolt antwurten und si vaste rafste mit swœren worten und si gemâzte ze den unreinen hunten, dannoh verzeit si niht und enwolt furder nicht gên* . . . jedermann sieht dass *verzeit* hier contrahiert ist aus *verzaget.* was das 'auftauchen' der schwachen form anlangt, so bringt Weinhold an der citierten stelle nur éin beispiel und zwar aus dem Hennebergischen urkundenbuch II 104 vom jahre 1344 bei. — '49, 1—2 *verchêren,* hier in der bedeutung: auf die probe stellen.' das kann *verchêren* niemals heifsen. 'abbringen, vom rechten wege abwendig machen' heifst es auch hier, indem der schreiber auf den nachsatz gar keine rücksicht nahm und nur das altertümliche wort zu ersetzen strebte. — 54, 18 'auch'! also reimt hier *bowen* auf *schowen.* — 55, 24 *unschundec* heifst 'nicht angreifend, inoffensiv'. herr J. scheint es mit *unschuldec* zu verwechseln. — 57, 17 vielmehr: 'dem teufel uns als object entziehe'. — 58, 14. aus dem *in* zu *gehelfen* ist ein dativ zu *frum* zu entnehmen. — 59, 20. nein, s. die bibelstelle. — 71, 7 *daz* bezieht sich auf das werden der frühlingswonne. — 72, 12 der gen., weil durch *vater* allein Christus schlecht bezeichnet wäre. — 75, 8. nein. — 85, 3 '*gechuchet* bedeutet hier so viel als *gekochet*'. das ist classisch. die stelle lautet: *dâ mit schol gemaht werden daz fiur geistlicher minne und darinne gechuchet diu himelische spîse: unsers herren lîhnam.'* das zweite *ch* hat herrn J. auf seinen unglücklichen gedanken gebracht. er hat in der einleitung die schreibung *ch* für *ck* nicht berücksichtigt. das zeitwort selbst mit verschiedenen präfixen steht 21, 15. 35, 27. 60, 22. 72, 21. 74, 28. 107, 13. 29. 114, 9. *chuchte* 123, 28. 31. 'erwecken' heifst es. *ch* für *ck* steht 16 mal. — 85, 27 'suchen unsere bedürfnisse in seinem reichtum'. — 94, 8 verwechselt herr J. 'gegensatz' und 'widerspruch'. — 96, 5 '*gehôrt uber mich:* gebürt mir, kommt mir zu'. im glossar '*gehôren* schwv. mit *über* und dem acc. gebüren 96, 5'. leider steht es übel mit dieser wunderbaren nhd. bedeutung von *gehôren.* die stelle lautet: *und wirt, sprach unser herre, mîn ûffart als schône und als offen, daz undurft ist, daz mich iemen vrâge war ich varn welle, wand ir wol selbe muget sehen, daz ich var in den sal der himelischen porte, und gehôrt uber mich denne engelischer antfanch. engelischen* ist zu schreiben. *(ir) gehôrt* ist parallel zu *muget sehen.* vielleicht hätte herr J. anders geurteilt, wenn er die stelle 108, 13 ff gekannt hätte: *si hôrten ob in sant Gabrîêlem und ander sîn gnôz chomen ze sînem antfange* — und 18 *als di heiligen zwelfpoten disen antfanch gehôrten.* — 97, 9 '*refsunge*

unausgedrückter genetiv'. diese phrase gebraucht herr J. noch einmal zu 121, 8 und meint damit den fall, wo der gen. nicht durch den artikel besonders bestimmt ist. — 103, 26. so auch im glossar, aber es ist falsch, *lieht* ist hier wegen der vielen augen gesagt. — 106, 11. die stelle lautet: *ein vil herter jude, hiez Jûdas, der wesse wol* usw. dazu macht herr J. die anm. 'wir würden einen relativsatz erwartet haben'. herr J. kennt also diese triviale construction nicht, die in seinem texte noch an folgenden stellen vorkommt: 31, 29. 40, 12. 42, 22. 67, 32. 68, 8. 125, 8. an einigen derselben hat herr J. falsch interpungiert. — 107, 11 ff lautet: *er steich ûf montem oliveti mit sînen jungern, dô er nâh sîner urstende in dirre werlt was gewesen vierzech tage. in der zal werden wir erchucchet in den brusten unser muoter.* herr J. bemerkt dazu: 'eine blofs mystische anschauung, keine auf empirie beruhende tatsache'. herr J. denkt an vierzig tage! aber auf die zahl 40 kommt es an und 40 wochen sind 9 monate. — 108, 15. nein. *daz* = welches, wie es. — 119, 24. damit die leser sehen, was eine 'uneigentliche anaphora' ist, hier steht sie: *unser herre sprach, dâ wir uns nâh rihten suln ûz disem ellende in di ēwigen wunne, der sprach ze sant Peter:* — nach *wunne* ist strichpunct oder punct zu setzen. — 122, 22. das erste ist der fall, die hs. hat einen punct nach *fuor*. — 123, 28 wider vom nhd. standpuncte aus. — 124, 6. das erste ist ganz töricht, das zweite lehrt die hs., welche nach *gewîset* und nach *was* puncte setzt. — 126, 17. herr J. scheint nicht zu wissen dass ein zweiter band von Diemers Kaiserchronik nicht erschienen ist und nicht erscheinen wird. — 129, 8 ist oben bei der interpunction erledigt. — 132, 18 *lide* 2 pers. sing. prät. herr J. sagt: 'in *lide* fehlt die sonst übliche metathese des *d* in *t*'. metathese! — 135, 23. hier wuste herr J. nicht mehr dass er schon zu 126, 12 darüber gehandelt hatte. — 138, 11. hier nimmt herr J. in dem satze *begunde arbeiten und nôt ze haben* das wort *arbeiten* im nhd. sinne. — ich füge noch hinzu dass eine erkleckliche zahl von anm. gänzlich inhaltslos ist.

Paul ist das misgeschick begegnet, von diesen anmerkungen zu sagen: 'dieser mangel ist aber zu einem guten teile durch die beigefügten anmerkungen ergänzt. diese enthalten einerseits mit grofsem fleifse gesammelte quellenangaben und parallelstellen, andererseits dankenswerte bereicherungen des wortschatzes, der syntax und stilistik.' wie genau mag er sie wol durchgenommen haben.

7) Glossar. die einrichtung desselben deutet herr J. in der anm. zu s. 182 an: 'hieher stelle ich aufser in den mhd. wörterbüchern fehlenden oder wenig belegten wörtern und wortformen auch seltenere redensarten und constructionen. apocopierte und syncopierte formen hingegen, die ohnehin in der einleitung und in den anmerkungen hinlänglich erörtert wurden,

finden mehr ausnahmsweise berücksichtigung.' die aufgabe ist schlecht gestellt. denn die apocopen und syncopen sollen gar nicht verzeichnet werden. wäre es notwendig, so bezeugte dies nur die mängel der einleitung. höchstens besonders seltene und schwierige formen dürften so im alphabet angeführt werden, dass unter ihnen auf die vollen verwiesen würde. erst bei diesen hätte die erklärung zu stehen. aber die aufgabe wird auch nicht gelöst. sehr viele seltene, dunkle wörter und redensarten werden nicht erwähnt, sehr viele allbekannte überflüssiger weise und noch dazu mit stellenziffern beigebracht. auch hier hat nur der zufall gewaltet, nicht sorgsamer fleifs. aufzunehmen wären etwa noch folgende artikel: *abe gên* mit gen. 55, 19. acc. 64, 19. 113, 11. *apgot* 23, 25. 24, 3. *apcrunt* 87, 2. 98, 13. 138, 28. *âchust* 9, 2. 55, 9. 137, 7. *afterchunft* 9, 19. 133, 16. *ahte (in — haben)* 115, 24. *æhte* f. 125, 9. 126, 26. *æhten* 6, 4. 9. 18. *æhter* 6, 3. 4. 119, 2. *alsô balde* (= nhd. alsbald) 4, 20. 28. *alten* v. 113, 13. *wîse amme* obstetrix 18, 23. 109, 10. *amt* officium ecclesiae 2, 27. 32. 22, 15. 33, 17. 54, 1. 116, 15. *anegenge* 13, 16 und noch 15mal. *ane legen* 104, 21. *anger* 92, 26. *angest* 8, 20. 16, 5. 17, 9. 22, 18 uo. *angestlich* 16, 7. 10. 20, 15. 52, 11. 62, 13. 82, 14. 108, 28. 112, 12. 127, 5. *antfanc* in verschiedenen bedeutungen 8, 30. 9, 13. 19, 14. 16. 40, 27. 52, 31. 73, 11. 74, 24. 78, 7. 96, 5. 108, 14. 18. 109, 1. *antheiz* 25, 20. *antlâz* 27, 13 und 8mal. *antlutze* 8, 9 uo. *antwerch* 53, 8. *anvehtunge* 10, 12. *armecheit* 8, 21. *arnen* 57, 31. *baltlîchen* 122, 15. *bant* 3, 31. *bar* 28, 4. *barfuoz* 133, 20. *barn* n. 107, 9. *bechennen in* 4, 1. *bechêrde* 30, 16. 69, 13. 71, 8. 73, 12. 121, 21. 123, 7. 19. *bechêrunge* 4, 5. 5, 31. 6, 2 uo. *bechomen* 3, 30. 6, 16. 7, 5. 33, 26. 55, 28. 62, 30 uo. *bechorn* 46, 19. 51, 5. 67, 14. *bechorunge* 49, 29. *bedecken* 22, 10. 43, 18. 67, 17 uo. *bedenchen* 8, 19 u. 118, 25 *(an)*. 9, 9. 19, 3. 20, 12 uo. *bedeuten* 3, 1. 5, 9. 6, 17. *bedruchen* 16, 9. *bedûtunge* 134, 2. *begeben den lîp* 138, 14. *begên* celebrare oft. *die chunft* 7, 30. *begruozen* 105, 24. *behalten* 30, 8. 31, 30. 34, 9. 12. 13. 41, 3 uo. *berâten mit* 113, 25. 114, 6. 115, 8 uo. *bereit* = gerüstet 108, 6. *bereitet von* 48, 5. *berhaft* 109, 7. 114, 23. *berhtel* adj. 81, 17. 136, 23. *berhtel* f. 16, 19. *berihtet* 62, 21. *berinnen* 82, 19. 107, 20. *bermde* 14, 12. 21, 22. 23, 4. 24, 8. 12. 30, 7. 27. 34, 23. 31 uo. *beruochen* 91, 14. *beschaffen* 121, 6. *beschirmen* 17, 4. 19, 8. 35, 6. 51, 9. 52, 13 uo. *beschowen* 15, 15. *besigelt* 11, 2. 20, 5. 31, 3. 50, 11. 21. 73, 19. 104, 29. 115, 7. *besliezen* 33, 19. *besorgen mit* 114, 6. *besperren* 136, 25. *bespoten* 7, 20. 67, 13. 82, 24. 88, 9. *besprengen* 78, 12. 16. 19. *bestaten* 123, 15. *bestæten* 61, 7. 118, 26. *bestætigen* 3, 4. 87, 29. 105, 1. *bestiften* 2, 30. *bestrîchen* 34, 8. 36, 7. *besweift* 12, 9. *betrâgen* 15, 16. 46, 24. 135, 26. *betriegen* 123, 10.

bevangen mit 7, 19. 8, 5. 9, 1. 11, 20. 20, 7. 27 uo. *bewœren* 16, 17. 45, 29. 87, 1. 97, 26. 107, 28. 125, 29. 136, 12. *bewîsen* acc. gen. 69, 14. 115, 8. *bewollen* 28, 19. 45, 20. *bezzerunge* 24, 16. 32, 16. 34, 28. 48, 2. 66, 26. 67, 20. 84, 2. 124, 18. 134, 22. 137, 4. *biben* 113, 18. 19. 116, 8. *bîhtigœre* 130, 30. *bilde* 8, 10 und vielmals. *mannes bilde* 32, 2. *billîchen* 134, 5. *bîvilde* 54, 2. *biz* 91, 12. *bîzeichen* 8, 3. 5. 24, 13 und 8mal. *bluome* 43, 22. 71, 10. 133, 23. *bluon* 16, 24. *borgen* 57, 25. *bôsewiht* 14, 7. *bot* n. 100, 22. *boteschaft* 10, 1 und 9mal. *bouwen* 9, 21. 38, 27. 73, 3. 75, 13. 130, 4. 132, 31. *breit* = grofs 105, 23. 124, 22. 132, 28. *breiten* 60, 29. 71, 3. 116, 20. *bresten* 76, 10. *brief* 104, 10. 134, 10. 136, 22. *brieven* 31, 12. *brôde* f. 8, 4 und 19mal. *brôde* adj. 125, 4. *brunne* 11, 30. 19, 29. 25, 10. *brûtegoum* 15, 14. 66, 11. 100, 13. *brûtlouft* 5, 21. *buhse* 122, 20. *buosem* 20, 23. 24, 30 und 4mal. *buozen hunger* 49, 12. *burch* 15, 9. *burde* 12, 24. 52, 7. 75, 11. 97, 19. 105, 15. *burgetor* 71, 25. *burtîch* 121, 31. *chamer des herzen* 36, 23. 48, 17. 62, 21. 105, 1; sonst bildlich 128, 4. 130, 5. *chamerœrinne* 138, 16. *charchêre* 14, 14 uo. *chärrîne* 64, 21. 67, 16. *cheiser* 11, 18 und 11mal. *chemendâte, ze — gên* 19, 12 (20). *chempfe* 124, 19. 129, 33. 135, 20. *cheren* = fegen 8, 29. 9, 2. 10, 26. *cherzstal* 103, 13. 110, 29. *chestigunge* 89, 19. *chiel* 53, 12. *chiesen* 7, 20. 8, 6. 21, 26 uo. *chindelîn* 31, 24. 32, 25. 33, 2. 6. *chirchkanch* 39, 24. 42, 20. 58, 12. *chirchof* 76, 14. *chiuwen* 82, 25. *chlachlich* 14, 2. 41, 5. 52, 11. 69, 21. 89, 24. *chlagebœre* 116, 5. *chlagelîchen* 13, 25. *chlôsenœre* 130, 31. *chnievallen* 8, 15. *choln* 128, 13. *chomen* dat. 5, 5. 8, 26. *chone* 116, 23. *chôr* von der schafherde 18, 17. *chôsen* 23, 3. 112, 1. *chouf* 69, 8. 15. 114, 2. 134, 9. 19. 23. *choufen* 21, 32. 91, 16. 106, 29. 134, 22. 24. *chrachen* 76, 12. *chreftigen* 10, 11. *chrippe* 26, 18. *chrismhuot* 30, 30. *christen lûte* 6, 15. *chrônen* 7, 11. 11, 25 und mehrmals. *chrumbe* f. 124, 21. *chûmchlîchen* 8, 7. *chunden* bekannt machen, verschieden construiert 3, 16. 4, 26. 10, 3. 11, 8. 12, 12. 14, 28. 19, 2. 20, 12. 25, 23. 29, 1. 34, 2. 35, 15 uo. *chunder* n. 16, 22. *chunft* 7, 30. *chunne* 25, 7. 27, 10. 34, 7. 87, 20. 121, 24. *clopfen* 100, 4. 6. 12. 26. *criscrammen* 27, 25. 76, 27. *cristalle* f. 103, 17. *crûceganch* 83, 19. *crûcen* 112, 8. 120, 25 uo. *degenchint* 36, 5. *dencken* dat. u. gen. 11, 9 — *ûf hin* 102, 26. *diemuot* adj. 28, 18. *dienen* acc. 129, 1. *dienstlûte* 100, 22. *diet* 35, 28. 45, 8. 46, 8. 55, 22. 60, 13 bes. 60, 27. 75, 4. 96, 22. 132, 22. *liebez dinc* 89, 24. *dorren* 16, 13. 59, 28. *dringen zuo* 47, 4. *drô* 53, 2. *drôen* 48, 10. *durchvarn* 83, 24. 124, 22. *durft* subst. oder adj. was nicht immer zu unterscheiden ist 8, 30. 9, 16. 12, 27. 36, 22. 66, 19. 26. 84, 30. 114, 21. 132, 21. *durnaht* f. 10, 21. 47, 22. 65, 5. 81, 9. 83, 23. 84, 29. 99, 18.

durnaht adj. 130, 21. *durnahtich* 58, 14. 66, 25. 106, 28. 124, 18. 132, 5. 135, 30. *dûten* 43, 8. 59, 26. 60, 16 uo. *dwahen* 122, 17. 127, 24. *dwanchsal* 28, 26. *dwehel* 80, 19. *ebenchrist* 127, 12. *ebengewaltich* 1, 21. 20, 24. 78, 30. 94, 24. *ebenhellig* 86, 21. *ebenhêr* 1, 21. 3, 22. 20, 24. 78, 30. 94, 24. *ebenmâze* 57, 27. *einhalp — anderhalp* 29, 5. *einôde* 48, 25. *einsidel* 130, 31. *eislich* 82, 13. *eiter* 29, 25. 27. *eitrig* 8, 23. *êlichen* 11, 23. *ellende* n. 8, 20. 18, 26. 22, 20. 29, 11. 43, 5. uo. *ellende* adj. 38, 9. 51, 21. 24. 85, 9. 96, 31. *enbinden* 14, 13. 20, 1. 46, 17. *manigen ende* acc. 17, 25. *enerd* 1, 19. *engelten* 9, 20. 58 um. *entsagen* 106, 21. *entslâfen* 8, 24. 10, 18. 133, 21. *entslîfen* 64, 19. *entwîchen von* 13, 3. *erarnen* 54, 15. *erblinden* 73, 24. *erbunnen* 15, 20. *erchiesen* 123, 28. 129, 27. *erchomen* 89, 1. *erdenchen* 64, 24. 69, 9. 136, 11. *erfûlen* 138, 10. *ergên* 15, 22. 24. 23, 18. 24, 27. 42, 3. dat. 47, 24 uo. *erlâzen* acc. gen. 70, 16. *erledigen* 98, 11. 114, 1. 133, 15. *erleschen* 17, 3. 100, 10. 114, 16. *erliuhten* 12, 28. 42, 15. *erlôsunge* 7, 27. 16, 28. 18, 14 uo. *erlûtern* 12, 29. 37, 18. *ernern* 78, 2. *ernist* 81, 28. *eroffenen* 123, 13. *errechen* 82, 1. *errinnen* 121, 6. *erschamen* 50, 6. *erschellen* 16, 10. 111, 21. 125, 1. *ersteinen* 73, 24. *ersterben* 15, 19. 41, 25. 72, 3. 86, 23. 87, 23. 25. 106, 9. 113, 10. *erswingen* 114, 28. *erteilen* 7, 24. 9, 10 uo. *ertôren* 14, 5. *ervehten* 26, 21. *ervinden* 5, 25. *ervorschen* 52, 2. *erwaschen* 122, 6. *erwegen* 15, 27. 16, 10. 125, 20. *erwenden* 77, 22. 79, 20. 128, 17. 131, 30. 136, 1. *erwerden* 61, 18. *erwerven* 11, 21. 47, 5. 80, 5. 96, 10. 118, 23. 120, 13. 123, 5. 128, 9. *erwîsen* 34, 2. *erwunschen* 15, 17. 64, 24. *erzeigen* 6, 7. 20, 22. 24, 6. 38, 12 uo. *erzunden* 111, 16. *êwart* 5, 11. 36, 14. 38, 17. 72, 29. 116, 9. 18. *von êwen ze êwen* in saecula saeculorum 17, 11 uo. *gâhen* 128, 6. *galge* 23, 20. *gärwen* 20, 8. *gâz* 84, 21. *gebeine* 123, 15. *gebitten* 84, 4. *gebiuten* 47, 23. 48, 10 uo. *gebreiten* 17, 27. *gebrest* 90, 5. *gebresten* 85, 14. 129, 12. *gecheren* = fegen 17, 28. *gedenchen* 62, 20. 68, 27 und 11mal. *gedienen* 64, 4. *gedinge* 2, 13. 30, 16. 51, 29. 53, 28. 76, 28 uo. *gefuore* 95, 25. *gegeben* 85, 29. *gegende* 38, 1. 45, 15. 49, 30. 53, 20. 124, 22. *gegenmâzen* 28, 27. *gehaben* 120, 8. *gehalten* 43, 9. *geheilen* 62, 4. *geheize* n. 11, 15. 87, 29. 90, 27. 111, 12. m. 111, 14. *geheizen* 64, 25 um. *gehelfe* m. 130, 1. *gehelfen* 58, 14. *gehôrsamen* 83, 28. *gehugde* 128, 25. *gehuoten* 79, 14. *geisel* 52, 29. *geistlichen* 12, 17 uo. *gejaide* 45, 16. *gejehen* 27, 28. *gelauht?* 29, 9. *geleben* 7, 9. *geleisten* 75, 18. 118, 10. 136, 6. *geleit* n. 113, 22. *geleiten* 89, 26. 100, 2 um. *gellen* 74, 4. *gemachen* 103, 10. *gemahel* 42, 26. *gemâzen* 47, 3. 61, 16. 90, 7. 124, 12. *gemêren* 69, 13. *geminnen* 114, 19. *geminnern* 131, 4. *ze walde gên* — um im walde als einsiedler zu leben

123, 8. *geneigen* 49, 10. *genemen* 41, 26. 100, 29. *genibele* 8, 4. *genist* m. 74, 16. 128, 26. *genôszam* 25, 5. 80, 11. 97, 29. 101, 32. *genuogen* acc. 14, 8. *gerechen* 63, 12. *gerehen* part. 120, 21. *gerihte* 7, 9. 15, 7 uo. *gerihten* 23, 8. 63, 12. *ze* — 78, 26. *gerte* 44, 13. *geruochen* 62, 5. 86, 2 uo. *geruoren* 68, 17. *gesagen* 5, 3. *gesæn* 96, 24. *geschaffen* 90, 10 um. *gescheiden* 111, 27. 136, 12. *geschepft* 38, 15. 103, 23. *geschînen* 92, 27. *gesegenen* 67, 21. 97, 30. *gesehen* 33, 8 und 13mal. *geselle* 104, 22 um. *gesellescháft* 83, 3. 129, 2. *gesidele* 9, 3. 122, 11. *gesigen* 50, 12. *gesingen* 32, 24. *gesiune* n. 77, 30. *gesmecken* 59, 8. *gespenste* 1, 8. 50, 14. 56, 26. 126, 1. 8. *gesprechen* 32, 5. 57, 3. 87, 26. 117, 4. 129, 31. *gestaten* 123, 15. *gestên an* 14, 11. 35, 19. *umbe* 62, 30. *gestirn* 4, 18. *gestuole* 103, 1. *gesunden* 7, 7. *geswîchen* 97, 31. 99, 18. 118, 15. 129, 4. *geswigen* part. 32, 8. *getrinchen* 87, 24. *getrowen* 20, 27 und 6mal. *getuon* auxilium ferre 6, 7. 17, 28. 62, 4. 121, 17. 122, 20. *geturren* 68, 17. 121, 14. *geturst* f. 49, 1. *gevâhen* 74, 9. *gevallen* cadere 8, 18. 58, 16. 119, 17. *diu râche — an uns* 123, 26. *gevarn* 74, 10. *gevasten* 65, 13. *gevolgen* 32, 24. 70, 15. *gevristen* 53, 21. 61, 22. *gevurhten* 130, 2. *gewâfent* 56, 19. 65, 21 um. *gewarheit* 123, 9. *gewære* 126, 19. *gewenden* 51, 8. 61, 19. *gewerren* 61, 15. *gewerven* 4, 7. *gewinnen* gen. 47, 12 um. *in* — 92, 1. *gewizzen* 52, 1. *gewon* 23, 5. *gewulchen* 8, 8. *gewurzen* 66, 24. *gezeigen* 74, 13. *gezierde* 17, 26. *gezimber* 49, 17. 93, 4. 114, 28. *gimme* 44, 8. 92, 28. 133, 13. *ginen* 66, 4. 68, 17. 137, 6. *gir* 131, 21. *girich* 18, 2. *girstîn* 59, 10. 60, 7. *gîticheit* 54, 24. *gnuhtsam* f. 85, 21. *grâwen* 113, 13. *græwe* 113, 16. *grêde* 67, 2. *grîfen in hâr* = zerraufen 32, 5. *grim* s. 63, 4 um. *grim* adj. 37, 21. *grimmig* 7, 11. 13, 21. 16, 27. 21, 5. 45, 8. 65, 26. 106, 10. 123, 26. 125, 17. 135, 25. *grôzlîchen* 122, 30. *grûlich* 52, 28. 63, 5. 137, 6. *gruntfeste* 12, 11. 33, 29. 58, 16. 62, 12. 82, 5. 86, 26. 93, 6. 96, 25. 119, 14. 124, 21. 126, 6. 129, 23. 133, 1. *gruobe* 62, 12. *gruone* f. 44, 15. *gruonen* 16, 24. 44, 15. 71, 9. *guottât* 55, 10. 58, 8. 10 um. *gurten* 19, 28. *habe* f. = hafen 53, 15, = besitz 135, 7. *haben* = tenere 11, 21. 119, 1. *halsperg* 20, 8. 48, 21. 65, 21. 70, 4. *halt* 119, 16. *hantfest* f. 136, 22. *hantgetât* 132, 11 um. *heben* = gelten 90, 4. 135, 31. *heiligen* v. 118, 8 um. *heilwâch* 53, 6. 74, 16. *heimlich* adj. 19, 14. 68, 3. 96, 23. 99, 24. 104, 22. 130, 10. *heimlîche* f. 19, 21. 21, 9. *heimlîchen* adv. 34, 1. *heimôd* 33, 27. *heiter* 12, 20. 18, 25. 32, 22. 55, 20. 115, 26. 130, 25. *hel* adj. 102, 21. *hellehunt* 55, 25. *hellewart* 77, 4. *hellewîze* 83, 4 um. *herberge* 25, 22. 51, 27. 83, 14 um. *herhorn* 102, 20. 115, 19. *herte* f. 39, 15. *herzleit* 106, 9. *himelbrôt* 74, 2. *hinvart* 2, 9. 53, 4. 67, 16. 135, 16. *hôhe offen stên*

von der tür 102, 5. *hôhen* 99, 14. *holde* m. 10, 12. 21, 6. *holz* bäume 43, 11. *hôren* gehören 122, 12. *hort* 104, 13. *houbten* 6, 32. 31, 25. 120, 26. 125, 10. 13. 126, 28. *houpthaftig* 72, 15. *houptstat* 55, 3. *hulden* v. 39, 1. *huote* 8, 22. 63, 9. *huoten* gen. 6, 8. *hûsfrouwe* 136, 27. *hûsgenôzze* 88, 18 und 7mal. *hûswirt* 50, 23. *imbîz* 85, 18. *înleite* 42, 21. *inne sitzen* sich in der wohnung halten 40, 28. *insigel* 19, 19. 23, 21. 78, 2. 87, 1. 89, 21. 103, 6. 104, 11. 110, 30. 135, 20. 136, 21. *învart* 102, 15. *irrære* 79, 9. *irren* 19, 6. 102, 20. *îsinîn* 51, 3. *îtel* = leer 84, 25. *itewîzen* 77, 4. *itiwîz* 40, 5. 44, 18. 82, 26. 98, 14. 104, 17. *joh* n. 105, 15. *juncherre* 126, 18. *lastern* 63, 13. *ledichlîchen* 72, 11. *ledigen* 29, 14. 38, 19. 73, 26. 78, 27. *lêhenunge* 19, 19. *leidig* fast immer zu *veint*, *vâlant*, *tiefel*, = leidend, wehklagend 77, 16. *leihticheit* 45, 1. *leim* 21, 16. 114, 4. *leisten* acc. und *ab* — 136, 2. *leschen* 23, 7. 74, 3. 126, 12. 131, 28. 135, 23. *in lîbe wesen* 27, 3. *lieht (muot)* 103, 26. *liehtmisse* 40, 1. 17. 42, 8. 9. *liehtvaz* 6, 12. 13 uo. *linde* adj. 131, 14. *linden* v. 124, 14. *listlîchen* 49, 28. *lobelîchen* 17, 26. 21, 26 um. *lobesam* 65, 20. 138, 28. *lochen* 48, 8. 10. *louben* v. 16, 24. 44, 16. *lôz* 83, 3. 116, 10. 12. *lugelich* 13, 5. 25, 15. 119, 6. *lûhten vor* 4, 22. *luoch* 68, 10. *luogen* 82, 7. *lûterlich* 25, 19. 53, 7. *lûterunge* 31, 1. 43, 27. 101, 10.

vrî und mâgen 53, 21. 110, 5. *magenchraft* 7, 24 und 28mal. *mahelen* 100, 14. *mahtich* 116, 1. 124, 20. *manchunne* 25, 24. 56, 20. 76, 19. *mangeln* gen. 91, 2. *manichvaltigen* 23, 1. *manunge* 24, 14. 26, 11. 58, 24. 62, 10. 71, 3. 89, 16. 108, 30. 128, 25. 136, 31. *marwe* adj. 32, 2. *mâze* 89, 15. *uber mâze* 131, 20. *meheln* 28, 25. *meil* n. 29, 15 und 12mal. *meilen* 104, 29. *meinen* syn. zu *minnen* 10, 16 und 9mal; opinari 113, 30. *meintæte* 30, 1. 137, 5. *meitlich* 17, 22. *miete* 27, 9. 57, 28. *miselsuhtig* 121, 30. *mislich (varwe)* 103, 4. *missegên* 79, 12. *missehellunge* 111, 13. *missetrowen* 117, 3. *missetuon* 119, 17. *missevallen* 127, 2. *mist* 134, 20. *molte* 21, 18. 37, 13. *mort* n. 32, 3. *munster* n. 116, 16. *munter* wach 101, 30. *muojen* 45, 29. *mûre* 135, 19. *nâhgebûrinne* 19, 13. *nämelich* 37, 27. *nâter* 91, 13. *natûre* 5, 20. *nemelîchen* 76, 5. *sich nemen ûz* 71, 5. *nern* 10, 15 um. *nîdich* 10, 19. 19, 7. *niuborn* 33, 6. *niugeborn* 25, 26. 112, 26. *niulîchen* 112, 6. *nôthaftig* 122, 4. *nôthelfære* 126, 3. 135, 18. *nuz* f. 44, 17. 19. *offenen* 7, 30. *offenlîchen* 8, 6. 30, 18 um. *olezwî* 74, 26. *ordenen* 88, 10. *ordenunge* 12, 10. 15, 7. 21. 48, 1. 58, 25. 64, 11. 93, 6. 20. 98, 6. 102, 27. 115, 25. 128, 27. 130, 9. 135, 20. *orthaber* 87, 24. *ôsterlich* 92, 25 um. *ot* 15, 16. *pfalnze* 15, 8. 25, 17. 26, 16. *pilgrîm* 38, 10. 125, 12. *porte* 38, 28 und 9mal, = hafen 53, 11. *rache* 25, 11. *rât* oftmals 'gebot' zb. *tievels rât* 28, 17. 72, 30. *daz*

von wiplicher geburte und von mannes râte nie wurde geborn 115, 28. *râten ûf* 27, 7. *râtgebe* 22, 30. *ræze* 68, 12. *ræzig* 87, 19. *redehaft* 128, 16. *refsen* 47, 2. 62, 3. *refsunge* 97, 9. *regenboge* 103, 8. *reinen* 10, 25. 33, 16. 34, 26. 30. 55, 8. 61, 3. 66, 9. 88, 10. 101, 24. 105, 2. *reste* f. 103, 3. *richsenôn* 9, 27. *rîhsen* 16, 23. *rihten in* 13, 9. 104, 2. 119, 24. *rinch* circulus 24, 4. *ringe* 66, 20. 110, 22. 134, 20. *risen* 113, 19. *rôst* 128, 11. *rôsten* 127, 15. *rouhfaz* 38, 17. *ruckelingen* 49, 19. *ruogen* 126, 27. *sagerære* 21, 13. *sal* bei abstracten *der erlôsunge, des trôstes* 96, 4. 129, 29 um. *salbe* 26, 25. 56, 4. 79, 5. 122, 8. 21. 23. *samenen* 32, 18. *sanch* n. 18, 25. 28. 24, 27. 25, 8. 29. 32, 23. 40, 7. 107, 4. *schâchære* 30, 13. 110, 19. *schalcheit* 22, 20. *schamel* 15, 26. *schamlich* 45, 1. 104, 28. *schantlich* 105, 14. 123, 9. 128, 17. *schate* 120, 15. *scheltwort* 61, 28. *scherf* 131, 14. *schîdunge* 113, 21. *schîn* 26, 9 und 7mal. *schirmen* 56, 18. *schirmunge* 56, 16. *schôz* n. 8, 23. *schôz* f. 17, 22. 19, 17. 25, 1. 33, 9. 44, 11 um. *schuldich ab* 111, 5; *an* 3, 29. 28, 1 um. *schunden* 67, 5. 71, 8. 77, 7. 133, 20. *schundunge* 14, 4. 75, 19. 135, 32. *schuohrieme* 117, 21. *sedel* 11, 13. 13, 23. *seltsæne* 32, 23. *senchen* 91, 13. *senfte* 32, 19. *sêr* n. 16, 5. 68, 14. *sibenzal* 110, 26. *sider* 7, 7. *sigelôs* 70, 13. 21. *sîgen* 13, 23. *sigenunft* 20, 4. 71, 11. 109, 13. *sinchen von* 102, 23. *slîchen zuo* 65, 24. *slîfen* 89, 23. 113, 13. 124, 11. *smach* 54, 19. 106, 18. 122, 20. *smâcheit* 104, 19. *smæhe* 67, 17. *smæhlich* 133, 20. *snite* 84, 23. *sparn* 2, 4. *spenden* 127, 30. 128, 2. *sperren* 87, 7. 102, 5; *zuo* — 85, 16. *spilgenôze* 91, 24. *spiln ze* 82, 11. *gegen* 117, 9. 138, 9. *sprâchen* v. 137, 20. *springen* entspringen 59, 21. 113, 14. *stam* 124, 10. *stanch* 10, 26. *steinen* 6, 5. 8. 63, 26. 132, 13. *steinîn* 121, 21. *stêtich* 15, 16. 58, 15. 61, 15. 81, 28. 96, 19. *stêtigen* 33, 19. 44, 23. *stîc der bermde* 34, 23 um. *der gnâden* 45, 4. *des trôstes* 46, 18. 61, 12. 95, 27. *stîgen mit* 102, 22. *stille* f. 137, 1. *stillen* 22, 12. *stiuben* 77, 3. *stiure* 61, 6. *stôle* 13, 18. 81, 18. *stoup* 134, 19. *stôzen an* 54, 22. *stœren* solvere 2, 4. *streben wider* 6, 10. 19. *stûde* 43, 11. *stuol* bildlich 108, 26. 132, 16 um. *sturm* 23, 25. *sturmen* 70, 17. *sûmen* acc. 130, 15; refl. 131, 15. *sûmunge* 47, 16. *sundern* v. 17, 5. 35, 4. 8. 65, 16. 127, 6. *sundich* 57, 30. 71, 5. 122, 2. *suntlich* 12, 24. 14, 24. 23, 21. 46, 25 uo. *suonære* 123, 25. *suonen* 128, 31. 129, 19. *suontac* 15, 22. 16, 5 uo. *swære (ougen)* 28, 15. *(wort)* 47, 2. *(rede)* 108, 28. *sweimen* 60, 9. 96, 17. 103, 22. *swenden* 114, 7. *swert* drohung des supplicium 106, 7. *swiboge* 93, 4. 135, 19. *swîgære* 13, 11. *swingen* 108, 25. *tempfen* 37, 21. *toben* 32, 13. *tôtlich* 23, 12 und 6mal. *tougen* f. 11, 5. 16, 12. n. 34, 2. 35, 29. 36, 26 uo. *tougenlich* 101, 28. *trehtîn* 14, 28. 120, 23.

trîben ûz 85, 17. *triegen* 137, 31. *trôr* 124, 11. *trôstlich* 21, 12. 43, 5. *truchene* f. 14, 24. *truchenen* 122, 19. *trugenheit* 126, 1. *truobe* f. 111, 27. adj. 14, 3. 17, 27. 28, 15. 43, 5 um. *truoben* 82, 13. *trût sun* 2, 25. 4, 5 um. — *muoter* 5, 7. 33, 11 um. regelmäſsige bezeichnung der heiligen. *trûtinne* 136, 20. 137, 31. *tugent* virtus firmamenti 15, 27. *tult* 24, 17 und 24mal. *tump* 48, 3. *turlîn* 79, 22. 27. 85, 26. 102, 4. 104, 4. *turn* 114, 26. 28. *uberezzen* 62, 27. 85, 13. *uberheven* 91, 3. *uberhôhen* 90, 26. *uberich* 89, 19. 128, 20. *ubermuot* adj. 121, 15. *ubermuotich* 30, 12. 121, 25. *ubertrinchen* 62, 28. *ûf brechen* von der sonne 4, 16; eine büchse 122, 21. *ûf chêren* 14, 17. *ûf geheven* 58, 6. *ûf heven* 60, 14. 86, 10. *ûf recken* 70, 2. 6. 12. *ûf schieben* 32, 26. 69, 13. *ûf stecken* 9, 3. *ûf ziehen* 113, 20. *ûf zunden* 41, 21. *umbe blichen* 41, 21. *umbe fuoren* irreführen, verzögern 100, 19. *umbe gurten* 19, 25. 108, 4. *umbehanc* 76, 11. *umberinch* 103, 15. *umbestên* 27, 8. *unbechêrt* 28, 1. 131, 23. *unbescheiden* 6, 1. *unbewollen* 23, 30. 29, 8. 129, 28. *unchlagelich* 53, 14. *unchraft* 26, 29. 55, 13. *unchunt* 16, 11. 52, 25. 59, 17. 93, 21. 96, 23. 101, 28. 103, 18. *unchunter* n. 110, 13. *unchûsche* f. 136, 25. *unde* f. 119, 1. *undurft* 56, 4. 96, 3. *ungâz* 106, 14. *ungebêrde* 52, 30. *ungebrosten* 129, 11. *ungehiure* 82, 27. *ungehôrsam* f. 33, 22. 40, 6. 67, 14. 117, 29; adj. 10, 18. 13, 17 um. *ungeloublich* 116, 29. *ungemah* 10, 10. 16, 4. 46, 21. 64, 16. 77, 5. 81, 21. 130, 18. *ungemuote* n. 98, 4. *ungenæme* 14, 3. 70, 18 um. *ungescheiden* 91, 21. 118, 21. *ungeschendet* 9, 14. *ungesehent* 12, 21. *ungetouft* 31, 14. *ungetrunchen* 106, 14. *ungeverte* 28, 20. 30. *ungewitere* 13, 23. *ungewonlich* 24, 24. 49, 4. *ungezæme* 77, 12. *unheil* 57, 26. *unhôhe* adv. 135, 31. *unlanch* 94, 19. *unlange* adv. 113, 20. *unmaht* 79, 19. *unmâze* 28, 16. 62, 31. *unmære* 131, 18. *unminnen* 65, 5. *unpilde* 28, 2. 29, 13. 32, 11. 79, 7. *unnutze* 59, 28. 64, 14. 92, 10. *unnutzlich* 34, 17. *unreht* irrig 106, 19. *unruoch* 19, 7. *unsêlde* 48, 14. *unsêlig* 34, 12. 35, 2. 77, 12 uo. *unsin* 82, 29. *unsinnig* 82, 29. *unsouber* 17, 28. *unsprechent* 112, 25. *unstæte* 51, 14. *unstêtich* 41, 9. *untergrîfen* 92, 21. *unterschîdunge* 112, 26. *untôdlich* 13, 27. 23, 12 um. *unverborgen* 111, 19. *unverdient* 95, 25. 98, 16. *unvreude* 100, 3. *unwert* 50, 3. 63, 26. 70, 18. 122, 26. 127, 3. 128, 7. *unwirden* v. 48, 13. 110, 4. *unzallich* 11, 11 und 9mal. *unzerganchlich* 22, 23. *unzuht* 28, 15. 54, 23. 131, 27. *uppig* 13, 4. 34, 20. 50, 9. 54, 24. 62, 24 um. *urliuge* 16, 7. 56, 21. *ursprinc* 30, 27. 61, 16. 93, 22. 104, 26. 122, 6. *urstende* 7, 22 um. *urteil* der jüngste tag 15, 4. 110, 28. *ûz breiten* 20, 13. 125, 2. *ûz lâzen* 84, 3. 106, 15. *ûz lenden* 53, 15. *ûz mezzen* 124, 23. *ûz scheiden* 137, 15. *ûzsetzich* 26, 23. *vâlant* 24mal. *valwisch*

58, 10. 134, 20. *vane* 54, 1. 67, 15. 77, 24. 94, 6. *vanchnusse* 2, 20 uo. *vaz* 84, 26. 119, 4 um. *værig* 113, 3. *veil* 58, 30. *venie* 28, 3; *suochen* — 47, 5. 50, 2. 116, 17. 129, 27. *verchêren* 27, 16. 49, 1. 115, 3. *verchiesen* 22, 10. *verchlagen* 31, 2. *verdulten* 55, 5. *verenden* 96, 24. *vergên* 6, 20 um. *vergift* 29, 24. *verheln* 52, 3. 93, 6. 8. *verhengen* 46, 19. 74, 11. 97, 28. 120, 23. *verlâzen* fallen lassen, verlieren 122, 7. *verschieben* die ohren 27, 26. *versinchen* 53, 12. 119, 8. *verslichen* 66, 4. *versmâhen* dat. 99, 21. 137, 3. *versmæhen* 110, 4. 6 um. *versnîden* 20, 3. 35, 1. 137, 23. *versperren* 12, 17. 84, 3. 87, 5. 100, 8. 134, 25. *verstantnusse* 48, 1. *versûmen* 46, 25. 98, 21. 137, 3. *versuochen heil* 46, 2. *versuonen* 2, 24. 3, 19 um. *verswachen* 39, 6. *verswîgen* 29, 2 um. *verteilen* 14, 9. 45, 12. 61, 21. 97, 12. 112, 14. 113, 23. *vertiligen von* 36, 4. *vertragen* 56, 14. *veruntriwen* 66, 6. *vervallen* ohren 14, 5. *verwandeln* 53, 27. 115, 3. 117, 5. 133, 11. *verwarn* animadvertere 5, 16. *verwâzen* 14, 7. 49, 13 um. *verwidern* 125, 17. *verworht* adj. 55, 3. 17. 79, 15 um. *verwurchen* 113, 5. *verzagen* 6, 21. 12, 22. 47, 3 um. *verzîhen* gen. entsagen 135, 6. *vestenunge* 89, 21. *vetich* 103, 26. *vinster* f. 8, 4 und 11mal. *vinster* adj. *ougen* 55, 26; *dinch* 97, 23. *viren* 106, 24. *viwerîn* 52, 29. 112, 10. *vleischlîchen* 12, 17. *vleisklich* 7, 18. 19, 24. 25, 9 um. *vlîzchlîchen* 30, 11. *vlîzich* gen. 70, 24. *vluhtic* 48, 17. 50, 12. 18. 71, 11, 108, 3. *vlust* f. 135, 2. *vogelsanch* 96, 15. *vogt* 115, 15. *vogtinne* 137, 5. *volchomen* v. 58, 13. 79, 28. 97, 24. *volchomen* adj. gen. 113, 8. *volchwîch* 19, 27. *volle* m. 85, 21. *vollechlîchen* 14, 19. 54, 15. 116, 4. *vorbote* 40, 24. 115, 22. *vorzeichen* 36, 9. *vrâgen von* 5, 2. 4. *vrâvele* f. 20, 3. 47, 7. 49, 1 um. *vreischen* 71, 24. *vreise* 16, 11 uo. *vreislich* 29, 24. 30, 13 um. *vromede* dat. 13, 28. 33, 23. 45, 3. 64, 1. 83, 6. 105, 28. 136, 4. *vrônalter* 32, 18. 78, 10. 116, 11. 127, 4. *vrônampt* 48, 2. 123, 12. *vrône* 22, 15. 31, 26 uo. *vrôntisk* 116, 20. *vûhte* 84, 8. *vûle* f. 10, 27. *vuore* 34, 19. *vuoren* 84, 13. *vuozspor* 87, 28. *wâc* 12, 25. 39, 14. 91, 13. 137, 24. *ze Walichen* 51, 20. *wallen* 77, 26. *wambe* 43, 19. 132, 19. *wandelbære* 126, 22. *wandeln* 84, 18. 111, 15. *wandelunge* 126, 16. 135, 3. *von wanne* 33, 20. *warnen* 31, 19. 65, 23. 85, 19. 108, 25. *warnunge* 26, 11. 58, 23. 66, 19. 67, 20. 95, 8. *warte* f. 138, 24. *waschen* 30, 26. 67, 31. 126, 17. *under wegen* 14, 5. 137, 19. *wegescheide* 74, 20. 75, 10. *wehselrede* 127, 10. *weide* 55, 4. 90, 5. 91, 3. 10. 102, 17. *weize* 89, 20. 98, 17 um. *wenden an* 10, 7. *wênich* klein an körper 110, 7. *ze rucke werfen* 47, 19. 86, 24. 101, 19. 136, 1. *werlt diu junge* 74, 25. *werren* 57, 4. 112, 30. *werve* swm. *die wol ûzlendent an di rehten habe ze dem werven himelischer wunne* 53, 15. *werven hin ze* 29, 15 uo.

mit 46, 3. *umbe* 11, 15 uo. acc. 47, 20. *widerbringen* 106, 26. *widersitzen* 48, 16. *widertuon* 125, 31. *widervart* 102, 18. *widerwarte* 56, 7. *widerwegen* 98, 9. 18. 134, 8. *widerwertig* 92, 14. *wiege* 31, 2. *wîgant* 114, 24. *wilde lant*, von den bewohnern 125, 14. *willichlîchen* 18, 20. 25, 10 um. *willig* 18, 1. 33, 12. 66, 20. 89, 8. 101, 4. 102, 18. *sich winden* im todeskampf 16, 22; *hende w.* 76, 26; *in w.* 18, 22. *wirtschaft* 5, 21 und 10mal. *wîsen* acc. gen. 75, 15. *wîsunge* 44, 9. *wortzeichen* 63, 29. *wulpinne* 125, 16. 17. *wunden* sauciare 18, 9. *wunderlich* 22, 28. 24, 22 um. *wunderlîchen* 25, 9 um. *wunnichlich* 71, 7 und 11mal. *wunschen* 8, 15. 76, 28 um. *wuocher* 2, 9 und 6mal. *wuocherhaft* 124, 15. 133, 12. *wuof* 51, 28. *wuoste* 48, 25. 58, 29. 119, 6. sw. 74, 2. *wuoterich* 31, 24. 125, 9. *wurze* 61, 17. 84, 8. 92, 22. med. 26, 25. 56, 4. condimentum 114, 11. *zadel* 84, 7. 85, 24. *zage* 20, 5. *zarge* 18, 26. *zebresten* 39, 15. *zelen* 123, 31. *zelle* 123, 13. *zelôsen* 21, 6 um. 117, 22. *zerbrechen* 3, 28. *zergên* 20, 13. 94, 12. 17. 103, 9. 132, 29. *zerinnen* 43, 29. *zerren* 76, 13. 110, 12. *zeswe* bildlich 8, 16 uo. *zeteilen* 56, 17. *zieren* 8, 29. 44, 23 um. *zierde* 50, 14. *zimbern* 124, 20. *zinshaft* 9, 27. *zîtig* 44, 17. *zunden* 114, 8. *zuochunft* 7, 26. 8, 25. *zuonam* 119, 29. *zuovarn* 52, 28. *zuovart* 86, 13. 109, 24. 110, 20. 111, 23. 25 uo. *zwîvelhaft* 16, 6. 119, 15.

Das verzeichnis, welches in wenigen tagen zusammengestellt ist, erhebt nicht anspruch auf vollständigkeit, weder in den artikeln selbst noch in der aufzählung der stellen, aber es wird doch manchem angenehm sein und jedesfalls die arbeit des herrn J. genügend beleuchten. ich bespreche nun noch einige artikel des glossars, welche nicht schon vorher sind erörtert worden. *besorgen* sorglich behandeln, pflegen; nicht 'beschützen.' *bevâhen* gehört nach herrn J. zur schwachen conjugation. *bluotfar* muss es heifsen, da 16, 20 flectierter plural stattfindet. *poume* ist 99, 15 dativ von *poum, den* ist entweder aus *dem* geschwächt, wie ähnliches vorkommt, oder ist als schreibfehler anzusehen. *brûten* heifst nicht 'schmücken' sondern 'liebkosen' und ist synonym zu *zerten.* was *chirchkeruste* 30, 29 bedeutet geht aus der stelle klar hervor: *daz tuoh daz an dem chrismhuot was* 30, 30 und 31, 4 f die neuangelegten kleider. also: zubereitung, zurüstung für die kirche. *chroul* hakige gabel, kralle. das letztere gilt an unserer stelle. was *erarnen* heifst, blieb unangeführt. *gegenmâzen* heifst 'vergleichen', nicht 'gleichen'. *gereden* heifst 'auseinandersetzen, erörtern', nicht 'geloben, behaupten'. *hail haben* heifst 'segen haben' und sonst nichts. *heilen.* mit der bedeutung 'heilen, gesund machen' kommt man aus; 'retten' ist überflüssig. *heimlîchen* 'vertraut machen', herr J. geht von nhd. begriffe 'heim' aus. *ladunge.* die gefährliche

stelle 47, 9 ist klüglich weggelassen worden. *missegengich* heifst zuerst: 'in falscher richtung gehend.' *muntfulle.* die phrase heifst zunächst nur 'ins gerede kommen'. m. nach Lexer 1, 2235 f. '*verschelchen.* sw. überlisten, in listiger weise anlocken. *dâ mit wir wârn verschelcht in di gwalt des laidigen vâlandes* 105, 15.' so herr J. das richtige 'zum knecht machen' sieht man auf den ersten blick. herr J., der aus Lexer 3, 214 schöpfte, übersah dass die dort richtig zuerst angegebene bedeutung 'zum *schalc* machen' noch den alten sinn des substantivums enthält. das ist etwas so triviales dass ich mich schäme, herrn J. auf die stellen des Mhd. wbs. aufmerksam machen zu müssen, die auch Lexer angezogen hat. man vgl. überdies in unserem denkmal *schalcheit* = knechtschaft 22, 21. *warten* heifst nicht 'warten' sondern 'schauen'. *warunge* heifst 'verwahrung, munimen', nicht 'vorsicht, richtschnur'. *wentelstein* heifst 'treppe', nicht 'grenzstein'. *zale* heifst 131, 9 nicht 'zahl' sondern 'rede'. — ich muss es wider als ein besonderes misgeschick für Paul bezeichnen dass er in seiner recension an dieses glossar den wunsch knüpfte, es möchte jeder veröffentlichung eines mhd. denkmals ein 'derartiges' glossar beigegeben werden. hoffentlich wird ein gütiges geschick die erfüllung dieses wunsches uns ersparen. —

Ich bin nun fertig mit dem buche. überschaue ich das vorgebrachte, so bin ich der sicheren überzeugung dass es mir gelungen ist zu erweisen, was ich im eingange der recension behauptete: herrn Jeitteles fehlen alle eigenschaften, welche dem herausgeber eines altdeutschen schriftwerkes nötig sind. vor allem fehlen ihm: sorgfalt, fleifs, kenntnisse. —

Ich wende mich nunmehr zu der erfreulicheren aufgabe, zusammenzustellen, was mir die eigene arbeit für die bestimmung und erklärung der predigten aus SPaul ergeben hat.

Graz, 7. 7. 78. ANTON SCHÖNBACH.

Mittelhochdeutsche grammatik. ein handbuch von dr KARL WEINHOLD, ord. professor an der universität zu Breslau. Paderborn, Schöningh, 1877. XII und 525 ss. 8°. — 8 m.*

Nach einer mhd. grammatik sehnt sich die deutsche philologie seit so langer zeit, dass Weinholds buch gewis allgemeine freude erregt haben wird. denn waren auch empfehlenswerte kurze abrisse des mhd. vorhanden, so mangelte doch eine brauchbare eingehendere darstellung, ja für das md. war man sogar auf verstreute anmerkungen und schilderungen der lautverhältnisse einzelner denkmäler angewiesen, wobei dann besonders die

[* vgl. Litt. centralblatt 1877 nr 25 (WBraune). — Zs. für das gymnasialwesen 1877 s. 583 (KKinzel).]

formenlehre unter geringer berücksichtigung litt. Weinhold hat das md. gleichmäfsig herangezogen und dadurch einer grofsen zahl lernender dieses sprachgebiet geradezu erst erschlossen, während so mancher andere ihm für die vermehrung eigener sammlungen dankbar sein wird. und was ein grofser vorzug dieses buches ist: man findet sich in der übersichtlichen anordnung leicht zurecht. indes — das hat auch einen nachteil mit sich gebracht.

Weinhold bestimmt die Mhd. grammatik in der vorrede zu einem handbuch für den gebrauch derer, welche das mhd. studieren wollen. ich glaube nicht dass sich diese grammatik für ein zusammenhängendes studium eignen wird. sie hat zu wenig von einem collegienheft an sich, der stoff ist etwas zerpflückt. für das nachschlagen ist es zwar sehr bequem dass zb. die vocale, in kurze lange und diphthonge geschieden, innerhalb der drei gruppen nach dem alphabet geordnet sind. allein wenn lautliche vorgänge, welche sich über eine grofse zahl von vocalen erstrecken, nicht im zusammenhang abgehandelt, sondern auf alle die stellen verteilt werden, wo einer dieser vocale vorkommt, so geht der überblick verloren. Weinhold hat in den ersten paragraphen ansätze zu mehr systematischer gliederung gemacht, hat gewisse einflussreiche erscheinungen, wie brechung umlaut dehnungen usw. hervorgehoben. wäre es nun aber, um bei einem puncte stehen zu bleiben, nicht am platze gewesen alle umlautfähigen vocale des oberd. vorzuführen und erschöpfend zu behandeln, damit sogleich der grofse gegensatz zum md. ins auge gefallen wäre? daran musten sich die ausnahmen innerhalb dieser beiden gruppen reihen, als widerstand gegen den umlaut, unberechtigte ausdehnung desselben, scheinbarer umlaut. jetzt finden wir zb. unter *â* § 57 die bemerkung dass es im md. fälle von *â* gebe, wo man den umlaut *ǽ* erwarten sollte. das hat offenbar mit *â* gar nichts zu tun und gehört zu *ǽ*. verweisungen können den mangel einer stoffeinteilung nach mafsgabe wichtiger spracherscheinungen nicht gut machen: dem lernenden werden auf diese art die grofsen lautlichen bewegungen kaum klar, wol dann nur, wenn er die mühe einer umordnung des materiales nicht scheut. dazu aber gehört doch schon ein scharfer blick und gute vorkenntnisse. höchstens der rest, welcher nach der geschilderten einteilung zurückbleibt, dürfte nach rein äufserlichen principien untergebracht werden.

Das interesse des studierenden scheint mir auch im 'zweiten hauptteil' mitunter aus dem auge gelassen. mitten in die wortbildung ist ein abschnitt über die steigerung der adjectiva und die bildung der adjectivischen adverbien geschoben. freilich sind das auch wortbildungen, aber doch nicht in anderem sinne als jede declinations- oder conjugationsform. warum folgt also nicht die comparierung und adverbialbildung auf die declination der

adjectiva? warum haben ferner die zahlwörter zwischen den präpositionen und interjectionen, weit vor der adjectivdeclination, ihren platz bekommen, wiewol doch hier schon ihre casus angegeben sind und von schwacher und starker flexion geredet wird? das bleibt ja dem lernenden noch völlig unverständlich! — auffallend disponiert Weinhold auch die conjugation. ‘I die starke conjugation. A die formbildung. 1 die ablautenden classen.’ unter formbildung versteht er nicht die vollständige bildung einer form, sondern nur die veränderungen des wurzelvocals. nachdem dann schon viele einzelheiten über personen- und nominalbildungen mitgeteilt und 20 paragraphen verbraucht sind, folgt erst ‘B die endungen’. damit wird auch die modusbildung verknüpft. dasselbe verfahren bei der schwachen conjugation. ich bezweifele gar nicht dass Weinhold seine guten gründe zu dieser einteilung hat; aber practisch kommt sie mir nicht vor.

Für practisch und empfehlenswert halte ich es auch nicht in einem lehrbuche termini technici oder anderweitige ausdrücke in einem sinne zu verwenden, der von dem allgemeinen gebrauche abweicht, oder unnötig neue termini zu schaffen. so glaube ich dass jedermann unter der spitze eines dinges den oberen teil, den kopf oder anfang versteht. Weinhold aber spricht von wortspitzen (§ 10. 18) und meint das ende des wortes, die schliefsenden laute. wortspitze passt gerade hier um so weniger, als wir absteigenden accent im deutschen worte haben und die hochbetonte silbe doch eher als spitze bezeichnen werden denn die tiefer betonte. — § 74 soll ‘umlautendes *ë*’ bedeuten: durch umlaut entstandenes. der anfänger muss denken, er habe in einem vorangehenden paragraphen übersehen dass auch *ë* umlaut bewürken könne. — § 96 ‘seit dem 10 jh. ist *ou*, in dem wir eine umlautung des *au* ähnlich wie in *ei* umlautung des *ai* erblicken können, die regel.’ das muss verwirren, denn umlauten hat in der deutschen grammatik eine ganz andere bedeutung als etwa einen laut in einen andern umwandeln. man würde hier von färbung reden oder von assimilation. — *z (ts)* nennt Weinhold § 186 einen ‘affricatdiphthong’. man verstand bisher unter diphthongen wol nur vocale. soll es hier die allgemeinere geltung doppellaut haben, so ist dieser zusatz überflüssig, denn einfache affricaten gibt es nicht. — anstofs erregt ‘wortcomposition’ § 21. es sind damit, wie es scheint, composita gemeint, deren teile auch selbständig vorkommen oder deren eines glied zu den schweren ableitungen gehört. § 30 nennt letztere ‘wortaffixe’. man wird sich über die geltung des ausdruckes ebenso schwer klar, wie wenn § 112 das *ie*, welches sich vor *r* und *h* aus *i* entwickelt, eine ‘doppellautliche dehnung’ heifst. übrigens gehören die alemannischen reime *geschiet : geriet*, *siet : diet* gar nicht hieher, denn sie führen nicht auf

geschieht sieht, sondern auf *geschihet sihet* zurück: das *h* fiel aus. vgl. AG § 234 und Haupt zum Erec 4248. 'selbstcomposition' § 481 begreift man auch nur dadurch dass ein beispiel angeführt wird, *selbselbe.*

Die spracherscheinungen fasst Weinhold teleologisch auf. der 'sprachgeist' operiert ihm zweck- und zielbewust, arbeitet auch — das ist noch wunderbarer — wie aus innerer zerrissenheit manchmal sich selbst entgegen. so heifst es § 507 von einer gewissen erscheinung 'dass sie oberdeutsch wie mitteldeutsch (auch niederfränkisch) in der ganzen mhd. periode sich hervortat als ein gegenzug des sprachgeistes gegen die einengende regel.' wer dictiert die regeln? offenbar der 'sprachgeist'. wer opponiert ihnen? widerum derselbe 'sprachgeist'. weshalb? weil das was aus seinem wesen sich ergibt, einen teil seines characters bildet, ihn 'einengt'! Braune ist übrigens vollkommen im recht mit seiner beobachtung. denn es ist doch ein gewaltiger unterschied ob eine formel a als regel, daneben b als ausnahme vorkommt, oder ob b als regel gilt und a als ausnahme. auch die lehren eines handbuches müssen auf statistischer grundlage ruhen, wenn auch niemand an ein solches die forderung einer zahlenangabe für jede sprachliche erscheinung stellen wird. Weinhold glaubt im vorwort dies verlangen ausdrücklich ablehnen zu müssen, und es wäre in der tat bei einem handbuch eben so töricht als es für gewisse fälle von einzeluntersuchungen unerlässlich ist. dass derartige zählungen nicht rein mechanisch sein und der richtigen kritik nicht entbehren dürfen, hebt Weinhold als ein in der tat sehr beachtenswertes moment hervor. — auch § 31 diese widersetzlichkeit: 'gegen den aus- und abwurf des *e* zieht die ein- und anfügung dieses lautes den gegenzug'. § 39 'in den andern worten fehlt aber dieser grund und es wird überhaupt die neigung jenem herschenden *e* durch eine erhöhende variation entgegenzuwürken, in anschlag zu bringen sein.' § 360 'wenn sich zeitworte in mehr als einer classe finden [nämlich dieselben], so verrät dies den einfluss jüngerer zeit, die überhaupt nach vermischung der geschichtlichen unterschiede strebt.' wer solchen ansichten huldigt, wird auch Weinholds erklärung des ablauts (§ 14) beistimmen: 'der ablaut verdankt seine entstehung wahrscheinlich dem bedürfnis durch die gewichtveränderung des wurzelvocals mehr mittel für die stammbildung zu gewinnen.' nur, glaube ich, wird er sich den vorgang ein wenig anders zurechtlegen, etwa so: der ablaut verdankt seine entstehung dem bedürfnis mehr mittel für die stammbildung zu gewinnen. dazu konnte die gewichtsveränderung des wurzelvocals führen. andere freilich werden an ein derartiges nachgrübeln und ausklügeln nicht glauben wollen und eine interpretation vorziehen, welche von einem mechanischen, physiologischen anstofs ausgeht, der einwürkung des accentes. nachher erst könnte

eine geistige tätigkeit hinzugetreten sein, welche die neu entstandenen sprachlichen mittel zur begriffsunterscheidung verwertete.

In der geschichte der hypothesen vom ablaut (§ 13) vermisse ich Wackernagels aufsatz im Archiv für philologie und pädagogik von Seebode und Jahn, bd. 1, 17 ff (Leipzig 1831), den ich allerdings nur aus citaten kenne. weiter Amelungs schrift Die bildung der tempusstämme durch vocalsteigerung im deutschen, Berlin 1871. darin wird s. 4 f auch Corssen angeführt. endlich KVerners bemerkungen Zur ablautsfrage in der Zs. f. vgl. sprachf. 23, 131 ff. der 9 bd. von Brugmanns und Curtius Studien scheint Weinhold noch nicht vorgelegen zu haben, sonst wäre er wol auch § 7 erwähnt worden.

Ein hauptpunct ist es noch, in dem ich von Weinhold differiere. § 1 lehrt 'die mhd. grammatik behandelt die sprache der Ober- und Mitteldeutschen vom 12—15 jh.' mich dünkt, die grenzen sind zu eng und zu weit gesteckt. wir müssen sie in der einen richtung fixieren nach den beiden wesentlichen unterschieden des mhd. vom ahd., der abschwächung der vollen vocale in den endungen und der durchführung des umlautes. man wird keinen grofsen fehler begehen, wenn man den zweiten act um 1170 sich abgeschlossen denkt. wenigstens glaube ich Zs. 19, 279 nachgewiesen zu haben dass damals in Niederösterreich *æ* durchgedrungen war, der umlaut, gegen den sich die poetische litteratur in den bequemen reimen auf *zewâre* udgl. am längsten sträubte. in der verkehrssprache allerdings stellten sich die umlaute weit früher ein. wie hier der umgelautete und nichtumgelautete vocal mit einander kämpfen, lässt sich sehr gut an den breviarien von SLambrecht beobachten, welche Schönbach in der Zs. 20, 129 ff behandelt hat. in Baiern setzte sich *æ* später fest: in Wernhers Maria ist es noch nicht allgemein gültig. für die andern vocale ist immer noch das genaueste, was Müllenhoff in der vorrede zu den Denkm.[2] s. XXXII zusammengestellt hat; Weinhold gibt keine erschöpfendere auskunft über die verschiedenheiten von zeit und gegend in dieser beziehung. genug, man wird vorläufig sagen dürfen dass 1170. 80 das mhd. ausgebildet ist. für seinen beginn kommt es auf die vocale der endungen an. es ist hier schwerer ein festes datum zu gewinnen, da das ahd. nie zum stillstand gelangt, sich unaufhörlich wandelt. indes, dialectische unterschiede bei seite lassend, werden wir uns erlauben können, 1050 als endpunct der ahd. periode zu bezeichnen. denn um 1070, als man die Wiener Genesis begann, herscht bereits volle verwirrung in den flexionen. 1050—1170. 80 also würde sich als zeit des überganges vom ahd. zum mhd. darstellen. letzteres aber erst mit dem 15 jh. abzuschliefsen, erregt mir bedenken. bisher ward wol allgemein 1350 als endtermin gefasst. Weinhold äufsert nicht, was ihn bewogen hat hiervon abzuweichen.

mir scheinen also — ich will nur auf eine auseinandersetzung verweisen die jedem zur hand ist — Kobersteins erörterungen in seinem Grundriss § 133 noch durchaus treffend. ja man könnte sogar wegen des schnellen umsichgreifens der dialecte, namentlich in Oesterreich und Baiern (vgl. Müllenhoff Denkm.[2] s. XXVIII), schon mit dem jahre 1300 das mhd. abschliefsen, wenn nicht die verlängerung der stammsilben, teils durch dehnung der vocale, teils durch gemination des die wurzel schliefsenden consonanten (Koberstein, Suchenw. 1, 12), welche in Nieder- und Mitteldeutschland weit früher, schon im 12 jh. hin und wider, einsetzt, in Oberdeutschland erst ungefähr 1350 bedeutendere ausdehnung annähme. dieser vorgang aber erscheint mir so wichtig, dass er zwingt bei ihm halt zu machen und dort eine neue periode der sprachentwickelung zu beginnen. es fällt in die zeit von 1350 — 1500 die ausbildung des 'gemeinen teutsch' (vgl. Müllenhoff in den Denkm.[2] s. XXVIII f. dagegen Mhd. gr. § 99, widerlegt von Martin Anz. III 116 ff).

Durch Weinholds periodisierung wird der gewaltige abstand des deutsch im 13 und 15 jh. verdeckt, wird verdeckt, wie wenig wir eigentlich von der sprache der zeit zwischen mhd. und nhd. wissen, wird das bild des mhd. getrübt und verzerrt. über das mhd. selbst aber legt Weinhold in § 3 und 4 ansichten dar, auf welche ich gleichfalls noch eingehen möchte.

'Man kann nicht von einem durch das schwäbische (alemannische) normalisierten mhd. reden; dazu war das geistige übergewicht der Alemannen nicht vorhanden. ebenso nicht von einer am staufischen hofe festgestellten mustersprache der vornehmen und gebildeten gesellschaft; dafür hatten die Hohenstaufen trotz ihrer neigung für deutsche poesie weder zeit noch sinn.' so bestimmt diese sätze auch auftreten, unanfechtbar sind sie nicht. richtig ist die erste hälfte des ersten. denn kein mensch wird behaupten dass das schwäbische das mhd. normalisiert habe. im gegenteil, das schwäbische wurde normalisiert, es bildete nur die grundlage der litteratursprache. soll sich ferner das geistige übergewicht der Alemannen durch litterarische leistungen documentieren, so macht stärkere beteiligung Alemanniens an der litteratur sich allerdings erst seit der zweiten hälfte des 12 jhs. bemerkbar. dann aber auch bald in nicht geringem mafse. ich erinnere nur an Reinmar von Hagenau, Walthers meister, und an Hartmann.[1] was sonst die geistige begabung anlangt, so werden die Alemannen nicht schlechter bedacht gewesen sein als die übrigen Deutschen. dagegen galten sie, und das ist sehr wichtig, als muster feiner sitte. Alemannien lag

[1] dass Hartmann kein Franke war, ergibt sich deutlich aus der bekannten stelle Greg. 1401 ff. er würde den Gregorius nicht die Franken als ungeschickte ritter haben nennen lassen, wenn er selbst zu ihnen gehört hätte.



gar nicht so aufserhalb des weltverkehrs wie Franz Pfeiffer möchte glauben machen. Nitzsch hat uns in seiner schönen abhandlung über die oberrheinische tiefebene (Preufs. jahrb. 30, 239 ff und 341 ff) gelehrt dass unter Heinrich IV, gerade während der trüben zeit der kämpfe, sich handel und verkehr auf der Rheinstrafse von Basel abwärts erstaunlich hoben. auf diesem wege hielten nicht nur die stoffe der ritterlichen epik von den Niederlanden her ihren einzug — durch den Trierer Floyris ist das jetzt zur gewisheit erhoben: vgl. Steinmeyer in der Zs. 21, 316 —, sondern auch das gesammte ritterwesen. in der oberrheinischen tiefebene aber safsen die zahlreichen ministerialen der Staufer, die kraft ihres hauses, und diesen strömte die neue bildung nächst den Franken am Rhein vornemlich zu. auch französischer einfluss machte sich bei ihnen geltend, schon seit der mitte des 11 jhs. die Alemannen schätzte man denn auch noch um 1200 für die feinsten unter den deutschen rittern (vgl. Scherer QF XII 22 f). nur so erklärt sich, wie das gegebildete alemannisch, die sprache welche Notkers schule in der zucht gehabt hatte, die fränkische hofsprache, seine einstige lehrerin, aus ihrer position verdrängen konnte. die sächsischen kaiser haben ihrem dialect nicht den sieg verschafft: die bildung ruhte damals auf den Franken. dass es aber jetzt feiner ton werden muste den Alemannen nachzuahmen, das liegt so auf der hand, dass es unnütz wäre darüber noch ein wort zu verlieren. sprachregeln hat allerdings der Stauferhof nicht aufgestellt, er war keine academie. aber Weinhold kämpft hier gegen einen selbstgeschaffenen feind: teusche ich mich nicht, so ist er der erste welcher den ausdruck hofsprache in dieser weise auf die spitze treibt. versteht man darunter die sprache, welche nicht blofs am kaiserlichen hofe gesprochen wurde, sondern überall, wo man nach feiner sitte hof hielt, so trifft die benennung durchaus zu. nur darf man nicht vergessen dass Mitteldeutschland nicht so ohne weiteres zum bereich der oberdeutschen litteratursprache gezogen werden kann. denn wenn auch Weinhold in § 4 mit recht auf gegenseitige beeinflussung von mhd. und md. aufmerksam macht — sie ist zum teil rein orthographisch; manches stellt sich bereits im ahd. ein —, so blieb doch im wesentlichen das md. schriftsprache des mittleren Deutschlands, namentlich für sesshafte autoren, welche nicht wie die fahrenden bis nach Oberdeutschland geführt wurden. dabei hielten sich indes verschiedene mundartliche schattierungen, weil es in Mitteldeutschland an einem anerkannten mafsgebenden centrum fehlte, wie es der Stauferhof für Oberdeutschland war. ja das md. wurde sogar in Niederdeutschland als feinere sprache anerkannt. der Sachse Albrecht von Halberstadt dichtete md. (Heinzel in der Zs. für die öst. gymn. 1874, s. 173), und er stellt auch deutlich die beiden litteratursprachen neben einander:

der er ist, sult ir wizzen.
enweder dirre zweier,
weder Swâp noch Beier,
weder Dürinc noch Franke.

daneben galt dort auch das oberdeutsche. denn Eberhard streut in seine Gandersheimer reimchronik hochdeutsche reime ein (vgl. Weiland s. 395). will man das auf reimnot schieben, gut. aber der dichter würde sich dergleichen nie erlaubt haben, wenn nicht das oberdeutsche als elegantere sprache betrachtet worden wäre. keinem oberdeutschen dichter ist es je beigekommen in dieser weise nd. einzumischen. — allerdings: Ebernand von Erfurt lehnt es Heinr. und Kun. 4467 ff ab, sich des hd. zu bedienen, woraus folgt dass manche diesen dialect vorzogen. aber gegen die allgemeinheit solchen verfahrens beweisen die uns erhaltenen md. dichtungen.

Es ist eigentlich zu viel gesagt (s. 3) dass man aus Hartmanns und Walthers sprache den streit über ihre heimat nicht entscheiden könne. Walther zeigt uns einen einzigen mundartlichen reim und der ist österreichisch: mithin wird er ein Österreicher gewesen sein. für oder gegen Tirol spricht das freilich nicht. bei Hartmann reicht auslautendes *n* statt *m* (zu Er. 435), *ich han* (zu Er. 241), *laschte : glaste* Erec 1780 hin, um ihn als Alemannen zu kennzeichnen. denn gerade bei *scht* möchte ich denn doch nicht mit Weinhold, AG s. 156 übergang von *sch* in tonloses *s* annehmen.

JGrimm hat sich — dies wegen § 4 schluss — ganz fest für eine mhd. schriftsprache und für das schwäbische als ihre grundlage ausgesprochen. man vgl. nur aufser den von Weinhold angegebenen stellen Gr. 1², 450. 1³, 203. 209. 1², XII.

Es kam mir hauptsächlich auf diese principiellen dinge an, und ich berühre daher weder kleinere differenzen, noch lasse ich mich auf nachträge ein. was man vermisst, kann gegenüber der reichen fülle des vorhandenen kaum ins gewicht fallen und man wird überall viel mehr neues entnehmen als man beizusteuern vermöchte. die citate aus der Mhd. gr., denen man jetzt schon überall begegnet, beweisen wie förderlich dies buch der kenntnis des mhd. ist, und dankbar erinnert man sich dabei dass auch gerade Weinhold es war, der durch seine Alemannische und Bairische grammatik dem studium dieser dialecte so kräftigen vorschub leistete.

Strafsburg 22. 5. 78. MAX ROEDIGER.



Thesen über die schreibung der dialekte auf physiologischer grundlage. von prof. dr GMichaelis. zweite erweiterte bearbeitung. Berlin, Barthol & co., 1878. 32 ss. 8°. — 0,60 m.

Die einsicht dass man den sprachforschern, welche die schriftlichen aufzeichnungen von mundarten in ihren arbeiten verwerten wollen, nicht zumuten kann, sich jedes jahr mit einigen dutzend neuen, meist mangelhaften schreibungen vertraut zu machen, und die überzeugung dass die herschende manigfaltigkeit der dialectwissenschaftlichen orthographien keine nothwendigkeit ist, sondern lediglich auf der willkür der einzelnen schreiber beruht, hat in letzter zeit mehrfach die aufstellung von thesen veranlasst, welche die so notwendige einigung anbahnen sollen.

Dieselbe ist überraschend leicht zu erreichen, wenn sich jedermann, der in der sache mitreden will, ausschliefslich durch vernunftgründe und feste, klar ausgesprochene principien leiten lässt, nicht aber, wie es bisher gewöhnlich der fall war, durch launenhafte meinungen und zufällige gewohnheiten. für viele scheint es freilich ein ding der reinen unmöglichkeit zu sein, sich auf einem gebiete, wo sie an die herschaft sinnloser willkür und unglaublicher verkehrtheiten gewöhnt sind, zu scharfem und consequentem denken zu bequemen. wer den sitzungen der Tübinger und Wiesbadener germanistischen section beigewohnt hat, weifs mit welcher unbefangenheit man dort in einem atemzuge mehrere orthographische forderungen aussprach, welche sich gegenseitig aufhoben, oder grundsätze aufstellte um dieselben gleich darauf mit füfsen zu treten. so erklärte zb. herr prof. Sachs, der vorsitzende des zur vorberatung der dialectorthographischen frage eingesetzten ausschusses, jeden buchstaben, der nicht in allen germanischen und romanischen orthographien dieselbe geltung habe, für untauglich in das neue alphabet aufgenommen zu werden; zugleich aber forderte er in aller seelenruhe Z als zeichen für den tönenden *ſ*-laut! ferner gab er die unglaubliche behauptung zum besten, das zusammentreffen eines selbstlautenden **a** und eines unsilbigen **i** oder **u** dürfe nicht durch AI oder AU dargestellt werden, weil Engländer und Franzosen mit den buchstabenverbindungen AI und AU einlautige vocale (*e*- und *o*-laute) bezeichnen; dass dann auch zb. die aufeinanderfolge der laute *a, n, t* nicht ANT geschrieben werden könnte, weil ANT dem Franzosen *ą̇t*, im auslaut *ą̇* bedeutet, erwähnte er mit keiner silbe.

Nicht besser steht es um die thesen, welche er der Wiesbadener versammlung vorlegte. dieselben sind ein kritikloses, von selbstwidersprüchen strotzendes gemengsel sehr verschiedenartiger systeme, welche ihm vorgelegen hatten; sogar die abenteuerlichen einfälle des hrn Fricke in Wiesbaden hat er berücksichtigt. zur kennzeichnung des ganzen genügt es zu erwähnen dass er die deutschen *aŋ, aŋ* und die französischen *ą, ą̇* zusammenwirft

und den interdentalen reibelaut 'gehaucht' nennt, überhaupt mit der neuern sprachphysiologie nicht vertraut ist.

Herr prof. Michaelis, bekannt durch schätzbare beiträge zur geschichte der nhd. orthographie und durch sein unermüdliches, wenn auch nicht immer glückliches würken für eine gereinigte rechtschreibung, hatte also genügenden anlass, die arbeit des Brandenburger professors nicht für vollkommen zu halten und in dem uns vorliegenden schriftchen vorschläge zur abänderung derselben zu veröffentlichen. diese seine bezugnahme erstreckt sich jedoch kaum auf mehr als die überschrift; im übrigen sucht er seine abweichenden ansichten nur selten zu begründen und auch dann nur beiläufig. ebenso erwähnt er zwar die vorschläge des ref. mehrmals, bisweilen in allzu schmeichelhafter weise, schliefst sich aber häufig denselben nicht an, ohne zu sagen warum. es wäre mir viel lieber gewesen, wenn er mich gar nicht genannt und dafür meine erörterungen entweder widerlegt oder gebilligt hätte.

Vor allem befremdet das fehlen allgemeiner grundsätze; dies ist ein bedenklicher rückschritt hinter Sachs, wodurch allerdings einige seiner selbstwidersprüche beseitigt werden, aber nicht auf die richtige weise: nicht das unanfechtbare princip, sondern die damit unverträgliche verkehrte schreibung ist aufzugeben.

Wie soll denn die ersehnte einigung herbeigeführt werden? sicher nicht dadurch dass jeder bei seiner ansicht bleibt, was allerdings das bequemste und angenehmste für ihn wäre. meint man nun, es werde plötzlich der h. geist herniederfahren und die tausenderlei widerstrebenden meinungen in e i n e verschmelzen? wenn nicht, so wird jeder nur dann auf die ihm lieb gewordene gewohnheit verzichten und sich zur annahme einer ihm fremden und eben deshalb auch fremdartigen schreibung bequemen, wenn man ihm mit vernunftgründen beweist dass dieselbe die richtige und beste ist. man muss also grundsätze ausfindig machen, welche an sich einleuchtend sind und aus welchen sich die entscheidung für jeden einzelfall mit zwingender sicherheit ableiten lässt. und wenn willkürliches nicht ganz zu vermeiden ist, so muss es doch auf das geringste mafs beschränkt werden. statt wie bisher zu sagen: 'den und den laut könnte man, möchte ich so und so bezeichnen', heifst es nun: 'nach grundsatz so und so m u s s so und so geschrieben werden'. nur auf diese weise ist überhaupt eine fruchtbare, sachgemäfse discussion möglich, während die sonst allgemein beliebte art, einfach eine meinung der andern entgegenzusetzen, zu nichts führt. wer nicht nachweist dass die aufgestellten grundsätze unrichtig sind oder dass bei ableitung der folgerungen aus denselben ein fehler begangen worden, begibt sich alles rechtes widerspruch zu erheben.

Gehn wir nun zu den einzelnen vorschlägen von Michaelis über (um weitläufigkeiten zu vermeiden setze ich meine Zwölf



sätze über wissenschaftliche orthographie der mundarten als bekannt voraus).

Die unbehülflichen zeichen u^{o} o^{a} i^{e} $ü^{o}$ usw. für *ù ò ì ỳ* usw. verstofsen gegen den elementaren grundsatz der einfachheit und sind deshalb unzulässig. man denke sich zu diesen ungetümen die Michaelisschen zeichen ¯ oder ^ für die länge, ′ oder ″ (s. 28) für die schallstärke, ⌒ für die sog. diphthongen hinzu! so erhält man zb. $\widehat{\bar{a}^{o}u^{o}}$ für *ạ̀ù,* eine sehr leicht mögliche verbindung. noch unangenehmer werden diese u^{o} o^{a} usw. dadurch dass neben denselben die consonantenzeichen ebenso belastet werden können, zb. >χ̄ χ̄< s̄̌; das schweizerische *hộysə*, *làx̌ə* und das elsässische *rıçə* wären also nach Michaelis

$\widehat{hö^{a}ü}\check{\bar{s}}ə$, $la^{o}\bar{\chi}^{<}ə$, $r^{<}ı^{e>}\chi ə$

zu schreiben. — trotz ihrer umständlichkeit ist diese bezeichnungsweise wenig ausgiebig und weiterer entwicklung nicht fähig; wie soll man denn mittelglieder zwischen a^{o} und o^{a} schreiben, wenn das einmal nötig würde? es ist überhaupt ein fehler der meisten vorgeschlagenen orthographien dass höchstens die nächsten bedürfnisse, nicht aber die weiter gehenden ansprüche der zukunft berücksichtigung finden (ref. erhält zwischenglieder zwischen *à* und *ò* nach einem princip, welches nicht blofs in diesem einzelnen fall zur anwendung kommt, sondern sein ganzes system beherscht, s. Frommanns Deutsche mundarten VII s. 315 und fig. 4). obendrein benützt Michaelis kleine buchstaben über der zeile dazu, um eine schwache und rasche aussprache anzudeuten (s. 26); also ein verstofs gegen den grundsatz: verschiedenes ist immer verschieden zu bezeichnen. unzulässig ist es endlich dass für die mittelstufen zwischen zwei vocalen ein anderes princip der darstellung gelten soll als für diejenigen zwischen consonanten; zwischen e und i sollen sich e^{i} und i^{e}, zwischen t und k hingegen t< und >k einschieben; der auf s. 8 dafür angeführte grund ist nicht stichhaltig, da sich die vocale ebenso gut in reihen anordnen lassen wie die consonanten und bei jenen wie bei diesen der klang durch vor- oder zurückschieben einer verengung verändert wird; jener vorwand würde übrigens dazu zwingen auch zb. die zwischenglieder der reihe *m n ŋ* nach einem andern princip zu bezeichnen als diejenigen der reihe *f s x*, denn bei den nasalen spielen lippen und zunge eine ganz andere rolle als bei den reibelauten.

Gegen den grundsatz: ‘gleiches ist immer gleich zu bezeichnen’ verstöfst these 7: ‘der vocal der betonten offenen silbe gilt als lang, der durch einen consonanten geschlossenen als kurz. ist der vocal einer geschlossenen silbe lang, so erhält er das längenzeichen ¯ (event. ^) . . . ist der vocal einer offenen silbe kurz, so erhält er das zeichen ˘ . . .’ also bald ā, bald a für *á*? bald ă, bald a für *a*? das geht durchaus nicht an. obendrein

lässt sich für ein so willkürliches verfahren nicht einmal eine leidliche entschuldigung anführen. will man etwa einen strich sparen wenn man h a r ə für *hárə* schreibt? das wäre sehr unüberlegt, denn da es sehr viele sog. offene starke silben mit k u r z e m selbstlauter gibt (zb. harre, falle, sonne, rette, titel, capitel usw.), würde die ersparnis an ¯ durch die notwendigkeit viele ˘ zu setzen reichlich aufgewogen. um dies einzusehn darf man freilich die herkömmliche orthographie nicht für die sprache halten und nicht dem alten märchen huldigen dass im nhd., wie dies im spätlateinischen seit dem 3 jahrhundert der fall war, alle starken silben entweder durch den selbstlauter oder durch den mitlauter 'lang' seien (vgl. Paul-Braune, Beiträge II s. 561 ff). ferner pflegen manche gegenden Deutschlands, im norden wie im süden, häufig den selbstlauter in offener silbe zu kürzen oder als kürze zu bewahren, während sie denselben in geschlossener silbe lang lassen oder dehnen. — die einwände, welche ref. gegen ¯ und ˄ erhoben hat, werden mit keinem wort erwähnt, geschweige denn widerlegt. dasselbe ist bei ˷ ˃ ˂ ˃ für ˛ ʾ ʿ ˈ zu bemerken. das princip der möglichsten einfachheit ist nicht nur durch das wesen der sache selbst geboten, sondern es erleichtert die einigung, weil es eine entscheidung gibt in vielen fällen, wo man sonst ratlos wäre. schon deshalb ist das strenge festhalten an demselben keine pedantische schrulle.

Für s̔ und ʃ̔ einfache zeichen zu haben wäre sehr angenehm; da solche aber fehlen, muss man die buchstaben für die s-laute mit diakritischen zeichen als ersatz nehmen, was bisher in allen systemen geschehen ist; wer ʿ mit der vom ref. vorgeschlagenen bedeutung gutheifst, muss s̔ und ʃ̔ schreiben. dass Michaelis in der zweiten bearbeitung seiner thesen š und ʃ̌ statt seiner frühern s˂ und ʃ˂ vorschlägt, ist principlos; ˅ ist wie ˃ ˄ ˂ schon deshalb zu verwerfen, weil es ein zusammengesetztes zeichen ist.

Michaelis schreibt r̥ und l̥ statt der vom ref. vorgeschlagenen ṛ und ḷ, welche vorzuziehn sind, weil ̣ compendiöser als ̥ und weil ṛ und ḷ sich als surrogat für die selbstlautenden r und l des sanskrit bereits in den druckereien vorfinden.

Ein grober fehler ist es, für den *h*-laut bald h, bald ʿ zu setzen (these 19) und ferner die silbenstärke nur dann bezeichnen zu wollen, wenn sie nicht auf die erste stammsilbe fällt (these 23): gleiches ist immer gleich zu schreiben. die erörterungen des ref. über die vorläufige entbehrlichkeit der dynamischen zeichen sind unbeachtet geblieben.

Indem ich eine reihe anderer verstöfse gegen die grundgesetze einer wissenschaftlichen schreibung übergehe, will ich blofs noch einige fehler hervorheben, die auf mangelhafter kenntnis der laute beruhen.

In these 3 ist von einem 'tonlosen' e, in these 18 von 'tonlosen' l, r die rede; statt ə soll auch das verwerfliche e̥ mit dem zeichen der 'tonlosen' bildung (these 18) zulässig sein. dies ist ein übles wortspiel: bei e bedeutet 'tonlos' eine bestimmte vocalfärbung welche dem im kehlkopf tönend oder flüsternd erzeugten schall erteilt wird, bei l, r aber weite öffnung der stimmritze und bildung eines reibegeräusches in den obern teilen der luftwege.

'Tonlose' (dh. stimmlose) b, d, g (these 18) gibt es nicht. was Michaelis darunter versteht, sind echte tenues. wer nicht in eigensinniger verbissenheit an hergebrachten vorurteilen festhält, muss sich dagegen verwahren dass der name 'medien' zwei ganz verschiedenen lautarten beigelegt werde und nicht ausschliefslich denjenigen consonanten vorbehalten bleibe, welchen er im altertum zukam und noch jetzt bei den meisten völkern zukommt.

Es ist verfehlt, ein mitlautendes *u* als bilabialen consonanten aufzufassen (these 10 und s. 15). dieser von Brücke zuerst begangene fehler scheint sich nicht mehr ausrotten zu lassen. überhaupt weifs Michaelis nichts von unsilbigen vocalen.

Einen örtlichen unterschied zwischen ss und ß gibt es im nhd. nicht. mit seiner behauptung des gegenteils hat Michaelis bis jetzt nirgends beifall gefunden, aufser bei einem einzigen, welcher in lautphysiologischen dingen nicht sonderlich mafsgebend ist und welcher sich obendrein nur durch das auge, nicht durch das ohr von der vermeintlichen tatsache überzeugt hat. Michaelis hat vor dem spiegel ganz richtig bemerkt dass die mehrzahl der selbstlautenden kurzen vocale in deutschen wörtern mit weiter zurückgezogener zungenspitze gebildet wird als die mit denselben buchstaben bezeichneten längen. er überträgt nun auf den folgenden consonanten, was nur von dem vocale gilt. auf den einwand, warum denn der geringe unterschied der zungenstellung bei *i* und *ı* einfluss auf ein folgendes *s* haben soll, nicht aber der viel gröfsere bei *i* und *e* oder bei *i* und *a* usw., ist er die antwort schuldig geblieben. auch ist nicht einzusehen, warum nur das stimmlose *s*, nicht aber das tönende *ſ* von dem vorhergehenden vocal abhängig sein soll und das erstere auch nur dann wenn es zwischen zwei vocalen stimmlos bleibt; beides ist um so befremdlicher, da nach Michaelis alle übrigen laute mit dentaler verengung (T, N, L, D) dieselbe hinter langen vocalen und sog. diphthongen weiter vorschieben sollen als sonst. und warum tritt nicht tß, sondern ts für Z ein, zb. in uzen, kauz, kreuz, schneuzen, Greiz, beizen, reizen, weizen, heizen, spreizen, Schweiz, Schleiz, Zeitz usw.? (vgl. meine erörterungen in Michaelis Zeitschrift für stenographie und orthographie, 1875, s. 73 ff). — es ist also gar kein grund vorhanden das eszet oder ein surrogat dafür in die antiqua einzu-

führen und ihr einen groben fehler aufzudrängen, von dem sie der herschende schriftgebrauch bis jetzt freigehalten hat. die forderung der wissenschaftlichen orthographie kann, wie immer allgemeiner anerkannt wird, keine andre sein als: ſ für den tönenden, s für den stimmlosen s-laut; zb. *búſn* (busen), *búsn* (bufsen), *ſýsə* (süfse), *šýsə* (schüsse), *waiſə* (weise), *waisə* (weifse) usw., und in gewöhnlicher orthographie: bufen, busen, füse, fchüsse, weife, weise usw. eingehenderes hierüber findet man in Herrigs Archiv LVI, s. 327 ff.

Ich bedaure, herrn Michaelis nirgends beistimmen zu können, wo er von meinen vorschlägen abweicht; mögen er und andere nur nicht glauben dass ich etwa aus eigensinniger vorliebe für eine einmal angenommene gewohnheit auf meinen forderungen beharre. die von mir aufgestellten grundsätze sind das ergebnis reiflichen nachdenkens und langjähriger praxis; ihnen zu liebe habe ich meine schreibweise zu widerholten malen eingreifenden umgestaltungen unterworfen; so habe ich mich zb. früher in meinen aufzeichnungen des wagrechten striches unter der linie für die länge (*a̱*, *i̱*), der übereinandersetzung von vocalzeichen für die klangfärbungen (*a*[o], *i*[e] usw.) bedient, und zwar ohne zu wissen dass schon andere vor mir denselben vorschlag gemacht hatten. wenn ich mich nun entschliefsen konnte, eine lieb gewordene gewohnheit aufzugeben, so müssen mich dazu schwerwiegende gründe bestimmt haben und wird man es mir nicht verdenken, wenn ich dieselben von andern entweder gutgeheifsen oder widerlegt zu sehen wünsche. wie früher, so werde ich auch in zukunft zu jeder besserung bereit sein; weifs jemand bessere vorschläge zu machen als ich, so werde ich der erste sein dieselben anzunehmen.

Saargemünd, 11 juni 1878. J. F. Kräuter.

Cynewulfs Elene mit einem glossar herausgegeben von Julius Zupitza. Berlin, Weidmannsche buchhandlung, 1877. XII und 100 ss. 8°. — 2 m.

Der freude, welche das erscheinen des vorliegenden büchleins mir bereitete, habe ich bereits an einem andern ort (Anglia I 515) beiläufig ausdruck gegeben. dieselbe gilt sowol der wissenschaftlichen leistung, insofern Zupitzas ausgabe der Elene in mehr als einer hinsicht einen wesentlichen fortschritt gegen frühere ausgaben bezeichnet, wie dem willkommenen hilfsmittel für academische vorlesungen, das uns hier geboten wird. wenn der Beówulf den vollsten anspruch darauf hat, auch in zukunft den mittelpunct aller das englische altertum betreffenden studien zu bilden, so lässt sich doch nicht läugnen dass er zum gegen-

stand einer interpretation, die in jene studien einführen soll, in mancher beziehung sich wenig eignet. unter den grösseren denkmälern der ae. litteratur gibt es zwar keines, welches eine solche begeisterung zu wecken vermöchte, aber auch keines, welches so zahlreiche schwierigkeiten böte oder nach den verschiedensten richtungen hin so verwickelte fragen anregte. wo es daher möglich ist, den ae. cursus auf zwei semester zu verteilen, wird man nunmehr passend im ersten semester die Elene, im zweiten den Beówulf lesen können.

Zupitza hat seine ausgabe mit allem, was ein solcher zweck erfordert, ausgestattet und, was nicht weniger lobeswert, ihr nichts überflüssiges beigegeben. er bietet einen sorgfältig bearbeiteten, genau interpungierten text, dazu den nötigen kritischen apparat und ein bequem eingerichtetes, zuverlässiges glossar. beiläufig mag auch die s. xii gegebene zusammenstellung der die Elene betreffenden litteratur erwähnt werden.

Der text bot auch nach den bemühungen JGrimms, Greins [1] und anderer nicht wenig schwierigkeiten. mehr als eine darunter hat der neue herausgeber glücklich gelöst, eine reihe corrupter stellen scharfsinnig gebessert. freilich bleibt noch manche unklarheit und mancher zweifel zurück — nicht blofs dort, wo es sich um deutlich erkennbare, gleichwol schwer zu ergänzende lücken handelt. eine von hrn PKnöll vorgenommene vergleichung der hs., deren resultate Zupitza für den text nicht mehr verwerten konnte, jedoch s. x mitteilt, gereicht mancher der aufgenommenen emendationen zur bestätigung, verbreitet aber im übrigen auf nur sehr wenige stellen licht.

Zupitzas durchaus besonnene und methodische kritik trägt im ganzen conservativen character. zuweilen dürfte der herausgeber etwas zu ängstlich gewesen sein und conjecturen unter die lesarten verwiesen haben, die er ruhig in den text hätte aufnehmen können. beispiele werden wir bei der besprechung des einzelnen geben.

Conservativ ist Zupitza auch in der orthographie — soweit sein verhältnis zu der hs. und die wahl der buchstaben in frage kommt. manchmal geht er darin wol zu weit oder aber an andern stellen nicht weit genug. so lässt er 995 *hlihende* statt *hlihhende*, 93 *oferswídesđ* statt *oferswídest*, 1235 *rícesđa* statt *rícesta* unbeanstandet; dagegen verwandelt er 983 *heánne* in *heáhne*. eine 'überaus verbreitete' schreibung mit Grein Sprachschatz 2, 44 einfach für einen fehler anzusehen scheint bedenklich. sollte *heánne* = *heáhne* nicht mindestens ebenso berechtigt sein wie *heáne*?

Im verhältnis zu der gewöhnlichen schreibung deutscher

[1] dass Greins nachträgliche verbesserungen Germ. x 424 f Zupitza entgangen sind, hat bereits Sievers Anglia i 579 hervorgehoben.

herausgeber und besonders in der anwendung der diakritischen zeichen trägt Zupitzas text entschieden fortschrittlichen character: er schreibt *w*, nicht *v*, *æ* und *ǽ*, *œ* und *œ́* statt *ǟ* und *æ*, *ő* und *œ*, alles dieses mit zweifellosem recht. aufserdem schreibt er *ėa ėo* statt *eá eó;* hierüber habe ich mich bereits Anglia I 526 ausgesprochen, in dieser anzeige werde ich die ältere schreibung der diphthonge beibehalten.

Ziemlich eingehend hat Sievers in seiner lehrreichen anzeige der vorliegenden ausgabe (Anglia I 573 ff) die orthographische und in verbindung damit die phonetische frage erörtert. ich will auf die orthographie hier nicht weiter eingehen, aus der phonetik nur ein par puncte berühren, die Sievers nicht berücksichtigt oder meiner ansicht nach falsch beurteilt hat.

Sehr zweifelhaft ist mir Sievers behauptung (aao. s. 574), 'das *-ian* der schwachen verbalclasse, welche die got. *ai-* und *ó*-classe vertritt', sei 'mindestens nach langer silbe noch zweisilbig gewesen'. aus desselben forschers untersuchungen im fünften bande von Paul und Braunes Beiträgen würde ich den gerade entgegengesetzten schluss gezogen haben. ist es denn wol wahrscheinlich dass um die zeit, wo die endung *-ian* in jene function trat, das ältere gesetz, wonach *i* zwischen langer silbe und vocal silbe bildet, fortgewürkt habe, dagegen das viel jüngere gesetz, wonach solches *i* nach langer tonsilbe unterdrückt wird, nicht mehr in geltung gewesen sei? daraus dass in der zweiten ae. classe schwacher verba *-ian* sowol nach langer wie nach kurzer silbe steht, muss notwendig gefolgert werden dass es in beiden fällen dieselbe geltung hat wie bei den verba der *i*-classe mit kurzer wurzelsilbe, unter denen zur zeit, wo die zweite classe das betreffende suffix erhielt, die assimilation des *j* erst in beschränktem mafse vollzogen gewesen sein wird. dass nun in gewissen fällen rein consonantische aussprache des *i* in *-ian* einfach unmöglich gewesen sein werde, wie zb. in *wundrian*, kann man einräumen ohne deshalb gerade auf zweisilbigkeit zu schliefsen. oder lässt sich zwischen *-jan* und zweisilbigem *-ian* nichts in der mitte liegendes denken? eine halbvocalische aussprache des *i* in *-ian* möchte ich bei allen verben mit langer stammsilbe annehmen. dass dieselbe auch den kurzsilbigen sowol der zweiten wie der ersten classe nicht ganz fremd gewesen, scheint sich aus der schreibung *lifian, nerian* neben *lifigan, nerigan* (über *ig* s. Anglia I 518) oder *lifgan, nergan* zu ergeben.

Die quantitätsbestimmung angehend kann ich den bemerkungen, die Sievers aao. s. 567 f macht, zum grösten teil beistimmen. in einigen puncten jedoch bin ich abweichender meinung. so scheint mir die kürze des wurzelvocals in ae. *nædre* durch me. *nadder* und *nedder* ziemlich gesichert. wenn Sievers Zupitzas schreibung *cneó (cnėo), treó* gelten lässt, dagegen *treówes* und ebenso *neówne* neben *niwe* tadelt, so ist er m. e.

vollkommen im recht; darnach ist aber auch *þeów* nicht zu billigen, sondern nur *þeow* oder *þeó*, denn nur im auslaut werden betonte kürzen lang, in *cneó, treó, þeó* aber wird dasselbe resultat schon durch vocalisierung des *w* erreicht (entweder **cnew, cneow* oder **cneu, cneó).* die gleichungen, die Sievers aao. zwischen got., ae. und ne. lautcomplexen aufstellt, bedürfen der berichtigung. es muss heifsen: got. *iggv* = ae. *eów;* got. *iv* = ae. *eow;* got. *iu* = ae. *eó,* im ausl. auch *eow.* ae. *eó* = ne. *ee* (phon. *ī);* ae. *eów* sowol wie *eow* = ne. *ew* (phon. *jū).* ne. *tree, knee* sind nicht auf ae. *treow, cneow,* sondern auf *treó, cneó* zurückzuführen; denn ae. *neowe niwe* ergibt bekanntlich ne. nicht *nee,* sondern *new,* ebenso *heow hiw* = *hue.* es erklärt sich dies auf die einfachste weise aus den me. lautgesetzen. an ne. *loose* und *choose* aber zeigt schon die schreibung auch dem des me. unkundigen dass diese formen auf einem ganz anderen blatte stehen: selbst wenn sie auf ae. *leósan, ceósan* zurückzuführen wären, was mir noch immer mehr als zweifelhaft erscheint, würde es nicht zulässig sein, das *oo* in ihnen einfach = ae. *eó* zu setzen. — über die länge in *heóld, onspeón(n), feóllon, hêng, fêng* und die kürze in *heht, leort, reord* habe ich mich Anglia I 523 ff ausgesprochen. das urspr. ablautende verbum *weaxan,* welches — wegen der mehrfachen consonanz im wurzelauslaut — der analogie der reduplicierenden verba folgt, hat demnach nicht *weox* (Sievers) noch auch *weóx* (Zupitza) sondern *weóx (wéox)* als perf.[1] beiläufig erinnere ich an *speón* statt *spôn* zu *spanan,* welches durch *spên(n) speón(n)* (vgl. *onspeón* El. 86) zu *spannan* veranlasst sein wird. diese anlehnung würde sich kaum erklären, wenn das urspr. redupl. perf. *spen(n) speon(n)* gelautet hätte.

Statt *eode* und *fæle,* wie Z. schreibt, dürfte *eóde* und *fǽle* anzusetzen sein. über *eóde* habe ich mich Zs. 23, 65 ff geäufsert. was *fǽle* anbelangt, so nötigt die gewöhnliche schreibung dieses wortes, es mit ahd. *feili* und den verwandten fries. und ndl. formen zusammenzustellen. *i*-umlaut aus *a* würde ae. *fele* ergeben haben.

Sehr mit unrecht bemerkt Sievers aao. s. 577: 'für *eh* (runenname) wäre wol besser *eoh* geschrieben (wie *feoh).*' Cynewulf sprach ohne zweifel *eh* und *feh;* die späteren westsächsischen schreiber sagten *eoh* und *feoh,* wo es sich jedoch um die runennamen handelte, gewis *eh* und *feoh.* sonst hätten sie ja eines neuen zeichens zur darstellung des *e* bedurft oder mit vernachlässigung der quantität das zu *êđel* gewordene *œ̂đil* dafür verwenden müssen (umgekehrt drückt zb. auf dem kreuz von

[1] übrigens ist *wôx* nicht unerhört; Koch citiert aus dem Durhambuch Mt. 13, 26 *gewôx;* vgl. ebend. 13, 31, Luc. 2, 52 usw. dieses *wôx* ist in me. *wox* wie *weóx* in me. *wex* erhalten. me. *wax* erklärt sich dadurch dass im präs. und part. perf. nicht selten *e* statt *a* eintritt; vgl. me. *haf* neben *hōf* zu *hebben heven.*

Ruthwell die rune *eh* sowol *e* als *é* aus; vgl. *æsc* = *æ* und *æ̂* und andererseits *ác* = *á* und *a*, *ós* = *ó* und *o*).

Auf die interpunction hat Z. die grüste sorgfalt verwandt. dass er hierin des guten zu viel getan, möchte ich gerade mit rücksicht auf den nächsten zweck dieser ausgabe im princip nicht behaupten. wol aber wird an einzelnen stellen ein von ihm gesetztes zeichen gestrichen werden oder einen anderen platz erhalten müssen. ungern vermisst man jede berücksichtigung der interpunction in den lesarten, aus denen man doch ua. auch erfahren soll, wie frühere herausgeber sich den text im einzelnen zurecht gelegt haben.

Ich wende mich jetzt zur betrachtung einzelner stellen, wobei ich aufser dem text gelegentlich auch das glossar berücktigen werde.

11 Greins besserung *se lindhwata leódgeborga* oder richtiger *leódgebyrg(e)a* scheint mir so evident wie irgend eine emendation, die Z. in seinen text aufgenommen hat. *lindgeborga* gibt keinen guten sinn und kommt sonst nicht vor; *leódgebyrg(e)a* ist vollkommen klar und durch drei stellen belegt. *lindhwæt* wäre ein nach bekannten analogien gebildetes compositum, während *leódhwæt* solange unzulässig scheint als nicht ein anderes beispiel erbracht ist, wo *leód* als erstes glied einer adjectivcomposition blofs den zweck erfüllt, die bedeutung des adjectivs zu verstärken.

26 wird sich ohne neue hilfsmittel schwerlich mit sicherheit ergänzen lassen. Greins lesung scheint mir metrisch bedenklich. sollte Grimm mit *sweot* das richtige getroffen haben, was nicht besonders wahrscheinlich ist, so wäre das wort jedesfalls da unterzubringen, wo auch Z. die lücke zu vermuten scheint, nl. vor *eal*. 35 f die stelle *féđan trymedon eórodcestum* dürfte Z. nicht ganz richtig verstanden haben. *trymman* übersetzt er mit 'mächtig einherfahren, stürmen'; Grein gibt als bedeutung des intransitivums 'impetuose versari', jedoch mit einem fragezeichen, an. dass aber an unserer stelle von keinem sich hin- und herbewegen, von keinem sich herumwälzen die rede sein kann, leuchtet ein; andererseits können Exod. 159 (*gáras trymedon*) die spere nicht wol als einherfahrend, stürmend gedacht werden, so lange es nicht zum kampfe gekommen ist. in transitiver function bedeutet *trymman* kräftigen, stärken; beim intransitivum muss man von der bedeutung: sich kräftigen, stark sein ausgehen, woraus sich die von hart —, steif —, dicht sein, starren leicht entwickelt. der ausdruck *gáras trymedon* erinnert an die *hastae horrentes* bei Vergil. was an der vorliegenden stelle mit *trymedon eórodcestum* gemeint sei, ergibt sich aus Exod. 177 f *heht his hereciste healdan georne fæst fyrdgetrum.* nicht unrichtig übersetzt Grein Dichtungen der Ags. I 86 *fyrdgetrum* mit 'fahrtcolonne(n)', dagegen im Sprachsch. I 361 mit 'agmen, cohors, schlachtordnung', als wären agmen und acies dasselbe. *fyrd-*

getrum bezeichnet die geschlossene marschgliederung des heeres, vgl. auch Gnom. cott. 31 f *fyrd sceal ætsomne, tirfæstra getrum.* *eórodcyst* oder *-cest* nun heifst nicht, wie Z. nach Grimm erklärt, 'ausgewählte schar', sondern eine *cyst,* dh. eine heeresabteilung, die im *fyrdgetrum* geordnet ist. das wort wird nur an solchen stellen gebraucht, wo von der marschbewegung eines heeres oder, wie Aethelst. 21, von verfolgung des feindes die rede ist. wie aber *eórod* dazu kommt, das mit ihm verbundene *cyst* dergestalt zu determinieren, dürfte sich aus dem bekannten spruch Gnom. ex. 63 f erklären: *eórod sceal getrume rîdan,*[1] *fæste fêđa stondan.* derselbe spruch erklärt auch, wie *fêđa* dazu gelangt, das in schlachtordnung aufgestellte heer, sodann einen gröfseren truppenkörper überhaupt zu bezeichnen.[2] aus Exod. 223—231 ergibt sich dass *fêđa* als bruchteil eines *here* oder einer *fyrd* etwa unserem armeecorps entspricht, während *cist* eine kleinere abteilung (regiment oder bataillon) bedeutet. hiezu stimmt unsere stelle recht wol, deren sinn demnach ist: die heerkörper waren in dichten marschcolonnen gegliedert. 49 nach *cining* fehlt ein gröfseres lesezeichen. 58 ist statt *sceáwedon* ohne allen zweifel *sceáwede* zu setzen. das subject ist *cyning,* dh. Constantinus; vgl. den lat. text bei den Bolland. c. 1 *Videns autem quia multitudo esset innumerabilis, contristatus est et timuit usque ad mortem,* sowie die ae. prosa bei Morris s. 3 *þa hio to þære ea coman. þa geseah he đær þa mycelan ⁊ þa ungerimedlican ferde. þæra his fionda. þa wæs he swiđe sarig ⁊ geunrodsad ođ deađ.* an ein anderes, sei es pluralisches oder collectives, subject zu denken, verbietet sowol der zusammenhang, bei dem es einzig auf Constantins sehen ankommt, wie die grammatik, die bei pluralischem verb doch wol *here hié sceáwedon* oder besser 57 *siđđan hié elþeódige* verlangt hätte. der plural erklärt sich daraus dass der schreiber *elþeódige* (57) als subject statt als object ansah (derselbe irrtum findet sich in Greins Sprachsch. I 225, hier wol nur in folge eines schreibfehlers). behält man aber dieses im auge, so leuchtet ein dass 59. 60 hinter *đæt he — samnode* nicht *đæt þe — samnode,* sondern *đæt hié — samnodon* stecken wird. vielleicht fand der schreiber *he,* das ja auch 68 irrtümlich steht, in seiner vorlage schon vor, woraus sich sein misverständnis noch leichter erklären würde. ich übersetze demnach im zusammenhang: der könig ward von furcht ergriffen, von schrecken geängstigt, sobald er die barbaren, der Hunnen und Hrethen heer, gewahrte, wie sie an der grenze des Römerreichs am stromesufer, die scharen, sich sammelten, eine un-

[1] vgl. Germ. c. 6 *ita coniuncto orbe ut nemo posterior sit.*

[2] als bezeichnung eines einzelnen fufskämpfers dürfte *fêđa* speciell auf jene erlesenen pedites bezogen worden sein, die nach Germ. c. 6 mit der reiterei gemischt kämpften, vgl. Müllenhoff Zs. 10, 551. in der ae. poesie ist mir jedoch nur eine einzige stelle bekannt (*herefêđan* Crist 1013), wo *fêđa* nicht als collectiv gebraucht scheint.

zählige menge. 64 ist nach *ofermægene* ein comma zu setzen und, wenn das comma nach *eaxlgestealna* beibehalten werden soll, consequenter weise auch eins nach *hrôrra* (65); denn *hrôrra to hilde* ist *eaxlgestealna wið ofermægene* parallel. 81 *duguða dryhten* ist nicht der herr der 'menschen', sondern der herr der heerscharen, *dominus virtutum*. Grein III 211 ist zweifelhaft. 104 ist das comma nach *tácen* zu tilgen und 103 *rôde* mit Grein als genitiv zu fassen. 215 dürfte Greins spätere besserung: *flôdwege* statt *foldwege* aufzunehmen sein. 217 wird *þreáte* nur auf einer schreiberreminiscenz an dasselbe wort in 215 beruhen. freilich gehört es zu den eigentümlichkeiten Cynewulfs dass er dieselben ausdrücke gern — nicht selten nach kurzem zwischenraum — widerholt; allein ein gewisses mafs pflegt er hierin doch zu beobachten, und wechsel im ausdruck gehört ja wol zum wesen dessen, was wir mit Heinzel variation nennen. ich zweifle nicht dass hier *(wîgena) werode* zu schreiben ist, wodurch zugleich die zahl der stäbe vervollständigt wird. die ae. prosa s. 7 hat an entsprechender stelle *mid myclum werode*. 247 mit Grimm und Grein comma nach *collenferhde* sowie nach *gefeah*, dagegen 250 punct oder colon nach *land*. 268 würde ich Z.s vermutung, *Jûdéa* statt *Jûdéas*, unbedenklich in den text aufnehmen, vorzüglich deshalb weil *land* (270) als apposition zu *Jûdéas* gar zu kahl wäre. 273 schreibe *Gerusalem* oder, wie 1056, *Jerusalem*; nicht *hæleþ*, sondern *gûdrôfe* steht im stabreim.

293 die bisherigen versuche, den fehlenden stab zu ergänzen, verstofsen gegen die metrik. das wort *unwîslîce* bildet nämlich an sich einen vollkommen regelmäfsigen halbvers, und bei streckversen pflegt die füllung sich vor, nicht nach dem hauptstabe einzufinden. es ergibt sich daraus dass der hauptstab nicht erst zu suchen ist, sondern eben im anlaut von *unwîslîce* steht und folglich dass wir eines vocalischen stabes für die erste halbzeile bedürfen. im lat. text c. 4 lesen wir: *sed quia repellentes omnem sapientiam*. acceptieren wir nun für den folgenden vers Greins spätere lesung *wrade* (statt *wrâðe*), so gelangen wir zu folgendem: *hwæt, gé e a l r e snyttro unwîslîce wraðe widwurpon*. bedenklich ist hiebei nur das eine dass *eal* als adjectiv auf kosten des folgenden substantivs zwar nicht ganz selten im zweiten halbvers (vgl. Beów. 1738. 2667, Ex. 84. 436, Jud. 28. 176, Räts. 40, 14, Crist 287. 291. 382. 886, Kreuz 93, Andr. 326, Elene 894 usw.), kaum je aber im ersten den stab trägt. aus der älteren dichtung sind mir zwei beispiele bekannt: Dan. 360 *e a l l landgesceaft*, Azar. 76 *and e a l mægen*; Hymn. 7, 86 heifst es *and e a l l e men*; etwas mehr beispiele liefern die metren und namentlich die psalmen. (Rieger Alts. und ags. verskunst s. 23 beschränkt sich darauf, die gegenteilige erscheinung, nämlich das nichtallitterieren eines voranstehenden adjectivischen *eal* an einigen beispielen nachzuweisen.) zu 313 fragt Z.: 'fehlt

hiernach eine langzeile'? während Sievers die annahme einer lücke nicht für geboten hält. ich nehme mit Z. anstofs an *geþencaþ* im sinne von 'wählt aus'; denn nur dieses würde in den zusammenhang passen. nun wäre es allerdings möglich dass *geþencaþ* vom schreiber herrührte und dass Cynewulf *geceósað* (*âlesað* oder ähnlich) geschrieben; allein auch *snyttro* gibt zu bedenken anlass, da als präpositionsloser instrumental gewöhnlich der plural *snyttrum* steht. Z.s frage erscheint somit wol begründet. 357 mit *and* beginnt ein neuer satz, der bis zum schluss des abschnittes reicht. daher ist nach *gewitt* ein punct, nach *gifað* (360) nur ein comma, höchstens ein colon zu setzen. statt *and* (357) würde man übrigens *hwæt!* erwarten. 373 tilge das comma nach *gên*. 381 ist das comma aus der caesurstelle an den schluss des verses zu rücken. 398 f das comma nicht nach *cûðon*, sondern nach *earce*. 476 wird man mit Grein zur Grimmschen lesart *beorna* zurückkehren müssen. 555 vermag ich *geômormôde leódgebyrgean* mit Grimm und Grein nur als apposition zu *heó* zu fassen. ich erlaube mir folgende regel zu formulieren: wenn das subject den satz eröffnet, darf es von seinem verbum durch keinen nebensatz getrennt werden. 614 vermute ich *on gesihðe bû* *g e s e t t e* *weorðað* (oder *g e s e t t e* *geweorðað*). so erklärt sich die entstandene lücke wol am einfachsten; während andererseits *on gesihðe gesettan* dem *apponere* des lat. textes genau entspricht. 719 dürfte *scead* in *scrâf* zu ändern sein. das von Grein aufgenommene *sceôd* liegt freilich dem buchstaben der überlieferung näher, würde jedoch streng genommen einen dativ im singular statt im plural voraussetzen. auch ist *scrâf*, insofern es Helena in der ausübung der ihr vom kaiser übertragenen gewalt zeigt, bedeutungsvoller und würdiger. 837 scheint eine ergänzung durch *cynn* (Grein) oder ein ähnliches wort nicht nur metrisch, sondern auch stilistisch geboten. 979 würde ich Greins vermutung unbedenklich in den text aufnehmen. 1000 lies *g e gearwian*. 1240 wird *nihtes nearwe* mit Grein Germ. x 425 und Rieger Zs. f. d. phil. I 315 zum vorhergehenden satz zu ziehen sein. dafür spricht, von anderen gründen abgesehen, schon das durch den ganzen abschnitt herschende verhältnis der satzgliederung zur versabteilung.

Es sei mir gestattet, den rahmen dieser anzeige erweiternd, hier einige bemerkungen über den epilog der Elene anzuknüpfen, wozu Wülckers aufsatz über den dichter Cynewulf Anglia I 483 ff mir anlass gibt. Wülcker läugnet dort dass im epilog irgend welche anspielung auf das im gedicht vom kreuz dargestellte traumgesicht sich finde. über den von Rieger Zs. f. d. phil. I 316 versuchten nachweis dass das subject zu *onwrâh* (1243) aus *rôde* (1241) zu entnehmen sei, spricht er sich nicht aus. Z. schliefst sich, wie seine interpunction zeigt (*wisdôm* zwischen

commata), Riegers auffassung an, und auch mir scheint sie das richtige zu treffen. damit wäre denn eine anspielung gegeben so deutlich, wie man sie von Cynewulf, der zwar mit vorliebe zustände aus seinem leben ausmalt, aber kaum je eine begebenheit daraus mit dürren worten erzählt,[1] nur erwarten kann. aber auch wer in *wîsdôm* das subject des satzes erblickt, wird bei einiger überlegung Wülckers behauptung (aao. s. 504), die verse 1240^b—1243^a besagten weiter nichts 'als dass Cyn. durch eifriges studium in den büchern und durch widerholtes nachdenken über die geschichte des kreuzes aufgeklärt worden sei', mit entschiedenheit zurückweisen. der inhalt dieser verse wird ja in den unmittelbar folgenden 1243^b—1252^a variiert und weiter ausgeführt. wenn aber Cynewulf die vollständige innere umwandlung, die er in diesen letzteren versen schildert, blofs auf den umstand hätte zurückführen wollen dass ihm die apokryphen acten des Judas Quiriacus bekannt geworden — hierauf würde sich die sache doch schliefslich reducieren —, so wäre er mehr als ein gedankenloser schwätzer, er wäre ein ausgemachter narr gewesen. als ganzes genommen schildern 1240^b—1252^a die geistige erleuchtung, reinigung, befreiung, die gott dem dichter hat zu teil werden lassen, ein ereignis in seinem leben, welches der bearbeitung der Elene — wir wissen nicht, um wie lange — vorhergieng, in so fern aber damit zusammenhängt als es ein richtigeres wissen um das kreuz zur unmittelbaren folge hatte. aus 1252^b ff erfahren wir dass auch eine besonders innige verehrung des kreuzes durch dasselbe in Cynewulf hervorgerufen wurde. damit sind der berührungspuncte zwischen dem epilog der Elene und dem gedicht vom kreuz schon genug gegeben. wer nun in beide dichtungen sich unbefangen vertieft, sie eingehend mit einander vergleicht, besonders auch stellen wie Elene 1252 ff mit Kreuz 126 ff, der wird sich sagen müssen dass hier wie dort eine auch für die altenglische zeit keineswegs gewöhnliche, sondern sehr besonders geartete, bedeutende individualität redet. schon die unbefangenheit, womit beide dichtungen uns das eigene innerste leben des dichters enthüllen, jener ton, der von selbstüberhebung weit entfernt gleichwol wie der ton eines 'der gewalt hat' sich vernehmen lässt, scheint mir höchst bezeichnend. wer dann auf den ideenkreis und den sprachgebrauch des dichters vom kreuz näher eingeht, dem wird es immer deutlicher dass derselbe mit dem sänger der Elene identisch ist.

Ich muss mich hier auf andeutungen beschränken, welche vielleicht nur dem überzeugend sein werden, der schon halb überzeugt ist. doch will ich wenigstens mit bezug auf den

[1] eine ausnahme würde nur das gedicht vom kreuz bilden, und hier lässt der dichter sich vom kreuze selbst den befehl erteilen, das geschaute den menschen bekannt zu machen.



sprachgebrauch zu dem von Dietrich De cruce Ruthw. s. 12f zusammengestellten einiges nachtragen. als ein für Cynewulf characteristischer ausdruck muss *reordberend* φωνήεις als bezeichnung des menschen gelten; das wort kommt nur im plural vor, zweimal im Kreuz 3. 89, viermal im Crist, je einmal in Elene 1282 und Andreas 419; aufserdem findet es sich nur noch Daniel 123 in einer stelle, die wahrscheinlich entweder auf Cynewulf gewürkt hat oder ihm nachgeahmt ist.[1] das compositum *hilderinc,* welches dem nationalepos und dem historischen lied (Beówulf, Byrhtnôđ, Aethelstân) ziemlich geläufig ist, begegnet in der geistlichen dichtung nur Kreuz 61. 72, Elene 263. von verbindungen erwähne ich: *men ofer moldan* Kreuz 12. 82, *monnes ofer moldan* Crist 421, *monna ofer moldan* Gûđlâc 1203, aufserdem nur noch *men ofer moldan* Hymn. 3, 12; *leóhte bewunden* Kreuz 5, *leóhte biwundne* Crist 1643, *leóhte bewundene* Elene 734 (vgl. auch Phönix 596 *leóhte werede).* Elene 734 aber verdient ganz angeführt zu werden:

þe geond lyft farađ leóhte bewundene,

vgl. Kreuz 5:

on lyfte lǣdan leóhte bewunden.

dem wortlaut nach ganz identisch ist Kreuz 6 mit Gûđlâc 1284:

beáma beorhtost: eall þæt beácen wæs,

was auf Wülcker vielleicht einigen eindruck machen wird, da auch er geneigt ist, Gûđlâc wenigstens zum teil für ein werk Cynewulfs zu halten. auf die übereinstimmung im ausdruck, die sich Kreuz 13 f und Elene 1243 f wahrnehmen lässt und die um so bezeichnender ist als an beiden stellen genau dieselbe lage geschildert werden soll (die sündhaftigkeit des dichters vor dem eintreten der durch das kreuz vermittelten, bez. eine bessere erkenntnis des kreuzes herbeiführenden krise) hat bereits Rieger aao. s. 316 aufmerksam gemacht. wenn nun Satan 157 f dem wortlaut nach viel genauer zu Kreuz 13 f stimmt,[2] so wird dies bei einer mindestens ein jahrhundert späteren dichtung, die uns in mancher hinsicht die Cynewulfsche manier auf die spitze getrieben zeigt, am einfachsten auf bewuste oder unbewuste nachahmung zurückzuführen sein.

Wer das von Dietrich und mir herbeigebrachte material zusammenhält und dabei den kurzen umfang des gedichts vom kreuz berücksichtigt, wird nicht sagen dürfen dass die übereinstimmung im sprachgebrauch eine zufällige sei, es sei denn dass er bei irgend einem nicht Cynewulfschen gedicht, zb. Genesis, Exodus

[1] man vgl. Kreuz 2 f *hwæt mē gemætte tô midre nihte, syđđan reordberend reste wunedon* mit Dan. 122 f *hwæt hine gemætte, þenden reordberend reste wunode[n].* die möglichkeit dass beide dichter aus derselben quelle schöpften ist selbstverständlich nicht ausgeschlossen.

[2] Kreuz: *ic synnum fâh, forwunded mid wommum;* Satan: *ic eom dǣdum fâh, gewundod mid wommum.*

oder Judith, die gegenprobe gemacht habe, die wir zuversichtlich abwarten können. jene übereinstimmung erfordert eine erklärung, und diese wird bei erwägung der übrigen in betracht kommenden momente uns notwendig zu der von Dietrich geäufserten annahme führen. das einzige positive argument,[1] welches Wülcker aao. s. 503 gegen diese annahme anführt, dass nämlich Cynewulf nicht unterlassen haben würde, im gedicht vom kreuz seinen namen zu nennen, falls er dessen verfasser gewesen, ist nicht stichhaltig. die dichtungen, in denen Cynewulf uns seinen namen überliefert hat, sind ausnahmslos solche, denen er eine gewisse und zwar beträchtliche litterarische bedeutung beilegen durfte, und auch bei werken dieser art hat er keineswegs eine regel daraus gemacht; nach Wülcker selbst hätte er es wenigstens im Gûdlâc unterlassen. im gedicht vom kreuz aber hätte er nur dann ursache gehabt, sich zu nennen, wenn er den mit seiner damaligen stimmung schwer verträglichen wunsch gehegt, seinen namen als den eines von gott besonders begnadigten menschen auf die nachwelt zu bringen. gerade der subjective character dieser dichtung, deren inhalt doch wider für alle christen typisch werden sollte, gerade die merkwürdige kühnheit, die in der darstellung eines so wunderbaren ereignisses lag, musten dem dichter eher ein anlass sein, anonym zu bleiben als sich bekannt zu machen, und so erklärt sich auch, weshalb die anspielung im epilog der Elene nicht deutlicher ist.

Beiläufig erlaube ich mir auf einen umstand aufmerksam zu machen, der zu der annahme dass Cynewulf das gedicht vom kreuz geschrieben, wol stimmt, vielleicht gar sie zu stützen geeignet ist. Ebert in den Berichten der k. sächs. gesellsch. vom 23 april 1877 s. 33. 48. 50 hat nachgewiesen dass Cynewulf in seinen rätseln 'sehr wahrscheinlich' Tatwines, 'unzweifelhaft aber' Eusebius enigmata benutzt hat (vgl. aao. s. 29). der verfasser des gedichts vom kreuz verrät nun gleichfalls kenntnis Tatwines. man vergleiche im neunten enigma De cruce Christi gleich den ersten vers *Versicolor cernor nunc, nunc mihi forma nitescit* mit Kreuz 22 f *hwîlum hit wæs mid wǣtan bestêmed, beswyled (besyled?) mid swâtes gange, hwîlum mid since gegyrwed*; denn Ebert trifft mit seiner erklärung von *versicolor* schwerlich das richtige. vgl. ferner De cruce 3 *Sed modo me gaudens orbis veneratur et ornat* mit Kreuz 80 ff *is nû sǣl cumen, þæt me weorđiađ wîde and sîde men ofer moldan*; De cruce 4 f *Quique meum gustat fructum, jam sanus habetur, nam mihi concessum est insanis ferre salutem* mit Kreuz 85 f *and ic hǣlan mæg ǣghwylcne ânra þe him biđ egesa tô mê.*[2] ob der dichter des traumgesichts auch

[1] das einzige wenigstens, welches übrig bleibt, nachdem die behauptung dass im epilog zur Elene von der erscheinung des kreuzes keine rede sei widerlegt ist.

[2] Gesch. d. e. litt. I 67 bemerke ich mit bezug auf das gedicht vom

das 17 enigma des Eusebius im sinne hatte, lässt sich nicht nachweisen. vermutlich aber wird ihm wie dem verfasser der altenglischen rätsel eine beide sammlungen enthaltende collectivhandschrift vorgelegen haben.

Ich kehre zum epilog der Elene zurück. Riegers vermutung, 1252 sei *hwîlum* statt *willum* zu lesen, scheint mir schlecht begründet. man verliert dadurch nicht nur einen stab sowie eine variation, die durchaus Cynewulfs manier entspricht, sondern — was schwerer wiegt — den lückenlosen gedankenzusammenhang. kann es wol eine schlimmere lücke geben als die, wodurch der wichtigste umstand verschwiegen bleibt? oder ist es etwa selbstverständlich dass 'die gabe der dichtkunst, die [Cynewulf] vordem froh gebraucht hatte, . . . unter dem inneren und äufseren drucke, der auf ihm lastete, versiegt war'? ich glaube, die schwierigkeit löst sich sehr einfach, wenn wir in die worte *leóðucræft onleác* nicht mehr inhalt legen, als sie nach der meinung des dichters haben sollen. wie *onlûcan,* mit beziehung auf irgend eine eigenschaft, ein talent gesagt, die bedeutung 'in tätigkeit setzen, entfesseln' hat, so kann das wort gewis auch da angewandt werden, wo es sich um eine neue, in den augen des redenden einzig richtige und würdige tätigkeit handelt. *leóðucræft onleác* besagt m. e. weiter nichts als dass gott Cynewulf die gabe verliehen, werke wie das Kreuz, wie den Crist, wie Juliana zu dichten. was kommen neben diesen frühere weltliche dichtungen in betracht, die Cynewulf nach einer ansprechenden vermutung sogar zur categorie der *worda unsnyttro ǣr gesprecenra* (Elene 1284 f) zählt? Rieger aao. s. 317 meint zwar, aufser dem traumgesicht und der Elene könnten 'zwischen der verleihung der dichtergabe und dem zeitpuncte, worin der dichter jetzt' spreche, 'offenbar' keine werke liegen. mir will dies durchaus nicht einleuchten. im gegenteil bin ich geneigt, sämmtliche erhaltene geistliche dichtungen Cynewulfs, wie ich das Gesch. der engl. litteratur I 69 ff getan, in die periode unterzubringen, welche mit dem gedicht vom kreuz beginnt und mit Elene abschliefst. sind diese werke nicht alle im selben geist, in derselben gesinnung geschrieben? und weshalb sollten wir den dichter in seinem leben mehr als éine grofse, folgenreiche bekehrung durchmachen lassen? oder liegt etwa ein hindernis für unsere ansicht darin dass Cynewulf zur zeit seiner erleuchtung bereits alt war? (übrigens wäre *gamelum tô geóce* El. 1247 auch dann vollkommen verständlich, wenn der dichter sich zur zeit der vision eben nur an der schwelle des alters befunden hätte.) müste die ungleiche verteilung seiner uns erhaltenen werke auf jugend und mittelalter einerseits, greisen-

kreuz dass 'einige darstellungsmomente [darin] uns lebhaft an den stil seiner [d. i. Cynewulfs] rätselpoesie gemahnen.' der grund dieser erscheinung war mir damals zum teil unbekannt.

alter andererseits uns wunder nehmen? das wunder wäre nicht gröfser als das, welches darin liegt dass in der ae. poesie überhaupt die masse der erhaltenen geistlichen producte die der weltlichen weit überwiegt. sagt nun Cynewulf El. 1251 f, gott habe ihm durch jene wunderbare erleuchtung die gabe der dichtung entfesselt, und fügt er hinzu, er habe sich dieser gabe freudig und eifrig bedient, so ist es fast unmöglich, in den unmittelbar folgenden worten: 'widerholt hielt ich meinen sinn auf das kreuz gerichtet, bevor ich das wunder enthüllt hatte usw., dh. bevor ich die Elene geschrieben', — es ist fast unmöglich, sage ich, in diesen worten eine anspielung auf andere poetische früchte jener kreuzesverehrung zu verkennen. an erster stelle hätte man natürlich an das gedicht vom kreuze selbst, ferner namentlich an den Crist zu denken; im weiteren sinne gehören alle geistlichen poeme Cynewulfs hieher.

Bis 1257ª einschliefslich ist der epilog — ein par ausdrücke ausgenommen, die übrigens den zusammenhang nicht verdunkeln und die im zusammenhang leicht ihre deutung finden — vollkommen klar. desto gröfsere schwierigkeiten bietet der folgende abschnitt, der die runen enthält, oder genauer die erste hälfte desselben; denn 1264ᵇ ff hat Rieger, wie mir scheint, der hauptsache nach richtig erklärt, vgl. aao. s. 223. ganz ungenügend ist dagegen die erklärung (nicht die übersetzung) von 1257ᵇ—1264ª, die er s. 317 so zusammenfasst: 'bis zur vollendung der Elene dauerte die lage des dichters, die ihn unglücklich machte, fort. sie war nicht gerade die des äufseren mangels, denn er verdiente gold in der methalle, ohne zweifel durch den vortrag seiner früheren gedichte; aber dieser verdienst war eines teils unsicher, anderen teils ihm offenbar in seiner jetzigen stimmung zuwider, und er trennte ihn von seiner heimat, nach der ihn sehnsucht erfüllte.' in wiefern wäre denn diese lage durch die vollendung der Elene gebessert worden? und wie stimmte zu einer solchen besserung 1264 ff *wên is geswiđrad* usw.? auch kann ich mir nicht wol eine zeit denken, in der Cynewulf weltliche gedichte zwar vorgetragen hätte, deren aber keine mehr hätte verfassen wollen oder können. für einen geistlich gesinnten menschen von Cynewulfs begabung und bildung gab es in altenglischer zeit doch gewis andere mittel, das zum leben notwendige sich zu erwerben. der zusammenhang lässt, glaube ich, nur éine deutung der stelle zu: es wird darin eine zeit innerer zerrissenheit und unbefriedigung geschildert im gegensatz zu einer lebenslage, der es an weltlichem behagen und wolstand nicht mangelte. das fehlende, entbehrte ist nur auf geistlichem gebiet zu suchen, die trauer nur im geistlichen sinn zu deuten. 1257ᵇ—1260ª bieten bei dieser auffassung nach Riegers eigener übersetzung nicht den geringsten anstofs. der folgende satz verträgt sich mit ihr sowol wie mit irgend einer anderen deutung. wenn Rieger 1260ᵇ die

rune *ýr* mit recht durch *ǣđil* ersetzt, so kann mit der heimat, um die der *nýdgefêra* trauert, nur die himmlische gemeint sein. das pferd aber, welches vor seinen augen [1] im stolzen schmuck der metalldrähte mutig seinem ziel entgegenrennt — wir haben uns doch wol einen reiter darauf zu denken —, soll die stimmung des müden erdenpilgers, der nirgend ruhe und befriedigung findet und dem das endziel ferner liegt als je, durch den gegensatz hervorheben. so malt unsere stelle die 1243ᵇ—1245ᵇ angedeutete lage weiter aus, indem sie zugleich dem geistlichen elend das bild weltlichen glanzes und weltlicher freude gegenüberstellt, an denen der dichter geniefsend oder zuschauend teilnahm ohne darin das glück zu finden. sehr schön knüpft nun der 1264ᵇ beginnende abschnitt an diesen gegensatz an, indem er ihn umkehrt. [2] jetzt hat der dichter ruhe und befriedigung und klarheit, aber der jugendtraum ist dahin, und obwol Cynewulf der vergangenen erdenfreuden nur gedenkt, um zu der lehre dass alles irdische vergänglich sei zu gelangen, so fühlt man doch aus seinen worten den ton tiefer wehmut über die verlorene jugend heraus. es ist somit klar dass die 1257ᵇ—1264ᵃ geschilderte lage vor der wunderbaren erleuchtung Cynewulfs ihren platz hat. dem scheint nun freilich das *ôđ đæt* 1257 zu widersprechen, indem die zunächst liegende deutung es auf die vollendung der Elene bezieht. wer aber an dieser deutung engherzig festhalten wollte, würde niemals zu einem befriedigenden verständnis des ganzen gelangen. die vollendung der Elene kann, für sich allein genommen, dem geistlichen elend des dichters nicht abgeholfen haben. sollen wir deshalb etwa annehmen, es handele sich um irdische armut, die dadurch ein ende gefunden? sollen wir annehmen, die dichtung habe Cynewulf hohe gönner, ein bedeutendes honorar, eine fette pfründe eingetragen und dieser tatsache habe er hier indirecten ausdruck gegeben? wem eine solche auffassung des dichters würdig scheint, der möge zusehen, wie er sie durch den ganzen zusammenhang des epilogs durchführe. verständigen lesern wird sie einfach lächerlich erscheinen.

Eine gewisse vieldeutigkeit des ausdruckes ist von der poesie, ja von jeder redeform, die höheren zwecken dienen soll als der blofsen unterhaltung oder den geschäften, unzertrennlich. wenn *ôđ đæt* grammatisch zunächst auf 1254 *ǣr ic þæt wundor onwrigen hæfde* usw. sich bezieht, so verträgt es sachlich diese beziehung nur in sofern als die vollendung der Elene den krönenden abschluss einer entwickelung darstellt, die mit der erscheinung des kreuzes begonnen. ist es undenkbar dass in der seele eines dichters, dessen anschauungen wir so fortwährend hin- und herwogen sehen, die vorstellung des ganzen sich mit der des end-

[1] *fōre* statt *fore* muss ich mit Rieger und Sievers verwerfen.
[2] dabei wird nur die eine seite des gegensatzes ausgesprochen.

punctes mischte, an ihre stelle trat? dem tieferen sinn nach meint jenes *ôd đæt* dieselbe epoche, deren eintritt 1241 und 1246 (*ǽr me rûmran geþeaht* usw. *ǽr me lâre onlâg* usw.) angedeutet wird. fasst man 1240^{b}—1257^{a} energisch als ein ganzes, so lässt sich dieselbe beziehung auch grammatisch ohne gewaltsame gedankenrenkung herauslesen.

Die ersetzung der rune *ŷr* durch *ǽđil*, die Rieger in der Elene sowol wie im Crist und consequenter weise auch in Juliana vornimmt, ist ein zwar kühner, jedoch kaum zu vermeidender schritt. in seiner schönen untersuchung über das erste der Cynewulfschen rätsel hat Rieger, die forschungen Leos und Dietrichs zum abschluss führend, so ziemlich alle dem vollen verständnis jener charade noch entgegenstehenden schwierigkeiten beseitigt. aus seiner ausführung aber ergibt sich dass die charade in allen ihren teilen die namensform Cœnewulf voraussetzt. gegen diese folgerung hat freilich Wülcker aao. einsprache erhoben und auf andere möglichkeiten hingewiesen. sehen wir zu, ob wir nicht zu einer verständigung gelangen können. es ist wahr, eigennamen haben oft sehr variierende formen, nicht selten finden sich in einer bestimmten gegend solche namensformen, die den lautgesetzen des die gegend beherschenden dialectes widersprechen, wie zb. in Westsachsen Aelfrêd, nicht Aelfrǽd. daraus folgt jedoch keineswegs dass eine und dieselbe persönlichkeit von den nachbarn bald so, bald anders genannt worden sei, noch weniger dass sie selbst sich heute diese, morgen jene namensform beigelegt habe. wenn die urkunden consequenz in der schreibung auch der unterschriften vielfach vermissen lassen, so ist zu bedenken dass zwischen laut und schreibung eine kluft liegt und ferner dass es laute gibt, die eine mehrfache darstellung zulassen. bei den formen Coenewulf oder Cynewulf aber handelt es sich um zwei deutlich verschiedene laute. nun lassen alle drei teile des ersten rätsels sich befriedigend deuten, wenn man die form Coenewulf zu grunde legt; Cwenewulf würde nur zu 2 passen, Cenewulf zu 1 und 3, setzte aber den anachronismus voraus dass man bereits im 8 jh. *cêne* audax statt *cœ̂ne* gesagt habe; die form Cynewulf endlich fügt sich in keinen teil.[1] kann man hiernach zweifeln, wie der dichter des rätsels seinen namen gesprochen habe? der consequenz, die sich in den drei teilen des rätsels zeigt, steht nun die consequenz in

[1] wie Rieger gezeigt hat, nicht in den ersten, da *cyn* nicht gefolgschaft bedeutet und *cyne* formell von *cyn* und *cynne* verschieden. — den zweiten teil anlangend meint Wülcker, Cynewulfs gattin könne *Cyneburh* oder ähnlich geheifsen und die abkürzung ihres namens *Cyne* gelautet haben. eine solche abkürzung wäre erst durch analogien wahrscheinlich zu machen, wozu lat. *Lupus* = *Wulfstân* nicht hinreicht. übrigens wissen wir nicht, wie Cynewulfs gattin hiefs; wusten aber die zuhörer und leser, für die das rätsel zunächst gedichtet wurde, es besser als wir? — im dritten teil liegt deutlich *cǽn* (= *cên*) + *e* + *wulf* vor.

den drei gedichten Juliana, Crist und Elene gegenüber: dort Coenewulf, hier Cynewulf. diese tatsache lässt nur eine von zwei erklärungen zu: entweder der dichter hat zu irgend einer epoche seines lebens aus einem uns unbekannten grunde seinen namen umgeändert oder die südlichen abschreiber seiner gedichte haben dies getan und demgemäfs, wie Rieger annimmt, die rune *ǣdil* durch *ŷr* ersetzt.[1] das letztere dürfte wol das wahrscheinlichste sein, zumal da *ŷr* in Crist und Elene keinen rechten sinn gibt.

Zum schlusse ein wort über Cynewulfs heimat. Wülcker hat die ansicht, wonach der dichter ein Nordhumbrier war, aao. mit grofsem eifer bekämpft. er bezeichnet es als wahrscheinlich dass derselbe in Westsachsen gelebt habe: 'darauf', sagt er, 'deutet seine genaue bekanntschaft mit Aldhelm und der umstand dass fast alle seine werke nur in westsächsischem dialecte überliefert sind.' der letztere umstand vermag nun ganz und gar nichts zu beweisen, zumal da einem schärfer zusehenden auge in der überlieferten sprachform dieser werke doch immerhin einige nichtwestsächsische, zum teil entschieden nach norden weisende elemente sichtbar werden und vor allem die charade auf den namen Coenewulf in ihrem zweiten teil die form *cœne* statt *cwene* (weib) voraussetzt. im ganzen aber ist ja alles, was uns von altenglischer poesie erhalten, bis auf geringfügige ausnahmen in einem dialect überliefert, der entschieden südliche und bei leichteren nüancen vorwiegend westsächsische färbung trägt. sollen wir hieraus nun etwa den schluss ziehen, alle diese dichtungen seien im süden auch entstanden? aus Bedas bemerkungen über Cædmon wissen wir dass in Nordhumbrien einst die geistliche poesie mächtig geblüht hat. von den erzeugnissen dieser dichtung sind uns in der ursprünglichen mundart nur wenige nicht bedeutende reste und fragmente erhalten. ist es aber wahrscheinlich dass davon gar nichts in südliche mundart übertragen und von schreibern des südens vor dem untergang gerettet sein sollte? der kenner der ae. litteratur wird sich sagen müssen dass für jedes gedicht aus der älteren, voraelfredischen zeit die frage nach der heimat durch die sprachform, in der handschriften des 10 oder 11 jhs. es mitteilen, nicht im geringsten entschieden ist. bei dieser beschaffenheit der überlieferung im grofsen bedeutet mir nun für die entscheidung der frage in unserem falle das eine Leydener rätsel mit seiner nordhumbrischen mundart gerade soviel wie die ganze westsächsische rätselsammlung im codex exoniensis. und da das Leydener rätsel

[1] Wülcker hat Riegers meinung offenbar zum teil misverstanden. er referiert aao. s. 495: 'für die westsächsischen leser habe der dichter [?] den namen westsächsisch gegeben; diese hätten also die form *Cynewulf*, nicht *Cœnewulf* zu raten gehabt, mithin an zweiter stelle die rune *y*.' die rune *y* zu raten? und wie soll man sich das verfahren des dichters denken?



zu einer älteren zeit niedergeschrieben wurde, als das entsprechende gedicht in der Exeterhs., da es ferner dem lat. original näher steht, da endlich seiner mundart die in der charade auf den namen Coenewulf vorausgesetzte wortform *cœne* statt *cwene* entspricht, so haben wir allen grund, in dem verfasser der rätsel einen nordhumbrischen dichter zu vermuten. die bekanntschaft Cynewulfs mit Aldhelm, auf die Wülcker sich beruft, würde für die frage vielleicht von einiger bedeutung sein, wenn Aldhelm englisch statt lateinisch geschrieben hätte, wenn er ein weniger bekannter schriftsteller oder wenn der litterarische verkehr zwischen den englischen klöstern und bischofssitzen jener zeit weniger rege gewesen wäre. lägen diese voraussetzungen vor, wie sie nicht vorliegen, so würde die tatsache jener bekanntschaft gleichwol für Nordhumbrien ebenso günstig sein wie für Westsachsen, da ja Aldhelms rätsel, auf die es hier gerade ankommt, sammt der lehrhaften epistel, in die sie eingeschachtelt wurden, an einen nordhumbrischen könig adressiert sind. auf der anderen seite scheint es mir von entscheidender bedeutung, wenn ein englisches gedicht von so durchaus subjectivem und so ganz und gar nicht 'volkstümlichem' character wie der traum vom kreuz recht bald, im äufsersten fall ein par jahre nach seiner entstehung im hohen norden des landes so heimisch ist dass verse daraus in nordhumbrischer fassung inschriftlich verwandt werden. Wülcker freilich schreibt dem gedicht volkstümliche haltung zu, aao. s. 500; wir müssen uns folglich bei dem wort etwas ganz verschiedenes denken, und ich wäre begierig zu erfahren, welche unter den resten der ae. poesie Wülcker als n i c h t volkstümlich erscheinen. dem sei übrigens wie ihm wolle: wofern man form und art sowie alter der überlieferung in diesen dingen überhaupt als beweismomente gelten lässt, so wird man dem dutzend versen in runen des 8 jhs. auf dem kreuz von Ruthwell doch wol eine etwas gröfsere beweiskraft einräumen müssen als der dreizehnfachen anzahl in schriftzügen des 10 jhs. im codex von Vercelli.

Wir haben uns von dem eigentlichen gegenstand dieser anzeige ziemlich weit entfernt. Zupitza wenigstens wird mir daraus schwerlich einen vorwurf machen. der treffliche aufsatz über den Hymnus Cædmons (Zs. 22, 210 ff), mit dem er mir neulich — wenn ich so sagen darf — das wort von der zunge genommen hat, zeigt ja deutlich, wie sehr ihm daran liegt dass in der geschichte der ae. poesie von dem der wissenschaft einmal gewonnenen terrain kein fufsbreit verloren gehe, und so wird er mir den eifer, der die erste beste gelegenheit ergreift, für die gemeinsame sache zu kämpfen, sicher zu gute halten. Wülcker andererseits wünscht bei seinen angriffen auf den besitz, den man bereits gesichert glaubte, nichts lieber als einem möglichst energischen widerstand zu begegnen.

Zur erweiterung des gebiets, das wir übersehen, bedarf es

vieler tüchtiger kräfte und vieler guter hilfsmittel. als ein solches hilfsmittel begrüfsen wir die neue ausgabe der Elene, deren urheber sich als tüchtiger arbeiter auf diesem feld von neuem documentiert hat.

5. VII. 78. BERNHARD TEN BRINK.

Seghelijn van Jherusalem naar het Berlijnsche handschrift en den ouden druk van wege de Maatschappij der nederlandsche letterkunde uitgegeven door dr J VERDAM. Leiden, Brill, 1878. XII und 184 ss. 4°. — 3,50 fl.

Früher war der Seghelijn nur aus verschiedenen alten drucken bekannt gewesen, bis Ernst Martin im nachlasse der brüder Grimm eine hs. fand, welche unter anderen auch dies gedicht enthält (Zs. 13, 374 ff). auf diesen hilfsmitteln basiert die vorliegende ausgabe des romans, über welchen Jonckbloet in seiner Mnl. litteraturgeschichte ausführlich gehandelt hat. zu dessen ansichten gibt Verdam einige modificationen in seiner einleitung. nachdem er es wahrscheinlich gemacht hat dass das werk in der ersten hälfte des 14 jhs. entstanden ist, erörtert er näher dessen character als den eines compilatorischen originals, wie wir ähnliche in den Kindern von Limburg und im Flandrijs besitzen. noch etwas näher hätte aber der verfasser meiner ansicht nach auf die genesis des gedichtes sich einlassen sollen. es ist litterarhistorisch nicht unwichtig, möglichst genau zu wissen, woher diese poeten ihre stoffe zusammentragen, und wie viel zuletzt als ihr eigentum übrig bleibt. so hätte hier eine untersuchung über die mögliche quelle, woraus der dichter die legende der heiligen Helene, welche er stark verwertet hat, schöpfte, uns vielleicht gezeigt, ob die verquickung des in derselben vorkommenden Judas mit Judas Maccabaeus und die überleitung in dessen geschichte sein eigener gedanke ist. wenn wol auch mit recht wegen einer in diesem teile der erzählung vorkommenden einzelheit an Maerlants Rijmbijbel erinnert wird, so bleibt die nicht interesselose frage doch ungelöst.

Das christliche element ist sehr stark in die fabel eingedrungen. nicht zu ihrem vorteil. die ritter haben bei den späteren erzählern, und nicht am wenigsten in den Niederlanden, schon gar viel von ihrem ursprünglichen character verloren, und das wird wahrhaftig nicht dadurch ersetzt, wenn sie aus guten christen fanatische reliquienjäger werden. doch in unserem falle ist wenigstens éin vorteil damit errungen, ein einheitliches band, welches die aus zahlreichen romanen bekannten abenteuer unter einander verknüpft. Seghelijn erstreitet im laufe derselben alle reliquien, welche auf Christus tod bezug haben und wird dadurch nicht nur würdig kaiser von Rom, sondern am ende seines lebens sogar pabst zu werden. merkwürdig ist es nur dass er

diese heiligtümer nicht eigentlich aufspürt, sondern fast absichtslos zu ihrer entdeckung geführt wird, wodurch das verdienst des dichters, dessen name die hs. als *Loy Latewaert* gibt, wider einigem zweifel verfällt. doch nehmen wir an dass der rahmen, der die abenteuer zusammenhält, des dichters eigentum sei, dann ist dies und eine fliefsende, nicht ungeschickte, durch gedrungene schlagfertigkeit manchmal sogar recht würkungsvolle darstellung auch sein ganzes verdienst. denn wir können seinem werke den vorwurf der rohheit nicht ersparen. freilich geraten allen diesen leuten die ritterlichen figuren so schief, sie sind ihnen so wenig mehr menschen, dass ihnen zuletzt aller halt für die lenkung ihrer puppen verloren geht. mancher hässliche zug wäre wol erspart geblieben, wenn die dichter nur ihren eigenen menschlichen mafsstab hätten anlegen wollen. doch vielleicht mag man einwerfen, der verfasser habe die absicht gehabt, an seinem helden einen läuterungsprocess darzustellen und somit den einfluss des mystisch gefärbten, reliquiensuchenden christentums auf eine sündhafte natur darzulegen. aber selbst dann bleiben noch so starke züge sittlicher verwilderung zurück, dass wir fast, wenn es nicht anderweitig feststände, am anfang des 14 jhs. als wahrscheinlicher entstehungszeit des gedichtes zweifeln könnten. es zeigt sich überall der mann, der geschickter eine 'klucht' oder eine 'boerde' als einen christlichen ritterroman gedichtet hätte. was uns im kreise von bauern oder kleiner bürger einer mittelalterlichen stadt nur derb vorkäme, müssen wir in der umgebung von königen und königskindern — denn geringer tut es unser dichter kaum — entschieden roh nennen.

Aber gerade darum sind solche veröffentlichungen auch in hinsicht der culturgeschichte nicht unerwünscht, abgesehen von dem speciellen litterarhistorischen und dem grofsen sprachlichen werte, den sie beanspruchen. der letztere ist entschieden derjenige, welcher dem herausgeber das meiste interesse abgewonnen hat. er gibt in der einleitung einen sehr interessanten überblick über die zahlreichen alten wendungen und worte, welche in den incunabeln moderneren ausdrücken weichen musten. weitere sorgfalt hat er diesem teile seiner aufgabe in einem beigegebenen glossare zugewandt, in dem er sich mit recht auf die erklärung der schwierigkeiten beschränkt. es ist natürlich nicht leicht in dieser hinsicht eine grenze zu ziehen; doch wird jeder dem verfasser darin beistimmen dass solche glossare wenig wert haben, in denen das gewöhnliche ausführlich behandelt, das würklich schwierige aber mit schweigen übergangen ist. bei ihm finden wir in solchen fällen immer aufschluss in dem sorgfältigen an neuem reichen wortverzeichnis. es dürfte von interesse sein, eine tatsache hervorzuheben, welche dasselbe schon äufserlich zur erscheinung bringt: es sind nämlich in den meisten fällen romanische wörter, die einer durchaus genügenden er-

klärung die grösten schwierigkeiten in den weg stellen, ein beweis dass wir uns hier noch auf einem viel unsichereren boden bewegen, als auf dem gebiete des germanischen. manchmal dürfte der verfasser etwas behutsamer sein; analogien werden zum vorteile für die sprachwissenschaft nur dann als solche herbeigezogen, wenn sie in a l l e n wesentlichen elementen mit dem verglichenen falle übereinstimmen. im einzelnen habe ich wenig zu bemerken. für *in behouden hande* gebe ich eine andere erklärung in erwägung. wie *onthouden* wird auch, wenn ich nicht irre, *behouden* in der bedeutung 'unterhalten' gebraucht. das substantiv *behout* haben wenigstens 2 varr. zu Brab. y. 5, 3776 ff *ende die hertoghe hi ontfinc alle dese* (die fremden söldner) *in sijn onthout ende gaf hen mildelike dat sout. in behouden hande* wäre also = in die hände bezahlter leute mit einer etwas verächtlichen nebenbedeutung. der folgende vers würde dann entschieden schärfer pointiert werden. — *gheboeren* (5850) dürfte doch einfach aus *behoeren* verschrieben sein. *u behoeren* gibt einen guten sinn, vgl. *behoeren* und *toebehoeren* 7906. 9556 und ua. noch D. doctr. 3, 1241 *die vreedsam sijn ende stille alsoe behoeren seker gode toe.* — dass die weitverbreiteten ausdrücke, in welchen trinken, brauen usw. bildlich gebraucht werden, auf der bibel beruhen sollen, leuchtet mir nicht ein. warum sollen sie nicht altgermanischer sitte ihren ursprung verdanken? als bezeichnende stellen sind nachzutragen Brab. y. 5, 528 *die droncken daer van enen biere* und Sp. h. I^2 43, 29 *ende dat bierkijn voren smaken dat hi bruwen conste ende maken.* vgl. noch Brab. y. 6, 4752; Theoph. 110; Esop. 3, 15. — mit *ghehijt* beabsichtigte der schreiber vermutlich eine rohe renommage Seghelijns, zu der ihn der dichter freilich veranlassen konnte: *ghehijt* part. von *hîjen* (oder von erhaltenem *hîwen?*) neben *huwen*; vgl. hd. *hîrât, heirat,* mnl. *hîlik* neben *huwelic,* noch bei Vondel (Leeuwend. 2115) *hyliken,* Kil. *spijen* neben *spouwen* (vgl. auch unter *houwen*) usw. — die erklärung von *dierst ghewet* ist nach der überlieferung unzweifelhaft richtig. aber die ganze passage erinnert unwillkürlich an die schilderung ähnlicher situationen (vgl. Rein. 6910 ff mit Martins anmerkungen und Flandr. v 89) und dort finden wir genau am platze des fraglichen ausdruckes *quam tierst int crijt, omdat hi aneleggher was.* übersetzen wir nun: G. hat z u e r s t sein pfand gegeben, so haben wir an der entsprechenden stelle auch den entsprechenden ausdruck. freilich wäre es nicht wörtlich gesagt dass er zuerst auf den kampfplatz kam; aber die erzählung des dichters ist — wie das überhaupt in seiner art liegt — an dieser stelle sehr gedrungen und *heves dierst ghewet* könnte geradezu heifsen: er kam zuerst auf den kampfplatz, weil er zuerst sein pfand gesetzt, also weil er ankläger war. bei so bekannten verhältnissen ergab sich die folgerung von selbst, wenn der dichter nur die ursache aussprach. — dass die ableitung

von *caetsen* aus *chasser* bedenken errege, kann ich nicht zugeben. man muss eben an die nordöstlichen dialecte Frankreichs denken, aus denen natürlich die worte herübergeholt wurden, und dann steht *caetsen* zu *cacher* genau wie *roetse* zu *roche*. vgl. *fortse, forteretse* ua. — *nien* wird scharfsinnig zu alts. *nidhin* gestellt; gesichert könnte aber diese annahme erst heifsen, wenn der beweis erbracht wäre dass zu dieser zeit der ausfall des *d* zwischen vocalen schon möglich war. — zu *verde* füge ich Sp. h. II[5] 23, 165 *een ander spreke, dese hebbe verde.* vgl. auch Rbbl. 32650. — die beispiele für *wies* will ich vermehren: auf fem. sing. Sp. h. II[1] 37, 42; 45, 67; III[6] 48, 20; 22, 56 usw. auf masc. plur. I[3] 44, 123; II[4] 31, 33; 34, 58 usw. auf fem. plur. hat es die hs. des Seghelijn selbst 8075, wo es nicht in den text aufgenommen ist. es ist kaum anzunehmen dass im nl. allein unter den german. dialecten fem. und plur. dieses wortes vorhanden gewesen seien. als das zunehmen des relativischen gebrauches das bedürfnis mit sich brachte, griff man für alle genitive zu der für masc. und neutr. sing. vorhandenen form *wies*. erst später werden sich dann nach analogie des auch relativisch verwendeten demonstrativs die formen *wiere* und *wier* eingeschlichen und *wies* verdrängt haben. vorher aber erfolgte noch von seiten des letzteren eine einwürkung auf seinen verwandten im gebrauch, so dass auch *dies* für *dier* auftrat. die beispiele für diese falsche analogie werden aber spärlich sein.

Die besprechung des textes habe ich absichtlich bis hieher verspart, weil ich an sie einiges andere anzuknüpfen habe.

Die drei incunabeln, welche bei der constituierung des textes benutzt werden konnten, geben alle auf dieselbe vorlage zurück. die einzige hs. ist nicht nur über ein jh. jünger als das gedicht, sondern repräsentiert ebenfalls eine fehlerhafte mit der der drucke verwandte redaction. die hilfsmittel waren also sehr schlechte und liefsen dem verfasser nicht geringe schwierigkeiten übrig; denn eine ausgabe in der weise, wie die mnl. texte in der regel gegeben werden, hätte hier nicht viel wert gehabt. über diese ausgaben überhaupt habe ich Anz. IV 397 einiges gesagt und kann auch auf Martins worte (Anz. I 220) verweisen. es drängt mich aber noch einiges hinzuzufügen einer gewissen hartnäckigkeit gegenüber, mit welcher man sie verteidigt. manche der äufserungen, die an verschiedenen orten in diesem betrachte getan sind, könnten überhaupt nur dann geltung haben, wenn alle, die eine kritische ausgabe versuchten, mit vollständiger unkenntnis und unfähigkeit für ihre aufgabe an dieselbe herantraten, und ein beliebiger schreiber des 15 jhs. in jeder beziehung über sie zu stellen wäre. es können gewis fehler gemacht werden: aber die nachprüfenden mögen sie dann aus den varianten verbessern, deren zuverlässigkeit allerdings aufs strengste zu fordern ist. die grammatiker — und für diese allein werden texte überhaupt nicht herausgegeben — müssen sich doch zu den varianten

bequemen, da die philologie leider schon aus pecuniären rücksichten nicht in der lage ist, alle handschriften zu veröffentlichen. sicher ist es dass, wenn von ausgaben die im ganzen nur einen diplomatischen abdruck geben mit verbesserung der offenbaren fehler in oder unter dem texte nicht abgegangen wird, die mnl. philologie in einem gewissen sinne sich bald erschöpft haben wird. ob wir die besonders für das mhd. gebräuchliche methode in allen einzelheiten auf das mnl. übertragen können, bleibe dahingestellt, da wir es hier mit einer ganz anderen art von hss. zu tun haben, die fast ausnahmslos eher bearbeitungen, als abschriften zu nennen sind. aber gerade darum ist es klar, wie wenig sie uns ein bild des ursprünglichen liefern, gerade darum ist es dringend geboten, ein system zu suchen, welches uns weiter bringt. man mache sich keine illusionen: eine genaue kenntnis von dem zustande der mnl. sprache — um hier von dieser einen seite der philologie allein zu reden — im 13 und einem grofsen teile des 14 jhs. haben wir noch gar nicht, und werden sie auch nicht bekommen, so lange wir es unversucht lassen, durch die texte der schreiber hindurch zu denen der verfasser zu dringen. auch die frage über eine regelung der orthographie bedarf eines anstofses. hinter jeder nachlässigkeit, oder was noch schlimmer ist — jeder pedanterie eines schreibers eine tiefe weisheit zu vermuten, wird niemals zu einem ziele führen. und wenn einem herausgeber würklich einmal etwas entgeht, so sind wider die varianten da. neues braucht man kaum einzuführen, es sind nur die vorhandenen regeln methodisch durchzuführen. dann werden solche misgriffe nicht mehr vorkommen, wie sie jetzt noch möglich sind, dass zb. ein kürzlich verstorbener herausgeber(!) reimklänge wie *scoet:roet* und *moet:vroet* für dieselben hielt und aus der aufeinanderfolge derselben mit ästhetischer feinfühligkeit Maerlant einen vorwurf machte. man vgl. dagegen, was JGrimm schon in seiner Grammatik darüber dachte (1^3 s. 288).

Von dieser gewöhnlichen art der ausgaben abzuweichen, drängte sich bei dem stand der überlieferung des Seghelijn von selbst auf. und dass der verfasser das vollkommen eingesehen hat, dafür wollen wir ihm dank wissen. wir dürfen sagen dass er mit gelehrsamkeit und scharfsinn in folge der angewandten sorgfalt den text ein gut teil dem originale näher gebracht hat. doch zeigt sich in manchem dass man hier nicht so auf einen wurf zu einer vollkommen genügenden methode gelangen kann; es sind eben versuche und beiträge mehrerer nötig und der herausgeber erlaube mir darum, hier nach kräften beizusteuern.

Zunächst hätte, da in unserem falle die kritik nicht selten auf ein verfahren angewiesen war, welches den anschein der willkür nicht vermeiden konnte, eine art von rechenschaftsbericht nicht umgangen werden sollen. es wäre töricht zu verlangen dass der herausgeber in jedem einzelnen falle seinen ganzen

ideeengang zum besten gebe; aber eine zusammenfassende darlegung der hauptgesichtspuncte, nach welchen die kritik geübt wird, entweder in der einleitung oder sonst an passender stelle angebracht wäre sehr wünschenswert. willkür war freilich bei dem stande der überlieferung manchmal nicht zu vermeiden, in so weit es sich um aufnahme oder ausschluss einzelner verse, oder die bevorzugung einer lesart handelte. man kann also naturgemäfs, da in den meisten fällen das subjective urteil entscheiden muste, manchmal anderer ansicht sein als der herausgeber. so hätte ich zb. 2655 f nicht aufgenommen, zumal da der dichter vier gleiche reimklänge hinter einander nicht gern zugelassen zu haben scheint. dagegen sehe ich keinen grund, die 2 verse, welche die drucke nach 6397 noch haben, auszuschliefsen; sie characterisieren sich durch nichts als zusatz, und ihr verschwinden aus der hs. erklären die gleichlautenden reime genugsam. — gegen die überlieferung sind zweifellos 1711 f zu tilgen. auch nach dem besserungsversuch wollen sie nicht recht passen; und kein wunder, denn sie sind nur eine zufällige widerholung resp. vorausnahme von 1769 f. der zufall erklärt sich leicht: beidemal geht der reim *kint : twint* vorher, und die stellen nahmen auf zwei auf einander folgenden spalten ungefähr oder vielleicht gar genau denselben platz ein. die klammern müssen nun fortfallen, und dann bekommt auch erst das *nochtan* 1713 seinen sinn. — ich reihe einige kleinigkeiten, hauptsächlich die verbesserung von druckfehlern, an. 41 ist die überlieferung beizubehalten und nach 39 ein punct zu setzen. wegen dieses gebrauches von *maken* vgl. zb. Lekensp. 3, 15, 93; Ystor. bl. 3938. — 1236 l. *noetsake*. — 1492 ff ist die interpunction in verwirrung geraten; es gehört hinter diesen vers ein comma, hinter 93 punct, hinter 95 wider comma. — der fehler 2027 ist vielleicht dadurch entstanden dass der schreiber *toten* aus *voren* verlas. — 2197 führt die hs. auf *hulpe*. — 3595 wird wol eher gelautet haben *gode teerne ende sijnre moeder*. — 3976 l. *das*. — 4055 *woudise*. — 9151 ist *en* zu schreiben, dies für *icne* (wegen negation des von *loochenen* abhängigen satzes) vgl. zb. Sp. h. IV[7] 36,7. — 9782 l. *heet*. — 10063 f mangelt der reim, es scheinen also 2 verse zu fehlen.

Nicht wenige verse zeigen im texte eine von aller überlieferung abweichende gestalt, wo ich die gründe der änderung nur in etwaigen metrischen rücksichten finden kann. dabei ist freilich mit einer willkür verfahren worden, für die weder rechenschaft abgelegt ist, noch meiner ansicht nach überhaupt abgelegt werden kann. verse wie *ende onghestadich van sinne* (5054), *haren dienst ghelden sonder letten* (5607), *ende versloech al den hoep* (6037), *doe cnielde die goede naen* (6812), *si sullen doen quaden fijn* (7670) usw. klingen durchaus untadelhaft. selbst solche wie *skeisers dochter es si* (6912) haben wir kein recht zu

ändern, so lange wir über die mnl. metrik noch keine sichereren kenntnisse besitzen. aus solchen gründen 1351 den conjunctiv zu entfernen, 5105 *seer*, 8246 *deet*, 11054 *vlieghen*, 11369 *sou* zu schreiben, bedürfte erst des beweises dass der dichter solche formen würklich gebraucht hat, und eher gebraucht als eine zweisilbige senkung.

Das überhaupt ist die wesentlichste ausstellung, die ich an vorliegendem versuch einer textkritik zu machen habe, dass es versäumt wurde, aus dem vorhandenen stoff herauszugewinnen, was an eigentümlichkeiten der sprache und verskunst sicher dem dichter zuzuschreiben ist, und darauf dann weiter zu bauen. wir haben einstweilen als sicheren anhaltspunct für solche beobachtungen nur die reime. was ich im folgenden als beitrag dazu gebe, beansprucht nicht den wert absoluter vollständigkeit; es ist vielmehr mein hauptzweck, zu den durchaus notwendigen untersuchungen über das ganze gebiet der mnl. litteratur hin anzuregen und dafür die aufmerksamkeit auf einige der fragwürdigsten puncte zu lenken.

Zunächst will ich vers 39 anziehen, um auf eine metrische frage hinzudeuten. er ist nicht wol anders als mit drei hebungen klingend zu lesen, eine versart, deren existenz im mnl. noch einer untersuchung bedarf. dass solche verse hier und da auftreten, ist nicht zu läugnen; allein es bleibt dann doch noch zu fragen, in wie weit sie berechtigt sind, ob sie also auf fehlern in der überlieferung oder auf würklicher absicht des dichters beruhen oder aber dritten ursachen ihr entstehen verdanken. gegen ihre berechtigung könnte schon ihr höchst vereinzeltes auftreten — abgesehen natürlich von lyrischen strophen, in denen sie häufig sind — sprechen. wir haben aber auch einen directeren beweis dafür dass sie wenigstens nicht überall als berechtigt galten. das in Snellaerts sammlung Nederlandsche gedichten uit de veertiende eeuw abgedruckte gedicht Tien plaghen ist eine übersetzung aus dem hd. ich kann mich hier nicht mit den beweisen dafür aufhalten, es wird jeder das verhältnis eher einsehen als der herausgeber. der betreffende bearbeiter nun, wie oft er auch solche verse hat stehen lassen, verrät trotzdem deutlich das bestreben, sie zu entfernen. schon ein flüchtiger überblick der unbeholfenen arbeit zeigt die absichtliche zerstörung solcher verse wie *swie kiest des himels scône* (2206), *die fröiden die hie schînen* (1300) usw. wo solche verse vorkommen, dürfen sie also nicht ohne weiteres mit in den kauf genommen werden. der dichter des Seghelijn hat gewis geschrieben *daer ic ave wille maken*. — v. 797, wenn er auch nicht als fehlerhaft bezeichnet werden kann, gewinnt doch sehr viel durch einsetzung von *dies* für *van dat*. dass alte genitive in späteren hss. öfter mit der umschreibung vertauscht worden seien, untersteht keinem zweifel. in welchem

maſse dies der fall ist, muss ebenfalls nähere untersuchung noch lehren.

Reimungenauigkeiten bietet die überlieferung nicht wenige. aber sicher dem dichter zuzuschreiben scheint nur die bindung von *v (f)* und *g*. *cloef : vloech* (11234) lieſse sich zwar leicht verbessern durch einsetzung von *stoof* für *vloech;* und bei *saghen : scaven* (7301) bieten die drucke an zweiter stelle *jaghen,* welches auch in den text aufgenommen ist: aber es bleiben für den inlaut dann noch *deghen : beseven* (3177), *entliven : swighen* (5535), *ghedreghen : ghegheven* (5715) und *versleghen : bleven* (6535). alles andere aber, welches auſser der merkwürdigen bindung *tol : al* ganz vereinzelt dasteht, fordert den zweifel heraus. 368 ist vielleicht *draghen* hinter *mocht* ausgefallen, 8805 könnte vom schreiber *sine* beabsichtigt sein, wie der dichter auch den anderen inf. *wesen* in gleichen fällen anwendet. es ist wol kein zufall dass in den 200 letzten versen, bei denen uns die hs. im stiche lässt, 3 solcher reime aufstoſsen (11863, 11917, 11958), von denen der eine sich durch die form *du saeghst* als verderbnis characterisieren dürfte, denn als form des dichters ist *du saghes* anzunehmen.

Rührende reime erlauben sich alle, sie gelten bei einigen entschieden als kunstmittel; bei der statuierung von unterschieden in den angewandten wörtern scheint man sich sogar auf spitzfindigkeiten eingelassen, aber die widerholung desselben wortes im gleichen sinne doch strenge gemieden zu haben. so wol auch der verfasser des Seghelijn. 603 ff haben gewis die varr. das ursprüngliche erhalten, 2360 ist ohne grund von der hs. abgewichen, höchstens wäre *u leiden nu* zu lesen, 9071 helfen wider die varr., und bei dem einzigen noch übrigen fall (4917) ist die überlieferung viel zu unsicher, um darauf hin den dichter dieser kunstlosigkeit zeihen zu dürfen.

Ein wichtiges beobachtungsgebiet bildet die verwendung verschiedener vocalischer laute im reim. ich erwähne

1) *e*. zwischen *e* und *ē* scheint ein unterschied nicht mehr zu bestehen. dagegen scheint der laut dieses *e*, wenn er durch seine stellung die dehnung bekommt, nicht mit dem des *é* = hd. *ê* und des *é* = hd. *ei* zusammenzufallen. ich bezeichne sie im folgenden bezüglich mit $é^1$, $é^2$ und $é^3$. ganz streng geschieden hat sie vielleicht kein einziger; trotzdem sind die unterschiede häufig und manchmal sehr deutlich zu spüren. im Seghelijn ist $é^1 : é^3$ reichlich belegt vor folgendem *d*, vor anderen consonanten dagegen nicht. aus *fornesen : desen* (10347) ist wenigstens für *s* nicht mit sicherheit zu schlieſsen. $é^1 : é^2$ wird dagegen rücksichtslos gebunden. *é* in vertretung von *d*, $é^1$ vor *r* mit folgendem consonanten und *é* in fremdwörtern müssen ebenfalls in den betreffenden untersuchungen berücksichtigt werden, um ihre verwertung und damit ihren laut genauer zu fixieren.

2) *o*. schwebendes und langes *o* = *ó*[1] und *ó*[2]. während im Seghelijn im allgemeinen, wie überall, keine scheidung bemerkbar wird, bleibt — wie auch anderer orten — bei *ón* und *óm* (vielleicht auch *óg)* ein beachtenswertes verhältnis. ob wir es hier durchaus mit *o*-lauten zu tun haben, ist mir sehr zweifelhaft. ich will es einstweilen der schreibung gemäfs so annehmen und rechne auch mit hinzu das *oe* vor *m*. in den betreffenden wörtern *(noemen, -doem, doemen, roem, bloeme)* kann für die meisten, wie ihre reime unwiderleglich ausweisen, kein *oe*-laut vorhanden gewesen sein (auch *oe* im auslaut ist ins auge zu fassen). der dichter des Seghelijn bindet *oem* : *ó*[1] mit *m* (1695, 2991, 3241 usw.), dagegen lässt sich *ó*[1] : *ó*[2] vor *m* und *n* nicht belegen.

3) *ie* (diphthong), *íe* und *í*, besonders im auslaut. dass sich letzteres mit *ie* nicht selten bindet ist bekannt. häufig ist aber in solchen fällen zb. *die* (demonstr.) : *mie* (mihi) geschrieben, und wir werden hier wol nebenformen anzunehmen haben. dagegen tritt im Seghelijn einigemal *íe* : *í* im auslaut gebunden auf: *Marie* : *wi* (2199), *Marie* : *vri* (2749), *compaengie* : *vri* (10791). im ersten falle führt die hs. darauf zu lesen *ende ghi ende ic, dat sijn drie*, so dass dann *drie* : *wi* in den reim tritt, an den zwei anderen stellen ist vielleicht die form *vrie* (dh. *vríe)* anzunehmen, wie sie zb. 7581 in ähnlichem fall überliefert ist *(Seghelijn is vrie)*. auf keinen fall sind wir aber berechtigt inlautend die bindung von *íe* : *ie* anzunehmen. darum ist die herstellung der verderbnis in 9451 mit *mettien* : *lien* zu verwerfen, auf welche die überlieferung auch nicht führt. eher leitet dieselbe auf *envien;* aber die zulässigkeit dieses wortes in der hier notwendigen bedeutung = *nít* in verbindungen wie *mit níde slaen* usw. bedürfte noch der belege. wenn dieselben gegeben werden können, kommt das wort vielleicht auch 7618 in betracht. ich will hier noch anführen dass mir der dativ *mien* (mihi), welchen man einigemal im text beibehalten oder eingesetzt findet, besserer gewähr bedürftig scheint. ich bezweifle seine möglichkeit für den Seghelijn.

Der reichliche gebrauch von doppelformen ist ein nicht unwichtiger anhaltspunct für künftige untersuchungen, weniger in der ausdehnung, als in der einschränkung ihrer verwendung. für unseren text ist zu bemerken dass der dichter das prät. *woude* auszuschliefsen scheint. wenigstens ist es durch keinen reim bewiesen. 4709 ist das *ghebonden* der drucke weit besser als *ghehouden*, es kann also nicht *wouden* als reimwort stehen, sondern *maken* (oder vielleicht *smaken) wonden* wird der schluss des unverständlichen verses gewesen sein. die tatsache, wenn sie sich bestätigt, ist sehr auffallend, da es nur sehr wenige dichter gibt, welche nicht beider prätt. *wilde* und *woude* unterschiedslos sich bedienen. manche der gebräuchlichen doppel-

formen sind gewis in den dialecten begründet, aber sicher nicht alle, vielmehr geht aus ihnen das bestehen einer schriftsprache aufs directeste hervor. die stattfindenden beschränkungen geben aber gerade darum einen ziemlich sicheren anhaltspunct für die heimatsbestimmung der einzelnen werke und sind zu diesem zwecke aufs sorgsamste zu beobachten. für den Seghelijn ist noch einiges einschlägige zu bemerken. so habe ich mir für *ghewout* (gewalt) neben häufigem *ghewelt* (und *ghewilt)* nur einen, sonst freilich unverdächtigen beleg notiert (9829). auch von *staen* ist die präteritalform *stoet* deutlich als die dem dichter geläufige zu erkennen oder gar ebenfalls als die einzige. wenigstens sind die beweise für die zweite form sehr schwach. 1860 ergibt sich nach der hs. *sondaren : waren* (statt *sonden : stonden),* 7634 ist das *wert cont* der drucke (statt *verstont)* in betracht zu ziehen und 11438 schreibt die hs. *stoet* trotz dem reime *si u cont,* so dass für letzteres vielleicht des dichters beliebtes *sijt des vroet* einzusetzen ist.

Die hss. mnl. texte haben ihre vorlagen ua. durch die ungenierteste apocopierung des schluss-*e* entstellt. man hat noch niemals versucht, in dieser wüstenei einen pfad zu finden, um zu dem stande der sprache des 13 und 14 jhs. durchzudringen durch fixierung dessen, was für diese zeiten als erlaubt anzusehen ist, sondern hat diese formen alle mit in den kauf genommen, während, wie einzelne untersuchungen mich schon aufs bestimmteste gelehrt haben, die ältere sprache, und wie es scheint sogar ziemlich lange, sich wenig von diesen freiheiten gestattete. es sind die zahlreichsten und eingehendsten beobachtungen nötig, um hier sichere resultate zu erzielen. der dichter des Seghelijn muss noch so ziemlich den alten standpunct bewahrt haben.

1) *sere* und *vele.* für die apocope des ersteren gibt es keinen einzigen auch nur scheinbar beweisenden reim. *veel* ist überhaupt eine sehr späte form und es war daher 9985 nicht von der vollständig genügenden lesung der hs. abzugehen. *deel : veel* müste auch schon aus oben genannten gründen anstofs erregen.

2) masculina auf *e.* (reime wie *heer : seer* oder *: nemmermeer* und ähnliche für andere fälle, deren sehr viele im text stehen geblieben sind, lasse ich natürlich aufser betracht. wenn sie überhaupt etwas beweisen können, so zeugen sie eher gegen als für apocope durch die regelmäfsigkeit mit welcher auf eine apocopierte form auch eine andere, oder wenigstens eine schwankende in der bindung folgt.) *pit* ist belegt zb. 11726. *pit* und *pitte* müssen überhaupt frühe neben einander bestanden haben. — 2642 hat Verdam nach den drucken *seer : heer* gebunden. man muss sich aber mit der lesart der hs. abfinden, welche den dat. gewährt, also *met groten sere : here.* — 7408 und 7677 steht *strael.* es scheint dass mnl. sowol das mascul. *strale* wie *strael*

gebräuchlich war (vgl. mhd. *strâle*, ags. *stræl)*. hier sind wir aber nicht einmal zur annahme der form *strael* gezwungen, da die beiden vorhergehenden adj. auch *liberale* und *noyale* lauten können.

3) feminina auf *e*. apocope ist unerwiesen. 476 und 577 zb. *natuer* und *aventuer* : *Blensefluer* zeugen für den nom. *Blenseflure* (vgl. zb. 682); wegen *tael* : *noyael* (2291) und *tael* : *strael* (425) vgl. vorher beim masc.; wegen *pijn* (zb. : *Seghelijn* 11204) mache ich darauf aufmerksam dass neben *pîne* auch ein fem. *pijn* (mhd. masc. *der pîn)* von jeher bestanden zu haben scheint, wie der gebrauch anderer dichter ausweist. das schimpfwort *quade spruut* tritt in beiden formen auf. streng bewiesen von den reimen wird aber nur *spruut* nicht *sprute*.

4) neutra auf *e*. schon verhältnismäfsig früh ist in einzelnen hieher gehörigen wörtern apocope eingetreten, was vermutlich als hinüberschwanken zu den anderen neutris anzusehen ist. zu erwähnen sind hier *gherucht* (7190. 7311) — wie die mit der vorsilbe *ghe* überhaupt fast immer ohne *e* auftreten —, aufserdem *stic* (15) in nicht durchaus beweisendem reime. ob aber *ent* (5864) als *ende* zu nehmen sei, will ich nicht entscheiden; wenigstens reimt 11187 und 11249 *ende*. weiter ausgebreitete untersuchungen müssen eben das genauere noch feststellen.

5) adjective auf *i*. auch hier sind zeitig schwankungen eingetreten nach beiden seiten hin. so ist zb. *hôch* vielfach zu der *i*-classe übergegangen. doch ist die adjectivflexion und syntax noch zu wenig klargestellt, als dass ich mit voller sicherheit reden könnte. entschieden apocopiert im Seghelijn ist *bloot (blôdi)* 4192, 6926, 11085 usw. *stuer* (8269) ist unsicher, da als reimwort das fem. *die coverture* nach der überlieferung die gröfsere wahrscheinlichkeit für sich hat. — auch *milt* (2892) darf man nicht entschieden gesichert nennen, da im vorhergehenden vers der dat., also *scilde*, beabsichtigt sein kann. — *rein* aus 3346 zu schliefsen ist auch nicht sicher genug. der reim *grein* ist, wenn auch durch conjectur gewonnen, nicht zu bezweifeln. aber einige der Taal- en lettb. 4, 47 ff angeführten beispiele scheinen auf einen ebenfalls gebräuchlichen nom. *greine* zu weisen, auf welchen auch die drucke mit ihrem sinnlosen, aber darum um so sprechenderen *grieve* deutlich hinführen. eine fast auffallende stellung in der überlieferung nimmt *coen* ein. 4430 : *opt aertsoen;* doch ist nach der überlieferung *op den aertsoene* zu lesen; 3414 und 3417 : voc. *glottoen*. hier wäre durch die form *glottoene* geholfen. es ist gar nichts unhäufiges dass fremdwörter ein überschüssiges *e* zeigen. so im Seghelijn der nom. sing. *glottoene* selbst (1832), die acc. sing. *ponioene* (4897) und *termine* (9589). auch andere wörter nehmen zuweilen ein unorganisches *e* an, so hier im Seghelijn und anderer orten. es bleibt noch dreimal *coen* : *int prisoen*. ich halte es

aber nicht für zulässig, hieraus auf ein *coen* des dichters zu schliefsen, sondern glaube dass er *in prisoene* gereimt hat.

6) flexions-*e* in der declination.

a) dat. sing. nicht nur fremdwörter, wie *katijf* (3600), *astronomien* (460) und wörter mit ableitungsendungen zb. *den iongheline* (644) usw., sondern auch andere, bei denen die erscheinung schwerer wiegt, werden apocopiert: *knecht* (858), *sot* (1662), *dief* (3173) und verschiedene andere noch, diese aber ohne streng beweisenden reim. es wäre in betreff der angeführten fälle wol noch einzelnes zu erwägen, aber es kommt dabei so manches andere in betracht, dass ich unmöglich hier darauf eingehen kann. es scheint aber die apocope für den dat. constatiert zu sein. nur muss man sich hüten aus solchen ausnahmen allgemeine regeln zu ziehen und besonders, vom gebrauch bei einem schriftsteller ohne weiteres die gleiche berechtigung für jeden anderen herzuleiten.

b) nom., gen. und acc. plur. apocopiert werden fremdwörter: *tirant* (3235), *Barbarien* (6858), *glottoen* (7213. 10234), *baroen* (9244), *Zarrasijn* (5667) usw. (die formen mit *e* kommen daneben vor), auch *kerstijn* (10378, 10310), ferner jedoch auch *spranc op over sine voet* (6327), *liepen over twee voet* (10240). da dies immerhin formelhafte ausdrücke sind, so machen sie einen nom. plur. *traen* (5418) noch nicht wahrscheinlich. ich denke dass der dichter gesagt hat *menich traen*, eine sehr beliebte verbindung für ihn (zb. 5426, 5721, 6846, 8240, 8782, 11176, 11329, 11834. an einigen dieser stellen wandelt die überlieferung teilweise auch in den plur.), die auch sonst nicht ungebräuchlich war. *huut* (10252) könnte man allenfalls als sing. fassen; oder ist zu lesen *ghelude : hude?*

c) beim infinitiv mit *te*. die überlieferung gewährt hier wider viele scheinbare beweise für die apocope, und man könnte versucht sein, es bei diesen formen bewenden zu lassen. allein es zeigt sich anderweitig dass hier nicht am wenigsten die sprache lange zeit das ältere bewahrt hat, besonders in Flandern, wie denn überhaupt bei allen apocopen eine regelmäfsige bewegung von osten nach westen bestehen dürfte, so dass sie im osten am frühesten beginnen und dann allmählich nach der anderen richtung hin weiter vordringen. so ergibt neuerdings wider die in der Zs. 22, 98 ff mitgeteilte übersetzung der Offenbarung Johannis unter ungezählten fällen nur ein einziges *te plaghen* (cap. 11 v. 6) und zwar — wolgemerkt — in der verbindung *te keerne in bloede ende te plaghen.* die fälle im Seghelijn fordern darum wider zu einer näheren betrachtung heraus. die ältere sprache verwandte vielfach den blofsen infinitiv, dessen gebrauch ein sehr unbeschränkter war, und wo die schreiber später nach herzenslust ihr *te* einsetzten. wenn darum formen wie *begonste te steken* (9165), *plach te draghen* (3545) uä. auftreten,

so beweisen die gar nichts; im gegenteil gilt hier dasselbe, was ich oben bei einer anderen gelegenheit gesagt habe. auch fälle wie *ghi sijt meester mi te genesen : von uwen wesen* (l. *ghenesene : wesene)* und *scaemde hem te vlien : neghentien* (l. *vliene : neghentiene)* haben keine beweiskraft; ich beschränke mich deshalb auch auf die schwierigeren. was 4915 zu *te sien* reimte ist aus der verderbten überlieferung nicht zu sehen. 9644 ist doch der plural *caproene : te doene* gemeint? 5360 wird der von den varr. gewährte substantivische infinitiv das richtige sein. 632 reimt *brochte ghereet sijn spere — — — te steken : breken.* die gewöhnliche redeweise bedient sich im derartigen ausdruck des subst. *steke,* und so hat vermutlich auch unser dichter *ter steken* geschrieben. ein interessanter fall ist 939 *te doen hanghen : hem en staets niet tontganghen.* statt nämlich beim hinzutreten von *te* zu zwei verbundenen infinitiven den regierenden zu flectieren, gab man, indem man wahrscheinlich die verbindung gewissermafsen als éin wort fasste, dem nachstehenden die endung. sehr zahlreich sind die beispiele in keuren und urkunden zb. Coutumes de Bruges *te doen houdene* (I 364), *te doen scrivene* (368), *te laten ghebrukene* (348, 411), Cout. de Gand *te doen beterne* (I 436), *te laten verborghene* (458) usw. *te doen stane* (Sp. h. II[1] 17, 13). man flectierte auch beide: *te doene makene* (Sp. h. IV[3] 35, 74), *te doene hebbene* (Cout. de Gand I 467) und mit widerholung des *te : te doene tontlivene* (Sp. h. II[2] 20, 27). endlich setzte man das *te* auch erst zum zweiten infinitiv: *laten te gane* (Lev. Jez. s. 225 und 226), *god es machtich te nemene ende ooc te ghevene ende doen te stervene ende te levene* (Testeye 1645). man lese also hier *te doen* (oder *doene) hanghene : tontganghene.* mehr schwierigkeit macht 5273 *dit was den coninc swaer te horen : toren* (iram). wenn man beispiele vergleicht wie *hets grote pine quade costumen verwinnen* (Sp. h. III[8] 9, 52), so wäre einfaches *horen* nicht undenkbar; andererseits sind auch nominative *torne, aerne* uä. zu belegen. möglich aber dass der dichter sich hier würklich eine freiheit gestattet hat. denn es ist natürlich nicht daran zu denken dass sprachliche formen, wie die bisher besprochenen, auf einmal eindringen. im gegenteil, sie sind schon ganz gewöhnlich, nur macht man einen unterschied zwischen der schriftsprache und der gesprochenen, indem die erstere ihre formen reiner und voller bewahrt. das eben ist das zeichen der verwilderung dass man allem, was in der ausdrucksweise des gewöhnlichen lebens erlaubt ist, tor und türen öffnet. es ist aber andererseits ein zeichen für die nicht sehr grofse kunstbegabung der dichter (von dem man manche spuren antrifft) dass sie gewisse dinge zu vermeiden suchen, und trotzdem zuweilen gegen die gestellte regel verstofsen. ein beispiel hiefür im grofsen sind die schwierigen lyrischen strophen, in denen die gehäuften gleichen reimklänge zu mancher freiheit verführten.

bei den untersuchungen müssen dieselben auch getrennt von den einfachen reimparen behandelt werden.

Es erübrigt jetzt noch

7) flexions-*e* in der conjugation.

a) präs. ind. und conj. *ic ghelaet* (138); die varr. haben das subst. *ghelaet*. — 2080 *dat ic laet (: quaet)*; die varr. reimen *verdriet : ghesciet*. — 2754 *dat ic doot*; die lesart der hs. weist auf *doot* als subst. — 9714 *dat gheval (: sal)*; die varr. haben *spoet : goet*.

b) praeteritum. 5416 *brocht* (3 pers.) : *ghewrocht* (part.). die drucke haben auch *wracht* im prät., also *wrachte : brachte*. — 5779 *men wist : list* (nom.), die drucke haben *liste*, welches man entweder als plural, oder besser als eine der erwähnten formen mit unorganischem *e* fassen kann. so steht zb. auch 10180 der nom. sing. *dese liste* (ebenfalls *: wiste)*. all die anderen zahlreichen fälle, in denen solche apocopierten formen im reime stehen, beruhen auf apocope in beiden worten.

Als endergebnis dieser untersuchungen müssen wir, zumal wenn wir die selbst im verhältnis noch äufserst mangelhafte überlieferung in betracht ziehen, hinstellen dass die sprache des Seghelijn als eine noch nicht apocopierende anzusehen ist. für die abfassungszeit dürfte sich auch hieraus mindestens die erste hälfte des 14 jhs. ergeben.

Diese und noch manche andere einzelheiten müssen aufs eingehendste beobachtet werden, wenn wir auf dem von Verdam glücklich beschrittenen wege zu weiteren zielen gelangen wollen. aber es bleiben der mnl. philologie noch andere aufgaben zu lösen übrig. zunächst die eigentlichen handschriftenuntersuchungen, hier notwendiger als irgendwo und trotzdem noch gar nicht in angriff genommen. gerade weil die schreiber mit ihren vorlagen so unglaublich frei umgegangen sind, müssen wir um so mehr die gründe aufzudecken suchen, aus denen sie geändert haben. erst dann wird es möglich zu erkennen, welche überlieferung dem ursprünglichen am nächsten steht, dann erst kann man mit gröfserer sicherheit dem dichter geben, was des dichters ist. mit blofsen subjectiven, ästhetischen erwägungen zu werke zu gehen ist eine höchst unsichere oder vielmehr gar keine methode, wir haben im gegenteil möglichst mechanische mittel notwendig, um durch den wust durchzugelangen.

Dringend von nöten sind auch metrische untersuchungen, denn an den reimen allein haben wir doch auf die dauer kein ausreichendes kriterium. die metrischen gesetze müssen mithelfen, um den text der dichter wider zu erschaffen, zumal vielleicht im versinneren stärkere freiheiten, als im reim erlaubt waren. da, wo die überlieferung verhältnismäfsig gut zu sein scheint, haben diese untersuchungen naturgemäfs einzusetzen.

Die vorteile, welche daraus erwachsen, wenn es gelingt auf

diesen wegen die ursprünglichen texte mehr oder weniger zu reconstruieren, fallen nicht allein der sprachwissenschaft zu. auch die litteraturgeschichte wird ihren reichen segen davon tragen. auf diesem gebiete ist seit Jonckbloets werken ein bedauerlicher stillstand eingetreten, auch hier hat man bis jetzt die kleineren untersuchungen zu sehr gescheut. wie ausgezeichnet die genannten werke auch sind, wie erstaunlich fast, wenn man die lange reihe von jahren bedenkt, vor denen sie schon entstanden sind, ehe noch die vortrefflichen leistungen von de Vries und seiner schule die benutzung der texte so viel bequemer und sicherer gemacht hatten, so konnte doch auf den ersten wurf nicht alles gelingen. die mittel zb., um darüber zu entscheiden, ob ein werk dem oder jenem dichter angehöre, welchem es irgend eine hs. oder eine glückliche oder unglückliche vermutung zuschrieb, sind in den meisten fällen nicht zureichend gewesen. diese fragen, die fragen über ort und zeit der entstehung der verschiedensten dichtungen werden sich gemächlicher und überzeugender lösen lassen, wenn erst die ziele, wie ich mir sie denke, erreicht sind. ich erhoffe also einen gewinn für alle zweige der philologie. nur müssen die arbeiten auf den einzelnen gebieten nicht gegenseitig auf sich warten. am besten wenn zu gleicher zeit überall rührige untersuchungen angestellt werden; gegenseitig können sie sich stützen und fördern. natürlich nicht jede einzeluntersuchung wird ein grofses resultat ergeben, erst aus vielen kleinen kann das grofse entstehen. dadurch aber sich abschrecken zu lassen, würde einen unwissenschaftlichen sinn verraten.

Der herausgeber des Seghelijn hat vor kurzem einen schönen lohn für seine bisherigen verdienste auf dem felde der mnl. philologie geärntet. ich wünsche dass der junge professor an der jungen Amsterdamer universität recht viele kräfte gewinnen möge für diese ziele, die auch ihm, wie ich nicht zweifele, im interesse seiner vaterländischen litteratur und sprache am herzen liegen.

Leiden, juni 1878. JOHANNES FRANCK.

Die sage vom gral, ihre entwicklung und dichterische ausbildung in Frankreich und Deutschland im 12 und 13 jahrhundert. eine literarhistorische untersuchung von ABIRCH-HIRSCHFELD. Leipzig, Vogel, 1877. VII und 291 ss. 8°. — 6 m.

Anerkannter mafsen ist die abhängigkeit der deutschen litteratur des mittelalters von der französischen nirgends gröfser als in der ritterlichen erzählungspoesie. weder die litterarische würdigung noch selbst die kritik der texte kann für diese werke

die beständige beziehung auf die französischen vorbilder entbehren. dieser forderung jedoch zu genügen ist gegenwärtig noch nicht überall möglich. die publication der altfranzösischen litteraturdenkmäler ist noch immer im rückstande begriffen gegen die der mittelhochdeutschen. und was erschienen ist muss man sich z. t. mühsam in schwer zugänglichen ausgaben zusammensuchen und oft sich mit kritisch unsicheren texten begnügen.

So ist es denn gewis erwünscht, wenn für einen besonders schwierigen, aber auch besonders wichtigen gegenstand einstweilen das in übersichten und auszügen zusammengestellt wird, was bis jetzt über die altfranzösischen behandlungen des stoffes bekannt ist. freilich müssen bei der natur der quellen und hilfsmittel die an diese auszüge geknüpften betrachtungen, muss der versuch einer geschichte der gralsage es sich gefallen lassen, wenn noch zweifel übrig bleiben oder neu entstehen.

Das hauptwerk über die gralsage in der altfranzösischen litteratur ist der Perceval Chrestiens von Troyes. der dichter schrieb für Philipp von Elsass, graf von Flandern, der 1188 das kreuz nahm und 1191 vor Akko starb. Chrestien führte das werk aber nur bis v. 10601. sein werk ward fortgesetzt von Gautier de Doulens und Manessier, denen sich noch ein dritter, Gerbert, mit einer eingeschalteten erzählung anschloss. Manessier dichtete zwischen 1214 und 1227, Gerbert, der — wie Birch-Hirschfeld sehr wahrscheinlich macht — auch den Roman de la violette verfasst hat, nach 1225.

Aufser der dichtung Chrestiens und seiner fortsetzer gibt es noch mehrere altfranzösische prosawerke zur gralsage, von denen das eine, der Joseph von Arimathia, auch in poetischer form vorliegt.

Von den anderen prosawerken zeigt der sogenannte Grand SGraal mehr theologischen character, während die Queste du Graal sich an Artus tafelrunde hält. Birch-Hirschfeld bemerkt überzeugend dass die Queste älter sein müsse als der Grand SGraal. aber mit unrecht scheint er mir den letzteren für das werk zu erklären, welches in einer bekannten stelle des Helinand, dessen chronik bis 1204 geht, erwähnt werde. er zieht seinen schluss daraus dass gewisse züge, von denen Helinand spricht, nur im Grand SGraal vorkommen; allein da er selbst s. 65 uö. von einer älteren bearbeitung der vorgeschichte spricht, auf welche sich der Grand SGraal stütze, so wird er auch zugeben müssen dass Helinand diese ältere bearbeitung eben so gut gemeint haben kann als das uns überlieferte prosawerk. ersteres wird um so wahrscheinlicher als Birch-Hirschfeld selbst s. 35 findet, man würde 'nach betrachtung seines wenig original scheinenden inhaltes und in folge der handschriftlichen überlieferung, die nur bis ins 13 jh. hinaufreicht' ihm ein so hohes alter freiwillig nicht zugestehen.

Damit fällt nun auch die nähere zeitbestimmung der Queste, die Birch-Hirschfeld gibt.

Eine dritte prosabearbeitung ist der roman von Perceval li Galois, dessen abhängigkeit von Chrestien und seinen fortsetzern Birch-Hirschfeld selbst auseinandersetzt.

Bleibt noch die dichtung des Robert de Boron. sie behandelt die an die Pilatuslegende angeschlossene geschichte Josephs von Arimathia und schliefst diesen teil mit versen, welche in ziemlich unklaren ausdrücken fortsetzungen in aussicht stellen. in der tat folgt wenigstens der anfang des Merlin, welcher vollständig in einer prosabearbeitung vorhanden ist; endlich ein prosaischer Perceval sammt Arturs tod. in diesem letzten teil wird Robert de Boron als verfasser nicht genannt; aber Birch-Hirschfeld glaubt ihn auch als den dichter des im prosatexte aufgelösten romans bezeichnen zu dürfen. das gedicht Roberts de Boron nun sei die quelle für Chrestien und Gautier de Doulens gewesen.

Dies leuchtet keineswegs ein. zunächst sieht sich Birch-Hirschfeld zur ausscheidung von interpolationen im texte Roberts de Boron genötigt, für deren annahme er nur ungenügende gründe gibt. s. 184 sagt er: 'der satz (der knappe trug) *une lance a ses deux mains* scheint mir zu verdächtig. eine lanze pflegte man nicht mit zwei händen zu tragen; eine solche ungeschicklichkeit konnte nur ein interpolator begehen, der sehr flüchtig zu werke gieng, indem er statt *vessel* (oder *graal) lance* setzte.' ist das so sicher? sagt nicht auch Wolfram Parz. 231, 17 ff *ein knappe spranc zer tür dar în. der truog eine glævîn . . . er truoc se in sînen henden alumb zen vier wenden.* allerdings heifst es 232, 4 *diu glævîn . . . die der knappe brâhte in sîner hant:* aber es kommt hier nur darauf an dass es keine 'reglementswidrige haltung der waffe' war, wenn der knappe seine *lance a ses deux mains* trug; und dass eine athetese aus sachlichen gründen hier ungerechtfertigt ist.

Vergleichen wir nun den dem Robert de Boron beigelegten Perceval mit dem Chrestiens, so erscheint die abhängigkeit des letzteren vom ersteren schon des inhaltes wegen nicht recht glaublich. Chrestien hätte dann den materiellen inhalt nicht erfunden, sondern nur mit geschickter hand aus dem Roman de Perceval ausgelesen; was er übergieng, wäre dann von seinem fortsetzer Gautier nachgeholt worden. ein dichter, der so viel geschmack, so viel sinn für composition zeigt, dass er aus einem verworrenen stoff gerade so viel auswählte, als er zu einem schön zusammenhängenden kunstwerk brauchte, hätte doch wol auch die lust verspüren müssen selbständig zu erfinden. andererseits hätte Robert de Boron, der sich im Joseph von Arimathia so eng an die legende hält und nichts von ritterlicher ausschmückung weifs, plötzlich im Perceval eine ganz weltliche, üppig wuchernde phantasie bewiesen.

Dazu kommen chronologische bedenken. Robert de Boron dichtete für Gautier von Montbéliard, der 1183 seinem vater nachfolgte und 1212 starb (B. H. s. 239). Birch-Hirschfeld muss, um Borons gedicht vor dem Chrestiens entstehen zu lassen, annehmen dass Gautier in frühester jugend den dichter zu seinem werke veranlasste.

Robert de Boron wird ferner von Helie de Boron in werken, die frühestens nach 1216 entstanden sind, als freund, verwandter und langjähriger waffengefährte bezeichnet (B. H. 231). und Robert soll nun wenigstens 40 jahre vor Helie geschrieben haben?

Kurz, es ist nicht entfernt wahrscheinlich, geschweige denn erwiesen dass der an Roberts gedicht angeschlossene Perceval auch von Robert herrühre und dass er die quelle für Chrestien war.

Chrestiens und seiner fortsetzer werk bleibt unter den uns erhaltenen altfranzösischen bearbeitungen der gralsage die älteste. und keine der anderen hat auf Deutschland eingewürkt — abgesehen von Ulrich Fürterer, der vermutlich durch niederländische vermittelung erhielt, was er von Joseph von Arimathia, Galaad, Merlin erzählt. aber ausdrücklich ist zu betonen: keine der erhaltenen bearbeitungen. denn dass es noch andere gegeben, die uns nur verloren gegangen sind, scheint sicher. ich kann der von Rochat, Simrock, Zarncke und jetzt auch von Birch-Hirschfeld vertretenen ansicht nicht beistimmen dass Wolfram seinen Kyot einfach erfunden habe. gerade an einem puncte, wo man am sichersten zu sein glaubte (Birch-Hirschfeld s. 282) dass Wolfram willkürlich die gralsage erweitert habe, stimmt er zu einer französischen quelle ohne dass er diese oder diese ihn benutzt haben könnte: in der anknüpfung der sage vom schwanritter. Gerbert hat auf diese sage deutlich hingewiesen (bei Potvin 5, 210 und LVII; bei Birch-Hirschfeld selbst s. 104). Wolfram kann nicht aus Gerbert geschöpft haben; denn dieser dichtete um 1225, Gerbert nicht aus Wolfram; denn wann hätte ein altfranzösischer dichter einen deutschen benutzt? da bleibt nur übrig eine gemeinsame quelle anzunehmen, wenn man nicht beide dichter unabhängig von einander auf dieselbe combination geraten lassen will. aber dass diese combination auch sonst verbreitet war, zeigen die freilich späteren, aber schwerlich von Wolfram oder Gerbert ausgehenden zeugnisse der localsage bei Reiffenberg, Chevalier au cygne 1, 224.

Ebenso scheint mir keineswegs unwahrscheinlich eine lateinische bearbeitung des 12 jhs. allerdings Helinand hat trotz seines suchens keine auftreiben können. aber ist dies ausreichend um ihr nichtvorhandensein zu behaupten? sprechen doch mancherlei reminiscenzen für eine lateinische quelle dieser erzählungen. dass bei Gautier de Doulens, bei Gerbert, im Roman de Perceval und sonst Joseph *de Barimaschie* oder ähnlich

heifst, deutet doch auf eine lateinische fassung, worin er *ab Arimathia* genannt war (s. Birch-Hirschfeld 106. 108. 123. 127. 213). und — um auch eine kecke vermutung nicht zu verschweigen — sollte nicht zur combination des gralgefäfses und der lanze anlass gegeben haben dass man die lateinische benennung des ersteren mit *lancem* irgend einmal als *lanceam* misverstand?

Hoffen wir auf weitere aufschlüsse über die gralsage, wenn erst die für Chrestien in aussicht stehende kritische ausgabe vorliegt. möchten doch auch die fortsetzungen bald vollständig geboten werden! für die Krone Heinrichs von dem Türlin ist deren benutzung augenscheinlich.

Um noch eine einzelheit zur sprache zu bringen, das wort *prinsautiere,* welches Birch-Hirschfeld s. 116 als ein ganz eigentümliches bezeichnet, ist keineswegs selten oder unerklärlich. in der neueren form *primesautier* las ich es zb. im Journal des débats vom 12 juni d. j. und die gewöhnlichen wörterbücher geben die bedeutung 'der ersten eingebung folgend'. ich berühre es deshalb hier, weil es mnl. und mhd. öfter widergegeben erscheint. denn verwandt ist der grundanschauung des französischen wortes der mhd. ausdruck *von sprunge varn,* worüber ich in den anmerkungen zu Dietrichs flucht v. 3288 einiges beigebracht habe und hier noch folgende stellen heranziehen möchte. Barlaam (Zs. 1, 134) *der tievel der ie was gehaz den werken sîn von sprunge* 'von anfang an'. Warnung 3042 *alsô lebt wir her von sprunge mit vreude und wünneclîchem spil.* Troj. krieg 14526 *mîn herze alrêst von sprunge vert.* Übles weib 162 *ez gê von sprunge.* genauer entspricht dem französischen das mnl., vgl. die zu Reinaert 3778 zusammengestellten beispiele.

Strafsburg, 29 juli 1878. ERNST MARTIN.

Zu Zs. 22, 306.

MBernays macht mich freundschaftlich darauf aufmerksam dass das gedicht Klopstocks an die rheinischen republicaner aus dem Beckerschen Almanach wider abgedruckt ist in Klopstocks sämmtlichen sprachwissenschaftlichen und aesthetischen schriften herausgegeben von ALBack und ARCSpindler (Leipzig 1830) 4, 179 f, sowie in Klopstocks sämmtlichen werken ergänzt in drei bänden von HSchmidlin (Stuttgart 1839) 2, 17 f. der grund, weshalb Klopstock diese ode nicht selbst seiner sammlung einverleibte, findet sich in einer anm. von Klopstocks sämmtlichen werken (Leipzig 1804) 7, 5.

ST.

Versuch einer geschichte des volksschauspiels vom doctor Faust von Wilhelm Creizenach. Halle a/S., Niemeyer, 1878. xvi und 192 ss. 8°. — 4,50 m.

Der verfasser stellt sich die aufgabe zu erforschen, 'welche entwickelung das volksschauspiel vom dr Faust durchlief, wie es sich verbreitete und umgestaltete bis die zeit erfüllt war, da es in Goethe den göttlichen funken entzünden sollte' (s. x). im ersten capitel (s. 1—33) gibt er eine aufzählung der quellen; er benützte aufser den gedruckten puppenspielen auch ein bisher unbekanntes aus Oldenburg (Engel Bibl. Faust. nr 203). durch einen widerabdruck der berichte von Georg Schröder über eine Danziger aufführung des Faust im jahre 1668, von Duntze über eine Bremische, ferner dreier theaterzettel aus der Frankfurter sammlung, der mitteilungen des freiherrn von Bibra im Journal von und für Deutschland über die pantomime Dernier jour etc., Nicolais über eine Augsburger darstellung, des Morgenblattes 1824 über Lorgée, Richard Andrees über das tschechische und Zingerles über das tirolische volksschauspiel von dr Faust gewährt Creizenach eine bequeme übersicht des gesammten, zum teil erst von ihm herangezogenen materiales. im zweiten capitel (s. 34—57) unterzieht er die nachrichten über ältere Faustdramen und Faustaufführungen einer strengen kritik und verweilt länger bei dem wichtigsten berichte, dem Georg Schröders. diese beiden capitel bringen wie das ganze buch schätzenswerte nachweisungen, auszüge und mitteilungen, sie lassen erkennen dass Creizenach mit grofser kenntnis einschlägiger, selbst entlegener werke sorgfalt und fleifs verband, um seiner untersuchung eine möglichst breite und solide grundlage zu geben.

Er wendet sich vom dritten capitel (s. 58—101) ab ihr zu. ich werde mich bemühen, dem gange seiner darstellung zu folgen und die art seiner beweisführung aufzuzeigen.

Nachdem dr Creizenach, wie erwähnt, den ersten bericht über eine Faustaufführung in Deutschland genau analysiert und daraus die gestalt erschlossen, 'die das volksschauspiel in der zweiten hälfte des 17 jhs. angenommen hatte', stellt er s. 58 die behauptung auf, das bild, das wir daraus gewännen, könnten wir nur durch U ergänzen.[1] 'es ist dies puppenspiel von allen

[1] ich bediene mich im folgenden der siglen Creizenachs (s. 1—3); es bedeutet A das Augsburger (Kloster v 818—852), E das von Engel publicierte (Deutsche puppencomödien I), G das von Geifselbrecht aufgeführte (Kloster v 747—82), L das Leipziger (Hamm, Leipzig 1850), O das Oldenburger noch ungedruckte, S das Strafsburger (Kloster v 853—83), U das Ulmer (Kloster v 783—805), W das Weimarer (Weimarer jahrbuch v 241—328) puppenspiel von dr Faust. — Marlowes Faust (M) konnte ich leider nur in den übersetzungen von AvdVelde (Breslau 1870) und Achim von Arnim (Kloster v 922—1020) benutzen, da die hiesige bibliothek das englische original nicht besitzt.

erhaltenen versionen diejenige, die am wenigsten von den später eingetretenen veränderungen und zusätzen in sich aufgenommen hat.'

Seine beweise sind: 1) die sprache und der ton des dialogs, 2) altertümliche wortformen, wie *anjetzo, allwo, alldorten, hinfüro, weilen, das frauenzimmer* für eine mehrzahl von frauen usw., 3) unverständliche und unverstandene worte und redewendungen. daraus möchte Creizenach schliefsen 'dass wir in U keine allmählich umgewandelte version vor uns haben, sondern dass der schreiber des textes eine vorlage hatte, die schon geraume zeit vor dem zeitpunct der abschrift entstanden war und in welcher in folge dessen dem schreiber manche einzelheiten unverständlich blieben.' diese beweise allein könnte man freilich nicht als stichhaltig hinnehmen, wer weifs nicht dass sich solche 'altertümlichkeiten' im falschen pathos sehr oft einstellen? und auch in anderen texten, denen ganz gewis niemand altertümliche diction nachrühmen wird, findet sich trotzdem ähnliches, zb. in A; ich erwähne nur s. 819 *ich habe . . . mich auf das Studium theologicum begeben;* ebenda *möchte ich die Beschaffenheit des Firmaments etc. erkundigen;* ebenda *sind die höllischen Geister vermög durch ihre Geschicklichkeit im Stande mich in Allem zu begnügen;* s. 822 f *von dem berühmten Autor Sparmant, vom spanischen Radamant;* 831 *komme ich für den Herzog* etc.

Creizenach will auch damit die reihe seiner beweise durchaus nicht erschöpfen, der vielmehr noch ein grofser raum zugestanden ist, er sucht nur den leser von allem anfang an zu seiner eigenen vorliebe für U zu verleiten und sein unmethodisches vorgehen zu verdecken; denn nach diesem vorspiele bestrebt er sich bei einer analyse von U klarzulegen dass es in der tat noch mit M sehr nahe verwandt sei und den stand des schauspiels am getreuesten repräsentiere, den dieses im 17 jh. gehabt habe.

Für die altertümlichkeit von U scheinen nur drei scenen zu sprechen;[1] es sind dies 1) das vorspiel in der hölle, 2) das auftreten der studenten im beginn und 3) die studentenscene im schlusse des stückes. Creizenach nimmt für alle drei scenen ursprünglichkeit an. es wird nicht ohne wert sein, etwas bei ihnen zu verweilen. das vorspiel findet sich in ES und U, und éine scene, Plutos anrede an die teufel, bezeugt auch Schröder, Marlowe kennt sie nicht. S ist verdächtig, es entlehnte, wie schon Notter bemerkte (vgl. Creizenach 185 f), einen grofsen teil seiner reden aus Klingers roman, jedoch nicht direct, wie ich

[1] das was Creizenach über den alexandriner sagt, ist nicht überzeugend. er hält die alexandriner, welche U überliefert, für die ursprünglichsten. dies kann ich ihm nicht zugeben, obwol auch ich der ansicht bin dass der älteste Faust alexandriner als scenenschluss und bei gehobenen stellen verwandte. so ist es in den meisten puppenspielen, auch im tschechischen, das ich aus eigener anschauung kenne.

unten nachweisen werde. E und U stimmen unter einander keineswegs, in E und S beginnt das vorspiel mit einem monologe Charons, er ruft Pluto, dann spricht Pluto zum höllenreiche; dagegen sind in U die ersten worte: '*Charon: Pluto! Pluto: Ho!*' usw. und keiner dieser texte überliefert das, was man nach Schröders bericht erwarten darf: *zuerst kommt Pluto herfür aus der Höllen und ruft einen Teufel nach dem andern, den Tobak-Teufel, den Huren-Teufel* usw. hier steht es, wie man sieht, mit der besonderen vortrefflichkeit von U nicht so besonders vortrefflich; dazu kommt dass man im schlusse von Plutos rede nicht unschwer eine reminiscenz aus Schillers Räubern erkennt *Unsre Zusammenkunft soll seyn in dem Böhmerwalde unter der grofsen Eiche, darum empfanget den Segen.* wie der Böhmerwald zu dieser ehre kommt, ist nicht recht ersichtlich, und dieser zug kann kein unverstandener überrest von etwas altertümlichem sein. dass ferner *Bah, bah, bah* nicht ein 'grotesker segen' genannt werden darf, beweist die widerholung des rufes durch die 'geister'; man wäre eher versucht, an den österreichischen abschiedsgrufs zu denken. — so viel wurde jedoch klar dass U in eine gewis ursprüngliche scene modernes hineintrug, sich daher vor E und S nicht durch besondere altertümlichkeit auszeichnet. hier gab Creizenach — dies beiläufig — U darum den vorzug, weil es mit Schröders bericht stimmt.

2. Zwei studenten bringen dem rector magnificus Faust ein buch, *welches propter magicam artem etwas Sonderliches in sich enthält.* in U treten sie würklich auf, in den anderen fassungen wird von ihnen nur erzählt. darüber sagt Creizenach s. 74: 'hier sind zwei scenen des Marloweschen dramas in eine zusammengezogen, die scene, in welcher Valdes und Cornelius erscheinen um Faust in die geheimnisse der magie einzuweihen und die darauf folgende scene, in welcher zwei studenten ihre besorgnis darüber ausdrücken, dass Faust mit den beiden berüchtigten zauberern umgang hat. von allen übrigen texten steht in dieser scene keiner mehr Marlowe so nahe, wie U.' aus diesem sprunge in der beweisführung sieht man dass mein vorwurf der unmethodischen untersuchung kein unbegründeter ist. die sache liegt so: M führt zwei zauberer, dann zwei studenten vor, von einem zauberbuche ist die rede nicht. in allen texten des puppenspiels, U eingerechnet, liegt das schwergewicht auf der zauberschrift, nach der sich Faust so lange sehnt; diese schrift wird nun in allen texten von zwei studenten gebracht (nur in G sind es drei, in S *ein mit Gefolg incognito reisender vornehmer Herr*, jedoch wenige zeilen später spricht Wagner von *Herren* und *Sie haben eine Pergamentrolle),* diese studenten aber erscheinen nur in U auf der bühne, also — sagt Creizenach — schliefst sich hier U an M; dass es näher gelegen hätte zu vermuten, in U sei nach einer unzählige male

zu beobachtenden gepflogenheit eine angedeutete scene selbständig ausgeführt worden, dies scheint für Creizenach unter die möglichkeiten nicht zu gehören. also auch dieser zweite wichtige punct, der gröfsere ursprünglichkeit von U nachweisen soll, ist dazu nicht geeignet.

3. Das gastmal, welches Faust kurz vor seinem ende den studenten gibt, findet sich nur in M und U an richtiger, in E an unrichtiger stelle. hier scheint U endlich einen alten zug bewahrt zu haben; allein es ist zu bedenken dass Schröder, welcher gerade über den schluss des dramas ausführlicher berichtet, von einem solchen gastmale nichts erwähnt, dass also im 17 jh. bereits eine fassung existiert haben muss, in welcher das stück verlief wie in den übrigen uns erhaltenen deutschen puppenspielen. zudem scheint sich U an das volksbuch vom dr Faust anzulehnen; es könnte also sehr gut aus dieser prosa seine weisheit geholt haben. in jener scene nämlich, welche die von Faust an Mephistopheles gestellten fragen über beschaffenheit von himmel und hölle bringt, ist U dem alten volksbuche sehr ähnlich. man vgl. die zusammenstellungen Creizenachs s. 89 ff. von dieser besonders im ältesten volksbuche so ausgedehnten scene findet sich in M keine spur; Schröders bericht lässt hier im stich. in allen fassungen des puppenspiels mit ausnahme von G jedoch steht ein solches gespräch in den hauptzügen. U 'greift', wie Creizenach meint, 'auf die einheimische überlieferung zurück', und soll nach seiner ansicht daran etwas ursprüngliches enthalten. ich glaube aber dass auch hier der gedanke einer interpolation nicht auszuschliefsen ist.

Und nun sehe man nur, mit welchen mitteln Creizenach arbeitet, um die ursprünglichkeit von U nachzuweisen: U enthält, das muss unter jeder bedingung gezeigt werden, das echte, in der einen scene, weil es zu M, in der nächsten, weil es zu Schröders bericht, in der dritten, weil es zur 'einheimischen überlieferung' stimmt; Creizenach verliert vollkommen den boden unter den füfsen und beweist nur spitzfindig seine ansicht, wie man eben alles beweisen kann: mit scheingründen.

Auch im einzelnen lässt sich Creizenach durch seine vorliebe für U zu unhaltbaren behauptungen verleiten. so sagt er s. 67 über Fausts 'unbefriedigte wissbegier', die sich in U 'wenigstens angedeutet' findet: 'in den anderen texten — aufser U — wird dies nirgends erwähnt oder, wo wir derartige andeutungen finden wie zb. in W s. 285 f, zeigen dieselben deutlich ihren modernen ursprung.' man gestatte mir die nebeneinanderstellung der betreffenden äufserungen: A 819 *ich finde in dem Studium theologicum kein solches Vergnügen als meine Wünsche es fordern, denn ich habe Vieles von der Planeten Eigenschaft gehört und gelesen, dass etc. defswegen habe ich mich resolvirt, durch das Studium nigromanticum alle meine noch abgehende Wis-*

senschaften zu erlangen. U, das fast wörtlich damit stimmt, sagt jedoch zum schlusse: *defswegen habe ich mich entschlossen, das Studium theologicum ein Zeitlang auf die Seite zu setzen und mich an dem Studio magico zu ergötzen.* wer zeigt nun eigentlich seinen 'modernen ursprung', A oder U? jedoch weiter. in E heifst es s. 4 *jede Fakultät und alle denkbaren Wissenschaften der Welt habe ich studiert, ... aber was hilft mir dieses Alles? — . . finde ich doch in dem studium theologicum keine solche Befriedigung, als meine Wünsche es fordern, und weiter kann ich es bei der theologia nicht bringen. . . . So weit bin ich mit meiner Gelehrsamkeit gekommen, dass ich mich fast vor mir selbst schämen muss . . fort mit dem Plunder.* ferner G s. 748 *Ich suche in diesen Buche die Gelehrsamkeit, und kann sie nicht finden!* in L s. 5 *Doktor bin ich, Doktor bleibe ich*[1] *und weiter kann ich es bei der Theologie nicht bringen. Ha! das ist zu wenig für meinen Geist, der gern von der Nachwelt bewundert sein will.* nur in S, der gewis jüngsten aller fassungen, nichts dergleichen. man sieht also wie viel glauben Creizenachs behauptung verdient.

Allein auch Creizenach muss zugestehen dass U nicht überall das ursprüngliche erhält, und dass nicht alles von U erhaltene auch ursprünglich ist. so bringt er zeugnisse bei dass jene scene im Faust aufgeführt worden sein muss, in der Faust auf das haupt eines ritters hirschgeweihe zaubert. in M ist sie als ein act der rache dargestellt, der ritter hatte an Fausts macht gezweifelt. ebenso motiviert steht sie in 'Faust der grofse mann, oder seine wanderungen durch die welt mit dem teufel bis in die hölle' (vgl. Engel Bibl. Faust. nr 644, nur besitze ich eine ausgabe Wien und Prag 1798) II s. 56—59. in Klingers roman werden gleich im beginne dem bürgermeister hörner aufgesetzt. mich hat Creizenach mit seinem nachweis überzeugt dass wir eine solche scene auch für das deutsche Faustschauspiel anzunehmen haben, freilich findet sich in den erhaltenen fassungen des puppenspiels keine spur davon mehr vor, auch in U nicht.

Wenig überzeugend ist der nachweis über die ursprünglichkeit der scene mit den todsünden; allein ich gebe sie zu, nur um zu zeigen, wie wenig Creizenach, selbst von seinem standpunct aus, recht hat, U zu bevorzugen; diese scene ist nämlich nur in E und spurweise in W vorhanden, in U dagegen nicht.

S. 87 nimmt Creizenach gewis ganz ohne recht eine komische scene nach Fausts erscheinen am hofe des königs an — er tut dies nur um eine zutat von U als ursprünglich nachzuweisen —; von dieser scene ist in U ebensowenig wie in den anderen versionen eine spur. ähnlich s. 82.

Auch verschiebung des ursprünglichen in U muss Creizenach constatieren. und trotz alledem bezweifelt er nicht einen moment

[1] ebenso in U.

lang die besondere güte von U; er fragt nicht, ob vielleicht auch dort, wo U weniger als die anderen fassungen bietet, auslassung von U möglich wäre.

Ich halte somit die ganze beweisführung Creizenachs für mislungen, weil sie von falschen voraussetzungen ausgeht und nach einem ziele hinsteuert, das ebenso trüglich ist. damit fällt freilich das ganze buch; ich bedauere die härte meines urteiles, weil sich so viel bedeutsames auf den vorliegenden blättern findet, das von grofser wichtigkeit für die ganze frage ist. eine 'geschichte' des volksschauspiels vom doctor Faust hat Creizenach jedoch keineswegs geliefert, wir stehen wo wir früher standen, nur wenige glieder der kette können wir erkennen.

Es wäre aber undankbar, wenn ich auf die weiteren abschnitte des vorliegenden werkes nicht noch eingienge, um auch das lobenswerte der arbeit hervorzuheben. im vierten capitel stellt Creizenach die wandelungen dar, welche italienischer einfluss im Faust bewürkte, ferner die auf Wien zurückzuführenden, wobei sich manche ansprechende bemerkung findet.[1]

Im fünften capitel führt Creizenach die puppenspiele im einzelnen vor, die seiner ansicht nach nicht das ursprüngliche enthalten. abgesehen von widersprüchen, so zwischen s. 135 und s. 69, abgesehen von ganz ungenügenden beweisen und schlüssen (so s. 162 und 163) steckt auch in diesen ausführungen viel anerkennenswertes. zu s. 133 bemerke ich dass auch bei Klinger und in dem bereits citierten romane Faust der grofse mann wie in S Mephistopheles beauftragt wird Faust zu verführen[2]; zu s. 135 dass mit Sommers bericht die darstellung in S s. 858 stimmt. zu s. 141. auch in Faust der grofse mann I 51 heifst es in einem zusatze zu Klingers roman: *Mit schwarzen Tapeten war das ganze Zimmer behangen* usw. s. 147 glaubt Creizenach, die verlegung der scene vom hofe des 'kaisers' auf den des herzogs von Parma sei in Wien geschehen. nun ist aber in U vom hofe des kaisers durchaus die rede nicht, es tritt ein könig auf, für den Wiener darsteller lag daher — Creizenachs ansicht angenommen — gar kein grund vor zu ändern. warum hätte der Wiener die scene denn gerade nach Parma verlegen sollen? s. 148. das zauberwort in G *hop hugo* erinnert doch stark an *hocus pocus*. s. 159. ähnlich wie die scene in W ist eine in dem polnischen volksbuche Twardowski, der polnische Faust (herausgegeben von dr Joh. Nep. Vogl, Wien 1861), doch zweifle ich an der authenticität dieses werkes, das allzustark nach Vogls volkskalendern schmeckt. s. 160 anm. im romane Faust der grofse mann fährt Faust und sein freund in einer

[1] s. 131 z. 6 v. u. l. statt *Lazarus: der reiche Mann.* sonst fielen mir noch folgende stärkere druckfehler auf: s. 43 z. 3 v. u. l. 1616 st. 1614. s. 167 z. 8 v. o. *Sprichwörter* statt *Sprüchw.* s. 173 anm. 1. 283 st. 183.

[2] was die gereizte bemerkung auf s. 133 soll, weifs ich nicht.

bei Klinger fehlenden partie von Constantinopel nach Prag auf einer 'ottomanne' (II 29).

Im sechsten capitel zeigt Creizenach die würkungen, welche moderne Faustdichtungen auf das puppenspiel ausübten. nur geringes dankt dieses den arbeiten Lessings und Maler Müllers, dagegen sehr vieles dem romane Klingers. jedoch scheint mir Klingers einfluss durch den roman Faust der grofse mann gegangen zu sein, und erstreckt sich weiter als Creizenach anführt. aus Klinger II 103 (ausgabe von 1810) resp. Fdgm II 79 stammt die ganze hohnrede Mephistos s. 881 in S. *Faust, sagt ich dir nicht einstens, du kannst das Stundenglas deiner zeit selbst zerschlagen* [bis] . . *so siege ich über dich.* ebenso aus Klinger II 120 und 121, Fdgm II 183. 185 f die scene zwischen Mephistopheles und Faust s. 883 in S: *du hast deine Zeitrolle ausgespielt* . . [bis] . . *und Ewigkeit ist ihr Name.* dabei stimmen S und Fdgm gegenüber Klinger in dem ausrufe: *Nichtswürdiger Prahler,* Klinger *Ekelhafter Prahler.* dies ist zugleich die einzige abweichung, die sich Fdgm Klinger gegenüber erlaubt.

Auch Soden würkte; doch stammt bei ihm die von A nachgeahmte scene (Creizenach s. 188) auch aus Klinger, mit dem A wörtliche übereinstimmungen aufweist. A s. 847 Klinger II 99, Fdgm II 174 *erblicke hier dein Werk!* ebenda in A Klinger 102, Fdgm 177 *gebiete über mein Schicksal.*

Dies ist der gang in Creizenachs darstellung. ich wollte zum schlusse noch die reihe von scenen aufführen, die ich für ursprünglich halte, zugleich meinen versuch der reconstruction skizzieren, doch würde dies hier zu weitläuftig sein, ich komme an einem anderen orte darauf zu sprechen.

Ich kann nur beklagen dass Creizenach so viel redliche arbeit durch eigene schuld vergeudete und hoffen, er werde sich in seinem nächsten werke einer strengeren methode befleifsen.

Graz 13. 7. 78. R. M. Werner.

NOTIZ.

Nach freundlicher mitteilung des hrn dr HPatzig zu Berlin befindet sich die von Zarncke in seinem Deutschen Cato s. 113 ff genauer beschriebene, früher von dem buchhändler TOWeigel in Leipzig besessene papierhs. des 15 jhs., welche ua. auszüge aus Freidank, eine übersetzung des Cato und mehrere segen enthält, gegenwärtig unter nr 16376 zu Cheltenham in der bibliothek von weiland sir Thomas Philipps.

St.

NOCH EINMAL DIE ECBASIS.

Herrn dr FSeiler zu Halle a/S.

Verehrter herr college,

soeben von meiner ferienreise zurückgekehrt lese ich in der Germania die entgegnung des herrn prof. KBartsch auf ihre Kleinigkeiten zur Ecbasis.

KB. gesteht also zunächst seinen irrtum ein, behauptet aber wegen raummangels die berichtigung nicht in seine zeitschrift haben aufnehmen zu können. die recension von KB. stand in Germ. XXII heft 1, s. 97; seit jener zeit sind erschienen XXII heft 2, 3, 4, XXIII 1 und 2, und erst in dem letzten und erst nach ihren Kleinigkeiten erfolgte die berichtigung. wer die dazwischenliegenden nummern XXII 2, 3, 4 und XXIII 1 ansieht, muss sich sagen dass zu einer notiz von 3, sage drei, zeilen der raum stets vorhanden war und dass der grund für die auffällige verspätung nicht in dem äufseren hindernis des raumes sondern in einer inneren abneigung zu suchen ist. wurde doch ein irrtum von XXII 127 schon XXII 256 klargestellt!

Aber KB. begnügt sich nicht, das in die augen springende versehen einfach zurückzunehmen, sondern geht nun im weiteren verlaufe seiner entgegnung darauf aus, seiner handgreiflichen selbstteuschung einen schein objectiver berechtigung zu geben. zu diesem behufe dient ihm die collation von Emil Grofse. dieser mafsstab hat doch von vorn herein seine bedenken. denn es liegt auf der hand dass derjenige weit sorgsamer liest, der seine collation zur grundlage einer neuen ausgabe machen will, der in jeder variante einen baustein zu einer selbständigen reconstruction des werkes erblickt, als der, welche nur einen beitrag für umfassende arbeiten anderer zu liefern beabsichtigt; ich habe das bei meinen kritischen vorarbeiten zum Luparius, Brunellus und Reinardus vulpes reichlich erfahren. und wollte KB. auch einmal den entgegengesetzten standpunct einnehmen und Grofses collation an dem von mir gebotenen variantenapparat prüfen, so würde er ein hübsches plus herausfinden.

Zur sache bemerke ich: ich habe die hs. B zweimal genau verglichen und in allen schwierigen fällen den rat meines unvergesslichen freundes, des bibliothekars dr ThPfund, angerufen und benutzt. meine collation von B ist nicht blofs 'genügend' sondern 'erschöpfend', erschöpfend natürlich in menschlichem sinne; ich bin überzeugt, KB. wird nicht so vermessen sein zu behaupten dass eine der von ihm vorgenommenen vergleichungen absolut zuverlässig sei. auch das wachsamste auge kann etwas übersehen, auch der vertrauteste handschriftenleser eine abbreviatur falsch auflösen. das alles weifs herr prof. KB. recht wol; bei

ruhigem blute würde er auch nicht zwischen dem 'genügenden' und 'erschöpfenden' eine so weite kluft annehmen, dass das erstere zum tadel wird; aber Ihre zurechtweisung treibt ihn auf die steile höhe des absoluten, von der aus er nicht mehr menschen trifft sondern die luft, die uns alle umgibt.

Ich komme zu den ausstellungen im einzelnen. KB. tadelt 1) dass ich die orthographischen abweichungen von B nicht angegeben, 2) dass ich einige sachliche varianten übersehen hätte.

Was den ersten punct betrifft, so frage ich: wohin soll es führen, wenn man von jüngeren hss. auch alle graphischen eigentümlichkeiten einzeln anführen wollte? es ist von allen seiten anerkannt dass A die ältere und sorgfältigere, B die jüngere und flüchtigere copie ein und derselben vorlage ist; dieses verhältnis der handschriften ist von niemand bestritten worden. für die filiation war also die anführung der graphischen abweichungen von B nicht notwendig, und hätte ich die letzteren zur textconstitution herangezogen, so hätte ich den sicheren boden unter den füſsen verloren. ich glaube darum recht getan zu haben, wenn ich die schreibart von A mit diplomatischer treue widergab und die geringen sonderbarkeiten von B ungedruckt lieſs. nichts ist zb. schwankender in flandrischen mss. als der gebrauch des *h*: welchen wert hat es nun für KB., wenn er sich die auslassung desselben in *reueamur* ausdrücklich notiert? *ae* und *oe* wird bald durch geschwänztes bald durch ungeschwänztes *e* widergegeben; sollte ich nun nach seiner meinung jedesmal in der note sagen, wann B die schleife ansetzt, wann nicht? und inwiefern ist es 'erheblich', wenn B 233 *crabones* schreibt, während doch 245 richtig auch nach Groſses angabe *crabrones* steht? wenn schlieſslich herr prof. KB. die schwankungen im namen der nachtigall für 'erheblich' betrachtet, so kann ich ihn in diesem puncte noch besser bedienen als Groſse; B schreibt

philomela 1026.
philomena 850. 859.
philom̄ 873. 910. 948.
phil̶ 918. 924. 1066.
filomena 817. 829. 971. 1063.

2) es sind nach meinem auszug im ganzen 17 fälle, in denen Groſse eine andere lesart bietet, als ich. von diesen beruhen nach ausweis der von mir nachgebildeten schriftzüge der hs. B

4 auf irrtum Groſses: 780 (*c̄frm̄ = confratrum*), 893 (*ſup̄p̄ſſa = suprepressa*), 1200 (*ſeru⁹ = seruus*) und wahrscheinlich 842, wo Groſse mit mir darin übereinstimmt dass B einen schreibfehler zu *plangit* bessern wollte; nur meint G., ursprünglich habe *tangit*, ich, es habe *pangit* dagestanden. auch lässt KB. die frage, wer hier richtiger gesehen, offen.

5 sind wegen fehlens des *i*-tüttels discutabel; zugleich aber jedes kritischen wertes baar: 104. 419. 688. 931. 1172.

Jede spur einer variante fehlt in meinem collationsheft bei 6, von denen 4 ohne frage flüchtigkeitsfehler von B sein und die ohnehin ausreichend grofse anzahl ihrer ungenauigkeiten um ein kleines (13, 272, 446, 588) vermehren würden, 2 die echte lesart bieten könnten (92 *olli*, 788 *presidis*).

Die übrigbleibenden 2 gebe ich zu gunsten der Grofseschen vergleichung auf; es sind: 64, wo in der tat *quid* zu *quod* corrigiert scheint; in der hs. steht *qđ* (*quid* wird sonst *qd*, *quod qđ* geschrieben); die schleife am *d* ist dem fufsstrich des *q* gegenüber so klein, dass man sie aufser acht zu lassen verführt werden konnte; und 108, wo auch in meinen papieren die variante *Dicite* steht, die ich durch ein versehen nicht in die kritische note eingetragen oder deren auslassung durch den setzer ich übersehen habe. aber beide sind eigenartige fehler von B; A hat hier richtig *quod* und *Dicito*, so dass für den text ein vorteil nicht entspringt.

Was bleibt nun nach dieser streng unparteiischen analyse jener 17 fälle übrig? welches neue licht gewinnen wir für das verhältnis der hss. zu einander? welcher gewinn für die reconstruction des ursprünglichen textes fällt dabei ab? und um solcher nullitäten wegen setzt der strenge richter den wert meiner collation auf das magere prädicat 'genügend' herab!

Zum schluss noch die frage wegen der satirischen tendenz. meiner überzeugung nach hat die Ecbasis als ganzes nicht die spur einer solchen; in meiner einleitung zumal steht kein wort davon dass sich mir die Ecbasis als satirisch erwiesen habe. ich unterscheide in der entwickelung des mittelalterlichen tiermärchens drei perioden,

a. die symbolisch-didactische oder allegorische,
b. die humoristische,
c. die satirische,

und die Ecbasis ist nach meiner auffassung das hauptwerk der ersten.

Nach alledem muss ich mit Ihnen dabei stehen bleiben dass die recension von KB., so angenehm mich auch der wolwollende grundton im gegensatz zu der Peiperschen herbe berührt hat, spuren von eilfertigkeit an sich trägt und dass die neueste auslassung des Heidelberger kritikers sich als ein in allem wesentlichen mislungener rechtfertigungsversuch darstellt. muss man von jedem, der ein aus langer mühseliger arbeit erwachsenes buch beurteilen will, gründliche lesung verlangen, so gilt dies doch vor allem von einem manne, der durch sein ansehen einfluss auf einen teil der fachgenossen ausübt.

Berlin, den 31 juli 1878. ERNST VOIGT.

∂ i. H

ANZEIGER
FÜR
DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR
V, 2 APRIL 1879

Kleinere lateinische denkmäler der tiersage aus dem zwölften bis vierzehnten jahrhundert. herausgegeben von Ernst Voigt. Quellen und forschungen xxv. Strafsburg, Trübner, 1878. vii und 150 ss. 8°. — 4,50 m.

Bereits in der vorrede zu seiner ausgabe der Ecbasis captivi (vgl. Anz. ii 87—114; Zs. f. d. phil. viii 362—375) sprach der verfasser vorliegenden buches die absicht aus, die tiergedichte des xii jhs. neu herauszugeben. er hatte es natürlich zunächst auf den Isengrimus und Reinardus abgesehen und 'entschloss sich zu einer jagd auf handschriften', die zwar zunächst den Isengrimus, dann aber 'sämmtliche niederschriften der tiersage überhaupt ins auge fasste'. fand er nun auch zu der schon von Grimm edierten Berliner handschrift des Isengrimus keine weitere vollständige hinzu, so lieferte die jagd ihm doch manches andere nicht zu verschmähende wild. einen teil dieser jagdergebnisse — nämlich alles das, was sich nicht auf den Isengrimus und Reinardus vulpes bezieht — hat der verfasser in dem vorliegenden bändchen zusammengefasst. somit haben wir, wie schon der titel sagt, kein einheitliches ganze vor uns, sondern eine lanx satura, poesie und prosa, durch kein anderes band zusammengehalten als durch den gemeinsamen bezug auf die 'tiersage'. es ist nur eine zwischenstufe, die uns von der Ecbasis zum Isengrimus — Reinardus hinüberführt.

Voigt selbst bezeichnet in der vorrede den wert seines buches (wir können dafür gleich einsetzen: seiner bücher) als einen zwiefachen, einen sprachlichen für das mittellatein und einen inhaltlichen für die tiersage. jener springt von selbst in die augen; nur ist der leser genötigt, sich seine beobachtungen selbst aus jedem stücke herauszunehmen, weil der hr verfasser nur gelegentlich und unvollständig in den einleitungen, den kritischen anmerkungen und dem glossar auf die sprachlichen eigentümlichkeiten der denkmäler zu sprechen kommt. nicht ohne nutzen wäre es wol gewesen, wenn die im ganzen doch nur wenig zahlreichen abweichungen eines jeden stückes vom classischen latein irgendwo, etwa in der einleitung, zusammengestellt wären. man sollte nach meinem dafürhalten kein mlat. denkmal edieren, ohne diese mühe auf sich zu nehmen. die schriftsteller haben ihre eigenen syntactischen liebhabereien, die man zusammenhalten

muss, um ein vollständiges bild der mlat. sprache zu gewinnen. einer zukünftigen mlat. grammatik würde durch diese mühwaltung der herausgeber wesentlich vorgearbeitet werden. dazu kommt die entscheidende stimme, die solche sprachliche eigenheiten für die kritik, in sonderheit für die erkenntnis von interpolationen haben, wovon unten das eine oder andere beispiel.

Der hauptzweck dieser publicationen Voigts liegt indes auf der andern, der inhaltlichen seite. der hr verfasser arbeitet für die 'tiersage'; er will eine eigentliche geschichte dieses 'hochwichtigen sagenkreises' erst möglich machen durch herstellung 'von zuverlässigen ausgaben der ältesten quellen' (Ecb. vorr. v). also geschichte der 'tiersage' ist das endziel, das der verfasser durch seine ausgaben fördern will. daher scheint vor allem eine verständigung über den begriff 'tiersage' unabweislich, da derselbe bereits eine geschichte hinter sich hat.

JGrimm, der vater dieses ausdrucks, verstand unter tiersage einen den indogermanischen völkern gemeinsamen sagenkreis, der aus der urheimat mitgebracht ebenso wie die götter- und heldensage von alters im deutschen volke wurzelte. nun ist aber durch die untersuchungen von Keller (Fleckeisens jahrbücher supplementband IV 309 ff), Scherer (JGrimm 152), Müllenhoff (Zs. 18, 1 ff) festgestellt worden und jetzt wol allgemein angenommen dass die für unsere abendländischen tiergedichte weitaus wichtigste erzählung, die von der heilung des löwen durch die wolfshaut, welche den kern nicht nur der lateinischen tierepen, sondern auch der deutschen und französischen fassungen bildet, äsopisch ist und über Italien nach Deutschland und Frankreich kam [1]; ferner dass das ganze verhältnis des fuchses einerseits zum löwen als minister, andrerseits zum wolfe als genosse nicht auf abendländischem sondern auf indischem boden entsprossen und erst in Griechenland an stelle des ursprünglichen schakals der fuchs getreten ist. mag nun die verpflanzung dieser erzählung nach Deutschland auf rein litterarischem wege oder auch durch mündliche überlieferung erfolgt sein [2], jedesfalls geschah sie in den kreisen der gelehrten und durch die gelehrten; wie sich denn auch geistliche zuerst dieses stoffes bemächtigten und ihn in freier weise nach ihren zwecken verarbeiteten (Müllen-

[1] aus indischen fabelbüchern scheint sie nicht nachgewiesen zu sein; sonst würde Keller s. 342 nicht unterlassen haben, darauf aufmerksam zu machen.

[2] Müllenhoff Zs. 18, 3 sucht wenigstens für das wahrscheinlich dem Paulus Diaconus zugehörige gedicht Zs. 14, 497. 12, 459 mündliche überlieferung als quelle zu erweisen, weil erstens der bär an stelle des wolfes getreten ist, zweitens Reinhart *indumenta pedum*, schuhsohlen sammelt, ehe er am hofe erscheint. — Keller s. 321. 22 nimmt für den Isengrimus, wo zwar der wolf wider an seine stelle gesetzt ist, aber der zug mit den schuhsohlen ebenfalls vorkommt (v. 143), directe benutzung einer lateinischen fabelsammlung an.

hoff aao. s. 8); von volksmäfsiger überlieferung kann keine rede sein. und ebenso wie diese grundlegende fabel, so findet sich auch die mehrzahl der übrigen deutschen tiergeschichten in indischen und griechischen fabelbüchern wider (vgl. zb. Scherer Zs. f. österr. gymn. 1870 s. 43 ff).

Also der begriff der tiersage, wie ihn JGrimm aufstellte, ist mit Keller s. 320 als ein erschlichener oder (um das gehässige des ausdrucks abzustreifen) als ein ersonnener zu bezeichnen. auch Voigt erkennt ihn nicht an, wie er Ecbas. 56 ausspricht. er muss also unter 'tiersage' etwas anderes verstanden wissen wollen. 'sagen' nennt man auch solche stoffe, die nicht im volke einheimisch, sondern auf litterarischem wege hineingetragen sind, dennoch aber in weiteren oder engeren kreisen des volkes beliebtheit gewannen und daher auch in der litteratur in mehrfachen bearbeitungen immer von neuem auftauchen. so spricht man von einer Alexander-, von einer Artussage. auch 'die umrisse der erzählungen von fuchs und wolf mögen aus der lateinischen klosterdichtung und den branchen der französischen vaganten ins volk gedrungen sein' (Martin Reinaert s. XL). allein darüber wissen wir erstens nichts, und zweitens wurden jene erzählungen dann doch erst d u r c h die lateinische poesie sagenhaft; folglich kann man diese poesie selbst noch nicht als einen ausfluss oder ein zeugnis von der sage betrachten. wahrscheinlich jedoch verbindet Voigt mit dem ausdruck 'tiersage' den eben entwickelten sinn. wenigstens sehe ich keinen anderen, der ihm sonst übrig bliebe. möglich dass er annimmt, die tiererzählungen seien auf irgend welche weise — gleichviel auf welche — schon vor der entstehung der lateinischen tiergedichte unter dem deutschen volke einheimisch geworden und diese gedichte seien aus jener allgemeinen bekanntschaft herausgedichtet. allein selbst wenn man dies, obwol es durchaus unbegründet und unwahrscheinlich ist, zugibt, so ist und bleibt der ausdruck dennoch ein unpassender. denn es ist wenig angebracht, so mannigfache unter sich kaum zusammenhängende erzählungen und schwänke unter dem einheitlichen collectivausdruck 'die tiersage' zusammenzufassen; wenigstens könnte man dann wol auch die legenden als eine 'heiligensage', die höfischen rittergeschichten als eine 'rittersage' hinstellen. setzen wir uns endlich auch hierüber hinweg, so kann doch die bezeichnung grade auf diejenigen gedichte, die uns in dem Voigtschen buche vorliegen, nicht angewendet werden. auch wenn es eine würkliche tiersage gäbe, so würden doch d i e s e gedichte nicht dazu gerechnet werden dürfen.

Zum begriffe der sage und der sagenpoesie gehört dass sie allein um ihrer selbst willen da ist; jeder aufser ihr liegende zweck, jede bewuste absicht muss fern von ihr sein. erzähler und hörer freuen sich in unbefangener und kindlicher weise lediglich an dem stoffe selbst. — nun ist aber schon bei solchen

erzählungen, die an sich recht wol der freude an der natur und an den tieren ihre entstehung verdanken könnten, wie zb. der fischfang auf dem eise, in der darstellung des Reinardus dieses unbefangene stoffliche interesse zurückgetreten gegen die lust an der eingewobenen bewusten satire. indes kann man sie doch immer noch zurückführen auf eine einfache erzählung ohne alle hintergedanken. bei den von Voigt veröffentlichten gedichten ist dies nicht mehr möglich. im Lupus, Brunellus usw. ist nicht nur die darstellung ironisch-satirisch gefärbt; der inhalt selbst ist nichts als éine satire. man kann das tendenziöse von diesen stücken nicht mehr, wie im Reinardus, ablösen wie ein umgehängtes kleid. die stücke sind durch und durch tendenzpoesie; also sind sie nicht gebilde des unbewust webenden volksgeistes — und das ist jede sage —, sondern der zweckbewust schaffenden persönlichkeit. dadurch wird der wert, den sie haben, verändert, aber keineswegs verringert; im gegenteil, sie sind für die geschichte des mittelalterlichen geisteslebens von sehr hoher bedeutung.

Diese gedichte heben sich nämlich aus ihrer zeit heraus und zeigen die keime eines durchaus neuen geistes. wir finden wol sonst im 12 jh. begeisterten religiösen schwung, einfach gläubige erzählung der heilsgeschichten, ernste strafende sittenzucht; nichts davon in unseren gedichten. statt dessen tritt in ihnen zuerst ein geltendmachen des rechtes subjectiver gelüste und anschauungen gegenüber der autorität objectiver mächte hervor, welches sonst in dieser zeit unerhört ist. nicht in crasser plumpheit, aber mit ironischem lachen tun die verfasser der gedichte — selbst geistliche — ihre innere stellung kund zu den ordnungen des klosters, der kirche und der sittlichkeit. sie selbst sind die sophistisch-schlauen mönchtiere, die sie uns vor augen führen, und durch sie erheben sie den grundsatz der subjectiven willkür auf den schild: erlaubt ist, was gefällt. so bildet eine ironische selbstbespiegelung den innersten kern dieser gedichte und aus den von rhetorischer kunst, auch künstelei, erfüllten, nicht selten geistreich-sprühenden versen schauen uns die wolbekannten, zu künstlichem ernst zurechtgezogenen züge sir John Falstaffs entgegen. so hoch wie der shakespearesche ritter über den geboten der ehre, die ihm kein bein ansetzen kann, so hoch stehen unsere dichter über den forderungen ihres geistlichen standes und der sittlichkeit überhaupt. die genüsse und vorteile, die sie erhaschen können, ergreifen sie voll lebenslust und nie fehlt es ihnen an geistlichen sophismen, ihr beginnen zu rechtfertigen, sophismen, an die sie freilich selbst so wenig glauben, wie Falstaff an seinen löweninstinct. es ist derselbe geist, der noch ungescheuter und brausender in den ja ungefähr gleichzeitigen vagantenliedern weht, ein realistisches bekennen zur natur und natürlichkeit gegenüber dem idealen trachten nach einer

anderen höheren welt, wie es sich besonders kraftvoll in dem gewaltigen *Aestuans intrinsecus ira vehementi* ausspricht; damit verbunden verhöhnung der jenen weltabgekehrten idealismus vertretenden mächte, der klösterlichen satzungen, der kirchlichen ceremonien, ja der höchsten autorität, des pabstes selbst, dem seine hohe stellung und sein beruf, vorkämpfer der idealen weltanschauung zu sein, nichts nützt gegen seine menschliche natur (vgl. besonders den beifsenden hohn im Reinardus IV 1214—1258). nur die glaubenssätze selbst bleiben unangetastet; zu ketzern werden die dichter nie. so streifen denn sowol die lateinischen tiergedichte als die vagantenlieder (und auch jene sind wol von fahrenden clerikern gedichtet) an die moderne empfindungsweise heran; wir fühlen einen gewissen geistesverwandten zug zu ihnen.[1]

Das Voigtsche buch enthält 4 poetische und 2 (oder wenn man will 3) prosaische stücke. die einleitungen sind vor dem text vereinigt zusammengestellt; den schluss bildet ein 'glossar und register' ungeschieden. die einleitungen verfolgen alle denselben gang. zuerst wird über die handschriften bericht erstattet, ihr gegenseitiges verhältnis erörtert, stammbäume aufgestellt und dadurch die grundlage für die kritische herstellung der texte gewonnen. in dieser arbeit liegt das hauptverdienst des verfassers; die mühe, mit der so viele handschriften aus den verschiedensten bibliotheken zusammengebracht, die sorgfalt, mit der sie collationiert, und der scharfsinn, mit dem sie rangiert sind, haben ihren lohn gefunden in den reinlichen gesichteten texten, die nur noch hie und da dem emendator gelegenheit bieten, seine kunst zu zeigen. der zweite teil der einleitungen behandelt dann die fragen nach verfasser, zeit und ort jedes stückes, wobei natürlich nicht überall zu sicheren resultaten zu gelangen war.

Das erste gedicht unserer sammlung: *De lupo* ist das von JGrimm im RF s. 410—416 unter dem titel *Luparius* abgedruckte. während Grimm von diesem gedichte 3 handschriften kannte und 2 benutzte, standen Voigt von nicht weniger als 17 handschriften collationen zur verfügung, zum grösten teil von ihm selbst angefertigt; aufserdem benutzte er noch einen alten druck, der auf eine 18 handschrift zurückgeht. vollständig ist aber damit das handschriftliche material noch nicht. wenigstens glaube ich ihm eine sogar in Preufsen befindliche handschrift nachweisen zu können, die ihm entgangen ist. der codex

[1] über die antimittelalterlichen modernen elemente im Reinardus und in der vagantenpoesie hat neuerdings ausführlicher gehandelt der Italiäner Bartoli in seiner lesenswerten studie: I precursori del rinascimento, Florenz 1877. — die verwandtschaft zwischen unseren tiergedichten und der vagantenpoesie erstreckt sich bis auf die diction. *leuipendere* gering achten Brunellus 338 ist gleich *uilipendere* bei Wright Walter Mapes s. 153, 31; die redensart *rodere dente canino* Br. 291 findet sich ebenda z. 10. das in der vagantenpoesie ewig widerkehrende wortspiel *fel* und *mel* steht Br. 400, 3. 4. wahrscheinlich finden sich bei weiterer nachforschung noch mehr parallelen.

der bibliothek zu Fulda C 11 fol. chart. enthält aufser der tierfabel des Paulus Diaconus (Zs. 14, 497) und dem Sacerdos et lupus auch unseren Lupus, wie Dümmler Zs. 15, 452 angibt. es ist allerdings 'eine ziemlich schlechte und wertlose abschrift' des XV jhs. indes da Voigt andere handschriften des XV, ja selbst des XVI jhs. benutzt hat, so ist an ein absichtliches aufseracht-lassen dieser nicht zu denken.

Bei der constituierung des textes folgt Voigt einem eclectischen verfahren; doch zeigt der text gegen den Grimmschen gehalten nur wenige und mit ausnahme von vers 107 unbedeutende veränderungen. dagegen ergab sich aufser der schon bei Grimm unter dem strich gedruckten Helmstädter umarbeitung noch eine zweite, so dass wir nun 3 fassungen haben. Voigt bestimmt nach der mehrzahl der handschriften die titel *De lupo* für die ursprüngliche fassung, *Ouidius de lupo* und *Luparius descendens in auernum* für die beiden umarbeitungen. hierbei ist jedoch zu beachten dass der titel *Ouidius* nicht erst vom umarbeiter herrührt, der dann absichtlich hätte teuschen wollen; er fand ihn vielmehr schon in seiner vorlage, wie ja auch 2 handschriften der ursprünglichen fassung bereits diese überschrift zeigen.

Der inhalt des ursprünglichen gedichtes ist kurz folgender: ein schäfer stellt seinem feinde, dem wolfe, eine kunstreiche falle, fängt ihn und will ihn töten. der wolf überredet ihn aber, ihn loszulassen, indem er ihm verspricht, an einem bestimmten tage mit vierfachem schadenersatz für die gemordeten schafe zurückzukehren; als geisel soll ein junger *lupulus* zurückbleiben. — der alte geht nun hin und sucht nach einer list, den schäfer zu teuschen. er trifft einen wandernden mönch, lässt sich von diesem gegen ein schaf, das er ihm schenkt, die tonsur schneiden, die kutte anziehen und über die klösterliche ordnung unterrichten. — am bestimmten tage kehrt er zurück, begrüfst den schäfer mit dem mönchischen *benedicite* und macht ihm weifs dass er krank geworden und von einem mönche zur reue und bufse und verachtung der welt bekehrt worden sei und das mönchsgewand genommen habe; darauf sei er sofort genesen. jetzt sei er bereit zu sterben, da er nichts als schadenersatz bieten könne. der schäfer, voll ehrfurcht vor dem heiligen manne, bittet ihn für alle mishandlungen um verzeihung, erklärt dass er ein doppelter mörder sein würde, wenn er einen mönch töten wolle und lässt ihm auch den geisel wider frei. — nun eilen beide wölfe fröhlich auf das feld und der alte sagt: schafsfleisch ist süfser als käse und bohnen (die gewöhnliche mönchskost); eine last auf mich zu nehmen, die ich nicht tragen kann, fällt mir nicht ein. damit fällt er wider über die schafe her und raubt nach wie vor. zufällig sieht ihn der schäfer, wie er frisst, und ruft erstaunt: 'bist du von sinnen? befiehlt das die regel des heiligen Basilius?' da spricht der wolf die gewichtigen worte: *et modo sum monachus,*

canonicus modo sum dh. bald bin ich ein mönch und faste, bald ein kanoniker und prasse; denn die kanoniker lebten entweder ohne jede regel oder unter einer nicht so stricten (*saeculares* und *regulares*) und genossen daher in jedem falle mehr freiheit als die mönche. darauf geht der wolf gradeswegs in den wald und der leichtgläubige schäfer erkennt dass er geteuscht ist.

Aus dieser inhaltsangabe wird ersichtlich dass das mönchtum hier kein späteres zufälliges accidens ist, das man etwa nur loszulösen brauchte, um eine altgriechische oder altindische, oder sonstige alte fabel vor sich zu haben; die ganze geschichte basiert vielmehr darauf und ist ohne dasselbe nicht wol zu denken. der dichter entwirft in dem wolfe ein bild von sich selbst und seinen standesgenossen. von einem sittlichen pathos ist in dem ganzen gedichte nichts zu verspüren, auch nichts von einer 'geifselung mönchischer doppelzüngigkeit' (Voigt s. 11); im gegenteil steht der dichter mit seinen sympathieen auf der seite des wolfsmönches; man empfindet bei der lectüre seine freude an der schlauheit desselben hindurch, und wenn einer gehöhnt wird, so ist es der *credulus opilio.* während dieser einfältige laie des guten glaubens ist dass der *ordo bonorum simplex* sei (v. 105), dienen dem geistlichen wolfsmönch seine gelübde und ordensregeln zu nichts anderem, als gutmütige seelen damit zu kirren und ihm ansehen und vorteile zu bereiten. braucht er sie nicht mehr, so wirft er sie einfach weit von sich und lässt sich in seinen gelüsten durch sie nicht im mindesten stören; versteht er es doch vortrefflich, durch einige geistliche oder geistlich klingende sprüche alles zu rechtfertigen, was er will. die schlusssprüche, die in mehreren handschriften des 15 und 16 jhs. angehängt sind, sind dem geiste des ursprünglichen gedichtes zuwider; ihr ton ist didactisch-nüchtern und von moralisierendem ernst.

So entfernt der inhalt ist von aller gewichtigen lehrhaftigkeit und schwerfälligen moral, so elegant ist die form des gedichtes. natürlich kann man einen augusteischen dichterstil nicht verlangen; die mittellateinischen freiheiten fehlen nicht, aber sie treten zurück: abl. gerund. für partic. praes. 18. 35 (107 in CD); *quia* für acc. c. inf. 79; *quoniam* für *quod* 92; *ut* für acc. c. inf. nach *polliceri* 66; umgekehrt acc. c. inf. nach *praecipere, dare* 64. 42; *nimis* gleich *ualde* 59. 69. 97; vielleicht auch der comparativ *citius* 90: das ist alles; kirchliche anklänge fehlen und 'der dichter steht der antiken sprechweise entschieden weit näher' (Voigt s. 10). rhetorische kunst zeigt sich in dem parallelismus des *sic* im hexameter, *ut* im pentameter mit angehängtem relativsatz in den versen 7—12, namentlich 10 und 12:

Ut laqueo pereat, qui baculum moueat
Ut baculum moueat, qui caput arripiat.

ähnlicher parallelismus 37. 38. dunkle oder unsicher ausgedrückte stellen finden sich nicht; die sprache fliefst klar und

glatt dahin und gestattet fast nirgends zweifel über den sinn; wenn ich auch bekenne dass mir die construction der wolfsfalle 7—12 nicht durchsichtig geworden ist, so ist doch der wortsinn auch hier klar. dabei ist der dichter durchaus originell und frei von der sonst so beliebten modekrankheit der zeitgenössischen lateinischen dichter, ihre diction durch classische flicken und floskeln aufzuputzen; von den 3 entlehnungen, die Voigt s. 11 anm. aufzählt, scheint mir nur die letzte aus Virgil (69 = Aen. II 274) eine würkliche nachahmung zu sein; die beiden andern wendungen *acceptabile munus* und *perferre laborem* bieten sich zu sehr von selbst dar.

Nicht anders verhält es sich mit dem versbau und der prosodie. der dichter bedient sich nicht einmal der freiheiten, die zu seiner zeit allgemein üblich waren. so ist die verlängerung kurzer auslautender silbe auf der männlichen hauptcäsur des hexameters und pentameters im 11 und 12 jh. nahezu allgemein; unser Lupus gestattet sich dieselbe nie. auch vor elisionen scheut sich sein empfindliches ohr; nicht eine einzige kommt in dem gedichte vor; dagegen nimmt er an dreisilbigen pentameterausgängen gar keinen anstofs. dass das *o* im abl. ger. (18. 35) und in *ilico* (15. 60) auch schon in classischer zeit kurz vorkommt, lehrt Corssen I 342 und Zumpt § 26. An *cānonicus* für das undactylische *cănonicus* darf man gar keinen anstofs nehmen. dazu kommt nun noch die bewundernswerte sicherheit im gebrauche des reims; der pentameter reimt durchgängig auf den hexameter stumpf und rein, was den versen eine eigentümliche präcision verleiht, die doch fern von allem kling-klang ist. — ich gestehe dass es mich frappierte, als ich auf s. 57 die nachschrift las, wo die beobachtung dieses reimgesetzes als eine 'feine bemerkung Wackernagels (Kleine schriften II 265)' bezeichnet wird. die beobachtung ist nämlich weder fein [1] — denn sie liegt klar zu tage — noch von Wackernagel; denn sie findet sich noch viel 'feiner', weil genauer schon in WGrimms abhandlung Zur geschichte des reimes, Abhandl. der Berl. acad. 1851, s. 676. auch zählt schon Grimm die wenigen disticha auf, in denen von jenem gesetze zu gunsten des gewöhnlichen leoninischen reimes (cäsur auf schluss) abgewichen wird; freilich erklärte er diese disticha (9—12. 43—44. 63—66) deshalb für interpoliert, was unmöglich ist, weil sie für den zusammenhang unentbehrlich sind. mir ist wahrscheinlich dass der dichter durch das plötzliche einsetzen

[1] überhaupt liebt Voigt dieses epitheton zu sehr. der dichter des Lupus ist ihm s. 11 'der feine weltmann'; wer denkt nicht dabei an eine in grofsstädtischen salons und den kreisen hoher aristokratie vielgewandte erscheinung? unser Lupus war aber wol ein fahrender, der nicht viel zu beifsen und zu brechen hatte, deswegen aber einem guten bissen keineswegs abhold war, und auch wol einmal ein lamm oder eine gans von der weide mitgehen hiefs, ein geistesverwandter des hungernden und frierenden aber geistvollen Archipoeta.

des anderen reimes die inhaltlichen abschnitte seines gedichtes anzeigen wollte. mit vers 12 schliefst die vorbereitung, das aufstellen der falle. bei 43 beginnt der zweite hauptteil des gedichtes, die mönchwerdung des wolfes. dieser teil schliefst mit 64, und 65 beginnt der dritte und letzte teil, die teuschung des schäfers. zuerst also schliefst der dichter mit leoninischem reim, dann beginnt er damit, dann schliefst und beginnt er damit. bei 43 und 65 steht in B auch zum zeichen des abschnittes das §zeichen, freilich ist es auch sonst noch überflüssig gesetzt.

Das bild, welches wir uns nach dem gedicht von dem dichter entwerfen, zeigt keinen deutschen typus. eine solche frivolität, ein solcher heitrer leichtmut, ungeniert den gelüsten des herzens zu folgen, liegt nicht im character des damaligen Deutschen, der es treuer und ernster meinte mit seinen sittlichen idealen und sicher solchem gebahren gegenüber nicht unterlassen hätte, die strafende geifsel wolgerüsteter moral zu schwingen. wenigstens wüste ich aus der deutschen litteratur um 1100 unserm Lupus nichts an die seite zu setzen. auch die eleganz der form, die schärfe und präcision des ausdrucks ist einem Deutschen jener zeit wol schwerlich schon zuzutrauen; bei dem wäre es ohne holpern und stolpern und mannigfache schwerfälligkeiten wol kaum abgegangen. so weist uns schon die beschaffenheit des gedichtes selbst auf einen französischen dichter und Voigt nimmt einen solchen s. 20 mit recht an, nachdem er die bisherigen versuche, den Lupus einer schon bekannten persönlichkeit (etwa Marbod von Angers; so noch Müllenhoff Zs. 18, 4) zuzuschreiben, als verfehlt zurückgewiesen hat.[1] nicht so unbedingt möchte ich mit ihm aus der nachbarschaft, in der sich das gedicht in BCE findet, auf eine entstehung an der unteren Loire schliefsen. doch ist das eine frage von untergeordneter bedeutung.

Die erste umarbeitung des gedichts: *Ouidius de Lupo* (z) war bisher ungedruckt, liegt aber in acht handschriften vor. die überlieferung ist eine ziemlich verworrene. Voigt nimmt ein durch andere lesarten glossiertes urexemplar an und sucht dasselbe zu reconstruieren, ein versuch, der trotz der bescheidenheit, mit der er auftritt (s. 14), als wolgelungen zu bezeichnen ist. — der text des ursprünglichen gedichtes erscheint in dieser umarbeitung hier und da in kleinigkeiten verschlechtert (zb. 5. 35. 59. 63. 172); der hauptunterschied ist aber eine eingelegte episode von 84 versen. nachdem der wolf tonsuriert und eingekleidet ist, begibt er sich in ein kloster, lässt den prior kommen

[1] dabei ist 16, anm. 3 Du Méril Poésies pop. lat. ohne jahreszahl citiert, während es doch zwei werke Du Mérils mit diesem titel gibt, vom jahre 1843 und 47. es ist das letztere gemeint. — auf s. 17 wird mit einem male von Lamberti Floridus gesprochen, als sei das eine allgemein bekannte gröfse. auskunft über ihn gibt Zacher Zs. 11, 114: 'ein von einem canonicus der Marienkirche zu SOmer namens Lambertus um das jahr 1120 zusammengetragenes excerptenbuch des mannigfaltigsten inhalts'.

und wird auf seine bitte als bruder aufgenommen und zum *clauiger,* schlüsselträger (der ausdruck für das gewöhnliche *ostiarius* oder *portarius* wol aus Ov. Fast. I 228 entlehnt) gemacht. dann soll er für den hungernden convent fische schaffen und findet dabei am flusse auf der weide einen esel. diesen erklärt er für einen krebs, also für fastenspeise, und verschlingt ihn trotz der einsprache des ihn begleitenden bruders. von da ab erwacht seine alte natur und er raubt bei nacht alles klostervieh, dessen er habhaft werden kann, bis er vom abte über den verbleib der tiere zur rede gestellt wird. obwol er sich herauszureden sucht mit der bemerkung, das vieh gehe ihn nichts an, da er kein stallknecht sei, wird er doch übergelegt und abgeprügelt. endlich erhält er auf inständiges bitten fünf tage ausstand unter der bedingung dass er bis dahin das fehlende widerschaffe. statt dessen läuft er in den wald und wird nicht mehr gesehen. dies der inhalt. schon hier zeigt sich der bedeutende abstand der dichterischen begabung des umarbeiters z von der des Lupus. gleich im anfang eine alberne rationalistische bemerkung des eintretenden wolfs an die brüder 71: 'fürchtet nicht mein schreckliches gesicht, mein vaterland hat vierfüfsige mönche'. dann die plumpe krebsgeschichte, das unmotivierte schweigen des bruders, endlich — was auf eine starke flüchtigkeit des umdichters hindeutet — die antwort des wolfes auf die frage des abtes. dieser sieht kein geflügel mehr im hofe, weil der wolf alles gefressen hat, und fragt: 'wo sind unsere hühner hingekommen und alles federvieh?' darauf der wolf: 'was habe ich mit euern schweinen zu schaffen? bin ich etwa sauhirt?'[1] die darstellung ist ziemlich breit und lehrhaft (vgl. verse wie 103: 4); die unsitte, verse aus lauter gleichartigen nebeneinandergesetzten worten zu bilden (vgl. RF XCI) zeigt sich 99: *sedulus intentus, uigilans, discretus et aptus,* 123. 24; dunkelheiten kommen vor, v. 97 ist in sich nicht ganz klar und scheint dem vorhergehenden verse schnurstracks zu widersprechen; hier sagt er allen grofsen dank für sein neues amt und ist sehr erfreut, dort zeigt er sich *uelut inuitus; lentus* 107 scheint 'schlaff' bedeuten zu sollen; *ipse* 126 ist ein erbärmliches flickwort. die sprache zeigt ungleich mehr verstöfse gegen die classische latinität als die des Lupus. *sibi* für *ei* 74. 76. 106; *dum* c. ind. pf. 79, c. conj. impf. 125; *quod* nach verbis sentiendi 111. 115; *quoque* wie *et* behandelt 107; ein soloecismus wie *petiebat* metri causa 143; des metrums wegen auch die häufigen frequentativa: *uocitare* 77, *rogitare* 141, *quaesitare* 148. — in der prosodie fallen 12 verlängerungen in der cäsur auf, also fast in jedem 4 verse eine; *indŭcias* 143 ist zu entschuldigen. der reim ist erstens nicht regelmäfsig durchgeführt; viele verse sind reimlos. zweitens steht, wo er auftritt,

[1] gegen die autorität der handschriften an beiden stellen 130 und 131 für *porci pulli* einzusetzen, geht nicht wegen *agazo* 132.

nur selten der endreim (65 : 66. 93 : 94. 123 : 24. 129 : 30. 139 : 40. 143 : 44), gewöhnlich der leoninische. drittens zeigt sich bereits deutliches streben nach zweisilbigem reim: 65 : 66. 78. 91. 92. 101. 102. 103. 107. 113. 117 usw. also auch in dieser beziehung steht die interpolation hinter dem gedichte zurück.

Die zweite umbildung u ist nur in der schon von Grimm RF 410 ff benutzten Helmstädter handschrift erhalten. sie schiebt zuerst hinter v. 50 vier disticha ein, in denen der wolf dem mönch seine sünden beichtet, dann wird ein ähnliches 'klosterbild' wie in z eingeschoben, diesmal aber nur 36 verse lang. der wolf heult vor dem kloster; die brüder befehlen, *ut tacitus sitis, nimium quia dissonus estis.* der prior macht ihn aber nichtsdestoweniger zum türhüter, wie in z; während der messe verschlingt er im refectorium zehn brote; dafür wird er zum schweinehirten degradiert, frisst nun aber seine pflegebefohlenen, bis er gänzlich weggejagt wird. das ist also im wesentlichen dieselbe geschichte wie in z; sie dient zur illustration des spruches: *semper natura quemuis trahit ad sua jura,* und ist dem geiste des ursprünglichen gedichtes fremd. auch in der darstellung sticht die umarbeitung erheblich von jenem ab. dieselbe ist nämlich stellenweise breit (99. 100) und nicht ganz klar; namentlich mit den pronominibus geht der umdichter recht wenig gewandt um; vgl. 89. v. 92 *dixit: cum primis ultima dampna lues* ist überhaupt nicht recht zu verstehen; denn der wolf hat ja noch keinen schaden getan, als dass er die brote frafs. oder sollen etwa die worte bedeuten: das wird dein erster und letzter schade sein, den du zufügst? dann müsten ihn aber notwendiger weise die brüder aus den händen des wächters vom tode retten. statt dessen folgt der ebenfalls nicht sehr geschickte v. 91 *Conturbat fratres fama nephanda lupi,* das soll heifsen: die kunde von der nichtswürdigkeit des wolfes regt die brüder auf. auch v. 91 *et sibi conjectans irato uerbere fustem* ist unklar ausgedrückt, wenn man nicht etwa mit Lachmann *concutiens* und nachher statt *fustem* etwa *dorsum* zu lesen geneigt ist. — das tonlose von jedem guten dichter gemiedene pronomen *is,* das auch im Lupus und selbst in der umarbeitung z fehlt, erscheint 99, und sogar im versschluss 78 und 107; *sibi* für *ei* 89. 91. 96; *nimis* = *ualde* 87. 105; *quod* = *ut* 76. 79, = acc. c. inf. 101; *dum* in der bedeutung 'als' c. ind. pf. 83, c. conj. impf. 85, plusqpf. 97 (wo Lachmann freilich *cum* ändert); *postquam* c. conj. plusqpf. 93; *que* = *et* in *rapuique comedi* 53. — von prosodischen unregelmäfsigkeiten finden sich *muliĕribus* 57, das indes bei den mlt. dichtern sehr häufig so gebraucht wird; auch *refectŏrium* 82 ist zu entschuldigen, weniger wol *chŏrum* 73, wo man freilich durch änderungen helfen kann. cäsurverlängerungen in den 45 versen viermal. den spondeus in der zweiten hälfte

des pentameters erlaubt sich der umdichter 96 *commisere suos,* wo Voigt willkürlich *attribuere* ändert. der reim ist noch weniger durchgeführt als in der ersten umbildung, so dass er in der mehrzahl der verse fehlt. nun noch drei einzelheiten:

90 *Tanta uorare tibi regula cepta negat.* lies *capta.*

105 *Esset inauditum nimis et mirabile dictu,*
Si fluctus super aduersa transiret aquas.

offenbar verderbt. Lachmann las zweifelnd: *Si flectens cursum uersa rediret aqua.* Voigt: *Si super aduersa fluctus abiret aqua,* was keinen durchsichtigen sinn gibt. vielleicht ist das richtige: *Si fluctus superans uersa rediret aqua,* 'wenn das wasser die strömung überwindend sich wendete und zurückkehrte'.

107 ist die änderung von *mutaretur* zu *nudaretur* gewis unnötig im hinblick auf 113.

Wir sind mit der umarbeitung u aber noch nicht am ende. am schluss sind nämlich noch zwei schwänke angehängt worden. der erste erzählt, wie einst der wolf eine weidende ziege mit dem tode bedroht. diese bittet ihn, vorher noch zwei messen singen zu dürfen, eine für sich, die andere für den herrn wolf. er sagt ja und sie meckert so laut, dass der hund es hört und sie rettet. der wolf verschwindet mit der bemerkung: statt sie zu singen, hättest du die messe auch wol lesen können. es scheint Voigt entgangen zu sein dass diese schnurre nichts anderes ist, als eine versificierte prosaische fabel, die zum anhange des Romulus gehört. Oesterley hat sie in seinem Romulus, Berlin 1870, s. 113 aus dem Göttinger fabelcodex (vgl. s. xxxi) herausgegeben (appendix nr 56). am schlusse derselben steht: *Moralitas. Sic multi cum aliena negocia se tractare dicunt et promittunt, pro suis magis solliciti sunt et propriis utilitatibus insistunt. Versus: Plus aliis pro te quam tu tibi credere noli; Qui tibi dormitat, scit uigilare sibi.* es sind das die verse unseres gedichtes 171 und 172, der hexameter aus Cato i 28, der nur *de te* für *pro te* liest, entlehnt, der pentameter auch im Anonymus Neveleti vorkommend. Voigt hält das distichon entweder für interpoliert, oder für die antwort der ziege auf die letzten worte des wolfes; im letzteren falle sei dann ein distichon ausgefallen, das die eingangsformel der antwort *(protulit illa sibi)* enthalten habe. beide annahmen erweisen sich nun als unrichtig. das distichon ist die schlussmoral der fabel.

Nun folgt hierauf noch eine zweite schnurre, wie ein wolf einen bock bis in den gipfel eines baumes verfolgt; beide ringen mit einander, stürzen hinab und brechen den hals, der bock kommt direct in den himmel, der wolf fährt zur hölle. — dass ein und derselbe dichter, nachdem er durch die endmoral einen gehörigen abschluss hervorgebracht hatte, nun noch einmal von frischem hätte anheben sollen, ist schwer glaublich. schon diese moral beweist dass schwank i ursprünglich für sich bestand. dazu

kommen andere bedenken. bei dem umdichter u sind die beiden wölfe brüder 143, in schwank I vater und sohn 155, ein starker widerspruch in so kurzem zwischenraum. ferner vermeidet der umdichter den abl. gerund.; in schwank I finden wir ihn gleich im dritten verse. hieraus folgt dass schwank I nicht von dem umbildner angefügt ist. sodann hat erstens schwank I in 14 versen nicht weniger als 5 cäsurverlängerungen, schwank II in 15 versen nur éine im letzten distichon; zweitens hat der erste von 7 distichen nur in drei spuren von reim, und nie reimt der pentameter auf den hexameter, der zweite von 8 distichen in sechs und zwar reimt er immer pentameter auf hexameter (im 6 distichon ist der hexameter ausgefallen und der pentameter reimt in sich). das kann kein zufall sein. der dichter des ersten schwankes beabsichtigte überhaupt nicht zu reimen; die wenigen reime, die er hat, liefen ihm nur so unter. der des zweiten strebte mit bewustsein danach, die reimweise des Lupus nachzuahmen; nur gelang es ihm nicht vollständig. da nun von sch. I zu II und von sch. II zu sch. I übergänge gemacht sind, so ergibt sich aus alledem dass die beiden schlussgeschichten von zwei verschiedenen verfassern nachträglich und nach einander der umbildung u hinzugefügt worden sind. — man sieht, wie stark die neigung war, solche ansprechende gedichte zu erweitern und wie an eine einfache in sich geschlossene geschichte mit der zeit andere anschiefsen. wer weifs, ob nicht noch mehr schwänke und fabeln hinzugekommen wären, wenn der letzte erweiterer den wolf nur nicht leider zur hölle hinabgeschickt hätte, von wo freilich nulla redemptio, kein widerauferstehen möglich ist.

Das zweite gedicht der sammlung Brunellus war ebenfalls bereits bekannt. es ist nämlich der Poenitentiarius des RF s. 397—409, später noch einmal herausgegeben von Kritz im Erfurter programm von 1850 und in deutsche Nibelungenstrophen übersetzt von Weiske im programm der lateinischen hauptschule zu Halle von 1858. — wolf, fuchs und esel beichten sich am vorabend eines hohen festes ihre sünden. wolf und fuchs, die viel gemordet und geraubt haben, absolvieren sich ohne alles bedenken gegenseitig und erklären einander sogar für gerecht und heilig. der esel, der so gut wie nichts pecciert hat, wird wegen dieser geringfügigkeiten für einen verruchten bösewicht erklärt und von den beiden gemeinsam zerrissen. dass in dieser fabel 'einfältige aufrichtigkeit im gegensatz zu verschlagener bosheit' (Voigt s. 102) geschildert wird, ist klar. die interpolatoren variieren diesen gedanken am schluss bis zum überdruss auf künstliche weise. besonders heben sie die scheinheiligkeit der rede im gegensatz zur tücke des herzens hervor. wir werden aber noch weiter gehen und den boden der allgemeinen moral verlassend die fabel auf bestimmte stände deuten dürfen. das tut schon x^1: der wolf soll ritter, der fuchs kaufmann, der esel

bauer sein — eine spätere deutung des 14 oder 15 jhs. vielmehr sind wolf und fuchs geistliche, die nach dem sprichwort handeln: eine krähe hackt der andern die augen nicht aus. der esel, der im gedichte ja auch nicht den beichtvater, nur das beichtkind spielt, ist der simple laie, dem die geistlichen in compagnie das fell über die ohren ziehen, wobei sie sich noch in eine fülle von geistlichen worten und redensarten über christliche liebe einhüllen.

Voigt hat auch hier wider drei verschiedene fassungen hergestellt. die erste x basiert auf 5, die zweite y auf 1 (B), die dritte z auf 2 handschriften. die ursprüngliche ist nach Voigts ansicht x, während y und z spätere umbildungen sein sollen. ob das würklich richtig ist, ist mir sehr zweifelhaft. B enthält nämlich die kürzeste fassung, x steht in der mitte, und z ist die am meisten erweiterte. in B fehlen zwei gruppen von versen, 355—366 und 403—408. von der ersten dieser beiden gruppen ist schon von Weiske vermutet worden dass sie eine interpolation sei. Voigt freilich sucht ihre echtheit aufrecht zu erhalten. aber seine gründe halten nicht stich, am wenigsten der dass von diesen 12 versen 8 entlehnt seien (aus Abälard und Ovid) und ein interpolator 'doch gewöhnlich sein eigenes vermeintlich gutes oder besseres in den text bringe'. grade im gegenteil spricht die entlehnung für die interpolation; denn welcher dichter, der sonst einigermafsen selbständig ist, fügt denn wol eine solche menge fremden gutes so gehäuft an einer stelle seinem werke ein? und was ist gewöhnlicher als interpolationen verwandten inhalts aus andern schriftstellern entlehnt? dazu kommt dass besagte verse die handlung nicht nur um keinen schritt fördern, sondern mit ihrem überflüssigen didactischen brei im momente höchster spannung störend unterbrechen. daher gibt denn Voigt auch schliefslich die möglichkeit der interpolation zu. ebenso verhält es sich nun auch mit der andern gruppe 403—408; auch diese verse sind rein lehrhaft und nur ein schleppendes anhängsel. sodann gibt gleich das erste distichon keinen vernünftigen sinn: 'diese fabel gibt den tauben *(columbis)* die peitsche, bereichert die schlangen und macht die schafe arm'. wenn man hier auch an schlangenklugheit und taubeneinfalt denkt, so bleiben die worte doch absurd. endlich sind diese 3 disticha voll von jener rhetorischer künstelei (parallele widerholungen derselben worte, oxymora wie *lux tenebrosa, alba nigredo)*, die sich in derselben weise, ja zum teil denselben worten auf die spitze getrieben findet in der erweiterung z. daraus sieht man dass neigung vorhanden war, solche spielereien anzubringen und zu vermehren, nicht sie auszumerzen. — erkennen wir somit jene beiden versgruppen als interpoliert an, so ist damit B als die älteste fassung erwiesen. dem scheint zwar zu widersprechen dass in einzelnen stellen x sich als conservativer denn B erweist, und dieser um-

stand hauptsächlich war es, der Voigt zu seiner aufstellung bewog. so hat zb. 368 für *luxerit* x *lux erit* und *luxerat;* Voigt bemerkt dazu: 'auch hier zeigt sich deutlich: xz pflanzen die vorlage, auch wo sie sie nicht verstehen, einfältig fort, y (=B) ändert'. doch das widerspricht unserer vermutung nicht. das original y war weniger interpoliert als das x; allein während die schreiber in der x-reihe den text einfältig und unverstanden fortpflanzten, befand sich in der y-reihe ein gewitzigter nach verständnis trachtender schreiber, der deshalb willkürlich änderte an einzelnen stellen. somit ist, was das ganze betrifft, in B, was das einzelne betrifft, in x der unverfälschtere text enthalten. z teilt die interpolationen in x, fügt aber noch massenhaft neue hinzu, wo mit parallellaufender strophischer dreiteilung, mit versus peracterii (dh. distichen, in denen die erste hälfte des hexameters gleich der letzten des pentameters ist), oxymoren udgl. allerhand weitgehende spielereien getrieben werden. — es drängt sich uns bei dieser frage unwillkürlich die ähnlichkeit mit der frage der Nibelungenrecensionen auf. wer dort der überzeugung ist dass die kürzeste fassung die älteste und dass mittelalterliche dichter weit eher zu erweitern als zu kürzen verstanden, der wird auch hier B vor den beiden anderen fassungen den vorzug geben.

Aber auch die gestalt, in der uns B vorliegt, ist schwerlich die ursprüngliche. zwar steht das gedicht schon an sich dem Lupus nach in hinsicht auf reichtum der handlung und energie des vorwärtsschreitens. aber dabei kommen so viele ermüdende widerholungen, so viele variationen desselben gedankens vor, dass das gedicht auch in B den eindruck macht, als sei es nicht aus einem gusse. die geschichte vom wolf mit der sau und den 10 ferkeln 35—40 ist genau dieselbe wie vom fuchs, henne und 15 küchlein 127—136. ebenso die entsprechende rechtfertigung 83—90 = 251—260. — die beichtväter führen beide als mildernde umstände die gefahren an, die das beichtkind von den menschen zu erleiden hat; 53—56. 71—74. 93—94 = der breiten ausführung des wolfes 179—206. — die rede des wolfes von 313 an stimmt nicht zu der vorangegangenen beichte des esels. der esel beichtet, er habe die gebeine seines vaters beharnt 298, der wolf wirft ihm vor 317. 18, er beharne die wiese, ferner sagt der esel 298, er zerrisse am gehege seinen sack, so dass das mehl in den schmutz fiele, der wolf 316: er zerbricht das gehege (nachher 319 richtig: er zerreifst den sack). — im verdacht der interpolation stehen mir noch die disticha 401 und 409, die ebenfalls den stempel moralisierender schlussrhetorik tragen (oxymora: *impietas mansueta, fraus caelica);* jedesfalls würde das gedicht mit v. 400 gut abschliefsen. mehr noch verdächtig sind mir 315—322. auf den inhalt habe ich schon hingewiesen; er besteht in unnötigen, lästigen und schiefen widerholungen und ist aus der beichte des esels und dist. 325 zusammengestoppelt.

dazu kommt der reim. der reimgebrauch nämlich im ganzen gedichte ist sehr schwankend; allerdings strebt der dichter nach dem reim, aber wo es sich nicht so machen will, lässt er ihn auch freudig weg (13 disticha sind ganz ohne reim). oft reimt er nach der formel — a : — a (21 mal), die sich weiterbildet zu — a : a a (17 mal) oder a a : — a (21 mal). indem die cäsur ihren eigenen reim erhält, wird daraus a b : a b (4 mal) oder mit weglassung des endreims a — : a — (2 mal). oder es reimt cäsur des einen verses auf den schluss des andern, also — a : a — (3 mal) oder a — : — a (4 mal). durchgehender reim a a : a a (12 mal). der hexameter reimt in sich und im pentameter fehlt der reim ganz a a : — — (5 mal) und umgekehrt — — : a a (31 mal). endlich leoninischer reim a a : b b findet sich durch das ganze gedicht hin verstreut, tritt aber rein und in compacterer masse nur an 3 stellen auf: 7—12, 315—322 und 403—408. die letzte stelle allerdings kann nicht interpoliert sein, und beruht der leoninische reim derselben auf zufall; doch reimt da auch das 2te der 3 disticha nicht nach der formel a a : b b, sondern a a : a a.

Ein par nicht üble wortspiele kommen in dem gedichte vor: *Est michi continuus hec caro cara cibus* 20; *deuoro quas possum, quas possum defero, si quas Desero, si ualeo, mox redeundo fero* 31. 32; *intendo — praetendo* 105; *culpa quidem grauis est, sine culpa dicere culpam* 163 (ähnliche widerholung desselben wortes Reinardus I 5: *praeuisusque lupo non uiderat ante uidentem); nunquam Accepta mole sponte propinquo molę* 302.

Sprachliche eigentümlichkeiten: der abl. gerund. 30, 32, 107, 119, 162, 168, 171 (besonders auffallend), 180, 233, 299, 308, 328, 399. — *quod* und *quia* nach ausdrücken sentiendi und declarandi sehr häufig (auch c. conj. s. note zu 61). — acc. c. inf. bei *mandare* 6, *postulare* 198. — *quam* mit positiv: *uultu quam simplice* 107. — *sibi* = *ei* 328. — *is ea id* 8, 30, 131, 366. — inf. des zweckes 56, 128, 132, 351. — ind. in indirecten fragesätzen 342, 348, 1. — *misereri* c. dat. 255, wie *compati* 133. — *poenitere de alq. re* reue empfinden über 6, 144. — gleichartige worte in demselben vers neben einander 117. — seltsame ausdrücke sind *rapere de mortis locis* 252; *expers diuini facti* 261 (wol = *gratiae)*; was 319 in der mutmafslich interpolierten stelle das pronomen *hac* soll, begreift man nicht.

Nun einige bemerkungen zu einzelnen stellen.

9 *acceptabile tempus* ist eine biblische entlehnung aus 2 Cor. 6, 2, die damals recht beliebt gewesen zu sein scheint (s. zb. Wright Mapes s. 52, 1); statt des kommas dahinter war ein ausrufungszeichen zu setzen.

11 *Primoque dico meam patratam pro lue culpam.* die wendung *pro lue* erklärt Voigt nicht zu diesem verse, aber zu 344: *non decus, immo dedecus infertur, pro lue quando datur* als gleich *pro crimine.* und in der tat passt diese bedeutung zu 344 recht

gut, zu 11 aber nicht. ferner, wie soll *lues* zur bedeutung 'crimen, verbrechen' kommen? heifst es doch seuche, unglück, verderben. das deminutiv dagegen *luela* steht bei Lucrez III 1013 in der bedeutung 'büfsung'. dasselbe scheint an unsern beiden stellen *lues* zu bedeuten; *pro* heifst 'zum zwecke'. also: 'ich werde meine schuld beichten zur büfsung'. das passt auch zu 344 ebenso wol wie die Voigtsche erklärung. *pro* in demselben sinne auch 65: *servanda pro pace tuus datus est timor orbi.*

33 *ancos* ist die entschieden richtige lesart; wenn aber in der anmerkung *ancus* durch 'enke' erklärt wird, so werden die wenigsten wissen, was das ist und einen druckfehler für 'enkel' mutmafsen. eine erklärung also oder wenigstens ein verweis auf Weigand I 390, wo übrigens auch ein spät-lateinisches *anculus* ackerknecht (von *ancilla)* angeführt wird, war wünschenswert.

49 statt *una* ist wol mit Flacius, Grimm, Kritz gegen die handschriften *ulla* zu lesen (vgl. 67).

53 . . . . . . *pateris quod mortis amica*
In tenui preda mille pericla taces.

amica gibt keinen passenden sinn, weder auf *praeda* noch auf *pericla* bezogen. daher die früheren herausgeber *amarae.* vielleicht *amice* im sinne von 'gern'.

55 *Si fortassis ouem catulis ululantibus aufers,*
Alleuiare famem — sit quia preda, putem?

die zweite hälfte des hexameters wird auf dreifache weise erklärt: 1) *aufers* wird in *affers* verwandelt: 'deinen heulenden jungen zuträgst'; so z[1]; dazu würde stimmen v. 95. 2) Voigt: 'den klagenden lämmern entführest'. diese erklärung ist ganz zu verwerfen; denn erstens sind *catuli* nicht lämmer, zweitens ist *ululare* nicht klagen, drittens erheischen die beiden vorhergehenden verse, worin als hauptentschuldigungsgrund für den wolf angeführt wird dass er von tausend gefahren umringt sei, dass dies nunmehr weiter expliciert werde. mithin bleibt 3) Kritz und Weiske übrig mit der auffassung der worte als abl. abs. 'bei der hunde heulen'. nur scheint der dativ vorzuziehen: 'den heulenden hunden entreifsest'.

122. 23 ist die interpunction von Kritz beizubehalten: *Non michi simplicitas accidit ista semel, Immo multotiens; per rura* etc.

130 . . . . . . *turba misella*
Clamitat urgenda frigore, morte, fame.

jeder, der diese stelle liest, wird sofort conjicieren *urgente,* so auch Grimm. daher war es hier nicht überflüssig, Kritzs bemerkung zu widerholen: *'turba urgenda* est: cui matre amissa instabat, ut urgeretur'.

223 *Quis ualet effugere picose spicula lingue.*

Voigt conjiciert *piculose* 'pechig' von einem einmal (Graff III 322) belegten *picula.* aber selbst die existenz eines adjectivums *piculosus* vorausgesetzt bleibt 'pechig' für 'neidisch' doch immer

eine höchst zweifelhafte metapher. sollte nicht vielleicht *pīcose* (von *pīca* elster) stehen zu lassen sein? die elster ist das bild neidischer geschwätzigkeit.

240 darf das comma hinter *eos* nicht fehlen, weil sonst die folgenden worte mit zum causalsatze gezogen werden.

266, 1 *legem veteremque novellam; que* = *et*, wie L² 53 *rapuique comedi.*

297 *non propria gramina calco;* ist nicht passend. lässt man *calco* stehen, so verlangt der sinn einfach: ich zerstampfe die wiesen. vergleicht man aber 325: *quod gramina non tua tondes,* so ergibt sich als wahrscheinlich *mando* für *calco.* doch ist die ganze stelle wol interpoliert; vgl. oben.

300, 2 haben beide handschriften: *Si mea dorsa ferit, quam petit usus, aquam.* Voigt liest *aqua:* 'wenn das wasser meinen rücken schlägt'; dann wenigstens *premit;* allein viel einfacher *ferunt* und *aquam* bleibt stehen.

384 *totius* steht dem versbedürfnis zu liebe für *tota.*

Zu den entlehnungen konnte noch hinzugefügt werden *sapienti sat* 249 aus Ter. Phorm. 3, 3, 8.

Über den verfasser lässt sich, wie gewöhnlich, nichts sicheres feststellen; die bisherige meinung dass der name *Brunellus* aus des Nigellus [1] Speculum stultorum stamme, sowie 'dass unser gedicht die quelle für Hugo von Trimbergs erzählung gewesen sei, weist Voigt als ganz unbewiesen zurück. die aus Abaelard entlehnte interpolation, die sich nur in der SOmerer recension des Abaelard findet (357—362), lässt ihn auf Süd-Flandern als heimat des dichters schliefsen, als entstehungszeit nimmt er etwa 1200—1220 an.

Dass der dichter allem anscheine nach ein Franzose war, gebe ich dem verfasser zu, allein gegen die art, wie er dies zu beweisen sucht, indem er nämlich allerhand vermeintliche gallicismen in dem gedichte ausfindig macht, muss ich — wie schon bei meiner besprechung der Ecbasis Zs. f. d. ph. VIII 363 — erneuten protest einlegen.

Voigt unterscheidet s. 33 f zwischen zwei verschiedenen arten von wörtern und wendungen, nämlich solchen, die allgemein mittellateinisch sind (inf. des zweckes, *curia* hof, *conducere* einen

[1] Sievers Zs. 20, 215 (1876) citiert noch nach der Wolfenbüttler ausgabe von 1662 und nennt den dichter Vigellius, obwol der name Nigellus ausdrücklich aufrecht erhalten wird von der schon 1872 erschienenen englischen ausgabe in den Anglo-latin satirical poets and epigrammatists of the twelfth century by Thomas Wright, London, s. XIX, a. 1. — in den von Sievers aao. angeführten versen ist (aufser einigen kleinigkeiten) v. 23 statt *omnis* nach der englischen ausgabe *amens* zu lesen. den esel nennt diese stets *Burnellus* und weist s. 10 die form *Brunellus* ab. sie leitet s. XX, a. 1 den namen (wie auch den der kuh *Brunetta)* ab von der farbe des tiers, einem dämmerigen braun; das wäre also etwa 'bräunchen'. — übrigens scheint auch Voigt nach dem citat s. 28, a. 2 die engl. ausgabe nicht zugänglich gewesen zu sein.

reisenden geleiten, *monetare* ausmünzen), die daher für die heimat des dichters nichts beweisen, und 'entschiedenen gallicismen', aus denen die französische herkunft des dichters folgen soll. diese sind: *domicella* ritterfräulein, *aneta* ente, *compati alicui* = misereri, *pauper* = miser, *uilla* dorf, *nocumentum* = nuisance, *bestia nulla meam scit saturare famem* 16, *sors bona me tales fecit reperire sodales* 289, *ad* im sinne von 'auf' = à, so *ad rus* 76, *ad incudem* 103. nun sind aber *nocumentum* und *uilla*, wie Ducange ausweist, im mllat. auch sonst gebräuchlich, ebenso findet sich *aneta* zb. in dem Aldhelmschen verzeichnis der tierstimmen, veröffentlicht von Peiper im Rhein. museum 32 (1877), s. 530: *'anetae teretissant'*. *fecit reperire* = m'a fait trouver steht schon bei Virgil, wo doch der verdacht von gallicismen fern liegt, Aen. II 538: *qui me cernere letum Nati fecisti* = m'as fait voir. *pauper* für miser kann ebensowol übersetzung des deutschen *arm* als latinisierung des frz. *pauvre* sein. ebenso kann *compati* sehr wol eine übersetzung aus dem deutschen 'mitleiden' sein und findet sich aufserdem in dem echt deutschen gedichte von Ruodlieb III 288. *ad* im sinne von *à* steht ebenfalls im Ruodlieb: *ad mensam* bei tische I 104, *ad seram* auf den abend IX 15. es bleiben also übrig *domicella* [1] und *scio* c. inf.; ob diese sich nicht auch in gedichten deutschen ursprungs finden, vermag ich nicht zu sagen. jedesfalls verlieren sie ihre beweiskraft, wenn man bedenkt dass aufser den angeführten *compati* und *ad* noch viel stärkere romanismen sich in einem echt deutschen gedichte, wie der Ruodlieb ist, finden. so lesen wir daselbst *fortis* 'stark' I 75. II 240, *sera* (für *serum)* abend IX 15, *parabola* wort III 592, *seriosus* = sérieux V 98, *causa* = chose I 7. 116 uö., *gamba* im sinne von bein III 85. V 118 uö. das factum steht also fest dass von deutschen dichtern wörter und wendungen angewandt werden, die den anschein erwecken, als seien sie unmittelbar aus der romanischen volkssprache genommen. dennoch ist hieran bei dem fern von der französischen grenze im altbaierischen Tegernsee verfassten Ruodlieb nicht zu denken, und wir dürfen demnach nicht anstehen, auch solche ausdrücke für allgemein mittellateinisch zu erklären. ein teil derselben ist von hause aus lateinisch gewesen, dh. gebildet worden zu einer zeit, als das latein noch nicht zum eigentlich romanischen sich gewandelt hatte. solche ausdrücke gibt das verzeichnis bei Diez Gramm. I³ 34 ff. dahin gehören *gamba, causa*, sie sind nicht aus dem romanischen ins latein, sondern aus dem latein ins romanische übergegangen. andere mögen erst von der schon ausgebildeten romanischen sprache hervorgebracht und dann erst latinisiert sein; das scheint mir beispielsweise bei

[1] für *domicella* könnte man sich ebenfalls auf Ruodlieb XIII 2 berufen; allein hier hat sich — wie ich mich persönlich überzeugt habe — Schmeller verlesen; es steht statt *domicellarum* in der handschrift *dominellarum*.

seriosus der fall zu sein. andere führt Diez an, Wörterbuch x. dass die ausdrücke erster art — und sie sind jedesfalls weitaus die mehrzahl — auch von deutschen autoren benutzt wurden, kann niemand wunder nehmen, da das mittellatein ja als eine lebendige sprache von geschlecht zu geschlecht überliefert wurde, nicht wie das latein der humanisten aus toten büchern zu eruieren war. aber auch die eigentlich romanischen ausdrücke konnten, sobald sie einmal in die litteratur aufgenommen waren, leicht gemeingut der abendländischen schriftsteller werden, denn diese studierten ja nicht nur ihre kirchenväter und ihren Virgil, sondern auch die zeitgenössischen autoren; dazu kam als zweites moment der rege persönliche verkehr mit ordensbrüdern romanischen stammes und die notwendigkeit lateinischer conversation. aus einigen romanismen also auf die nationalität eines schriftstellers zu schliefsen, möchte gewagt erscheinen; eher wäre wol ein rückschluss auf seine bildung zu machen. denn wer sich vorwiegend an classischen autoren genährt hatte, der mied solche spätlateinischen oder romanischen neubildungen; andere, die mehr das leben als die schule kennen gelernt und mehr gleichaltrige schriftsteller gelesen hatten, waren weniger wählerisch und nahmen ihre diction unterschiedslos aus dem weiten bassin der gemeinen lateinischen schriftsprache; zu diesen gehört entschieden der dichter des Ruodlieb.

Eine frage möchte ich mir anlässlich dieser betrachtung aufzuwerfen erlauben, die ich nicht zu beantworten vermag. dass nämlich von deutschen autoren auch deutsche worte latinisiert und litterarisch angewandt wurden, steht fest. gelangten solche worte nun auch zu allgemeinerer verwendung, so dass sie selbst von Romanen benutzt wurden? und wenn das der fall ist, welche sind es? oder sind sämmtliche deutsche ausdrücke, die gemein mittellateinisch geworden sind, zuerst zur zeit der Germanenherschaft den Romanen vermittelt und erst von diesen latinisiert worden? wenigstens weisen bildungen wie *mordrita* mörder in den leges und im Ruodl. vi 20 entschieden auf eine romanische durchgangsstufe hin.

Die beiden folgenden gedichte sind geringeren umfanges. der T e b e r t u s m i s t i c u s (mystische kater) von einem englischen mönche aus der scheide des 12 und 13 jhs. ist ein didactisches gedicht über dasselbe thema wie die interpolationen des Lupus, nämlich 85: *quod natura dedit nunquam uel raro recedit.* ein kater tritt ins kloster ein und lebt anfangs sehr streng und gottesfürchtig. darauf sieht er eine maus auf der erde dahinlaufen; er schaut ihr liebevoll nach, wird deshalb vom custos morum getadelt und verspricht besserung. als sie aber bald darauf wider hervorkommt, kann er sich nicht halten, springt auf sie los und frisst sie. nun fährt der heilige vater los: er sei ein wolf in schafskleidern und berge unter dem

schein des honigs becher voll galle (wider das beliebte wortspiel *mel : fel)*. darauf aber rafft sich bruder Dieprecht auf und verteidigt in einer längeren rede das recht der allmächtigen natur, die alles irdische und himmlische regiere, den weltkreis lenke und die sterne führe. also haben wir auch hier wider das bekenntnis zur natur und die verherlichung derselben, sogar in metaphysischem gewande. die natur soll alles regieren statt gottes, eine anschauungsweise, die sonst nicht eben gerade mittelalterlich ist. die schlussverse freilich zeigen ganz den mittelalterlichen cleriker und stehen zu der vorhergehenden rede in innerlichem widerspruch. nachdem der dichter sich entschuldigt, wenn sein Tebert metrische und grammatische fehler gemacht habe, da er nicht jenseits des canals in Paris oder Athen studiert habe, fügt er als moral hinzu dass viele sich vornehmen, dem herren zu dienen, bald aber *redeundo Ad ueteres mores redduntur deteriores* etc. im gedichte selbst steht der dichter vielmehr auf seite seines Tebert; durch die schlussmoral salviert er blofs sein gewissen.

Vers 3 steht *sanior* für *senior,* man zweifelt, ob durch ein versehen des schreibers oder des setzers. — v. 21 würde am schlusse besser ein semicolon stehen, 22 dagegen muss das comma am schlusse fehlen, da zwischen prädicat und subject kein solches gesetzt zu werden pflegt. — v. 77 begegnet uns der substantivierte inf. *uelle* der willen, der im Ruodl. so häufig ist. — v. 87 der esel, ein fremdes fell anziehend *Corpus muniuit, genesym mutare nequiuit.* hier ist für *muniuit mutauit* zu lesen. — aufser dieser fabel von der löwenhaut kommt die physiologische sage von der viper vor, die durch den tod ihres gatten schwanger wird (MSD² 207):

Vipera more pari non debet uituperari,
Si contra ritum generat perimendo maritum.

Die als nr IV folgende Fabula de gallo et vulpe, ein product des 15 jhs. in distichen, stammt von einem humanisten, der darin die eitele ruhmredigkeit eines ungebildeten dichters verspotten will. Voigt hat es seiner sammlung einverleibt lediglich, um die grofse mühe des Wiener bibliothekars Leithe, der für ihn die mehrzahl der deutsch-österreichischen bibliotheken auf handschriften 'der tiersage' durchforscht aber nichts weiter gefunden hat, als dieses Prager fragment, nicht als vollständig vergeblich erscheinen zu lassen. da das fragment nur ein blatt in anspruch nimmt, so kann man ihm das erbetene plätzchen wol gönnen; hat es doch zur 'tiersage' nicht weniger beziehung als die vorhergehenden gedichte auch. es ist aufserdem eine wahre woltat, nach seitenlangem lesen der mittelalterlichen 'zwitterhaften' (MHaupt in der recension von Osanns Vitalis Blesensis Amphitruo in den Wiener jahrbüchern 79) verse plötzlich auf classisches reimloses elegisches latein zu

stofsen; aures mulcet carmine dulcifluo (28). darum wollen wir ihm auch eine besserung nicht versagen. vers 27 werden die nymphen satyrsüchtig und bockfüfsig genannt; denn was könnte sonst *driadas satirosas Capripedes* bedeuten sollen? natürlich ist zu lesen *satirosque*. wider fragt man: schreiber oder setzer?

Der zweite teil des buches enthält prosaische fabeln. erstens ist es nämlich dem verfasser gelungen, das fabelbuch des Odo von Ciringtonia (in England), von welchem bisher (aufser 2 fabeln bei Du Méril 1854) nur Mone 13 stücke aus einer französischen handschrift im Anzeiger IV 355—359 und Oesterley eine sehr lückenhafte englische handschrift in Lemckes Jahrbuch für roman. und engl. litteratur IX (1868) 121—154 hatte abdrucken lassen, in mehreren deutschen, besonders Münchner handschriften aufzutreiben. von den 60 stücken, die das fabelbuch ursprünglich enthielt, veröffentlicht Voigt 20. sehr zu loben ist auch hier wider die umsicht, mit der das philologische geschäft der recension und classification vollzogen und das wenige, was über den verfasser eruiert werden kann, zusammengestellt und verwertet ist. es ergibt sich daraus dass der Liber parabolarum des Odo um 1200 abgeschlossen worden ist. — zweitens veröffentlicht Voigt von neuem 5 fabeln einer im 15 und 16 jh. in zahlreichen lateinischen und deutschen fassungen gedruckten sammlung, des sogenannten Apologeticus oder Speculum sapientiae, welches man früher dem heiligen Cyrillus zuschrieb. Voigt erklärt dieses in einem schwülstigen fast appulejanischen stile geschriebene machwerk für das geistesproduct eines in Italien gebildeten geistlichen des 14 jhs., dessen namen vielleicht *Guidrinus* sei; denn dieses wort erscheint in einer Leipziger und Breslauer handschrift. — dazu fügt der verfasser noch 10 in handschriften des Odo überlieferte fabeln unter dem titel Odoniana, und als anhang 5 aus einer Berliner handschrift stammende. somit bietet uns der prosaische teil des buches im ganzen 40 fabeln.

Der wert, den der verfasser diesen beilegt, besteht in dem interesse, welches sie für die 'tiersage' haben sollen (s. 54); daher veröffentlicht er die sammlung des Odo auch nur, so weit sie 'reinhardinischen' gehalt zeigt. den Guidrinus bezeichnet er ebenda als eine 'spärliche und trübe quelle der sage', die nicht 'mit kindlichem gemüt und heiterer schalkheit' erfasst sei. ganz dasselbe gilt aber von Odo auch. auch bei ihm sind die geschichten geistlich gemodelt; es sind fabeln im eigentlichsten sinne des wortes mit lehrhafter tendenz und angehängter moral. aber weiter, wenn es überhaupt keine tiersage im eigentlichen verstande gegeben hat, so können natürlich auch keine fabeln aus ihr geflossen sein und so kann sie auch durch keine fabeln reconstruiert werden. dass indessen zwischen einzelnen geschichten des Odo sowie der anderen fabelsammlungen und den älteren tierepen ein gewisser zusammenhang besteht, lässt sich

nicht in abrede stellen. Odo, Voigt 4 (übrigens auch schon von Grimm RF s. 425 mitgeteilt) ist die geschichte von den zwei eimern und der brunnenfahrt Isegrimms, also Renart branche 9, Reinhart 827 ff. Odo, Voigt 5 und Odoniana 5, die geschichte von der teilung der beute zwischen löwe, wolf und fuchs, bildet das zweite abenteuer im vierten buche des Reinardus, Renart br. 7. Odo, Voigt 9, fuchs frisst den beichtvater = Renart br. 26. Odo, Voigt 10, zwei genossen in der affenhöhle (Romulus IV 8) auch im Reinaert, Grimm RF s. CLIII. Odoniana 4 ist der berühmte eisfischfang des wolfes = Reinardus I 2, Renart br. 16. Odoniana 10 die tierbeichte = dem Brunellus. die geschichten von dem sack mit listen (Odo, Voigt 13, appendix zu Romulus bei Oesterley 21) und von wolf und kranich (Odo, Voigt 1, Romulus I 8) stehen im Reinaert (RF s. CLIII). die heilung des löwen durch die wolfshaut, der kern der tierepen, steht im appendix zu Romulus 32. der zusammenhang also ist da. wie er zu erklären ist, darüber äufsert sich Voigt nicht. die schon im altertum bekannten geschichten, wie die beiden letzten, gehen natürlich auch auf das altertum zurück, und kann bei ihnen den fabulisten unmittelbar eine antike fabelsammlung vorgelegen haben. die anderen, die im altertum unbekannt waren, können aus den tierepen in das volk gedrungen (vgl. die oben citierte stelle aus Martin Reinaert s. XL) und aus dem volksmunde den fabulisten bekannt geworden sein. wahrscheinlicher ist aber doch wol bei der weiten ausdehnung der fabellitteratur (von England bis Italien) dass die sammler auch diese tiergeschichten direct aus schriftlichen quellen entlehnten. in beiden fällen aber sind die tierepen (lateinische, französische oder deutsche) die letzte quelle für die fabeln. wären die epen nun verloren, so wäre jede fabel, die auf sie zurückgeht, von grofser wichtigkeit; da wir aber die quelle selbst besitzen, so ist es ohne interesse, alle ihre dürftigen und verdünnten ausflüsse kennen zu lernen. — anders hingegen stellt sich die sache, wenn wir die fabeln des Odo rein für sich, ohne hinblick auf die tiersage, als einen teil einer besonderen und weitverbreiteten litteraturgattung des mittelalters betrachten. wir stellen sie damit auf eigene füfse und gewinnen ihnen ihr besonderes interesse ab. von diesem gesichtspunct aus sind aber alle fabeln gleich wichtig; wir können uns dann nicht mehr mit einer blofsen auswahl begnügen, wie sie uns Voigt bietet. mit dem von ihm zusammengebrachten material konnte eine ebenso vollständige ausgabe des Odo veranstaltet werden, wie die des Romulus von Oesterley ist. sie würde nach einer einleitung über die verschiedenen handschriften, drucke usw. zuerst den eigentlichen alten Odo, dann den appendix zu Odo, also die sogenannten Odoniana, enthalten haben. Voigt bezeichnet selbst im beginn der einleitung die fabelsammlung des Odo als eine 'wichtige'; nun, so ist es doch vor allen

dingen erforderlich dass sie vollständig ediert werde. das ist aber bis jetzt immer noch nicht geschehen. natürlich dürfen in einer solchen ausgabe auch die schlussmoralisationen, die Voigt bei den von ihm edierten fabeln gröstenteils weglässt, nicht fehlen. abgesehen von der sprachlichen ausbeute, die sie bieten, zeichnen sie den standpunct und die lebensanschauung des fabulisten oder seiner quellen und sind daher von culturhistorischem interesse. wenn es nicht lediglich die rücksicht auf den umfang des buches war, die den verfasser dazu bestimmte, statt des ganzen Odo nur einzelne teile zu veröffentlichen, so war es das phantom der 'tiersage', welchem er nachjagte in der meinung, jene fabeln verhielten sich zu dieser etwa wie die hausmärchen zur göttersage. dass sich die namen *Reinardus Isengrimus Tebertus Berengarius* usw. in den fabeln finden, zeugt durchaus nicht von der volkstümlichkeit derselben; diese namen waren wie *brunellus* zu appellativen geworden und wurden beliebig für fuchs, wolf usw. verwandt (vgl. frz. *renard);* sie sind zb. auch in eine recension des Romulus hineingeraten (vgl. Oesterley Rom. s. xxx).

Wenn uns einmal der ganze Odo vorliegt, dann werden wir die frage nach seinen quellen stellen müssen. die untersuchung hierüber wird sich aber nicht trennen lassen von einer untersuchung über die quellen der mittelalterlichen fabulisten überhaupt und daher eine ziemlich umfassende werden. es wäre festzustellen, wann und wo eine jede geschichte zuerst auftritt; wir würden dadurch das allmähliche anwachsen des fabelschatzes kennen lernen und in den stand gesetzt werden, über die etwaige originalität eines jeden sammlers zu urteilen. es gehört dazu aber auch bekanntschaft mit der novellenlitteratur; denn zwischen eigentlichen fabeln stehen mannigfache liebesgeschichten und schwänke nach art der Disciplina clericalis und der Gesta Romanorum, vgl. Romulus 3, 9 Die wittwe von Ephesus aus Petron, ferner 3, 10 und mehrere im appendix; auch parabeln, in denen tiere entweder gar nicht auftreten oder doch nicht die hauptrolle spielen, stehen zwischen durch zb. Odo, Oesterley 3 von den mönchen und dem abt, oder 11 die parabel, die sich auch in Rudolfs Barlaam ed. Pfeiffer 115, 25 ff findet und durch Rückert allgemein bekannt geworden ist. auch physiologisches kommt vor, Oesterl. 35 der panther und sein schöner geruch.

Von unserem Odo behauptet Oesterley Romulus s. xxxvi dass er ebenso wie die anderen fabelsammler des mittelalters auf dem boden des romulischen werkes gearbeitet habe. — in der tat stimmt ja auch vieles mit Romulus mehr oder weniger zusammen: schildkröte und adler Odo, Oesterl. 40 = Rom. 1, 13; wolf und storch Odo, Voigt 1 = Rom. 1, 8 (im Romulus tritt indessen statt des storches der kranich auf); zwei genossen in der affenhöhle Odo, Voigt 10 = Rom. 4, 8; schlange im busen Odo, Oesterl. 33 = Rom. 1, 10; krähe mit fremden federn Odo,

Oesterl. 37 = Rom. 2, 16. im appendix zu Romulus findet sich 72 = Odo, Oesterl. 1, beides in verschiedener fassung aus Judicum 9, 8—15; app. 21 = Odo 4; 26 = Odo 38; der listensack app. 20 = Odo, Voigt 13. die fassungen des Odo sind aber von der des Romulus so verschieden, dass an eine unmittelbare herübernahme wenigstens nicht gedacht werden kann. aufserdem fehlt die mehrzahl der odonischen fabeln bei Romulus. die abhängigkeit des Odo von Romulus scheint also mehr als zweifelhaft zu sein; um so mehr gewinnt er an bedeutung und um so wichtiger erscheint eine vollständige ausgabe seiner fabeln.

Es mögen nun einige nachträge und bemerkungen zum glossar und register folgen. *ad rus tam reprobum,* wo Voigt (s. 34 vgl. oben 117) *ad* = 'auf' fasst, bedeutet vielmehr 'in beziehung auf das land, dem lande gegenüber'. — *alleuiare* Br. 56 erleichtern von *leuis.* — *ammodo* 'von jetzt an' war *amodo* zu schreiben und unter die rubrik *'a* vor advv.' zu stellen. — *anser* als femin. Br. z[1] 112, 9 ff. — *caelicus* himmlisch Br. 401. vgl. Grimm RF xci oben. — *carnifex* metzger Odo 12. — *causa* = res B 233. — *inter cetera* inzwischen O 9. — *comestibilis* essbar O[1] 4, *comestio* das essen O[1] 8. — *concomitari* B 308. — *confundere* scheint O[1] 6, 23 beschämen, G 3, 12. 23 zu grunde richten, verderben zu bedeuten. — *congruus* L 31 ausreichend wie Is. 72; Rein. i 587, 1314. — *conuersatio* wandel Br. 388, 5. — *conuersari* einen wandel führen O 7, G 3; bei *conuersus* würden die worte 'zum mönchtum' besser fehlen. — *commotum esse de* erregt sein über L[2] 87. — *dissimulare* Br. 194 teuschen, entgehen; 391 ignorieren. — *diu* = jamdudum B 144. — *famen* T 46 gerede, s. Ducange; auch Is. 327. — *de facili* mit leichtigkeit Br. 378, 1. — *flagella* Br. 374 und *flagra* 403 schläge. — *fodere* Br. 120 hacken von vögeln. — *fontana* quelle G 4, 17. — *sine fronte* Br. 14: *sum sine fronte latro.* der sinn ist gleich = sine fine. wie aber *frons* zu dieser bedeutung kommt, ist nicht einzusehen. man denkt an das französische *frontière* grenze. — *fustigare* O[1] 3. 4 prügeln. — *genialis* T 62. 82 angeboren. — *inferre* heifst 'anheben', nicht schlechtweg = dicere. — *jecur* G 1, 15 lunge. — *justificare facta* = justa facta facere Br. 270. — *leunculus* O[1] 5 junger löwe. — *mandator* Br. 395 gott. — *mane* O[1] 6, 7. 14, 21 substantivisch der morgen. — *mora* Br. 50 = tempus. — *morari* wohnen G 5. — *more pari* = pari modo T 69; ebenso *forma pari* B 270. — *offendere* Br. 393 straucheln, sündigen. — *pix* in der wendung *odium de pice* Br. 390 nicht klar; man denkt an das ahd. *pech* hölle, 'höllischer hass'. — über *pietas* mitleid s. Grimm RF xcviii oben. — *putare* Br. 118 seine meinung äufsern. — *quamplures* = plures T 111, O 11, 2. — *reponere* Br. 233 vorbringen. — *nec resilire potes* Br. 383 wie unser 'du kannst nicht zurück'. — *ruditas* Br. 321 = improbitas, rohheit; im Forcellini nur einmal belegt aus Appulejus, wo es 'unwissen-

heit' bedeutet. — *serum* O[1] 6, 15 abend. — *sic* L[2] 165 'ja'. — *sōdes* B 21 = sodalis findet sich auch im Ruodlieb I[d] (Zs. 1, 404) 46; es stammt — wie schon Kritz bemerkt — aus der Terentianischen formel, die man für den vocativ eines substantivums nahm. — merkwürdig ist der gebrauch von *solus* im sinne von 'ein einziger, einer' = unus im Br. 29, 112, 12. 388, 5. 6. — *strictus* G 5 eng. — *super* c. abl. gerade wie das deutsche 'über' bei *erubescere* Br. 166, *rationem reddere* L[1] 135; c. acc., *super montem* 'auf dem berge' O[1] 7. — *titulo honesto* Br. 347 = modo. — *totum* Br. 248 alles (*parum* wenig). — *unum post unum* Br. 136 einen nach dem andern. — *velatus* G 2, 16 geschleiert als nonne. — *verbulum* wörtchen L[1] 76.

Es ist endlich noch ein wort zu sagen über die orthographie. wir lesen nämlich in den Voigtschen texten durchgehend *e* für *ae* und *oe*, *u* für *v*, eingeschobenes *p* in wörtern wie *contempno dampnum condempno*, *ph* statt *f* in *nephas*, vorgesetztes *h* in *hostium hericius*, *ch* in *michi nichil*, vocalverdoppelung in *hii hiis*. hieran hat man anstofs genommen, und es ist ja wahr dass man beim ersten lesen diese orthographischen absonderlichkeiten unangenehm empfindet. auch gibt es wörter die durch dieselben doppeldeutig werden: *cedens* = caedens L[2] 89, *equum* = aequum T 33; *fede* T 1 ist beim ersten anblick eine recht unsichere erscheinung. vielleicht wäre für dieses *e* die littera *ę* vorzuziehen gewesen, die ja auch in den handschriften jener zeit üblich ist. sonst aber ist es nur zu billigen dass Voigt die handschriftliche orthographie beibehalten und nicht durch die classisch-moderne ersetzt hat. dazu zwingt oft schon der reim. wie würde sich zb. T 33 *a me : famae* oder 77 *uelle : stellae* ausnehmen? der reim, der in das ohr fällt, muss auch für das auge vorhanden sein. aufserdem sind ja diese sachen nicht für schüler ediert worden, denen man solche anstöfse aus dem wege räumen müste. endlich kann ich nicht einsehen, warum wir, da wir nun einmal so viele sprachliche und prosodische freiheiten in den gedichten anerkennen müssen, ihnen nicht auch ihre orthographischen eigenheiten lassen sollen. zeigt durch diese doch ein jedes gedicht auch gleich äufserlich, welcher zeit und wes geistes kind es ist. die äufsere form und die innere art der rede decken sich; warum sie erst künstlich auseinanderreifsen?

Druckfehler sind mir nur in geringer zahl aufgestofsen und gröstenteils leicht zu bessernde. der schlimmste ist noch s. 25 letzte zeile über dem strich 17 für 7, dann s. 72 unter dem strich z. 5 *hauc u* wol für *hancce*. sonst noch Br. 2 *conuenint* für *conueniunt*, 375 *stolius* für *stolidus*, T 30 *corrrectio*, O 10, 10 *e* für *ei*.

Wir sprechen dem verfasser zum schluss unsern dank aus für seine aufopfernde mühe auf wenig betretenem und auch von

der masse des fachgenossen ziemlich unbeachtet gelassenem gebiete, sowie für seine fördernde und sorgfältige leistung. er hat sein leben dem studium der mittellateinischen poesie gewidmet; wir dürfen also noch weitere früchte von seiner grofsen arbeitskraft erhoffen. möge besonders der geistvolle Reinardus vulpes unter seinen händen eine lesbare gestalt gewinnen und durch eine fortlaufende erklärung, aber nicht im sinne von Mone, geniefsbarer werden!

Halle, juli 1878. F. SEILER.

Die nominalflexion der indogermanischen sprachen. von KARL PENKA. Wien, Alfred Hölder, 1878. XII und 205 ss. 8°.*

An die besprechung dieses buches mache ich mich nur sehr ungern. etwas neues positives vermag ich nicht beizubringen, da mir die ergebnisse der bisherigen forschung auf diesem gebiete nicht so ungenügend scheinen, wie dem herrn verfasser. des negativen aber würde es, wollte ich ausführlich sein, eine solche masse werden, dass aus der anzeige leicht ein ebenso starkes buch, wie das vorliegende, erwachsen könnte. in solcher weise einem manne entgegen treten zu müssen, dessen ernst und fleifs ich anerkenne, dessen versicherung ich es auch gerne glauben will dass er 'jeder clique fernsteht', tut mir aufrichtig leid. allein solche dinge, wie sie hier vorgetragen werden, dürfen um so weniger mit stillschweigen übergangen werden, als der herr verfasser in einer meinung von dem gewichte seiner forschungen lebt (vgl. Sprachwissenschaftliche streitfragen s. 16), die wol mancher, selbst auf die gefahr hin von ihm als 'wissenschaftlicher streber' gebrandmarkt zu werden, mit dem besten willen nicht gerechtfertigt finden kann.

Herrn Penkas buch zerfällt in zwei teile. s. 1—120 gibt er einen historisch-kritischen überblick über sämmtliche bisherige versuche, die entstehung der idg. casus zu erklären. alle forscher, von Bopp bis Hübschmann, lässt er revue passieren, wie Xerxes seine myriaden: nur nicht so mild wie dieser, da er sie ohne ausnahme in den Hellespont schickt.[1] darauf versucht er selbst,

[* vgl. Jenaer litteraturzeitung 1878 nr 15 (GMeyer).]

[1] Hübschmann jedoch nicht, ohne ihn vorher gelegentlich geplündert zu haben. man vergleiche des ersteren buch Zur casuslehre s. 100 und herrn Penkas werk s. 70; die stelle: 'den nominativ will er nicht als casus gelten lassen' bis 'im altindischen und altbactrischen ...' lautet in beiden büchern gleich. sogar der witzversuch: 'es hätte sich sonst (wenn Düntzer nicht das wort abgeschnitten worden wäre) der in Meifsen versammelten philologen ein vollständiges entsetzen vor der weisheit der sprachforscher bemächtigt' findet sich fast wörtlich schon bei Hübschmann, ebenso wie die abfertigung der Düntzerschen theorie mit: 'sie bedarf keiner widerlegung'. hiezu vgl.

s. 120 ff, das problem zu lösen. zunächst handelt er allgemein über die entstehung der stammbildung und flexion, wobei er seine ansicht über die sog. vocalsteigerung und die pluralbildung vorträgt; sodann verfolgt er im besondern jeden einzelnen casus durch sämmtliche alte phasen unserer sprache hindurch. dieser letzte teil seines buches soll hier besprochen werden.

Herr Penka unterscheidet (s. 121) 2 gruppen von casus. in der ersten stehen nom., voc., acc., gen., dat., loc.; in der andern abl. und instr. den suffixen der casus erster reihe liegen pronominalwurzeln, den suffixen der übrigen stoffwurzeln zu grunde: dass beide gattungen von wurzeln ursprünglich einmal zusammengefallen seien, findet er (s. 96 u. s.) unglaubhaft. nun wird gefragt: wie konnten pronominalwurzeln casussuffixe, *bedeutungsvolle* wurzeln *bedeutungslose* formelemente werden? und hierauf folgt die antwort, die ihm zugleich das 'geheimnis der nominalflexion wie der stammbildung erschliefsen' soll: dadurch dass jene wurzeln *vor* einbufse (gegen Ludwig) ihrer demonstrativbedeutung gleichzeitig ebenso verwendet worden sind, wie später die jener bedeutung ganz entkleideten formelemente. das aber war dadurch möglich dass alle pronominalwurzeln bei gleicher bedeutung lautlich verschieden waren. sie hiefsen alle nur 'hier' oder 'da'. sie wurden der stoffwurzel nachgesetzt, um deren begriffliche allgemeinheit zu individualisieren. bald aber ward die sprache ihrer lautlichen verschiedenheit bei inhaltlicher gleichheit sich bewust, und begann nun, die verbindung einer stoffwurzel mit einer pronominalwurzel gegenüber der verbindung der gleichen stoffwurzel mit einer andern pronominalwurzel auch begrifflich zu scheiden. so erhielten die pronominalwurzeln die weitere function, den begriff der stoffwurzel zu determinieren. sobald so die pronominalwurzeln den

Hübschm.		Penka	
s. 99:	Curtius .... lieferte sich selbst in die hände seiner localistischen gegner.	s. 65:	damit lieferte er (Curtius) sich selbst in die hände seiner localistischen gegner.
s. 101:	nun aber war Curtius keineswegs gewillt, der localtheorie das wort geredet zu haben, und gibt darum in seiner abhandlung 'Zur chronologie' 1867, wo er wider auf die casus zu sprechen kommt, den suffixen des nom. und acc. eine andere bedeutung, als er zu Meifsen getan hatte.	s. 71:	nun aber war Curtius keineswegs gewillt, der localtheorie das wort geredet zu haben, und gibt darum in seiner 1867 erschienenen abhandlung: 'Zur chronologie der idg. sprachforschung' ......, wo er s. 71 die periode der casusbildung bespricht, den suffixen des nomin. und acc. eine andere deutung, als er zu Meifsen getan hatte.

character von formelementen angenommen hatten, musten sie ihre demonstrativbedeutung verlieren.[1] sie verschmolzen mit der stoffwurzel, deren inhalt sie determiniert hatten, zur worteinheit, indem sie enklitisch wurden. allein diese worteinheit war keine unauflösliche, insofern nämlich die pronominalwurzel jedes mal, wenn die stoffwurzel ganz besonders hervorgehoben werden sollte, sofort wider ihren hochton erhalten konnte. so ward eine eigentliche worteinheit unmöglich gemacht. hergestellt werden konnte diese einheit, nach der die sprache strebte, nur durch anfügung derselben oder auch einer anderen pronominalwurzel. dies geschah daher in allen jenen fällen, wo der wurzelbegriff hervorgehoben werden sollte. bereits wurden hiezu aufser den einfachen pronominalwurzeln auch composita solcher wurzeln angewandt. und nun vollzog sich der gleiche process wie früher: widerum brachte sich die sprache den lautlichen unterschied der angefügten pronominalstämme zum bewustsein, widerum beutete sie ihn aus, aber nicht mehr so, dass sie die ihrer demonstrativbedeutung verlustig gegangenen anhänge zur determination des in der stoffwurzel liegenden begriffs benützte, sondern zur andeutung seiner beziehung zu den übrigen begriffen im satze verwendete.

Dies herrn Penkas aufstellungen. die schwierigkeiten, die bei denselben zu tage kommen, dürfte der leser bereits erkannt haben. nur folgende seien hervorgehoben.

1) es gibt auch stämme, die nicht determiniert sind, stämme, die gleich der wurzel sind: zb. idg. *sū*, schwein, ist solch ein stamm. nach obiger theorie wurden diese stämme nicht eher flectiert, als bis die gesammten durch determinativ gebildeten stämme in reih und glied standen. die gesammte flexion ist nach herrn P. jünger als die stammbildung. hielt er die entgegengesetzte ansicht, wie sie zb. von Garnett und Scherer vertreten ist, für so ganz verfehlt, dass er in seiner ausführung sie nicht einmal erwähnen zu dürfen glaubte? ja ich zweifle sogar, ob bei seiner annahme flexion der wurzelnomina je möglich geworden wäre. bedeuteten die pronominalwurzeln alle nichts weiter als 'hier' oder 'da'; wurden sie dann hinter die stoffwurzel gefügt, um deren begriff zu determinieren; dann mit derselben zur worteinheit verschmolzen durch beisetzung einer weitern pronominalwurzel; die neu angetretenen wurzeln aber, nachdem sie zu formelementen geworden, zur andeutung der beziehung verwandt: wie soll die sprache dazu gelangt sein, das *sa* in *ra-sa,* begehr, anders zu fassen, als sie es in *ra-sa-sa*, tau, gefasst hatte? hier das hinter der w. stehende element determinierend, dort flexivisch? dynamische mittel der unterscheidung hat die sprache ja nicht, wenn *sa, nu, ka, ku* usf. alle das gleiche be-

[1] das ist denn doch wol die gleiche tautologie, wie wenn ich sage: als die sonne untergangen war, schien sie nicht mehr.



deuten; welches mechanische aber bleibt ihr noch, wenn ihr das der stellung abhanden gekommen ist?

2) herr P. sagt, die sprache habe den in der stoffwurzel liegenden begriff dadurch ganz besonders hervorheben können dass sie das gleiche element, welches schon vorher jenen begriff determiniert hatte, widerholte oder ein neues element anfügte. wenn nun aber der begriff in seiner allgemeinheit durch ein element bereits determiniert ist, wie ist es möglich, dass ér — der in der stoffwurzel liegende begriff — durch ein zweites antretendes pronominalelement hervorgehoben wird, wo er doch schon durch das erste determiniert war?

3) gesetzt aber, es sei so, wie herr P. meint: wenn der fall so häufig eintrat, dass jene hervorhebung stattfinden sollte, dies aber nur dadurch möglich ward dass das gleiche pronominalelement widerholt oder ein neues beigefügt wurde: warum macht es sich die sprache so unbequem, dass sie erst die begriffseinheit von *sú-nú* zur worteinheit erhebt, um nachher mit gesteigertem aufwande *(súnu-sá)* nicht mehr zu sagen, als vorher?

4) diese neu angetretenen pronominalwurzeln sanken nun gleichfalls zu formelementen herab. die sprache brachte sich aufs neue den lautlichen unterschied zum bewustsein und beutete denselben aus. sie bezeichnete durch ihn die beziehungen der begriffe auf einander. nun frage ich: warum muste sich die sprache jenen unterschied zum zweiten male zum bewustsein bringen? und wenn sie es muste, was bewog sie, denselben anders auszubeuten, als das erste mal? bestand kein bedürfnis mehr, jene wurzelbegriffe hervorzuheben? bestand kein band zwischen laut und bedeutung, so dass es der baren willkür des sprechenden überlassen blieb, mit dem laut heute das eine und morgen das andere zu sagen? die gleichen elemente dienen der sprache, nachdem sie ihrer lautlichen differenz bewust geworden war, zur determination der begriffe, mit denen sie später, nachdem sie sich ihrer lautlichen differenz abermals bewust geworden, deren beziehungen kennzeichnete. und dies letzte soll der ursprung der flexion sein? dann scheint die gedächtnisschwäche und der zufall das oberste götterpar der alten Arier gewesen zu sein. der erstern verdanken sie die möglichkeit, das gleiche lautliche element zwei mal grundverschieden deuten zu können; dem andern die bezeichnung der casus durch ganz bestimmte suffixe.

Ich glaube nach dieser auseinandersetzung dem verfasser nicht zu nahe zu treten, wenn ich annehme dass die (Streitfragen s. 16) von ihm geäufserte meinung, er habe 'als der erste den versuch unternommen, einen grofsen und wichtigen teil des idg. formensystems in umfassender weise nach streng entwicklungsgeschichtlichen principien zu untersuchen', aus diesem teile seines buches nicht zu rechtfertigen ist.

Leider aber auch aus den folgenden nicht. wir hören nämlich jetzt eine erklärung der vocalsteigerung, die aus den allerbedenklichsten annahmen gefolgert ist. er fasst nämlich das *a* in *ai* und *au* als vorlaut, hervorgerufen durch das auf *i* und *u* folgende *a* des suffixes. also der gen. *sunaus* ist ihm entstanden aus **sunu-as, *sunauas.* abgesehen nun von der physiologischen möglichkeit oder unmöglichkeit dieser erklärung: wie stellen sich die sprachlichen tatsachen zu ihr? man urteile selbst! für die vocative mit gesteigertem stammauslaut muss ein abgefallenes suffix *a* behauptet werden, von dem es s. 142 heifst: 'dasselbe lässt sich in nominativformen. des sing. plur. und dual. nachweisen. viele mit diesem suffix gebildeten formen erscheinen noch in der function des nominativs und accusativs. im sing. verschmolz dasselbe mit dem auslautenden *a* der *a*-stämme zu *-â;* nach den consonantischen, *-i* und *-u*-stämmen dagegen fiel es ab, um bei den letzteren als einzige spur seines ehemaligen daseins bisweilen[1] ein vorlautendes *a (-ai, -au)* zu hinterlassen. auch ist zu bemerken dass der gebrauch der mittelst dieses *-a* gebildeten nominative von masc. *a-*, von *i-* und *u*-stämmen allmählich auf den vocativischen beschränkt wurde, während sie im plural ihrer ursprünglichen function erhalten blieben.' wie lässt sich all dies beweisen? doch nur aus der theorie des herrn P., die doch gerade aus den tatsachen erst selbst bewiesen sein sollte! wie ferner will herr P. die nominative zend. *bāzāus*, altpers. *dahyâus,* got. *sunaus, diabolaus,* lit. *żmagaus, kristaus* usf. (Bezzenberger zGLS 121) erklären? ich vermisse bei ihm jeden versuch der deutung derselben; denn dass ich die redensart (s. 130): '*nāus* wie *gāus* haben den vorlaut in allen casus' für einen solchen halten soll, wird er nicht von mir verlangen. gespannt bin ich aber auf die erklärung des guna in *dvēṡmi*, die herr P. s. 134 in aussicht stellt, sowie auf die des *ō* in *tanōmi,* die dann hoffentlich auch nicht ausbleiben wird.

Über die bildung der mehrzahl äufsert sich herr P. dahin dass zur bezeichnung derselben die stoffwurzeln *sa* und *a* verwendet worden seien. diese annahme macht er, weil es unmöglich sei dass die pronominalwurzeln *sa* und *a* (lat. *generā* setzt er gleich *genera + a)* nach der bildung der casus ihre ursprüngliche bedeutung eingebüfst haben und zur bezeichnung des numerus verwendet worden seien.[2] deshalb müsse die stoffwurzel *sa,* verbinden, vereinigen, und die stoffwurzel *a,* die gleiche bedeutung habe, herangezogen werden. über die methodische

[1] sehr oft klappt nämlich die sache nicht. zb. wird s. 149 der got. voc. *gast* ohne 'vorlaut' aus **gasti, *gastia* gebildet; mit 'vorlaut' aber *sunau* aus **sunua, *sunaua.*

[2] man fragt hier mit recht: warum haben denn jene elemente — *sa, ka, ta, ku* usf. — ihre determinierende bedeutung verlieren und flexivische annehmen können? vgl. oben s. 128 unter 4).

schwierigkeit, die sich bei dieser hypothese ergibt, gleitet er mit der phrase hinweg: 'wir wissen (s. 135) dass die idg. sprache trotz ihres flexivischen grundcharacters hie und da den unmittelbaren stofflichen ausdruck gewählt hat.' leider hat er es nicht für nötig gehalten, einige objecte für dieses wissen namhaft zu machen. doch sei dem, wie ihm wolle: was für eine stoffwurzel ist denn aber dieses *a*? der geneigte leser erfährt auf s. 136 dass dieses *a* vorliege einerseits in dem determinierten sskr. *a-jā-mi,* treibe, *a-j-ma-n,* zug, *a-yi-s(?),* wettlauf; zend. *a-z-ra,* jagd; gr. *ἄ-γω,* führe, treibe, *ἀ-γώ-ν,* wettkampf, *ἀ-γυ-ι-ά,* strafse, *ὄ-γ-μο-ς* zeile, schwad, *ἄ-γ-ρα,* jagd; dem copulativen *ἀ-,* zb. in *ἀδελφειός* = sskr. *sa-garbhyas (!!)*; lat. *a-go, a-g-men*; andrerseits in osk. *a-cum* = agere. also aus dem einen osk. *a-cum* und den ableitungen von einer wurzel, die die aufserpenkaische welt bis jetzt als *ag*[1] angesetzt hatte, erschliefst unser sprachforscher eine w. *a,* und legt ihr die bedeutung 'vereinigen' bei, von der er Streitfragen s. 12 allerdings behauptet, sie folge 'ungezwungen' aus der des 'führens' und 'treibens'.

Sollte aber der geneigte leser sich auch eines pluralsuffixes *i* erinnern, das die sprachwissenschaft bisher in sskr. *tē,* gr. *ἵπποι,* got. *blindai* angenommen hatte, so wird ihm s. 154 entgegengehalten: 'im plural erscheint das suffix *-ja* in verbindung mit dem pluralzeichen *-s* in mehreren sprachen. im griech. in den nominativen *ἵπποι* und *ζευκταί, τοί* und *ταί* aus **a-ja-s*'. das *s* ist wahrscheinlich wider auf grund des 'indogermanischen auslautsgesetzes', auf dessen fund hr P. anscheinend sich soviel zu gute tut, verduftet.

Soweit der methodische teil von hrn P.s entwickelungen. sehen wir uns nun zum schlusse noch die einzelerklärungen an, die er von den casusformen gibt, so muss ich von vorn herein bemerken dass sie alle, soweit sie nicht vor ihm aufgestellt wurden, die kritik herausfordern. um jedoch die anzeige eines buches, über dessen wert nach dem obigen wol kaum ein zweifel mehr sein kann, nicht über gebür auszudehnen, werde ich mich blofs an das germanische halten. zuvor sei erwähnt dass der verfasser (Streitfragen 16) des 'glaubens lebt, in seinen analysen der idg. stamm- und casusformen allen sicher nachgewiesenen lautgesetzen mit gröster gewissenhaftigkeit rechnung getragen zu haben'.

S. 144 wird got. *hairdeis,* hirte, und got. *harjis,* heer, aus den grundformen **hairdjās,* **harjās* abgeleitet. **harjās* aber konnte, wie hr P. aus got. *brakja,* grundform **brakjā,* ersehen muste, nur zu **harjas* werden. aufserdem sind die parallelen, die hr P. aus andern sprachen für seine ansätze beibringt, alle verfehlt. dachte er denn zb. nicht daran, als er sich auf sskr. *çaṅkhadhmās,* muschelbläser, berief, dass hier das lange *ā* bereits in der wurzel steht *(dhmā)*?

S. 152. dass got. *hana* aus **hanā* geworden sei, ist ahd. *hano*

gegenüber nicht glaubhaft. nach dem, was Scherer zGDS 429, Schmidt Zs. f. vgl. sprachf. XIX 283, Henning QF III 93 über den ahd. nom. *geba* beigebracht haben, hätte hr P. bedenken müssen dass aus vorgerm. **hanā* nur ahd. **han* werden konnte.

S. 168. desgleichen ist es unerlaubt, für got. *namō* als grundform **namā* aufzustellen.

Ebenda wird für *þana* die grundform *þana* angenommen. hr P. behauptet, Streitfragen s. 16, er 'habe sich die handhabung des got. auslautsgesetzes in strenger schule (WScherer) angeeignet'. hätte er sich doch auch in jener 'strengen schule' den grundsatz 'angeeignet', alle annahmen ordentlich zu begründen. denn das ist keine begründung, wenn er s. 169 kurzweg behauptet: 'bei den pronominibus machten sich jene einflüsse' — nämlich die einflüsse, 'durch welche bei den nominibus der baldige verlust der stofflichen bedeutung der zur casusbildung verwendeten pronominalwurzeln bedingt war' — 'nicht geltend, und so kam es dass uns hier noch casussuffixe in der ursprünglichen lautlichen gestalt begegnen'. es muste gesagt werden, warum sie sich nicht 'geltend machten'. und aufserdem hätte hr P. bedenken sollen dass das gefühl für die einstige bedeutung dieses *na* während der langen zeit, die zwischen der ausprägung des idg. **tana* und dem eintritt des germ. vocalischen auslautsgesetzes verstrich, unbedingt verloren gehen muste.

S. 172. got. *mans,* acc. plur., lässt hr P. aus **manas* entstehen. die litteratur, aus der er sich eines besseren hätte belehren können, sowie die richtige erklärung selbst, findet er jetzt bei Scherer, Anz. IV 97.

S. 179 wird als grundform für got. *dagis* ein **dagasas* angesetzt. denn, behauptet unser autor, aus **daga-sy-as* wäre **dagisis* geworden. bisher kannte man blofs ein genitivsuffix *sya.* fragen wir nun, woher hr P. das recht zu einem ansatze *sya-s* nimmt, so hören wir seine antwort auf s. 173: 'dass *a-sy-a* auf . . . **a-sy-as* zurückgeht, zeigt einerseits das idg., andrerseits das griechische auslautsgesetz. aus ursprünglichem *-sya* wäre **si* geworden, und *-ο* im griech. auslaute entsteht nur dann, wenn hinter demselben ς (oder τ) oder ι abgefallen ist: Kuhn in seiner Zs. XV 410'. jenes idg. 'auslautsgesetz' gestehe ich nicht zu kennen; mit dem von ihm angenommenen griech. auslautsgesetze aber, das mir übrigens gegenüber von sskr. *sa* = got. *sa* = gr. ὁ trotz Kuhn aao. 407 ganz haltlos zu sein scheint, kommt der hr verfasser selbst in conflict, wenn er **a-sy-as* als grundform ansetzt, denn *s* muste ja nach seinem 'idg. auslautsgesetze' abfallen, folglich gelangte auf griech. boden nur noch *a-sy-a:* und hieraus konnte nach seiner theorie niemals *οιο* werden: einfach deshalb, weil es dem griech. auslautsgesetz ganz einerlei gewesen wäre, ob jenes postulierte *-s* nie dagestanden hätte, oder erst durch das 'idg. auslautsgesetz' beseitigt worden wäre. also

mit diesem ansatze ist es nichts, das alte *-asya* bleibt zu recht bestehen. ganz schlimm aber steht es mit dem genitivsuffix *-sas*, das der hr verfasser annimmt. er findet es belegt in altpers. *mazdāha* = **mazdāhah:* er hat also, was allerdings schon auf s. 144 hätte constatiert werden dürfen, noch nicht gelernt dass das wort, ebenso wie das entsprechende zend. *mazdāoṅh* (= sskr. *mēdhās)* ein *ās*-stamm ist, wie bereits Bezzenberger, GGA 1875, s. 1117 lehrte. sodann in genitiven wie gr. *ἵππου*, wofür er als grundform **ἵππε-σ-ος* ansetzen will: ohne in andern sprachen auch nur einen schein des rechts für seinen ansatz zu haben.

Aufserdem sei bemerkt dass ein gen. *daúhtr-s*, wie ihn hr P. s. 100 anführt, unbelegt ist. das stand schon bei Heyne Ulfilas[5] 286.

S. 180 soll der got. gen. *gibōs* gar aus **gibā-j-ās* entstanden sein.

S. 182. 'im got. *vulfē* wol aus einer grundform **vulfajām;* wäre **vulfām* die grundform, so müsten wir auf grund des vocalischen und consonantischen auslautsgesetzes eine form **vulfă* erwarten'. wie stimmt hierzu die behauptung s. 186: 'unter dem einflusse des locativ-ablativ **vulfă* wurde bald auch die dativ-instrumentalform **vulfā* gekürzt, bevor sich noch die färbung des *-ā* zu *-ē* oder *-ō* vollziehen konnte'? wer hat denn hrn P. gesagt dass das *ā* in *vulfām* 'gekürzt' ward, ehe denn die färbung zu *ē* sich vollzog?

Der got. gen. plural *daúhtrē* ist leider wider nicht belegt.

S. 186. 'die sog. dativform der *u*-stämme im got. ist die des locativ-ablativs: *sunau;* im ahd. finden wir jedoch die form des dativ-instrumentals: *suniu.* denn falsch ist es, wenn man *suniu* unmittelbar aus dem got. *sunau* entwickelt'. wer tut denn das? erinnerte sich hr P. nicht mehr der 'strengen schule' und des buches, auf das sich andere aus dieser schule bisweilen zum ärger mancher ihrer mitmenschen berufen? dort hätte er unzweifelhaft das richtige gefunden, wenn er s. 434 mit aufmerksamkeit gelesen hätte.[1] die eigene erklärung des ahd. *suniu*, die hr P. s. 199 vorträgt, wonach *suniu* aus der grundform **sunavā* 'nach ausfall des *v*' entstanden wäre, ist unmöglich 1) weil *v* im ahd. zwischen 2 vocalen nicht ausfällt, und 2) weil aus *a-a* niemals *iu* werden kann.

[1] die gleiche unbedachte phrase hat hr P. schon einmal drucken lassen. in seiner schrift Die entstehung der synkretistischen casus p. 25 heifst es: 'denn falsch ist es, wenn man *suniu* unmittelbar aus dem got. *sunau* entwickelt.... die ahd. form *suniu* geht zurück auf die dativ-instrumentalform **sunava*, aus welcher sich *suniu* ebenso bildete, wie aus der ursprünglichen genetivform plur. **sunavā* [!] ahd. *suniō* geworden ist'. beiläufig gesagt: aao. 9 verbindet hr P. in der inschrift

M. Fvrio C. F. Tribunos
Militare de praidad Mavrte dedet

die worte: *Militare de praidad* mit einander.

S. 198. im ahd. instrumental *tago, tagu* setzt hr P. noch *ō, ū* an. auch hier hätte ihm zGDS 425 den rechten weg gezeigt.

Doch wozu sollte ich hrn P. das heft noch weiter corrigieren? sicherlich finde ich ja schon jetzt einen platz in der vorrede zu seinem nächsten buche, welches das verbum behandeln wird. ich will ihm dazu ein motto angeben, wenn er noch keines bei der hand hat. Goethe sagt einmal: 'im auslegen seid frisch und munter; legt ihr's nicht aus, so legt was unter!' nach diesem spruche wenigstens scheint das ganze hier besprochene buch gearbeitet. der unparteiische leser wird aus den mitgeteilten proben wol ersehen haben, wie das endurteil über dasselbe lauten muss: hr P. lebt hinsichtlich seiner leistungen in einem irrtume, denn seine arbeit muss als eine den ansprüchen der wissenschaft nicht genügende bezeichnet werden.

Berlin, 8 juni 1878. F. Bechtel.

Lessings Hamburgische dramaturgie. für die oberste klasse höherer lehranstalten und den weiteren kreis der gebildeten erläutert von dr Friedrich Schröter und dr Richard Thiele. Halle, waisenhaus, 1877/78. 2 bde. cxxxvi und 630 ss. 8°.

Materialien zu Gotthold Ephraim Lessings Hamburgischer dramaturgie. ausführlicher commentar nebst einleitung, anhang und register zusammengestellt von Wilhelm Cosack. Paderborn, Schöningh, 1876. 451 ss. 8°.

Mit der unter Redlichs, Boxbergers, Schönes, Grosses ua. leitung rüstig fortschreitenden Hempelschen Lessingausgabe, ihren anmerkungen und registern gehen zahlreiche kleine schriften und commentare hand in hand. die beiträge zur erklärung der Hamburgischen dramaturgie sind kaum noch zu übersehen. besonders nehmen sich derselben die programme eben so gern an, als des unerschöpflichen themas L'aulularia de Plaute et l'avare de Molière.

Gerade von seiten unserer gymnasial- und realschullehrer ist aber für die HD das beste geleistet worden. ich will versuchen zwei commentare aus den letzten jahren kurz zu characterisieren, ohne mich des weiteren auf eine nachlese von notizen einzulassen. das ausführlichere werk möge den vortritt haben. auch ist mir die knappere arbeit Cosacks erst später bekannt geworden.

Schröter und Thiele, deren ausgebreitete litteraturkenntnis und umsichtiger sammeleifer von vornherein rühmlich hervorzuheben ist, geben zunächst eine sehr ausführliche einleitung. die auszüge aus dem folgenden text und die zusammenfassung von dem, was dann die anmerkungen genauer bringen, nehmen entschieden zu viel raum ein. die allgemeineren ausführungen halten sich oft zu sehr an die gewöhnliche tradition, wie das urteil über

Gottsched. die französische tragödie hätte nicht so in bausch und bogen abgehandelt werden dürfen, sondern ihr wesen aus den verhältnissen ihrer entstehung bestimmt, ihr stil bezeichnet, ihre entwicklung bis Voltaire gegeben werden müssen, damit der leser dann nicht ganz einseitig von Lessings urteil, das den historischen verlauf nicht würdigt, ausgehend, ohne eigene kenntnis der dramen zu den trivialen wegwerfenden phrasen verführt werde, wie sie die halbbildung in falschem patriotismus gegen die classische tragödie der Franzosen auszuspielen liebt. ferner waren die zt. persönlichen gründe darzulegen, aus denen Lessing gerade Voltaire so oft und so scharf aufs korn nimmt. es war die vollkommene verschiedenheit der conventionellen, rhetorischen gattung von Shakespeares kunstübung zu betonen, um Lessings vergleichung zweier so entgegengesetzter arten richtig aufzufassen. deshalb stünde in dieser einleitung manchmal ein eigenes scharfes urteil besser am platz, als die centones aus Lessing. ebenso vermisst man eine klare darstellung von der entwicklung seiner ästhetischen principien, namentlich seines verhältnisses zu den Franzosen von anfänglicher abhängigkeit zum gegensatz, mit dem berühmten briefwechsel über die tragödie als mittelpunkt; bei den Litteraturbriefen die bündige formulierung dass Lessing mit ablehnung Gottscheds und seiner muster zwei neue innerlich verwandte anknüpfungspuncte sucht, einmal Shakespeare, den germanischen dichter, zweitens die volksbühne (Faust). auch sähe ich es gern, wenn JESchlegels abhandlungen, die sich doch mehrfach mit Lessings ansichten berühren, eine würdigung, wenn Gerstenberg in der einleitung seine stelle erhalten hätte und Diderot characteristischer eingeführt worden wäre. — die herren stehen oft zu ergeben unter dem banne Lessingscher urteile, die doch gewis manchmal, immer freilich aus begreiflichen ursachen, in lob und tadel zu viel tun.

Sorgsam sind die zusammenstellungen über das personal des neuen theaters, vgl. auch die register im anhang. in neuester zeit hat sich die minutiöse detailforschung auch auf dem gebiete der theatergeschichte erfolgreich geltend gemacht. nur soll darum nicht das aus dem rohen herausgearbeitete, in den daten nicht immer zuverlässige, aber durch eine bedeutende durchdringung des grofsen stoffes und seine lebendige characteristik ausgezeichnete werk von Devrient ungerechten angriffen verfallen, wie das jetzt wol geschieht. für die gesticulation hat neuerdings Henke vorzügliches geleistet und Wundt in einem aufsatze über den gesichtsausdruck gerade auf Lessings feine beobachtung gewiesen. Lessings beziehungen zum theater sollten schärfer entwickelt werden. es ist zb. wichtig dass er in Breslau der frau Brandes rollen einstudiert und ihr gatte diese schule rühmlichst hervorhebt. nebenbei: Brandes geht über die Hamburger zeit auffallend laconisch hinweg.

Über die notwendigkeit, den ganzen text und die anmerkungen unter der zeile zu geben, lässt sich streiten. wer sich ernster mit Lessing befasst, braucht eine ausgabe, wo er die citate Lessings, so wie dieser sie in fremder sprache aus dem original gibt, und nicht lediglich in einer übersetzung der herausgeber findet. auch dem gymnasiasten wird es nur heilsam sein, sich das latein, griechisch, französisch selbst zurechtzulegen. eben so wenig kann ich die bemerkung s. 585 gut heifsen *die von Lessing behufs controlle und kritik seiner übersetzung beigefügten originalstellen glaubten die herausgeber weglassen zu dürfen.* was Lessing für nötig hielt, als er seine schon rein methodisch hervorragende vergleichung der Adelphi und der Brüder des Romanus gab, soll niemand streichen. liefern sie doch selbst in diesem falle, wie für Weifses Richard III, eine besonders genaue inhaltsangabe; so auch Cosack.

Die ausgabe ist für das grofse publicum bestimmt. die noten suchen deshalb zugleich fremdwörterbuch und conversationslexicon zu ersetzen. fest überzeugt dass untere und mittlere bildungsstufen vielen stücken der HD überhaupt nicht, den übrigen nur halb gewachsen sind, möchte ich doch keineswegs das wie wenige historisch einschneidende buch weiteren kreisen verschliefsen. wem aber erst gesagt werden muss, was kritikaster, pedant, parterre, gallerie, statist, ballet usw. bedeuten, wer Homer, Herodot, Euripides, Vergil, Tasso, Shakespeare usw. waren, welche stoffe in Romeo und Julie oder im Othello behandelt werden (s. 92 f), der ist noch nicht reif und soll sich erst die nötige allgemeine bildung für solche lectüre aneignen.

Jeder name findet eine anmerkung, jedes stück eine inhaltsangabe. es kommt da weniger auf die daten an, wann etwa Corneille, SFoix, Riccoboni, wer es gerade sein mag, geboren oder gestorben sind, als auf den litterarhistorischen zusammenhang, manier und ziele des mannes, weniger darauf dass uns ein vollständiges gerippe jedes stücks, an dem kein knöchelchen fehlt, vorgelegt wird, als auf eine würklich characteristische analyse. an dem peinlich genauen scenarium des langweiligen Sidney s. 102 liegt mir herzlich wenig; wenn ich Krügers lustspiele nicht gelesen habe, wird mir trotz s. 479 ff die harmlose albernheit des Herzog Michel nicht deutlich. s. 158 f müste der auszug gerade das aus den lustspielen der Gottschedin hervorheben, was Lessing besonders angreift, und durch keine pruderie gestört werden. die verschiedenen ausführungen über Gottsched und seine frau haben mich überhaupt wenig befriedigt, vgl. s. 347. 466 ff. ich würde beim Codrus auf Lessings *besseren Codrus* und Philotas verweisen, Marivauxs ganze manier kurz schildern, die Mélanide des Nivelle nur zergliedern, um an ihr das wesen der comédie larmoyante zu veranschaulichen, und dabei auf Deutschland verweisen, ähnlich die Cénie, ich würde den character und die

geschichte der tragédie sainte skizzieren, s. 50 bei der Nouv. Héloise die gegnerschaft verallgemeinern und der kühlen opposition Moses Mendelssohns gedenken, usw., kurz bei wahrung der sorgfältigen einzelerklärung mehr auf den allgemeinen, grofsen zusammenhang sehen. oft ist auch ein kleiner beleg aus dem betreffenden stücke eine ungleich lebendigere erklärung zu Lessing, als die mühsame inhaltsangabe. — wie verhält sich s. 57 Le trésor caché des Destouches zu Plautus? s. 87 werden des Destouches lustspiele unrichtig zu den weinerlichen gerechnet; auch bezweifle ich dass Diderots Père de famille würklich einen entschiedenen rückschritt gegen die comédie larmoyante bezeichnet. s. 89 Brawes stück heifst nicht Der beschämte freigeist sondern Der freigeist, und ist nicht in jamben geschrieben, sondern als bürgerliches trauerspiel in redseliger prosa. jedesfalls liegt eine verwechslung mit dem Brutus vor. s. 566 nicht Cissides und Paches ist der einzige dramatische versuch Kleists, sondern der Seneca. s. 107 war JESchlegels parodie des Regnardschen Demokrit heranzuziehen, die Lessing offenbar im sinn gehabt hat. s. 126 wird für Weifses *gröstes verdienst* die herausgabe des altklugen Kinderfreunds ausgegeben. dürftig lautet die anm. s. 137 über Gellert. sonst wird eher des guten zu viel geleistet, wie s. 131 durch bezugnahme auf details der neuesten Plautusforschung, s. 152 eine beschreibung des hosenbandordens, s. 329 ff eine lange ausführung über die masken des antiken dramas, s. 338 eine erörterung über Lucifer, s. 511 über ringelstechen und carroussels usw. die inhaltsangabe von Scudérys Artamène s. 458 ff nach Liebrecht-Dunlop bezieht sich nicht einmal auf ein Lessingsches urteil, sondern nur auf ein citat aus Voltaire. der excurs s. 389 f über die naturschildernde poesie ist nicht am platze. s. 345 hat der leser den eindruck, als kenne das deutsche drama des 16 jhs. den chor gar nicht. s. 413 lesen wir eine lange anm. über den Giefsener Schmid; warum wird gerade hier die noch heute wertvolle Chronologie des deutschen theaters nicht genannt? warum nicht s. 477 der junge Goethe als bearbeiter des Menteur? mehrmals stört die allzu willige unterordnung unter autoritäten, wie Gervinus und Hettner. citate sind sonst nur vereinzelt aus secundären quellen geflossen (s. 600). weshalb reden die herren s. 602 so mafslos verächtlich von Klotz?

Die recension der Klotzschen Bibliothek ist s. 569 und 590 glücklich herangezogen worden. aber man kommt damit noch weiter. der Hallesche walfisch hatte 3, 59 neben dem, was er über Weifses Amalia, Schlegels Triumph der guten frauen oder allgemeiner über den klopffechter und athleten Lessing sagt, besonders die *sehr unanständigen ausdrücke* gegen Corneille gerügt. Lessings stolzes wort, die wette gegen Corneille und die klare bezeichnung seines kritisch bewundernden standpunctes s. 691, ist zugleich

erwiderung und provocation. deshalb folgt unmittelbar der höhnende zuruf *eine tonne für unsere kritische wallfische! ich freue mich im voraus, wie trefflich sie damit spielen werden. sie ist einzig und allein für sie ausgeworfen; besonders für den kleinen wallfisch in dem salzwasser zu Halle!*

Von wem die hübsche bemerkung über die anfangsworte der Emilia Galotti und ihr vorbild im Essex zuerst gemacht worden ist, kann ich im augenblick nicht finden; Cosack hat sie bereits. ich benutze die gelegenheit, eine durch einzelne feine beobachtungen zur Emilia ausgezeichnete schrift von Hebler Lessingiana, Jena 1877, zu citieren.

Besonders schwierig waren die wichtigsten allgemeinen partien über die aristotelische poetik zu behandeln. die katharsisfrage ist ja noch heute von dem kampfe über die Bernayssche *entladungstheorie* und die gegnerischen ansichten Spengels, Bonitzs usw. bis zu Gottschlich, Baumgart umtost. die einleitung begnügt sich mit einer schlichten zusammenfassung. die herausgeber bleiben in dem streit neutral p. cxix. im commentar wird dann die ganze litteratur auszugsweise verzeichnet. weder schüler und 'höhere töchter', noch die sogenannten gebildeten werden diesen feinsten feinheiten der aesthetik und philologie auch nur von weitem folgen können. die beteiligten forscher finden ein recht brauchbares repertorium.

Ich habe mich vorwiegend auf principielle ausstellungen beschränkt. aber so oft bei mir die anlage des commentars auf abweichende meinungen und wünsche stöfst, bin ich doch mit vielen anderen dankbar für ein werk, das nie leichtfertig über schwierigkeiten hinweghuscht, überall nach vollständigkeit strebt, beim suchen keine mühe scheut und aus ernster arbeit entstanden nicht nur in weiteren kreisen das verständnis fördern, sondern auch künftiger arbeit einen zuverlässigen baugrund bieten wird. *seines fleifses darf sich jedermann rühmen.*

Andere wege wandelt vielfach der commentar von Cosack, der in der Lessingforschung kein neuling ist. er hat es auch gleich in der vorrede mit seinen recensenten zu tun. trotzdem kann ich ihm in der textkritischen frage nicht beipflichten, die mir von EGrosse richtiger beantwortet zu sein scheint. so ganz schlimm, wie Cosack meint, ist es glücklicher weise nicht um unsere landläufigen texte bestellt.

Cosacks exegese ist schärfer, als die der Hallenser, seine analysen anschaulicher und lebendiger, seine excurse origineller. manches ist recht practisch angelegt, zb. dass bei vergleichungen die inhaltsangaben in petit neben einander gedruckt sind. practisch auch die auszüge aus dem Aristoteles; dann folgt wie bei den Hallensern eine zusammenstellung der litteratur. in einer reihe von puncten sind Schröter und Thiele über Cosack hin-

ausgekommen. einiges, was ich gegen sie bemerkte, lässt sich auch gegen Cosack kehren. er erklärt oft zu viel und wird nicht selten weitschweifig. sein im ganzen ungleich knapperer commentar bietet mehr anregung und liest sich besser, der Hallenser geht mehr auf schmucklose belehrung aus. hoffentlich wandern sie friedlich neben einander fort.

In beiden werken ist ein kleines drama Pfeffels Der schatz unbesprochen geblieben, das in allen hervorragenden bibliotheken zu fehlen scheint. Scherer besitzt es, er hätte den herren gewis gern aus der verlegenheit geholfen.

Ich will es seiner seltenheit wegen ausführlich analysieren, nicht als ob ich meinte dass ein commentar zur HD so liebevoll dabei verweilen müste.

Der Schatz ein schäferspiel von einem aufzuge. Franckfurt am Mayn bey Johann Gottlieb Garbe 1761. mit einem motto aus Gresset, dass die schäferdichtung durch eine süfse lüge die herzen zu den wahren gütern leitet, und einem längeren widmungsgedicht an Gellert. darauf das stück s. 1—24, 25—32 Schreiben an einen freund. einiges nähere über Pfeffels dramatische versuche werden bald meine mitteilungen aus Rings handschriftlichem nachlasse bringen. Pfeffel spricht ausführlich über sein nachspiel Der einsiedler, das nach der aufführung ernster dramen nicht plötzlich die süfsen tränen durch komik verjagen soll, wie die bisherigen lustigen nachspiele, sondern *das gemüthe in seiner melancholischen wollust erhalten.* er hofft dass sein Einsiedler *einem herzen, welches noch um den Polyeukt trauret, keine so widerwärtige empfindungen aufdringet, als der Herzog Michel, oder die Liebe durch wechselbriefe.* er verbessert druckfehler des Einsiedlers und gibt einige sprachliche bemerkungen: *doch wenn von der reinigkeit der deutschen sprache die rede ist, so müssen wir Elsasser die hand auf den mund legen.* beide kleine stücke waren für die Ackermannsche gesellschaft bestimmt, die damals öfters in Strafsburg gastierte, vgl. meinen HLWagner[2] s. 122.

Die einheiten sind natürlich gewahrt, der schauplatz ein wald. Chrysant, ein vornehmer bürger aus der nahen stadt, dem eine feuersbrunst sein haus zerstört hat, gräbt vergebens nach seinem hier versteckten geldtopf. eben will er sich erdolchen, als der junge schäfer Hylas aus dem busch springt und ihm die waffe entwindet. er suchte sein verlorenes buntes schaf, wie das im schäferspiel so häufig vorkommt. Chrysant, der eben noch wie ein Timon gesprochen hat, fühlt sich von der anmut des Hylas, dem er eigentlich seines eingreifens wegen grollen sollte, bewegt und will ihm einen ring schenken. der naturbursche lehnt ihn ab; eine recht affectierte scene. er küsst den werteren ring (?), den ihm seine Margaris aus veilchen und narcissen geflochten hat. nicht ungeschickt führt so Pfeffel die verliebtheit seines schäfers vor. Chrysant verfällt dabei in neuen gram und erzählt

auf Hylas teilnehmende fragen, was wir zum teil schon wissen, dass sein haus bei dem letzten gewitter durch den blitz zerstört worden und der schatz, den er während der kriegswirren hier vergraben, nicht mehr zu finden sei. Hylas *o himmel! (laut) freue dich ich habe ihn gefunden, in einem augenblick komm ich zu dir zurück.* Chrysant drückt in einem kleinen monolog seine freude aus, schwankt aber, ob Hylas ehrlich sei, darauf von neuem die zu dick aufgetragene verachtung des hirten gegen alle weltlichen güter, die ihm doch, wie sich unten zeigt, sehr willkommen sein müsten. Hylas weist auch jetzt alles gold ab und bittet nur um den topf, den er mit rahm gefüllt und mit blumen geschmückt am geburtstage seines alten vaters den göttern opfern will. wie oben, so braucht Pfeffel auch hier solche arcadische sentimentalitäten verständig zur exposition der verhältnisse. Chrysant preist den vater glücklich, Hylas lädt ihn in seine hütte zu brot und milch und einer rast auf weichen fellen ein. da kommt Margaris, die ihren Hylas vergeblich gesucht hat. ein lebhaftes gespräch entspinnt sich. Pfeffel führt das beliebte motiv (zb. in Rostschen gedichten) ein dass ein reicher alter freier dem jungen liebespar gefahr bringt. Damon hat fünfzig schafe, Hylas nur zwölf; morgen wollte Hylas bei der mutter anhalten, heute hat sie die tochter dem begüterten greise versprochen. Chrysant will trösten und offenbar mit seinem geld einspringen, aber — recht hübsch — die aufgeregten liebenden schneiden ihm immer das wort ab. die mutter Myrtha schilt die säumige tochter und sagt ironisch zu Hylas, er werde der Margaris hoffentlich die reiche versorgung gönnen, worauf erst Hylas, dann Margaris ohnmächtig ins gras sinkt. dieser theatereffect veranlasst Chrysant zu dem ruf *nun weide deine blicke, grausame mutter!* und stimmt Myrtha plötzlich weich. der dichter zieht der spannung wegen die ungewisse situation der ratlosigkeit in die länge, bis endlich Chrysant, da Myrtha vergebens fleht *ihr nymphen rathet mir,* die pecuniären schwierigkeiten beseitigt: *gehorche der natur, bis morgen ist der hirt der reichste dieser flur,* er will dem Hylas eine herde zum brautschatz kaufen und so zum ersten male sein gold den göttern weihen. dank, umarmungen. zur guten stunde stellt auch vater Palämon sich ein. er sucht seinen sohn *ihr faunen! saget mir, wo ich ihn finden kann.* Hylas tritt ihm freudig entgegen. auch hier zeigt Pfeffel ein unläugbares geschick. Hylas will dem vater sein glück verkünden, aber auch der vater bringt frohe kunde und überlegt zuerst, ob Hylas schon davon unterrichtet sein könne *(für sich) es kann nicht möglich seyn, dass er schon alles weiſs.* man kann es oben als fehler bezeichnen dass Hylas dem Chrysant gar nicht berichtet, wie er den geldtopf gefunden hat — dass Chrysant nicht danach fragt, lieſse sich aus der verwirrenden freude erklären —; der dichter holt das jetzt nach und hat den vorteil die bewegten fragen und ausrufe jetzt durch zwei

ruhigere kleine berichte sowol beschwichtigend zu unterbrechen als namentlich bei dem zweiten von neuem einzusetzen. Hylas wollte jüngst *bey Phöbus blicken für seine Margaris bethaute himbern pflücken,* als sein Phylax, einen maulwurf witternd, die erde aufscharrt und das rostige gefäfs blofs legt. Hylas hat aber das *unnütze erz* in einen hohlen stamm geworfen und sich bis heute nicht mehr darum gekümmert. als er hinzufügt, Chrysants grofsmut ermögliche seine heirat, entgegnet Palämon dankend, sein sohn brauche des fremden geld nicht. Chrysant *tyrannisches geschick!* Myrtha *doch* ... Palämon *Damon setzet euch zu seinen kindern ein.* allgemeines staunen und ausrufe. Damon ist beim kirschenpflücken vor Palämons augen vom baum gestürzt; er hat darin eine entscheidung des himmels erkannt und den nachbarn verkündet *weinet nicht, weil ich mit freuden sterbe. lebt wohl: Palämons sohn, mein Hylas ist mein erbe. so sprach er und verschied! (alle weinen).*

Chrysant bietet nun all sein geld dem Palämon an *ich will mein schnödes herz der hohen unschuld weihn und ferne von der welt noch endlich glücklich seyn.* Palämon, genügsam wie Hylas, erwidert, er habe vollauf zu leben, aber Chrysant möge zwei armen schäfern, die beim unwetter ihr vieh verloren, aufhelfen und so ein gott der flur werden. beachtenswert ist auch hier im kleinen die sorgfältige motivierung: der wetterschaden weist auf den eingang zurück. Chrysant sagt, das gewitter habe d i e s e gegend nur gelinde getroffen. *gelinde?* wirft Hylas ein, habe es doch die fette flur zerstört und ihm selbst ein schaf geraubt. Chrysant *ich kan nicht reden.* die dämmerung bricht herein. Palämon *du sollst von jetzund an mein gast und bruder seyn und morgen dieses paar zu dem altar begleiten.* Chrysant *kommt, freunde, lehret mich der tugend seligkeiten.*

Ich habe versucht die characteristik mit der analyse zu verbinden. Pfeffel wollte nach seiner eigenen erklärung etwas mehr contrast und interesse in unser schäferspiel bringen, ohne damit seine wesentliche einfalt zu verletzen. er schliefst sich in dieser erweiterung an Gessners dramatische versuche an. die bereicherung besteht vor allem in der verstärkung des sentimentalen characters durch den contrast zwischen stadt und land. Chrysant muss eine leise ähnlichkeit mit einem menschenhasser und dem Harpagon haben. das motiv der Aulularia klingt entfernt an. dieser sentimentale contrast wird aber dadurch geschädigt dass auch unter diesen schäfern der besitz eine so wichtige rolle spielt und alle noch so glänzend aufgetragene reinheit und verachtung nichts gegen die macht des geldes vermag. den alten freier hält Pfeffel im hintergrund, er vermeidet Rosts burleske manier; der greise liebhaber wird nicht genarrt, sondern zuletzt als woltäter verehrt. discret ist auch die etwas habgierige mutter gehalten; vortrefflich ihr *doch* ..., als Palämon das geschenk an

Hylas ablehnt. dem echt schäferlich idealen, verschwommen gehaltenen liebespar ist keine originalität nachzurühmen. auch Palämon ist nur der übliche biedermann. besonderes gewicht fällt auf innere umwandlungen: Myrtha, Damon, Chrysant. edle, zarte, selbstlose gefühle sind im überfluss vorhanden. Margaris tritt zu wenig hervor. der aufbau ist darin dürftig dass eine person nach der anderen auf die bühne kommt und dann bis zum schlusse bleibt. nur Hylas geht einen augenblick fort.

Im gegensatz zum sächsischen schäferspiel enthält dies kleine werk eine menge von motiven. die eigentlich schäferlichen sind aufser Damons testament übernommen. die dialogführung ist geschickt und anmutig, sehr belebt durch die rasch wechselnden kurzen sätze, fragen, einwürfe. die glatten alexandriner werden deshalb oft geteilt. die wie in allen singspielmäfsigen dichtungen seit dem 17 jh. üblichen stichomythien sind weder klapperig noch sentenziös. längere reden und damit tendenziöse tiraden finden sich überhaupt selten in diesem Schatz, der nun endlich wider ausgegraben werden konnte.

Erich Schmidt.

Beiträge zur geschichte der deutschen literatur des XVI und XVII jahrhunderts von dr Hermann Palm. mit einem bildnisse von MOpitz. Breslau, EMorgenstern, 1877. (8 und) 302 ss. gr. 8°. — 6 m.*

Ohne meine schuld hat sich die besprechung dieses lehrreichen buches verzögert, in dem der auf dem gebiete der litterarischen und politischen geschichte seiner engeren heimat wolverdiente verfasser seine zerstreuten arbeiten zusammenfasst und viel neues dazu gibt. deshalb und im gefühle der dankbarkeit für die näherrückung des bis jetzt schwer zugänglichen wollen wir mit dem verfasser nicht rechten, wenn er öfters die neuere litteratur nicht berücksichtigt oder einen ausstehenden kleineren posten doppelt bucht, denn eines widerabdrucks der einleitung zu Rebhun aus dem Stuttg. litt. v. bedurfte es gewis nicht. die arbeiten Palms zeichnen sich weniger durch neue auffassungen und den gröfseren zusammenhang der betrachtung aus, als durch fleifsiges registrieren und unermüdliches sammeln neuer details. ich schliefse mich im folgenden nicht an den plan des buches an, sondern gehe chronologischer vor, beginne also mit Rebhun.

Palm hat sich so gut wie ganz auf die formelle bedeutung der Rebhunschen dramen beschränkt. was er sonst bemerkt, ist etwas flüchtig. Rebhun ist wegen seiner metrischen correctheit oft überschätzt worden. wenn man die Schweiz, den erst

[* vgl. Augsburger allgemeine zeitung 1877 nr 266 beilage (LGeiger). — Zs. f. d. phil. 9, 243 (EHöpfner).]

hier dann in Augsburg würkenden Sixt Birk im auge behält und etwa bedenkt dass BWaldis schon im februar 1527 in Riga seine vortreffliche *Parabell vam vorlorn Szohn* aufführen liefs usw., wird man nicht mit Palm Rebhun als begründer des neuen biblischen dramas feiern. dass ferner die Susanna leicht das beste deutsche stück des xvi jhs. ist, wie er s. 90 will, wird nicht jeder zugeben. soll auch das *deutsche* betont und deshalb von Naogeorg und Frischlin abgesehen werden, so bliebe zb. der Joseph des Thiebolt Gart, der es würklich verstanden hat, der leidenschaft pathetischen ausdruck zu geben.

Ich widerstehe der versuchung, eine entwicklung der Susannadramen zu geben und damit die feine, von Palm nicht erwähnte darstellung HGrimms Fünfzehn essays s. 142 ff zu ergänzen, da wir eine nähere übersicht über die dramatischen stoffe jener zeit, die abhängigkeit der gestaltungen unter einander und ihre verschiedenheit von Scherer zu erwarten haben.

Rebhun ist nicht der erste bearbeiter des stoffes. der nüchterne redselige Birk gieng ihm 1532 voran. beiden ist *ludi utilitas* die hauptsache. Birks erster act ist geschickter als der Rebhuns, der dafür das ganze familiärer, gemütlicher anfasst. spätere trugen fremde tendenzen hinein, wie der niederdeutsche Leseberg, auf den katholischen clerus schielend, die polemik gegen das cölibat. Frischlin, schon in der Rebecca gleichgiltig gegen das tugendhafte brautpar, verweltlichte den stoff und wandte all seine virtuosität auf die zeichnung der beiden lüsternen greise, zu breit oft, aber sehr ergetzlich im einzelnen, ohne scheu vor gewagten effecten und derben mitteln der characteristik und rede, aber auch ohne den schlichten sinn für die reinheit der glücklichen familie, wie er denn die kinder nur erwähnt (4, 7), zugleich, wie immer, ohne sparsamkeit im ausbau, so dass sein verstärkendes episodisches beiwerk das ganze erdrückt. Heinrich Julius, sein nachahmer, gieng dann noch weiter.

Rebhun steht im ausgesprochenen gegensatz zum volksmäfsigen fastnachtspiel, er hasst es als *lose geschwenck vnd fabelmehr*. darum die gröste vorsicht, ja nichts dem heiligen fremdes, anstöfsiges in sein stück zu ziehen. dass er darum die würksamsten motive verschmähte, zeugt für sein reines pädagogisches streben, aber nicht für sein dramatisches talent. ähnliches liefse sich für die vielen dramen von Joseph oder vom Verlorenen sohn verfolgen. zimpferlich behandelt er die intrigue, während — von Frischlin ganz abgesehen — auch SBirk die lüsternen richter lebendiger zu schildern bemüht ist; wie die beiden aber die entkleidete schöne belauschen und immer gieriger nach diesen reizen lechzen, hat Rebhun darzustellen verschmäht. gleich die exposition zeigt, worauf es ihm ankommt; er will eine ehrsame familie, die keusche herrin an der spitze, vorführen. er tut dies nicht in der zudringlich lehrhaften weise, wie Heinrich Julius

eine förmliche katechisation einlegt, sondern in der einfach innigen weise seiner zeit. die alten eltern, die schwester Rebecca kommen; das treue gesinde glaubt nicht an die schuld der frau, der abschied, als sie vor gericht geführt wird, ist die beste würkung. wie Wickram seinen Tobias mit einer lieblichen kinderscene geschlossen hat, so weiſs auch der schüler Luthers die kinder der Susanna zwar als wolerzogene musterkinder aber doch nicht ohne naivetät auftreten zu lassen: der kleine Jahel lallt *ich auch wil fumb vnd thosam sein.* die Susanna selbst bleibt überall unlebendig, da frömmigkeit und keuschheit keine bühnentugenden sind und ewige gebete im drama bald ermüden. gut hat Rebhun das ahnungsvolle' bangen der Susanna bei der abreise ihres gatten Joachim geschildert, der dann seinerseits mit einer unbestimmt drängenden angst wider heimkehrt. Frischlin, immer lebhafter, drastischer, auch cynischer, lässt die alte mutter träumen dass zwei alte böcke die ziege Susannens bespringen, und den Simon der Susanna einen traum vortragen, in den die bekannte anecdote von der juden messias hinein spielt. auch Rebhun suchte schon den stoff durch episoden zu bereichern *ad depingendam judicum iniquitatem,* wie die witwe Olympa von dem reichen Baldam durch bestechung der richter ganz schuldlos um einen acker gebracht wird. dieser handel wurde in der zweiten ausgabe noch erweitert und eine längere rede des knechtes Malchus an das publicum hinzugefügt. die nebenhandlung berührt sich mit den dramen vom ölkrüglein der witwe. widerum sind Frischlins episoden ungleich drastischer. — die sprache ist correct, aber allzu gleichmäſsig gewählt. die abstufung fehlt. bei den chören ist das vorbild der antike nicht nur metrisch zu spüren. wie Sophocles sein *Ἔρως ἀνίκατε μάχαν,* so legt er nach dem 1 acte, der die buhlerei vorgeführt hat, einen chor *Fraw Venus groſs ist dein gewalt,* erst eine gereimte strophe, dann eine halbmeistersingerische *proportio* als antistrophe.

Dass Rebhun mit erfolg dem ideale einer biblischen kunsttragödie zustrebte, ist doch das streben nach edler form bei ihm künstlerisches bedürfnis, darf nicht geläugnet werden. gleichzeitige bearbeitungen desselben stoffes bleiben weit zurück. so kenne ich ein Magdeburger schuldrama Susanna, wahrscheinlich 1534 verfasst, in *Ein lieblich und nützbarlich spiel von dem Patriarchen Jacob und seinen zwelff Sönen, Aus dem ersten Buch Mosi gezogen, und zu Magdeburg auff dem Schützenhoff, im* 1535. *iar gehalten. Dabey ein kurtz vnd seer schön spiel, von der Susanna, jetzund erst gedruckt.* H4. kurze vorrede des verlegers, dessen name nicht angegeben ist; wahrscheinlich Lotther, der 1537 eine Esther druckte. zur Magdeburger schulkomödie vgl. Goedeke s. 306. nach unserer vorrede fanden sich leute von nah und fern zu diesen schon damals länger eingebürgerten spielen ein; der prologus zur Susanna bezeichnet es als *alten brauch, ein deudsch spiel fürzu-*

tragen. ob etwa Birk einwürkt, kann ich jetzt nicht vergleichen. familienscenen kommen gar nicht vor, der überfall ist trocken abgehandelt. keine episode, keine pathetische reden, am schlusse nicht die vereinigung zum mahl, sondern das ganze bricht mit der schlussrede Daniels ab und der *beschluss* nur fordert dazu auf, die hinrichtung der grauen sünder anzuschauen, die bei Rebhun usw. auf der bühne erfolgt. nur einmal nimmt der verfasser einen frischeren anlauf, als 1, 2, nachdem Joachimus 1, 1 durch eine moralisierende und orientierende rede ausgefüllt hat, Balach und Esrom sich unterhalten und dabei ein wenig schrauben, denn beide haben böse weiber und *Doctor Sieman hat bei ihnen die herberg lassen bestan.* naiv wird die ganze geschichte trotz dem prolog *hie ist nun Babylon behend doch so das spiel erreicht sein end, Magdeburg es wider werden sol,* nach Magdeburg verlegt, da Esrom von Brombey, also wol dem kleinen orte Brumby, spricht F4.

Auffallend ist dass Rebhuns zweites drama (1538) einen kläglichen rückschritt bedeutet. die Hochzeit zu Cana, ein *Hochzeit spiel* betitelt, auch in der form vernachlässigt da es der chöre entbehrt, besteht aus ganz undramatischen, langweiligen gesprächen zur verherlichung eines gottseligen ehestands. auf endlose unterhaltungen zwischen dem bräutigam und herrn Tobias folgen nicht kürzere zwischen der braut und Maria, der braut und der vom eheteufel abgeordneten zauberin. der eheteufel spielt später, nachdem ihn Musculus 1559 näher geschildert, häufiger mit. hier streitet er mit Raphael. die handlung des stückes beschränkt sich auf die tätigkeit beim mahl und das weinwunder. auch Jesus trinkt zu. die beteiligung an der hochzeit bringt ihn dem publicum menschlich näher. Rebhun hat geringe ansätze zur satire und komik in der darstellung der modernen ehe, und in kleineren zügen: einige zechen mit aller hingebung, Simon aber wird als *Dr. Sieman* zu den weibern gesetzt. das stück soll die fromme ehe feiern, wie sonst oft des Tobias oder Isaaks heirat. dies die drei hauptstoffe dieser richtung. wenn LCulman 1547 in seinem ebenso handlungsleeren ehestück *Von der Hochzeyt Isaaks vnd Rebecce, ein spil nützlich vn̄ tröstlich den ehelewten, auch jungen gesellen, vnnd Junckfrawen, so ehelich werden wölln* sehr weitläufig den *Sathan* durch ein *alt weyb* gegen den frommen bund intriguieren lässt, dürfte ihm wahrscheinlich Rebhuns Hochzeit vorgeschwebt haben.

Da Rebhun nur an seine didactik *dem Gottseligen Ehstand zu ehren, vnnd fördernus* dachte, war ihm *die materi vnder handen weiter geloffen,* als er sich versehen, er muste durch tilgungszeichen eine reihe von stellen für die aufführungen preis geben, sah selbst dass eine passende scenenteilung bei diesem formlosen werke schwierig sei, konnte auch in die vorrede nicht alles stopfen, was er noch über sein thema auf dem herzen hatte und

so wuchs gewis aus der arbeit zu diesem drama allmählich ein selbständiges werk heraus, zugleich ein denkmal seiner seelsorgerischen tätigkeit, der *Hausfried.*

Palm übergeht ihn mit stillschweigen, da er nach ihm keine litterarhistorische bedeutung hat. es ist mir doch auch litterarhistorisch sehr interessant, einen aus Luthers kreise populär zur menge reden zu hören, und culturhistorisch wichtig, was er der damaligen ehe vorwirft. wie Rebhun hier schreibt, so hat er sicher auch gepredigt. recht trocken zumeist, dann und wann in der zweiten hälfte ein derbes, kräftiges wort, ohne rhetorischen schmuck. er ruft K_4 der *christlichen matron* zu, auch vor gott und den engeln reinen haupts zu erscheinen und sich nicht *mit einem schwartzen, besudelten, vnfletigen, vnnd schmirbigen küchenhadern* des ungehorsams zu bedecken. er schildert N_6 *böse weiber, Teuffels belge,* die auch den kindern gegenüber kein mafs kennen und *im zorn, nicht allein den gebürlichen ort des hindern treffen, sondern schmeissen darein mit ruten vnd strümpffen, wie vnd wo sie können.* er wird fast burlesk, wenn er O_8 schildert, niemand habe ein hässlicheres, gebrechlicheres, unsaubereres weib geheiratet, als Christus, *vnd wer ist Christus? ist er auch so ein scheufslicher, vnfletiger, vnfreundlicher, betlischer, vnd hesslicher freyer gewesen, das man möcht sagen: Cascus Cascā duxit, Scheufslich hat vnflat zu der Ehe genommen? vnd gleich vnnd gleich gesellet sich gerne? Mit nichte ..... dennoch hat er die vorgemelte seine Braut, vngehindert jrer scheufslichkeit, hertzlich lieb gehabt;* das wird weiter ausgeführt und angewendet. Christus hat für seine gattin in schweifs gearbeitet, das sollen sich merken *alle lose schlüffel, faule Luntres, vnd tölpel,* die ein weib nehmen, aber das geld verspielen, versaufen und *verspacieren.* weiter schilt er, immer bei dem vergleich bleibend, die *groben Rültzer,* die ihrer schwangren frauen weniger verschonen, *denn eines wilden viehes,* die spieler und säufer und haustyrannen P_4 f. am schlusse werden der *vnfriedliche, zenckische Eheteuffel vnnd hader Satan* und der *liebe holdselige Haufsfried* gegenübergestellt.

Rebhun arbeitete offenbar sehr sorglos. deshalb die vielen druckfehler und die schleppende breite. die 1540 erschienene *Klag des armen Hanns vnd Sorgenuol* hat er laut der vorrede an seinen schwiegervater Hans Widman schon *vor etzlichen jahren* begonnen aber aus *unmufs* liegen lassen. das gedicht bezeugt wie auch manche stelle des Hausfried seine teilnahme für die niederen stände. es ist für die armen handwerker geschrieben zur abwehr gegen bauchsorge, finanz und practik. der arme Sorgenvoll muss wegen schulden seinen weinberg verpfänden und sucht trost in der heiligen schrift. die gespräche mit den überaus mitteilsamen Adam, — Abraham wird *vberhupfft* — Isaac, Jacob, Moses, Helia, Heliza bieten viel weitschweifige moral und allbekannte biblische geschichten. hübsch schildert Adam seine

zufriedene armut, lebendig klagt Sorgenvoll über seine lage und die üppige zeit mit ihrer kleiderpracht, ihren teuren bauten, *vierley gericht,* ihrer verschwendung auch im handwerkerstand; auch er hat zu flott gelebt und sich leider nicht an *kraut vnd sup* und ans *kofend krüglein* gehalten. zuletzt kommt Christus. das lange gerede gipfelt in der protestantischen gnadenlehre. Rebhuns fehler ist, alles breit zu treten und zu entwerten. er sagt ansprechend, die vöglein hätten weder bäcker noch koch, fügt aber gleich die geschmacklose bemerkung hinzu dass adler, greif, trappe, straufs mehr brauchen, als das *zaunküniglein.*

Über Rebhuns metrik hat Palm ausführlich gehandelt und alle mafse zusammengestellt, deren sich derselbe bedient. Rebhun übertreibt den wechsel. bei Gottsched, den Palm einmal erwähnt, hätte das citat des tüchtigen aufsatzes über die metrik der Klag des armen manns gegeben werden sollen Crit. beytr. 1732, 622—631. Palm unterlässt es auch, neue schriften nachzutragen, wie Höpfners Reformbestrebungen. Rebhun ist entschieden der vorgeschrittenste, aber die ganze reform an seinen namen zu knüpfen, geht doch nicht an. an eine würkung gar bis nach Schlettstadt ist gar nicht zu denken. eher könnte ThGart, dessen Joseph sprachlich und metrisch alles lob verdient, von der Schweiz aus angeregt worden sein. die Schweizer waren überhaupt zu nennen, wo von neueren künstlichen chören die rede ist, zb. Kolros und Birk mit ihren Sapphicis. — von Wittenberg aus die ersten versuche eine deutsche grammatik auf Luthers sprache zu gründen, wie schon Rebhun vor hatte. von Wittenberg aus eine protestantische dramatik, lehrhaft, erbaulich bei Rebhun und seinen nachahmern, polemisch-satirisch bei Naogeorg. wichtiger als mündlicher oder schriftlicher unterricht ist der *sichtige.* so sagt Rebhun im nachwort zu Tirolffs Pammachius-übersetzung. seine tätigkeit an diesem werke zeigt dass er als eine autorität galt. Naogeorg, abgesehen vielleicht von seinem oft an Aristophanes erinnernden Mercator, hat eine zerflossene form. noch mehr in den Incendia, als im Pammachius. Tirolff lernte die *numeri probati,* welche der verfasser der übersetzung nachrühmt, von Rebhun, Rebhun revidierte den text und lobte den besonderen *vleis vnd neygung* Tirolffs zum verdeutschen, er wandte sich empfehlend *An die Deudschen leser,* er hatte die zerflossenheit des ganzen durch die bezeichnung wegzulassender stellen *zum spilen vnd anzurichten bequem zu machen.* und es ist rühmlich anzuerkennen, wie alle dies stück, das man *mit offentlichem Schawspil auch für den gemeinen man bringen* wollte, *recht volkumlich deudsch* zu geben bemüht waren.

Das gefolge, welches Palm s. 96 ff dem Rebhun beigibt, ist viel zu grofs. Gervinus schon gruppierte eine reihe von dramatikern um Rebhun; er war froh, für seine darstellung des dramas ein par feste puncte zu gewinnen. ein mann wie MHayneccius

kam gewis selbständig zu seinen metrischen neuerungen in nachahmung der alten; wenn aber im eingang des zweiten actes von Almansor der *Schulteuffel* und genossen manchmal in iambischen dipodien sprechen, so war das das eigentliche metrum des teufels, vgl. zb. des Macropedius Rebelles. auch sonst in erregten scenen; dafür auch anapäste, so bei SBirk öfters. das deutsche und lateinische drama darf nie aus einander gerissen werden.

Zunächst müsten alle werke des Wittenberger kreises genau untersucht werden, nicht nur die dramatischen. auch EAlberus kommt in frage. gab Rebhun den ersten anstofs oder würkten andere schon vor und mit ihm? weiter ist entschieden Zwickau durch Rebhun ein ausgangspunct der reform geworden. so stammt aus Zwickau der Lauensteiner pfarrer Matthäus Seydel, der 1565 dem Nürnberger rate, seinem patron, gereimte *Euangelia* auf alle sonn- und festtage *auffs einfeltigste inn gemeine Teutsche reime gebracht* widmete (Nürnberg, Heufsler P3). er hat viele vorgänger. seine behandlung des stoffes interessiert uns hier nicht. er tut folgende durchaus ernst gemeinte äufserung über die popularisierung der bibel *man predigt, liset, saget, singet, tichtet, reimet, spielet, mallt vnd bildet, blewets vnd kewets (so zu sagen) so gar deutlich für, wie für augen.* von biblischen dramen nennt der Zwickauer zuletzt die Susanna. seine verse sind noch nicht correct, aber er strebt unverkennbar und nicht erfolglos nach richtigen iamben mit stumpfem ausgang. er achtet auf die form und weifs dass damals gewisse *Meister klügling, naseweise calumniatores alle reymen vnd syllaben auffs spitzfündigst vnd genaweste an fingern abzelen, auffs scherpffste examinirn* usw., er hofft später vollkommener zu werden, er weifs dass die äufserliche reimerei *wenn sich nur die hintersten sylben reimen* nichts taugt.

Eng reiht sich der erwähnte Hans Tirolff von Kahla an Rebhun an. als er seine *erste frucht des Rheimens vnd geistlichen Spiel machens* 1539 herausgab, kannte er Rebhuns metrik, schloss sich ihr aber nur so weit an, dass er seine reimpare leidlich rein hielt und den stumpfen ausgang bevorzugte. keine chöre. sonst hat er wenig sinn für metrische feinheit und variation. er verlässt den iambischen dimeter nur, um dem *Sententzreichen Latein vnd der künstlichen Elegantz* des Pammachius *dester bas* nachzukommen und stellt deshalb *alle Reym durchaus von Zehen sillaben*; doch laufen manche versehen unter.

Sein eigenes drama heifst *Aus dem Buch der Geschöpff, das* xxiiii *Capitel, die schöne Historia, von der Heirat Isaacs vnd seiner lieben Rebeken, jnn ein Spiel Rheimweis gesetzt* (Wittenberg, Klug, 1539), gewidmet zur hochzeit einer verwandten. er dichtet im dienste der reformation *weil es itzt ein gemeiner brauch worden, vnd von allen hochgelehrten leuten als nützlich vnd löblich gepreiset wird, solche geistliche Spiel zu machen.* das alttestamentliche pendant zu Rebhuns Hochzeit zu Cana, ein spiegel, wie

christliche eltern ihre kinder christlich verheiraten sollen. ein schwacher erster versuch: *er hats noch nicht in grofsem brauch denn er mit diesem hebet an auch ist der handel so gethan das er nicht ist fast mancherley, vnd geht gantz still on als geschrey.* das stück ist öde und handlungslos. selten erfrischt uns ein leiser satirischer zug aus der gegenwart, wenn er die schlimmen ehen aus dem modischen lotterleben herleitet und *der zerflamten kleider dracht* schilt. 3, 3 macht er einen schwachen versuch, eine faule störrische magd Dina zu characterisieren, wie sie in den Tobiasdramen stereotyp ist. aber 4, 3 das familienessen hat einen hauch der traulichkeit und naiven bürgerlichkeit: die hausfrau nötigt zum zugreifen, da es nicht viel besonderes gebe; als das *zugemüs* erscheint, mahnt sie nicht mehr *wer kraut will essen mag es thun ich mags euch nicht oft heifsen nun,* Rebekka richtet an, man trinkt sich zu. schliefslich geht es zum hochzeitsmahl, der *wirtschafft,* ins haus.

Der Zwickauer Hans Ackermann hätte ein par worte mehr verdient. vgl. Scherer Allg. d. biographie 1, 35. er ist nach seinem eigenen zeugnis von Rebhun abhängig; auch bei ihm das princip der stumpfen reime in fortlaufenden versen von vier hebungen. besondere aufmerksamkeit hat er auf die reimbrechung verwendet. es ist bei ihm feste regel, das reimpar auf schluss und anfang der kleinen reden zu verteilen; er neigt deshalb zur stichomythie. auch bei ihm ist das zweite stück der Thobia 1539 sorgloser, als das erste der Verlorene sohn 1536. es hat keine act- und sceneneinteilung. der Thobia ist knapper, als der Wickramsche, aber ohne frische in den familienscenen. das luderleben des verlorenen sohnes behandelt er sehr behutsam, besonders matt ist die scene mit der buhlerin Gred. — seine nicht dramatischen gedichte, die gleichfalls wenig talent verraten, berühren uns hier nicht.

Palm gibt weiter bemerkungen über Chryseus, Krüginger, bei dem die entwicklung recht deutlich entgegentritt, LMai und einige entfernte spätere dramatiker. Mai wird zu sehr gelobt, Krügers s. 100 citierte action *Von dem anfang und ende der welt* ist viel frischer, sowol in den drastischen teufelscenen, wo die höllischen mit den hexen tanzen usw., als in der echt protestantischen scene, wo die kinder des armen Christophorus das *Erhalt uns herr bei deinem wort* anstimmen. für den processhandel im himmel konnten zb. noch SWild und Meckel herangezogen werden.

Nicht alle Zwickauer dramatiker sind Rebhunianer. JGreff gehört nicht zu ihnen. der Mundus (Wittenberg 1537) ist von der speciell Rebhunschen metrik unberührt. aber er spricht von anderen anregungen, die näher zu erwägen wären, durch GMajor, EMilde, GSabinus (in der vorrede *quod tu unus prę aliis me ad hoc genus scribendi Rythmos Germanicos excitasti multumque & diligenter es exhortatus* [nachtrag: vgl. jetzt Scherer D. studien III].

Um beim drama zu bleiben, lasse ich den vierten beitrag **Das deutsche drama in Schlesien bis auf Gryphius** folgen, der eine bequeme zusammenfassung früherer leistungen bietet. bei Adam Puschmann kommt Palm wenig über Hoffmann vFallersleben hinaus. EGötzes monographie über den meistersänger Adam Puschmann von Görlitz (Neues Lausitzer magazin 53) kenne ich leider nicht. auch die geschichte der schauspielkunst wird sich manches entnehmen. Palm selbst kennt eine reihe von stücken nur dem titel nach; so hätte ich gern etwas über die alttestamentlichen dramen von Rätel gehört, schon wegen des interesses, das uns sein trefflicher nachkomme, Holteis magister Rätel, für die chronik des alten einflöfst. s. 122 u. darf man wol an Frischlins Phasma erinnern. über die abhängigkeit der dramen unter einander wird sehr wenig beigebracht. s. 123 ff die schulkomödie. wichtig ist dass die gymnasiasten heimlich schmutzige, unsittliche spiele aufführten; oder sahen sie nur dergleichen aufführungen von handwerksgesellen usw.? Palms ausdruck ist nicht klar. wir dürfen nach s. 124 o. schliefsen dass Gryphius vielleicht schon auf der schule durch übertragungen italienischer stücke in der art des Capitano Spavento für den Horribilicribrifax angeregt wurde. das 1610 in Bunzlau aufgeführte stück Von zwei jungen fürsten, so von Altenburg in Meifsen sind entführt worden, also der sächsische prinzenraub, war wahrscheinlich eine bearbeitung von Cramers Plagium 1593, 1605 von dem Zwickauer Sommer verdeutscht, dessen übersetzung VSenftleben vielleicht benutzte. HLincks Julianus wird s. 125 so flüchtig behandelt, dass man gar keinen eindruck gewinnt. der titel Kobers Idea militis vere christiani s. 126 (für einen stoff aus der politischen geschichte) weist auf den vielbenutzten Miles christianus 1590 von Dedekind. diesen hat Bechmann 1604 deutsch popularisiert und, wie im niederdeutschen drama üblich, plattdeutsche bauernintermezzi eingelegt. ist vielleicht Kober dadurch angeregt worden? denn Palm findet bei Kober 'die älteste probe des schlesischen bauerndialects in absichtlicher nachbildung'. Czepkos Pierie 1636 scheint nach den kurzen notizen s. 127 schon den mächtigen einfluss der oper zu verraten.

Noch einige worte über ZLiebholds *Ein schöne Historia, von einem frommen Gottfürchtigen Kauffmann von Padua,* Palm s. 125. das stück, 1596 den Breslauer kaufleuten gewidmet, geschrieben *aus sonderlicher lieb vnd gunst des ehestandes,* behandelt, wie Palm natürlich bemerkt, den stoff des Cymbeline. Genée erwähnt das stück nicht. die erste quelle ist bekanntlich Decam. 2, 9. Palm tadelt im hinblick auf Shakespeares Leonatus dass hier der teufel in eigener person den anstofs gibt. ich habe oben von dem eheteufel gesprochen. Liebhold folgte also der tradition der Susanna usw., wenn hier der eheteufel aus ärger über die glückliche ehe selbst eingreift und die alte kupplerin Pragmatica zu Falsarius

schickt. sie vollzieht dann die list, welche sonst eine bestochene zofe ermöglicht. im siebenten acte spricht der teufel seine wut über den gescheiterten anschlag aus; als im zweiten Falsarius den schmuck an sich nimmt, hält er einen freudenmonolog. Liebhold bringt am schlusse des zweiten actes den burlesken zug an dass das *alte rumpelscheid* den eindringling einladet, auch bei ihr zu schlafen. sonst hat Liebhold das ganze sieben acte durch furchtbar in die länge gezogen. 1) die wette in Mantua (nicht Paris); 2) die list; 3) der scheinbare beweis; 4) abholung, freilassung und verkleidung der frau; 5) sie wird unter dem namen Egregius schreiber am hof zu Candia (nicht Alexandria); der ganze act wird für diese anstellung aufgebraucht; 6) messe, gefangennahme des Falsarius, gerichtsverhandlung, lösung; 7) heimkehr. besonders störend ist die breite vom vierten act an. die moralisierende manier zeigt sich schon äufserlich in den namen: Veridicus der gatte, Falsarius sein widerpart, Castitas die keusche frau, Pragmatica die kupplerin, Monitor der brave bote. Liebhold macht manche elementare schnitzer, zb. wird im sechsten acte vor gericht weitläufig erzählt, was wir vom ersten act her wissen, und jeder nebenumstand so ausführlich wie ein hauptmoment behandelt, aber er ist durchaus nicht ohne talent. die ehrsame zurückgezogenheit der Castitas, ihr abweisender stolz gegen die verleumdungen, welche Falsarius gegen ihren gatten vorbringt, ihre bangen ahnungen sind lebendig geschildert. Castitas hat viel von der Susanna der früheren dramen. wir sehen sie mit der magd und den kindern Gnatus und Gnata zusammen, die ihr herzliebes mütterlein trösten und später in schlafpelz und haube zum nachtgebet herbeikommen, bewegten abschied von ihr nehmen und in dem sonst öden schlussact jubeln

Mein hertzes liebstes Väterlein,
hertz allerliebstes mütterlein,
mein schönstes güldens mütterlein,
o vnser frommes väterlein.

das stück ist wol auf bestellung geschrieben. fortwährend nimmt der verfasser rücksicht auf die aufführung und gibt den darstellern winke. komisch dem eheteufel 1, 3 *NB da hat er ein blafsbalck, vnd bleset Falsario hinderwertig ein.* auch die geringe schauspielerzahl wird bedacht; über das hereinschaffen des kastens bemerkt der verfasser *NB diese vier personen können von den zusehenden vermocht werden.*

Auf Gryphius und die zweiten Schlesier geht Palm nicht mehr ein, dagegen ist dem hauptgegner des schwülstigen kunstdramas, Christian Weise der erste und längste aufsatz gewidmet. derselbe, 1854 als programm erschienen, ist den fachgenossen wolbekannt und wegen der sorgfältigen belehrung, die er spendet, wert. wenn ich im folgenden einschränkende und ergänzende bemerkungen dazu gebe, soll das keineswegs ein tadel

sein. der eine sieht dies, der andere das. einiges aus der von Palm in den anmerkungen angeführten litteratur ist mir nicht zugänglich gewesen. ich nehme jedoch an dass er alle wertvollen ergebnisse dieser arbeiten benutzt hat.

Für Weises leben stützt sich Palm natürlich auf Hoffmann und Grosser (s. u.). die stark ausgeprägte orthodoxie der eltern erscheint in ihm gemäfsigt, wichtiger ist die andere vererbung: er erzählt uns gelegentlich dass seine mutter früh zu correcten briefen angehalten worden sei. dazu kam das interesse des vaters für die deutsche sprache, und die einwürkung Keimanns, der sowol schuldramen als geistliche lieder verfasste. Weise war schon als knabe ein flinker stilist und versifex. ferner erzog ihn der vater zum erzieher. die pädagogische art, die bei ihm fast überall hervortritt, ist schon früh ausgebildet worden. in ihm verbindet sich das volkstümliche mit dem magisterlichen verstande zur reaction gegen den vornehmen epicureismus und sinnlichen ausdruck Hoffmannswaldaus, wie gegen den schwulst Lohensteins.

Die studienzeit in Leipzig muss einen stärkeren accent erhalten. nicht nur dass hier der höhere 'politische' — ich könnte dies Weisesche lieblingswort nur mit vielen worten umschreiben — ton herschte. Leipzig hatte eine feste tradition der flotten burschikosen lyrik von den Finkelthaus usw. an bis zu Günther, zu Lessing, zu Goethe. wie man Günthers lieder in studentenkneipen noch in den siebziger jahren des vorigen jahrhunderts viel sang, zu Günthers zeit die Weiseschen udgl., so als Weise studierte die oft rohen, aber immerhin frischen lebensfrohen gesellschaftslieder von Schoch. Weise, der seine lyrik als ganz unerlebt hinstellt, hat dem Leipziger galanten leben gewis auch seinen tribut gebracht. wahrscheinlich ist er, der die liebe ein *malum necessarium bey einem jungen kerlen* nennt, wie sein Gelanor Erznarren cap. 13 *in seiner blühenden jugend der liebe auch durch die spiefsruthen gelauffen;* die kneipereien seiner romane sind nach eigenster anschauung geschildert. er rühmt Leipzig Erzn. cap. 46. viel individuelles haben seine jugendlieder nicht, aber sie schlagen ungezwungen den ausgelassenen ton des studentischen trink- und liebesliedes an. natürlich und populär waren seine ideale, aber mit der academisch exclusiven einschränkung, die auch Schoch usw. haben: die lieder sollen nicht in den mund der bauern gelangen. es ist der ton und die luft der studentenkneipe, lustig, aber leicht ungehobelt, niedrig, schmutzig, wo Hoffmannswaldau im salon nur frivol, nie cynisch wird. Weises eigenes verdienst in diesen doch leicht zu treffenden gesellschaftsliedern ist nicht zu grofs. er zeigt leichtigkeit des ausdrucks, genrebildlichen realismus und beweist einen derben gesunden sinn dass er die neue spielerige schwülstige lyrik links liegen liefs. seine nachfolger sind Günther in manchen trinkliedern udgl., die gemeinen

gesellen Hanke und Stoppe, in den strohkranzreden mit ihren unsauberen anspielungen Henrici-Picander. auch für seine komödien mag Weise in Leipzig durch Schochs realistisches lustspiel vom studentenleben angeregt worden sein.

So der student Weise. der rector Weise hängt diese lyrik an den nagel und vertritt fortan in seinen gedichten den standpunct der platten nützlichkeit. in der mitte stehen die lieder seiner romane, besonders der Drei klügsten leute. zur bettelpoesie war er zu stolz, er hat sie hübsch parodiert Polit. näscher s. 140 f. die Notwendigen und die Reiffen gedancken 1675 und 1682 haben keine spur von poetischem wert. das dichten ist nur *ergetzlicher nebenfleifs.* man kann es lernen, solche schmuck- und phantasielose gedichte auf hohe personen, schulfeste, jahrmärkte, studia, fünf variationen auf einen schnupfen beim herbstwetter udgl. (Reiffe ged. 430, 436), z. t. paradigmatisch für die schüler, zu verfertigen. jetzt ist Opitz sein mann; er macht dass *unsre lieblichkeit sich als ein zuckerstaub auf alle sylben streut,*

ja freylich, Opitz hat den rechten glantz erfunden
und allen nebeldampf durch arbeit überwunden
er schwang die faust empor, und brach die rauhe bahn
dass auch ein blöder geist dieselbe treffen kan (!)

und doch fühlt sich Weise den gattungen, welche schwung verlangen, gegenüber ohnmächtig; deshalb empfiehlt er für die cantate das latein. seine epigramme stehen nicht viel höher, als Zumpts gereimte genusregeln, denn sie sollen *curieuse realia* lehren, geschichte, grammatik, moral. besser gelingen kleine scherze und die trockene satire. früher grob und cynisch — jetzt sehr behutsam gegen alle extravaganzen will er zb. für die weihnachtsumzüge den oft etwas hanebüchenen knecht Ruprecht durch einen *gesitteten engel* besetzt sehen. in allen seinen geistlichen liedern erhebt er sich nicht über ein alltägliches mittelmafs. die zweiten Schlesier entführen die poesie dem gewöhnlichen leben, Weise nimmt die allergewöhnlichsten und unpoetischsten gegenstände zum vorwurfe gereimter politischer gedanken; sind jene im ausdruck immer sinnlich, tropisch, verstiegen, so ist er, welcher erst der italienischen lüsternheit eine saftige derbheit entgegengehalten hatte, später nüchtern und philiströs.

Auf seine anleitungen verschiedener art will ich nicht eingehen, da Palm alle wichtigsten stellen, so weit ich sehe, ausgezogen hat, auch auf die nachfolger nicht. aber einige allgemeinere bemerkungen mögen platz finden. Weise ist ein stilistischer parteiführer und leitet die gegenströmung gegen die zweite schlesische schule. während diese im schlesischen adel den Marinismus ausbreitete, sind die grundprincipien der Weiseschen *manuduction*, nach welcher er seinen adeligen beständig das *disce loqui* zurief, einfachheit und klare gliederung durch *allerhand manierliche divisiones und subdivisiones.* die schüler, welche auf dem freien

kleinen *theatro* der classe sprachen, um sich für das politische leben zu üben, behandelten sehr simple gegenstände in der entsprechenden form ohne viel rhetorische floskeln, als dann und wann einen *anständigen excess in der lieblichen redensart.* Hoffmannswaldau und Lohenstein sprechen mit verachtung von dem *mittelmaafs,* Weise findet gerade in der *galanten mediocrität* sein stilistisches ideal, sein *naturell* weist ihn auf einen *populairen stylum* und auf *angenehme extemporalität,* er vermeidet alles *gezwungene, alle weitgesuchte redensarten,* er will nicht *den nahmen eines wohlsetzenden, eines hochbegeisterten, sondern eines einfältigen und deutlichen concipientens verdienen.* immer wider mahnt er, alles *naturell und ungezwungen* zu sagen, unendlich oft verspottet er, wie im norden der derbe realist Lauremberg, die geschraubte mit tropen überladene *italiänische schreibart.*

Weise ist von der grösten bedeutung für die geschichte des stils. das hat zuerst mit dem ihm eigenen scharfblick der geistreiche Wernicke erkannt, der die Schlesier unbarmherzig angriff. aber der feine hofmann, welcher an Quintilian usw. und Boileau geschult einen *sinnreichen, nachdrücklichen und männlichen* stil verlangte, konnte sich auch mit Weises nachlässigem alltagscostume im gegensatz zum italienischen prunkkleide nicht zufrieden erklären. verhönte er den Lohenstein, tadelte er mit Boileau *le clinquant* des Tasso, so sagt er dagegen in einer anm. s. 159 (vgl. 414) *Weise und Francisci* (der verfasser des Höllischen Proteus usw.) *vieler anderer anjetzo zu geschweigen, hätten sich mit recht einen nahmen in Deutschland gemachet, wenn sie weniger geschrieben hätten. es sind zwey flüsse, welche wegen ihres schnellen und ungewissen laufs so viel schlamm und unflaht mit sich führen, dass man den güldenen sand derselben nicht erkennen kan. Weise insonderheit hätte wegen seines geschickten kopfs und seiner artigen einfälle viel gutes in der deutschen sprache stifften können, wenn er sich auf ein gewisses gelegt und dasselbe auszuarbeiten sich zeit genug genommen hätte.* konnte man gegen die Schlesier mit Boileau rufen *que toujours le bon sens s'accorde avec la rime,* so mit ihm gegen den ungepflegten breiten stil Weises *polissez-le sans cesse et le repolissez.* die folgenden poetisch so unergiebigen jahrzehnte sind durch eine grofse stilistische auseinandersetzung im grofsen und einzelnen (Neukirch zb.) ausgefüllt, die ich einmal zusammenhängend vorzuführen hoffe. drei parteien, darunter viele eclectiker. die mittelpartei, classicistisch unter französischem einflusse, entsteht in Preufsen. widerum hat Wernicke diese erste litterarische tat des aufstrebenden Preufsens hervorgehoben in der vorrede 1704 *unterdessen so scheinet es, dass der königlich-preufsische hof auch in diesem stücke des vaterlandes ehre befodere und die vor zeiten sogenannte götter-sprache von der verachtung retten, und zum wenigsten zu einer männlichen sprache machen wolle. sintemahl sich an demselben einige*

vornehme hoffleute (Canitz zuerst) *hervor gethan, welche ordnung zu der erfindung, verstand und absehen zur sinnligkeit; und nachdruck zur reinligkeit der sprache in ihren gedichten zu setzen gewust.* die auseinandersetzung war sehr langwierig. die Leipziger und Schweizer schlugen auf die zweiten Schlesier *(schwulst, phöbus, gallimathias)* los und gaben die parole *zurück zu altvater Opitz!* aus. aber schon als Rubeen-Bodmer in den Discoursen der mahlern den schwulst angriff, riefen ihm die Vernünfftigen tadlerinnen zu, er sei selbst nicht davon frei; Schönaich widerholte diesen vorwurf nachdrücklich im Neologischen wörterbuch. dagegen erfuhren die Leipziger den vorwurf des *Weisianismus.* besonders führte Pyra in seinen Erweisen aus, Gottsched habe an stelle des Lohensteinismus nur den alten Weisianismus gesetzt, und leitete des weiteren das *niederträchtige* (niedrige) der neuen sächsischen komödie nicht ohne litterarhistorische berechtigung von Weise her. *schlecht und weisianisch* oder *das elende, matte, weisianische wesen* sind die schlagworte des Miltonschwärmers. er characterisiert 2, 107 Neukirch *erstlich verstieg er sich fast rasender als Lohenstein, und hernach fiel er blindlings fast so tief als Weise.* in der tat wird man die spätere sächsische entwicklung nur verstehen, wenn man Weise kennt. so steht zwischen dem lustspiel der Gottschedin, Gellerts, Schlegels, Quistorps usw. und dem Weiseschen als zwischenstufe das Picandersche. die betonung der beredsamkeit, die freilich höher stehende, nur bei den Omeis und Neumeister Weises flache regeln überbietende überlieferung der dichtkunst an die jungen leute als etwas lehr- und lernbares, die vorliebe für die prosa, die platte, breite, gemeinverständliche schreibart, eine reihe dramaturgischer grundsätze, all das berührt sich nahe mit Weise. Weise verlangt ebenso *glaublichkeit* (Gottsched *gläublich, wahrscheinlich)* mit vermeidung alles *extravaganten,* er hat dieselbe platte auffassung der oper, dass der mensch wol manchmal seine gefühle durch gesang ausdrücke, aber durchgehender gesang absurd sei, wie er auch für den prosadialog eintritt, weil man im leben nicht in versen spreche. Weise vernachlässigte das classische altertum, Gottsched wuste wenig von griechischer poesie usw. beide blickten in erster linie auf die bildung des adels. Weise war hofmeister in adeligen häusern gewesen, verstand sich auf den guten ton, auf briefe und verbindliche redensarten, aus denen die ganze Complimentiercomödie zusammengesetzt ist; politisch ist der, welcher das gemeinwesen kennt, aber zugleich seine eigenen sachen in ordnung hält, sich wol zu bewegen und schriftlich wie mündlich zu äufsern weifs. all das finden wir *galanter, politer* bei Gellert wider. Rabener s. u.

Politisch sind Weises romane und die verwandten schriften mit ihrer legion von nachahmungen. von den letzteren kenne ich nur sehr wenige, auch hat mir Riemers Politische colica die lust nach mehr nicht gereizt. Palm bespricht die romane s. 26 ff, dh.

er gibt auszüge und zahlreiche proben. seine auffassung fordert keinen widerspruch heraus. er stellt sie in gegensatz zu Amadis, Asträa, zum gelehrten und staatsroman, vergleicht sie kurz mit den Gesichten Moscheroschs und dem sittenroman Grimmelshausens und bezeichnet ihre tendenz durch citate. warum hat er sich die stelle gegen den Simplicissimus entgehen lassen, den Weise in den Drei ärgsten erznarren einen *ledernen saalbader* nennt, und Grimmelshausens antwort auf diesen magisterlichen ausfall des Catharinus civilis? wir sehen immer dass Weise an volkstümliche richtungen anknüpft, aber sie zugleich befehdet.

Mit dem gelehrten roman hat er nur in einigen excursen fühlung. er wendet sich an das grofse publicum, dem seine geschichten eine apothekerbüchse (ähnliche bezeichnungen öfters bei Moscherosch und Grimmelshausen) voll practischer politischer lebensphilosophie sein sollen und eine concurrenz gegen französische und deutsche schmutzbücher. er hat gar nichts von rittertum und schäferei, er hat nicht das princip der idealen ferne. er hat den für die zeit der Lohenstein, Anton Ulrich, Bucholz usw. nicht hoch genug zu schätzenden vorzug der kürze. er geht von Moscherosch, Boccalini usw. aus und fügt die reisen, die bei diesen schon vorkommen, abenteuer, autobiographien des picarischen romans bei, darin ein vorläufer Happels, dessen Academischer roman mehrfach an Weise erinnert.

Weises romane zeigen eine steigende entwicklung. Die drei hauptverderber sind kein roman, sondern unter Moscheroschs einflusse ein warnendes patriotisches traumgesicht gegen die religiöse, politische (machiavellistische) und alamodische verderbnis. vielleicht darf man das ernstsatirische, aber recht langweilige strafgesicht nur mittelbar auf Moscherosch zurückführen und als zwischenstufe das fünfte buch des Simplicissimus ansehen, die fahrt ins centrum terrae, wo der held bericht erstattet, wie hier die drei höflinge. Simplicius heifst der dumme bürgermeister in den Drei klügsten leuten, Philander der vormund Crescentios im Politischen näscher. den einfluss des Erasmus, den Weise selbst zugesteht, hat Palm hervorgehoben, Schupp aber ganz vergessen.

In den folgenden werken tritt an die stelle der fabulösen wanderung die glaubhafte reise. sie sind der satire auf alle stände eng verwandt. Die drei ärgsten erznarren beginnen mit dem hübschen novellistischen motiv von der testamentsclausel, dann folgt die reise der drei in form einer narrenrevue ohne romanhafte verwicklungen. andere schliefsen sich unterwegs an. frauen spielen wenig mit. die composition ist so lose, dass es mit grazie in infinitum so fortgehen könnte. wir sehen deshalb alle Weiseschen romane dem schlusse zu überhastet und mehr abgebrochen, als abgeschlossen. in den Erznarren die reisen im ausland ganz kurz, dann lösung der frage durch ein consilium prudentium, in den Klügsten leuten durch den spruch eines geistlichen, im

Politischen näscher durch die zusammenfassung seiner politischen ethik in 84 thesen.

Der schauplatz der narrenrevue ist gewöhnlich die wirtsstube, wo sich siemänner, buhler, säufer, verbummelte jünglinge, professionsnarren, advocaten, dem Gryphius nachgebildete milites gloriosi, quacksalber, deren marktschreierton Weise ausgezeichnet trifft, französlinge, die nach einem Pariser aufenthalt radebrechen und chansonetten von der *aimable bergère* singen, einfinden. es ist grösten teils der figurenkreis der späteren sächsischen komödie und der satiren Rabeners, der offenbar von Weise ausgeht. diese anecdoten, kleinen biographieen, briefe und bittschriften, diese ganze nach oben hin so zahme, nur gegen bauern und bürger gerichtete unpersönliche satire ist beiden gleich eigen. entscheidend ist auch dass Rabener das dorf, wo seine helden hausen, Querlequitsch nennt nach dem Bäurischen Machiavellus Weises (noch Brandes Die komödianten von Quirlequitsch). andererseits ist Weise durch seine satire auf die gymnasialbildung, schulfüchsige gelehrsamkeit (vgl. Schupp), mnemotechnik, lateinischen disputationen der Zeisoldianer und Sperlingianer über die materia prima, die achtzig absurden thesen ein kleiner vorläufer des Thomasius. litterarische satire fehlt nirgends: er verspottet die albernen complimentierbüchlein der zeit, die schwülstigen liebesbriefe und unsinnigen madrigale, die titel und fremdwörter, aber auch Zesens purismus *(tageleuchter)*. lange reden und gedichte ohne *r*, die Weise gelegentlich parodiert, waren bis Brockes beliebt. bei dem superintendenten *der schreibt commentationes über die politica und vertirt frantzösische romanen* ist wol an Bucholz zu denken. andererseits geht er scharf gegen die *sauzoten* der gemeinen gelegenheitsdichter, *stocknarren und pickelheringe* ins zeug. die gewöhnlichen weihnachtsspiele sind ihm verhasst, es mochte wol auch etwas wüst dabei zugehen und die hausmädchen hatten nach Weise oft lang daran zu tragen, aber der magister will nun gar die ganze christbescherung und kindliche anschauung vom christkindel ausrotten.

Die drei klügsten leute, fortsetzung und pendant, sind ein würklicher roman, in dem auch die frauen eine grofse rolle spielen. hier zwei gruppen, zwei parallele reisen statt einer, abenteuer, überfälle, gefangenschaft, attentat eines richters auf Belise, endlich glückliches zusammenfinden. man beachte, wie die reisende gesellschaft, dabei ebenso frauen als männer verkleidet, auch im französischen roman die handlung führt: die schauspieler in Scarrons Roman comique. sein eigentliches thema verliert Weise hier ganz aus den händen. episodisch dieselben satirischen conterfeis derselben personen in derselben manier. zu den hier besonders zahlreichen liedern treten wider die briefe und dialoge. die honoratioren eines marktflecks führen eine förmliche lustspielscene, wie in den Erznarren der pedant und die

schöne, der galan und das mägdgen, in der art des Peter Squenz auf; sehr komisch sind ihre politischen gespräche und des burgemeisters familienchronik Vaterlands gedancken mit ihrem mistgeruch. im derben, possenhaften ist Weise oft virtuos, so trocken sonst seine schmucklose prosa leicht wird. seine burlesken disputationen, so hier zwischen dem grofsen und kleinen (vgl. Enak und Myrmecio in der Verkehrten welt, Majorcus und Minorcus in der Zweyfachen poetenzunfft), erinnern nicht selten an Shakespeares lustspiele. vom grösten einflusse ist auf ihn von vornherein die Gryphsche komik gewesen. die namen Horribilicribrifax und Daradiridatumtarides begegnen uns in den Erznarren, der PSquenz wird mehrfach citiert. poetisch ist die episodische idylle, wie die frauen bei Coridon und Titira einkehren. in den allgemeinen partien verhält sich Weise immer abwehrend nach oben und unten. er bekämpft die *religio prudentium* — man hat dabei bekanntlich an Cartesianer und Spinozisten zu denken — als *religio stultorum*, und bespöttelt das *kluge seculum* mit seinen *curieusen* zeitungen, *ein jeder hausjunge bekümmert sich umb die welthändel.* seit dem dreifsigjährigen krieg und dem überhandnehmen des ausländischen einflusses steigt in Deutschland der curiöse trieb nach *nouvellen,* besonders politischen, ungemein.

Die geschlossenere form dieses romans fehlt in dem zunächst erschienenen, dem Politischen näscher; dieser ist noch loser gestaltet als die Erznarren. wie diese, über die er sich hier am schluss länger auslässt, eine bittere doch mit lustigem zucker temperierte arznei, so sollte das neue werk eine philosophische schule sein. ein politischer näscher ist, wer nach ungebürlichem glück und vorteil strebend sich betrügt. Crescentio beobachtet allenthalben die politische näscherei. dazu kommen aber viele fremde elemente, besonders von *geistlichen näschern* und frivole geschichtchen von *oeconomischen weiber-näschern.* wir sehen Weises obligates reiseschema mit Rabenerscher satire auf alle möglichen bürgerlichen stände, bauern, dorfbeamte, die nie fehlenden komischen schulmeister. Crescentio tritt in verschiedene stellungen. gespräche und lebensgeschichten nehmen den meisten raum ein. wenn da einige vaganten von ihren fahrten, liebeshändeln, geldheiraten und soldatischen erfahrungen erzählen, erkennt man dabei deutlich simplicianischen einfluss. unverkennbar ist auch die Leipziger atmosphäre sowol in den galanten geschichten als in den grobrealistisch (vgl. Moscherosch usw.) geschilderten saufscenen mit ihren üblen folgen, prügeleien, burschikosen spottgedichten. solche studentische partien enthalten auch die Erznarren.

Weises romane würden sich so der composition nach in steigender und fallender linie bewegen. aber der Politische näscher ist offenbar, obwol später erschienen, zwischen den

Hauptverderbern und Erznarren geschrieben. er wird in den letzteren mehrmals als fertiges *scriptum* erwähnt. cap. 24 heifst es *absonderlich gedachte Gelanor an ein buch, welches er bey einem guten freunde geschrieben gesehen mit dem titel: Der politische näscher.* der schluss ist natürlich später hinzugefügt worden.

Also folgende reihe: nach art von Moscherosch und Grimmelshausen die Hauptverderber, unter simplicianischem einflusse bürgerlichere satire auf alle stände im Politischen näscher, dieselbe als lose reisebilder aber von einem novellenmotiv zusammengehalten in den Erznarren, geschlossener reiseroman mit nebensächlicher durchführung einer satirischen idee in den Klügsten leuten. ob mit den reiseromanen vielleicht eine reaction und concurrenz gegen die abenteuerlichen reisen des gelehrten usw. romans beabsichtigt war? der Schelmuffsky parodiert die gattung — wie mir scheint, mit besonderer rücksicht auf Happel —, Weises romane führen sie ins bürgerliche fahrwasser. ein ähnlicher process vollzieht sich in seinen dramen.

Die wichtigsten stellen der vorreden usw., wo Weise seine dramaturgischen ansichten entwickelt, findet man wol geordnet bei Palm. dass Frischlin auf seine theorie und praxis einen tieferen einfluss geübt hat, kann ich, bevor Palm diesen satz näher ausführt, nicht zugeben. was bei Weise in erster linie einschlug, war die Zittauer schulkomödie, das gastspiel der englischen komödianten, das niederdeutsche schauspiel mit den intermezzi im dialect, Gryphius. daraus entstand die ihm eigentümliche mischung von elementen der kunsttragödie (s. u.), des parodistischen lustspiels, des biblischen dramas, der haupt- und staatsaction, der pickelheringsscenen, des derben bauernschwanks. dazu ein wenig opernmäfsige allegorie in den früheren stücken. die italienische komödie war ihm keinesfalls fremd; schon viele namen bezeugen das. auch die derben holländischen kannte und rühmte er.

Weise betrachtet die komödie als *vitae humanae speculum.* jede person *muss den accent führen, wie er im gemeinen leben angetroffen wird. blofs bei fürstlichen personen lässet man das gezwungene hochdeutsche passiren.* haben doch die meisten zuhörer nicht oft fürsten sprechen hören, *also hilfft die fremde pronuntiation darzu, dass sie sich was ungemeines darbey einbilden.* Weise liefs also, durchaus ein realist, alle seine stücke wol in der schriftsprache drucken, aber im dialect sprechen; sie seien daher besser zu hören, als zu lesen. vgl. vorr. zu Lust und nutz der spielenden jugend. es sei bekannt dass die niedersächsischen possenspiele sich besser präsentieren, als die hochdeutschen, wegen ihrer familiären *pronunciation.* nur wenn man diese erreiche, sei ein erfolgreicher wetteifer mit den plattdeutschen möglich. dem niederdeutschen also hat Weise nachgestrebt, nicht den schlesischen intermezzi allein; für die benutzung des schlesischen dialects in einem seiner ersten stücke

der Beschützten unschuld gab wol Gryphs Geliebte dornrose den anstofs. übrigens hatte in Zittau schon Gerlach — Keimann nicht — bauernzwischenspiele. wir finden ja auch zahlreiche namen, wie Gesche usw. und wegen dieser nachahmung des niederdeutschen derben realismus in der darstellung des bürger- und bauerntumes zeigt sich Weise dem ungleich genialeren Holberg so verwandt. bei sorgsamerer arbeit hätte er ihn erreichen können, aber Weise, der eben so wie die Hoffmannswaldau, Abschatz und andere vornehme dichter, in seinem hochgefühl als rector, das dichten als *eitelkeit* und *nebenwerk* ansah, producierte viel zu eilfertig. aber er dictiert nicht nur der eile wegen und weil ihm beim schreiben leicht *extravagantes* unterlief, sondern um die lebendige *pronunciation* zu hören. er ist sogar ein verteidiger des gewöhnlichen stegreifspieles, weil die *extemporalität* den natürlichen accent besser wahrt, als wenn die *armen actores gleichsam eine lection her recitiren wollen,* wo dann nicht *alles nach dem gewöhnlichen dialecto manierlich ausgesprochen* wird. seine ganze sprache zeigt provinciellere färbung; vgl. auch Rückert Geschichte der nhd. schriftsprache.

Erfindung *(gemeine und kurtzweilige invention)* und ausführung fiel ihm gleich leicht. er rühmt sich der originalität seiner dramen, man brauche nun nicht mehr für die schulcomödie zu Terenz zu greifen, *weil mir dergleichen inventiones gar wohl vom munde fliefsen.*

Seine auffassung des schauspiels ist nicht hoch. mäfsig gebraucht nütze es, wie branntwein und taback. zu jedem stoff erfindet er einiges *glaubliche* hinzu. er braucht *affecte* zur belustigung, *moralia* zur besserung der zuschauer. er will durch *inexspectata* überraschen, durch einen *penetranten affect* erregen und immer durch das aufeinanderplatzen von gegensätzen erschüttern und spannen nach der regel *und allemahl lasse man die affecten contrar auff einander folgen.* seine technik schreibt vor: klare exposition, starke verwirrung, überraschende entwirrung. an die einheiten und eine feste actzahl bindet er sich nicht.

Dem publicum gegenüber denkt er *wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.* weil die spectatores nicht alle von gleicher inclination sind, müssen sich verschiedene stimmungen und affecte mischen. er braucht *facetiae innocuae* zur *überzuckerung* des ernsten. die *sauzoten* werden heftig bekämpft. unsittlichkeiten sollen nur zur warnung oder wo es die handlung unbedingt fordert, wie bei frau Potiphar, angebracht werden. warum wählte er überhaupt solche handlungen zur darstellung durch schüler? die grofse concession, die er dem einflusse des volksdramas machte, hatte auch für ihn zahllose derbheiten und zweideutigkeiten im gefolge; vor allem durch die aufnahme des lieben Pickelherings, denn es wird *kein spiel aestimiret, da nicht ein Pickelhering darbey ist.* er stellt sich so, als brauche er die

lustige person nur als eine art chor zum *judicium,* also als idealisierten zuschauer (AWSchlegel) — aber seine ganze neigung begünstigt den saftigen, burlesken ton.

Schade dass wir sein dramaturgisches werk Der geschickte comödiant nicht erhalten haben. der zweck des schuldramas war *aufmunterung blöder ingenia durch freye und negligente action* zur *politischen courage.* dass manche vielmehr den keim der frechheit darin erblickten lehrt die klage Oppermanns von Hildesheim 1602 Palm s. 51 f. das weitere über die rollenverteilung udgl. bietet Palm in erschöpfender zusammenstellung. Weise liefs alles nur einmal aufführen. war es in Schlesien — er hatte schlesische verbindungen s. die widmung des Zitt. theatrum — wo er sich einmal über die darstellung eines seiner stücke durch fremde ärgern muste?

Die disposition ergab sich für Palm leicht. es ist practisch, die Leipziger stücke von den Zittauern zu scheiden. die masse der eigentlichen schuldramen zerfällt dann von selbst zunächst in drei gruppen, da Weise immer drei stücke, deren jedes bei raschem spiel fünf stunden ausfüllte, zu einer trilogie verband. 1) *eine geistliche materie aus der bibel* 2) *eine politische begebenheit aus den historien* 3) *ein freyes gedichte neben einem lustigen nachspiele.* ich weiche deshalb von Palms einteilung nur wenig ab, wenn ich im folgenden seine analysen zu ergänzen, einige characteristische grundzüge zu verfolgen, einige einzelheiten klar zu legen suche. vieles hat Palm treffend hervorgehoben; zuverlässig ist er überall.

Die Leipziger stücke zeigen grundlagen, die dann mehr und mehr verschwinden: Die triumphierende keuschheit ist ein novellistischer stoff; die Galathee ein schäferliches singspiel, doch tritt das galante gegen das groteske in Polyphem und das spafshafte in Mopsus zurück; Das dreyfache glücke der stadt Leipzig eine abgeschmackte allegorie (vgl. auch Der grünenden jugend nothw. gedancken s. 398); Die beschützte unschuld, halb burlesk, halb tragisch, zeigt den einfluss der dem Gryphius im Cardenio und dem doppelspiel Verliebtes gespenst usw. eigenen richtung.

Biblisches drama unter dem einflusse der profanen volksmanier. dieser entsprechend alle ernsten scenen steif, puppenspielmäfsig, die überwuchernden episoden derbkomisch. Palm verweist auf Frischlins Rebecca. als vergleich erkenne ich das gern an, es handelt sich beide male um verweltlichung des heiligen stoffes. ob aber zu Weises zeiten Frischlins dramen gelesen wurden? ich denke, die anknüpfung an die vorausgehende Zittauer komödie und das volksstück ist einfacher. nur vergleichsweise sei bemerkt dass sich damals die profanation ja auch im roman vollzieht; man blicke auf Anton Ulrichs von Braunschweig Aramena, wo die wenigen patriarchalischen elemente, auch sie schon ins moderne schäfertum übersetzt, von

den neuen liebes- und staatsgeschichten tot gedrückt werden. auch Weise schlägt ein ganz unhistorisches, modernisierendes verfahren ein. die satire gegen die jesuiten in Naboths weinberg citiert Palm s. 65. erlaubter schien diese manier dem Alten testament gegenüber. nur einmal hat Weise privatim für hohe personen ein neutestamentliches stück geliefert Der zwölfjährige Jesus im tempel in drei acten. der Jesus duodecennis, ein möglichst undramatischer stoff, erscheint vereinzelt auch bei früheren lateinischen dramatikern. ich greife einige characteristische werke heraus.

Des Jephtha tochtermord steht offenbar unter dem bann der kunsttragödie und oper. die beiden letzten zeigen ja den engsten zusammenhang. 1, 1 singt die heldin Thamar eine aria in der einsamen natur. mehrmals s. 77 f 4, 10 singt sie die strophen, ihre jungfrauen den refrain, vgl. die opferscene 5, 13. 2, 7 trägt prinz Dodo, der liebhaber, der zuletzt die Asuba heiratet, da ihm Thamar genommen ist, eines der besten und am längsten bekannt gebliebenen Weiseschen lieder vor

Ich hab ein wort geredt, mein kind, ich liebe dich:
doch bistu mir geneigt, so dencke nicht an mich:
ja wenn du dencken willst, so fang es heimlich an,
dass niemand ausser uns die list verstehen kan.

4, 9 singen zwei nymphen trotz aller abneigung Weises gegen die antike mythologie ein opernduett. er sucht scenische würkungen durch den wechsel von hell und dunkel. nicht nur ernste und komische geistererscheinungen, sondern auch wahnsinnsscenen, wie bei Gryph usw. kommen vor. die mutter Joseba rast, der prophet Usi rast in kunstmäfsigen alexandrinern, deren sich o. s. 26 Micha für seine prophezeiung bedient. die meist furchtbar steifen reden zeigen gelegentlich das streben nach höherer rhetorik. kurze erregte sätze vertreten an entscheidenden stellen die stichomythie. in den letzten acten weit ausgesponnene, rührende klagen, wie sie bei Gryphius, Lohenstein selten fehlen. Weise spart die leidenschaftlichen töne lang auf, dann aber entgeht er dem schwulst nicht. Joseba sagt zb. entsetzt zu Jephtha *lafs mich opffern, ich werde noch so viel blut in meinen adern haben, dass ich dir einen purpurmantel zum triumphe werde färben können.* bewegte monologe. der klagemonolog der Thamar 4, 1 ist von den berühmten abschiedsreden der Antigone angeregt (*ἄγαμος, ἀνυμέναιος*). 4, 8 beklagt dann parodierend der *lustige platzinspector* Nabal, der echte unverschämte, neckische pickelhering, in trauerkleidung seine jungferschaft.

Dem eben angedeuteten einflusse der oper und kunsttragödie hat sich Weise auch sonst nicht entzogen, nur dass bei ihm die stichomythien, namentlich am schlusse die aufs genaueste abgezählten, gewöhnlich dreimal alle personen durchlaufenden mit

den abschliefsenden tutti, welche zugleich eine bestimmte halbkreisförmige gruppierung der personen hervorrufen, bei ihm seltener sind. vgl. den schluss seines Joseph, Alvanzo, der Nachbarskinder usw. auch prosastichomythie. — man sieht aber dass der höhere stil ganz und gar nicht seine sache ist. er lässt sich die bedeutendsten würkungen entgehen. die Potipharscenen im Joseph sind durchaus mislungen. und Der verfolgte David zeigt, obwol Weise die drei ersten acte mit längeren monologen eröffnet und den lustigen rat Sual mehr als sonst im zaume hält, seine unfähigkeit heroischen stoffen gegenüber. lange neue liebesverwicklungen, familiengeschichten, intriguen, volksscenen, aber nichts von Goliath, erst im letzten acte kampf und vor allem keine hexe von Endor. worin also jener Strafsburger anonymus und noch pathetischer MVirdungus ihr ganzes vermögen offenbarten, das fehlt bei Weise völlig. dafür hat er in äufserlicher nachahmung, wie üblich, im eingange des schlussactes allerhand geistererscheinungen vor dem lager des verfallenen tyrannen Saul in versen. seinem Hiob (1688) fehlte der Satan. besonders opernhaft scheint die *Comoedie vom Nebucad Nezar, welche noch nicht gedruckt ist* (Curiöse gedancken 1, 357 f) zu sein; sie enthält dactylische arien. Weise künstelt überhaupt gern. auch die geschichte des hexameters muss ihn berücksichtigen. und seine *tantzende, liebliche scansion* hat er natürlich von der oper. er kennt opern des kaiserlichen hofes, 1684 zb. führte der ihm befreundete musiker JKrieger in Zittau ein lateinisches *halbsingendes und halbredendes* spiel Obeliscus nach jesuitischem muster auf. Weise liebt die tonkunst, besingt das *galante, süfse, linde, stille, liebe, zarte clavichordium* und schmückt seine dramen mit einzel- und chorgesängen. seine serenata Von der fatalischen heyrath (Curiöse gedancken 1, 455 ff) ist eine normale operette mit nymphen, schäfern und göttern — allerdings auch einem säufer Wssudibil —, mit stichomythien, arien und vaudevilles.

Die biblischen dramen spalten sich in drei classen: trauerspiele zb. Jephtha, schauspiele zb. Joseph, Isaacs opfferung, lustspiele repräsentiert durch Jacobs doppelte heirat. die mittleren patriarchenstücke sind oft ein furchtbares durcheinander, das ohne jede entwirrung abgebrochen wird. wie gewiegte diplomaten und heerführer machinieren diese steifen erzväter. Isaacs opferung verschwindet ganz in der grofsen politischen action der drei mächte Abraham, Abimelech, Ismael und ihrer suiten, die treu nach der norm der banden durch römische, persianische und türkische kleidung unterschieden sind. trotz Weises spott über derlei anachronismen wird hier von Mars und Venus gesprochen (s. 93), Hagar *HochgeEhrteste frau mutter* angeredet, lässt sich Basmath *in dero gnade demüthigst recommendiren.* manchmal versucht Weise den biblischen parallelismus kurzer bilderreicher sätze zu copieren. andererseits weifs er oft

recht lebendig mitten in ein rasches wechselgespräch einzuführen: 1, 1 Sara schimpft auf den *verlauffenen jägerknecht* Ismael, Jephtha 2, 7. 3, 8, Jacob 1, 6. 2, 4 (Jac. *ich weifs nicht,* Rahel *so weifs ich desto weniger)* 3, 4 und oft. besser sind die familienscenen, oder pädagogische, wo der hofmeister Eliada den knaben Isaac und Daguel eine anstandsstunde gibt oder sie über sprichwörter belehrt. weibergezänk, processe, die unausbleibliche bauernprügelei und trunkenheit der dienerschaft, Gehasis späfse, oft direct 'ad spectatores' zeugen für den übermächtigen einfluss des volksdramas. — so kann er Jacobs doppelte heirat als lustige *schäfferey* geben, die mit ihren verkleidungen und syrischen prinzen usw. an die Aramena erinnert, dafür aber in komischen intermezzi und in der — Palm hat auch diese stellen ausgezogen — verwendung von volksbräuchen und volksliedern vortreffliches leistet, zum schlusse übrigens und auch sonst bedenkliche anspielungen nicht vermeidet. in diesem schlussgesang hat Jacob immer einen alexandriner, Lea und Rahel je einen halben. dass den grofsen pickelhering ein kleiner begleitet, ist etwas häufiges, hier Olel den Haso, vgl. Masaniello usw. stereotyp sind auch *aufwärterinnen,* den Lisetten vergleichbar, Silpa, Bilha. Haso spricht auch im stil des Spavento und Gryphischer maulhelden (s. 17) *geht mir nur etwas vom leibe, dass euch die schröckliche flamme meines zornes nicht den bart absenge,* wie denn auch die burleske scene 1, 13 zwischen Moph und Haso den komischen begegnungen feiger bramarbasse entspricht. der schluss der vorrede (Zittauisches theatrum, ein trilogischer cyclus) belehrt uns über die freiheit der gestaltung: er gebe nicht für wahr aus dass Rahel noch zwei anbeter gehabt habe usw., das sei *freyheit des gedichts,* der dichter dürfe *suppliren,* was der historiker weglasse, *denn die action muss vollkommen seyn, und muss jhre affecten, jhre intriguen und endlich jhren unverhofften ausgang haben. also was möglich ist und was ohne scheinbare absurdität hätte darbey geschehen können, das mag man ungehindert einmischen, oder man müste solche begebenheiten gar liegen lassen.*

Die historien, politische staatsstücke, von denen leider mehrere nicht bekannt sind. die berührung mit dem kunstdrama ist schon durch die wahl der stoffe, Herodes und Mariamne, Theodosius und Athenais, Der englische eichbaum (wäre mit Gryphs Carolus Stuardus zu vergleichen) deutlich. mehr in die Opitzsche sphäre weist die sehr frei behandelte, schon von Frischlins schüler MFlayder (vgl. Scherer Allg. b. biogr.) dramatisierte Argenis, worin Weise Barclais *charmante* manier ins *einfältige* herabzieht, etwa eine kluge hauptperson des originals zum närrischen poeten macht und trotz den komischen zutaten und den gesängen ein ödes, langweiliges, durch gedehnte erzählungen aufgeschwelltes stück von sieben acten (vorspiel, 5, nachspiel) liefert. Barclajus gilt ihm nach der vorrede zu den Neuen

proben als *meister der politischen geheimnisse.* er zeigt eine vorliebe für dänische und schwedische stoffe. bedauerlich ist der verlust seiner haupt- und staatsaction von 1680 Der zustand in Deutschland vor und nach dem Niemägischen frieden, also einer historisch-dramatischen verarbeitung der unmittelbaren vergangenheit. seine politischen stücke sind nicht rhetorisch, wie zb. die Gryphsche Ermordete majestät, sondern historienmäſsig im sinne der volksbühne. die übereinstimmung mit den Schlesiern liegt in den katastrophen, palastintriguen, verschwörungen, dem sturz hochstehender, gefängnisscenen, hinrichtungen, nur dass er folterwerkzeug und richtbeil schont. die ernsten teile sind zumeist von komischer steifheit. sein lieblingsthema ist der fall von günstlingen: 1679 Der gestürtzte marggraff von Ancre ohne vorgeschichte, nur der untergang ohne innere schuld durch hofränke, ein ungeschickter, unklarer conflict, ein gedränge von personen, der held tritt nur im 1 und 5 act auf. es ist eine darstellung *machiavellischer boſsheit* in der *königlichen politica.* Henricus von Condé und seine gattin Margarita mit ihrem ehelichen glück, ihren leiden, ihrer einkerkerung erinnern an Lohensteins Ibrahim Bassa. der grausamen geschmacksrichtung dieses kriegszeitalters trägt auch er rechnung durch berichte über die scheuſslichen mishandlungen der leiche oder wenn ein soldat sagt (s. 117) *die welt ist wie ein kuttelhoff, wer heute ein schlächter ist, der muss morgen einen andern in seinen caldaunen herumb wühlen lassen.* Tilla, Piccart, Potage (hier der französische name) und Courage sorgen durch viele lazzi für die komik. immer kämpfen zwei parteien. dasselbe schema 1685 im Graf von Olivarez, der zufolge *groſsmüthiger moderation* des königs nur mit verbannung endet. der verschwörungsapparat ist hier gröſser, doch freier als im Marggraff, wo die reden über die Hugenotten nicht aufhören. die stücke sollen zugleich eine geschichtliche repetition für die schüler sein. dass die amme den könig aufhetzen muss, kommt auch in älteren Sauldramen vor. Weise lieſs mit dem Olivarez den komischen Alvanzo act um act wechseln. 1687 schlieſst Der fall des marschall Biron diese reihe ab. — aber auch sonst verschwörung. 1682 das revolutionsdrama Masaniello. Weise ist kein extremer monarchist wie Gryphius, mit recht weist Palm demokratische anklänge nach, aber sein standpunct bleibt, man möge dies *subtile und politische geheimnis, da hohe personen ihrer schwachheiten, und hingegen niedrige menschen einer möglichen freyheit erinnert werden* nicht übel auslegen, *es ist schrecklich, dass ein königlicher minister den befehl eines fischerknechts respectieren muss.* überall wird Lessings wort (14 VII 73 an Karl) über dies stück citiert: es habe ganz den freien Shakespearischen gang und hin und wider funken von Shakspearischem genie. worin liegt diese entfernte verwandtschaft? nicht in der hauptfigur, die wenig hervortritt, nicht in der entwicklung, denn sie gibt äuſser-

lich erst den sieg dann den fall der empörung, nicht in der raserei und öffentlichen erschiefsung des *neapolitanischen hauptrebellen,* — sondern in der kühnen, obgleich verworrenen historientechnik, in dem unläugbaren geschick mit volksmassen zu operieren, eine solche massenscene auf die andere zu setzen und dabei ernst und wüstheit, tragik und komik zu mischen. man sieht würkliches revolutionäres volksleben, namentlich ist die familie Masaniellos trefflich geschildert. kühn führt er den zuschauer in schlechte häuser, zu begehrlichen mönchen. alle seine shakespearisierenden züge hat Weise nicht vom schlesischen, sondern vom volksdrama.

Das beste im ernsten hat Weise in einigen scenen seiner Misculance vom könig Wenzel 1686 geleistet, einem mischspiel von tragik und komik, von hohen personen und bürgern und kindern. ein localer anlass empfahl den stoff: Wenzel soll als kind vom buhlen seiner verwitweten mutter ermordet werden, wird aber von der treuen partei nach Zittau gerettet. der 1 act hat viel treffliches: wie Cunigunde zwischen der herschsüchtigen und buhlerischen liebe zu Zabisch und der mutterliebe schwankt; gut auch das halbdunkel in der scene mit dem sohn. sehr effectvoll ist später die rauhe behandlung, die dem flüchtigen verwöhnten königskinde bei niederen leuten wird. aber Weise verliert den faden und lässt die böse partei gänzlich verschwinden. aber auf die volkstypen versteht er sich: böhmische krämer, die dialectredende *leimthändlerin* Marinka, komische mönche, bürgerweiber, hübsche kinderspiele, Lisel und Wenzel. eine unzahl unorganischer scenen — dann bringt er plötzlich wider an, was er vom kunstdrama gelernt hat, dass dem schlafenden Wenzel der geist seines vaters erscheint.

Nur in der theorie befehdet Weise manchmal den burlesken ton der volksdramen: man lache zwar, empfinde aber übelkeiten, wenn etwa in einer scene Ahasver befehle, alle männer sollten herren im hause sein, und Hanfs Knapkäse sich in der nächsten als kläglicher pantoffelheld zeige Curiöse gedancken s. 208 f; in würklichkeit behagt er ihm über alles. scheut er sich doch nicht die gewöhnlichsten spielereien und kunststückchen einzulegen, dass ein narr im fasse steckt, dass narrensamen gestreut wird und lauter kleine pickelheringe aufschiefsen, um ein ballet zu tanzen, dass ein hanswurst entkleidet wird und dann in fleischfarbenen tricots dasteht. überall parodien des ernsten, foppereien, prügeleien. an und für sich ist die komik oft höchst ergetzlich. zb. Marggraf von Ancre 1, 7 Potage wirft bemerkungen in ein religionsgespräch Hugos und Rollos; Hugo: *wir leben vortrefflich, essen fleisch in den fasten, halten keine marterwoche* usw.; Potage: *ist es an dem, so bin ich schon ein Hugenotte;* Rollo: *der könig will alle Hugenotten hängen lassen;* Potage: *jetzund besinne ich mich erst, ich bin Catholisch.* oder die abstrusen wort-

witze, an die quibbles der Shakespeareschen Lanz, Lanzelot usw. erinnernd, dass zb. im Masaniello Allegro, der einen sack trägt, einen bravo narrt *si quidem hic saccus est, est saccus et in toto sacco nihil est quam saccus et hic est saccus omnium saccorum maximus saccus, manet saccus et erit saccus omnium saccorum saccus saccior saccissimus.* — im Olivarez nähert sich der rohe schalk dem feineren spanischen gracioso.

Die freien erfindungen zeigen wie die romane eine chronologische entwicklung von der losen folge satirischer bilder zur geschlossenen darstellung des lebens.

Als anfang der allegorisch-satirischen gerichtshändel betrachte ich den erst 1684 aufgeführten, aber wol schon in Leipzig entworfenen Politischen quacksalber, eine revue wie im Politischen näscher, deshalb ebenso als *zu weitläufftig* abgebrochen. ein werk Der politische quacksalber wird in den Erznarren erwähnt s. 182. die Bombagranitympotaratandes usw. stammen von Gryphius her. treu in der richtung der romane bewegt sich auch Die unvergnügte seele, die erweisen soll dass nicht politische näscherei, sondern einfache lebensweisheit glücklich macht und ua. wie Die drei klügsten leute zu einem idyllischen alten pare führt. dann kommt der eigentliche process, aber von dem christlichen himmel der alten naiven dramatiker in den Olymp verlegt, von dem die stücke ausgehen, zu dem sie zurückkehren. die aussendung der commissäre stimmt zu den beobachtungsreisen der romane. der Bäurische Machiavellus 1679 hat manche scheufsliche dorfscenen. hier werden die bauern als schlimmste machiavellisten entlarvt, nachdem unmittelbar voraus die höfischen practiken im Marggraff geschildert worden sind. also ein pendant. nicht richtig sind Palms worte über die ihm unzugänglich gebliebene Verkehrte welt. in diesem *parnassischen strafamt* (vgl. Boccalini) sind Solon und Cato beisitzer, während die tugenden als staatsjungfern fungieren. Alamode ist landrichter auf erden. alles mögliche verkehrte — Weise kannte derlei komische bilderbogen — wird von nicht weniger als 103 personen vor augen gestellt. Simplicius spinnt, Duplicia liest acten, ein grofsvater liegt in der wiege, weiber sind soldaten, Spizwiz und Corydon singen in vogelbauern duette, ein lehrer wird von seinen schülern Quisquis, Quoniam, Siquidem usw. — solche grammatische namen auch vor und nach Weise — gehänselt; gewis ein grofser effect in einer schulcomödie. ein miles gloriosus und ein armseliger poeta laureatus Grollius fehlen natürlich nicht. auch ein philologe Dasipodius, der das abc cum notis variorum ediert. in allen diesen stücken wirtschaftet Weise mit den sonderbarsten namen Gentile, Galante, Gansa, Ripsraps, Usufur, Profit, Schmeks usw. manches hat satirische beziehungen, die wir nicht mehr verstehen. wer wird in Grollius verhöhnt? denn seine *dreysyllbichten reime* hier *die liebes-göttin lässet mich prägelen und schlägt mich*

ferner gleichsam mit nägelen usf. sind eine parodie der verse *ans creutz geschlagen mit nägelen, vor heifser liebe zu prägelen* Curiöse gedancken s. 10 *(doch weil man den erfinder dieser zierlichkeiten vor keinen gebornen Deutschen halten kunte, so mochte man ihm die ehre der invention gar gerne überlassen).*

Satirische comödien angeregt von Gryphius. sie enthalten zahllose zeugnisse für Weises grofses talent zur derben komik. auch die Zweyfache poetenzunfft, die zum narrenkolben und zum tannenzapfen (schon Verkehrte welt 5, 18), kann weiter ausgedeutet werden. ob nicht die Strafsburger tannengesellschaft vorschwebte? Weise verachtete die orthographischen bemühungen Romplers usw. und für die erstere teils die Pegnitzer teils die Zesianer und Ristianer im norden? sie haben sogar einen schreinhalter, wie die fruchtbringende gesellschaft. — eine menge elender poeten, pritschmeister, sprachforscher hecken zusammen den grösten blödsinn aus. alle stile werden parodiert, der Marinismus durch den Heroico-linguantius. die stellen gegen den saalbader und poeta laureatus JVogel stimmen treulich zu Curiöse gedancken 2, 9 f. Weise hat natürlich die alte falsche vorstellung vom meistergesang, Hans Sachs wird verlacht, WvdVogelweide gar soll patron dieser poeten und puristen sein, die als sinnbild der ungereinigten sprache einen riesigen misthaufen führen. neben öden und schmutzigen partien erheitert die unbändige komik, mit der der tollste unsinn vorgebracht wird. zb. die gratulationsverse. stil und stimmung entsprechen den Schildbürgern und dem Squenz. die falschen reime, wie *todt: ohn allen-schimpf, reim: honig-kuchen* fehlen natürlich auch hier nicht. vornehme haben ihre kurzweil an diesem hirnverbrannten treiben, wie im Squenz. ich versage mir, im einzelnen darzulegen, wie Weise in den Absurda comica sich an dieses Gryphsche lustspiel der manier nach, drastischer, breiter, roher anschliefst; das beste, was Weise in der derben komik geleistet hat. es war mir bisher nicht möglich, einen bestimmten älteren Tobias aufzufinden, der dieser parodie vorschwebte. dass dem aber so ist, scheint mir zweifellos. die knittelverse sind aufs glücklichste archaistisch gebildet. die schlussmoral ist recht unnötig. von Gryphius, der italienischen komödie (die bedienten Maraveglio und Spavento) und dem deutschen lustspiele, wie des Heinrich Julius Vincentius Ladislaus kommen die anregungen für den grafen von Alvanzo, den närrischen, gefoppten prahler.

Der Squenz und noch indirecter Tobias und die Schwalbe weisen auf Shakespeare. auch Weises name ist bei der frage nach Shakespeares einführung in Deutschland zu nennen. ich weifs nicht, warum Palm der analyse gar nicht gedenkt, welche Genée s. 197 ff (vgl. 192 ff) von Weises verbreiternder bearbeitung der Zähmung der widerspänstigen Die böse Catharina (unabhängig von Kongehl) nach dem Zittauer ms. gegeben hat. nehmen wir

das vielbesprochene stück Der träumende bauer in Niederland hinzu, so darf man mutmafsen dass durch englische komödianten sowol Shakespeares lustspiel als auch losgelöst und ausgeführter das vorspiel nach Deutschland usw. gekommen ist. Holberg zeigt sich im Jeppe vom berge dem Zittauer sehr überlegen. immer schadet Weises weitschweifigkeit und der schlimme realismus, der, um bauern zu malen, auch den mist an kleidern und stiefeln mitmalt. aber er hat niederländischen realismus, wenn auch die art, wie Mierten den hofjungfern aufwartet, cyclopisch grob ist. dennoch muss man immer wider aussprechen dass all dies durch laune, naturwüchsige komik, bühnenmäfsige situationen bei gröfserer beschränkung eine bedeutende zufuhr für unser schauspiel hätte werden müssen, ohne jenen traurigen riss, der die bewegung auf dramatischem gebiete für lange jahrzehnte lahm legte.

Wie Weise im sittenschildernden roman die sächsische satire, so bereitet er im bürgerlichen lustspiel die sächsische comödie des 18 jhs. vor. die verwandtschaft mit Holberg und den Italienern wäre besonders zu verfolgen. wichtig für die wahrheit seiner breiten genremanier ist sein geständnis in der vorrede zur Comödienprobe 1695, er habe schon als Leipziger student allerhand frisch beim hören aufgezeichnet, zb. einen zank seines stubenkameraden mit der wäscherin udgl. und sein freund hinter dem wochenbette der schwester das geschwätz aller besucherinnen — wider denkt man an Holberg — nachgeschrieben. so trifft Weise den ton, aber jetzt seinen lieben pickelhering fast gänzlich verabschiedend wird er leicht steif und langweilig. die sächsische redseligkeit des alternden politischen magisters greift immer mehr um sich. er vollzieht eine überlegte reaction. die personenzahl schrumpft zusammen. im Betrogenen betrug, dem kurzen entfernt an den Aululariastoff erinnernden bauerndramolet, nur fünf spieler. es beruht auf einem würklichen vorfall. den kern der anderen als 'mittlere' zu bezeichnenden comödien bilden liebesgeschichten mit bestimmten, meist satirischen nebenzwecken. so Der verfolgte lateiner. 1699—1703 fallen die eigentlich bürgerlichen stücke. Die betrübten und vergnügten nachbarskinder haben weder pickelhering, noch bauern, sondern zwei familien, ein liebespar tragen das ganze. alles beruht auf *stiller veränderung der affecten*. die durchführung ist undramatisch novellistisch. auf consequenz kommt es nie an. die intriguen werden nie bestraft. manche scenen haben einen frappant Gellertschen ton. die grofse monotonie entspringt besonders dem bestreben, selten mehr als zwei personen reden zu lassen und zwar immer in kurzen sätzen. alles schleicht auf furchtbaren, unnötigen umwegen. das motiv der verkleidung des liebhabers führt zu der viel ernsteren durchführung des Curieusen körbelmachers, dem vielleicht eine novelle zu grunde liegt. geniefsbar sind in diesem weitschweifigen machwerk nur die handwerksscenen, obwol zb. 1, 10 gut dramatisch

gedacht ist: ein vater wirbt, die anderen wissen nicht, ob für sich oder seinen sohn; auch 2, 15 das drängen der gläubiger bringt, wie Weise ausdrücklich vorschreibt, viel bewegung auf die bühne. er spricht auch mit der mittelwand, die sich öffnen muss. am modernsten ist Die ungleich und gleich gepaarte liebesalliance, im alltäglichen aufgehend: nachbarbesuche, frauengeschwätz, mägde, bediente. der junge arme Amando soll die alte reiche witwe Murmelia, die junge arme Rosella den alten reichen witwer Sciuro heiraten, aber ein pastor bewerkstelligt die ausgleichung der pare und die adoption. dazu sind 240 ss. und 54 personen nötig. französische namen *Jannedon, Margot.* das lied der Sabine 5, 3 *was frag ich viel nach hohen dingen, ich habe meines gleichen lieb* erinnert an *ich trachte nicht nach hohen dingen, was nützet mir ein eitler ruhm* Polit. colica s. 291 (vgl. Canitz s. 81). der gesang der gesellen im Körbelmacher 1, 11 *so streck ich aus mein hand* usw. ist einem bekannten kirchenliede entlehnt.

Wie viele fruchtbare keime ruhten in diesem weiten Weiseschen ackerland, aber keine sonne sollte sie zeitigen. Weises hauptwürkung ist die stilistische.

Die nachwürkung auf die schulcomödie Sachsens hat Palm nicht weiter berührt. es galt hier auf den tüchtigen aufsatz ThPaurs Zur litteratur- und culturgeschichte 1876, s. 282 ff zu verweisen Die schulkomödie des rectors Samuel Grosser in Görlitz. reichlich sind beziehungen zu Weise vorhanden, die Paur nicht immer betont. nur ausnahmsweise hat er trilogien wie 1704 Daniel, Der sturz — also der beliebte fall eines grofsen — des königs Roderigo (damit ist er FDahns vorläufer), Das verjüngte alterthum. er zeigt ähnliche auffassungen, legt grofses gewicht auf die übung auf dem freien katheder (Ratich, Schupp) und verpönt ebenso die *breterne retirade.* er schliefst sich näher an oper und kunstdrama an, schreibt neben lateinischen auch alexandrinerstücke, er bearbeitet heroische und historische stoffe aus der antike, die für Weise ein unbekanntes land ist, die bibel frei, wie er. er ist metrisch gefälliger. wenn Paur für die derben bauernscenen hervorhebt, sie seien nicht im dialect, sondern hochdeutsch, so ist das gewis nicht von der *pronunciation* zu verstehen. man *sprach* im dialect. Grosser liebt die richtung der Misculance. er hat auch die allegorisch-satirische classe mit den parnassischen commissären. er kennt Moscherosch und ahmt Gryphius nach. das komische intermezzo wie bei Weise. an Weises Verkehrte welt darf man sowol bei der Neugierigen alamode-welt, als bei dem Königlichen schullehrer Dionysius und seinen schulbuben Präterpropter, Quasi, Eheu usw. denken. —

Ich schreibe diese letzten seiten in ländlicher abgeschiedenheit. es ist aber nicht zuerst der litteraturmangel, der mich hindert, den hauptteil des Palmschen buches, die aufsätze über

Opitz mit eingehenden bemerkungen zu begleiten, sondern meine incompetenz in der biographischen detailforschung für das haupt der Schlesier. Palm bleibt streng bei der sachlichsten darlegung gewisser lebensabschnitte und gibt mir deshalb zu abschweifungen auf das philologische und ästhetische gebiet keine handhabe. er liefert mit einer, wie mir scheint, höchst zuverlässigen kenntnis, die nicht von heute ist, dem künftigen darsteller Opitzs ein weitschichtiges, geordnetes material. liefse sich einigen panegyrischen urteilen s. 129 ein dämpfer aufsetzen, so erfreut doch anderweitig die bei einem schlesischen forscher doppelt rühmliche unparteilichkeit. Palm behandelt nach einander in dem langen btr v die Opitzlitteratur von Colerus bis zu den so wichtigen, hier im verlaufe mehrfach berichtigten publicationen LGeigers — Triller wird nicht genannt —, die beziehungen zu Camerarius unter mitteilung eines langen lateinischen panegyricus, zu Gruter. der interessanten stelle Lindners s. 161 zur verteidigung der sittlichkeit Opitzs in sachen der liebeslyrik ist nicht wol zu glauben. Vandala usw. haben existiert. aber selbst Grimmelshausen usw. eiferten gegen die Asterien und Flavien der erotiker. von den schlesischen lyrikern beklagt sich Colerus, der Opitzianer, der selbst *poetischem brauch nach etwas frey vnd muthwillig geschertzet* über die *Catones vnnd murrische sawertöpffe, welche in einem jahr kaum einmal lachen* und *die freye poetische zunge tadeln* und bittet *ein Cato komme nur nicht in ein hochzeit haufs.* die worte Opitzs an Coler, seine lieder hallten durch alle gassen Heidelbergs und würden an den strafsenecken verkauft, sind vielleicht am besten so zu deuten, dass strophen und melodien seiner lieder von anderen benutzt, einzelne lieder wol auch popularisiert worden waren, wie denn Leipziger, zb. Weise, den pöbel geradezu abwehren. ungedrucktes an lateinischen gedichten und briefen wird mitgeteilt und verwertet. Palm will nicht ausarbeiten, sondern vorarbeiten. besonderen gewinn zieht die chronologie daraus. unebenheiten der disposition sehen wir ihm gern nach, zb. s. 177. so wird etwa eine skizze des Siebenbürger aufenthalts in den aufsatz über Opitz und Gruter eingezwängt. das gröste allgemeine interesse erweckt die skizze der wenig ehrenvollen jahre im dienste des berüchtigten Dohna, welche ebenso sorgsam die obliegenheiten, erlebnisse, eindrücke, bestrebungen Opitzs verfolgt, als sie strenge worte nicht spart wo sie nötig sind (s. 208 f). den von Halm mitgeteilten brief an Dohna 9 IX 1630 druckt Palm s. 209 ff wider ab und fügt der eingabe Dohnas die Kays. resolution 213 f neu hinzu. s. 214 ff schliefst Palm die adelsfrage, die durch Geigers publication schon erheblich gefördert worden war, durch mitteilung des entwurfes zu seinem adelsdiplom 14 IX 1627 ab. hier, wie schon vorher, half das österreichische adelsarchiv, sonst hat Palm, bekannt als schlesischer historiograph, das heimische archiv eifrig und erfolgreich durchstöbert, wie besonders die über-

sicht über Opitzs stellung bei den herzögen von Brieg und Liegnitz mit ihren beilagen und briefen zeigt. der anhang s. 255 ff bespricht die Opitzbildnisse. eine schöne photolithographie des vHeydenschen 1630 ziert vorn das überhaupt vortrefflich ausgestattete buch.

Dem 3 beitrag Paul Fleming und Georg Gloger habe ich nichts wesentliches entnehmen können, was man nicht auch in Lappenbergs ausgabe fände. ein recht ärmlicher auszug ist übrigens auch der artikel Fleming in der Allg. d. biographie. die stelle s. 106 o. ist als aus einem gelegenheitsgedicht nicht zu stark zu betonen. dagegen war die wichtigkeit Leipzigs zu beleuchten.

Der 6 und letzte beitrag will Kahlerts mitteilungen über Daniel Czepko ergänzen, dessen dichtungen handschriftlich in Breslau liegen. wir überschauen, was er geschaffen und erlebt, die anlage und schicksale seiner schriften. es ist ein interessantes stück leben aus der zeit des grofsen kriegs. mit seinem schwager AGryphius kann er sich so wenig messen, als er den trostlos unbegabten Christian übertrifft. er hatte, wie viele andere, nicht das bedürfnis der veröffentlichung. so sagt schon Fischer in einem gedicht an den einer näheren betrachtung sehr werten WScherffer (im eingang zu dessen Geistlicher und weltlicher gedichte eilf bücher 1652) *mein Opitz brach die bahn, ihm schliechen nach viel schlessche landesleute .... defs Czepkens Corydon, den an das licht er nicht will lassen kommen.* Heine nennt ihn ebenda unter den ersten *ist schon der fürst hinweg, der deutsche poësie unsterblich hat gemacht, sind seine princen hie .... da war herr Buchener, herr Nüfsler, Czepko, Köler, Rist, Tscherning, Zesius der neuen wort' erwehler, herr Flemming, und bevor die ahnen ihm vermehrt herr Logau, weil er kunst und seinen fürsten ehrt.* die epigramme, von denen Palm s. 272 ff viele proben gibt, zeigen ihn formell als Opitzianer, innerlich verwandt mit Logau und Scheffler. zu zahlreichen sinngedichten liefsen sich genaue parallelen aus Logau beibringen. es ist zu bedauern dass Palm hier nicht mehr eigene betrachtungen und eine zusammenfassende darstellung des ganzen versucht hat. wir können mit blofsen auszügen nicht viel anfangen. dass die religiösen sprüche *wie gleichen character, so auch fast gleichen wert* mit denen Schefflers haben, wird kaum jemand zugeben, ebenso wenig dass Scheffler klarer ist, als Czepko. und der vergleich der Semita mit Herders Ältester urkunde scheint gewaltsam. die metrische erörterung s. 295 ist sonderbar, Czepko variiert eben sapphische verse. es wäre gelegenheit zu einer übersichtlichen betrachtung über die verschiedenen richtungen der schlesischen spruchdichtung gewesen. auch Abschatz mit seinen volksmäfsigen gnomen müste dann genannt werden.

juli, august 1878. ERICH SCHMIDT.

Leibniz und Schottelius. Die unvorgreiflichen gedanken, untersucht und herausgegeben von August Schmarsow. Quellen und forschungen xxiii. Strafsburg, Trübner, 1877. 92 ss. 8°. — 2 m.

Die verdienste Leibnizens um das geistige leben unseres volkes auf allen gebieten hat niemand mit gröfserer lebhaftigkeit gefühlt und mit mehr ehrfurcht betont — das wort ist auch für ihn nicht zu stark — als Lessing. im achten litteraturbrief weifs er von einem gedichte nichts mehr zu seinem lobe zu sagen, als dass Leibniz es zu verbessern würdigte. er wuste dass 'das licht seines verstandes überall gleich verbreitet war'; er spricht von 'unserem Leibniz, welchen die welt zwar hat, aber auch so gut wie nicht hat'. und wenn es nach ihm gienge, müste er nicht eine zeile vergebens geschrieben haben. während in den siebziger jahren des vorigen jhs. die meisten, voran der grofse Friedrich, in einseitiger und kritikloser bewunderung der erkenntnislehre Lockes die halbheit seines standpunctes übersahen, schreibt Lessing 1773, bevor Kant mit seiner kritischen philosophie der schiedsrichter zwischen Leibniz und Locke wurde, die bedeutungsvollen worte, Leibniz habe Locke auch mit ein wenig anderen augen angesehen als noch jetzt gewöhnlich, und er wirft ihm die seichtigkeit des geistes vor, 'welche macht dass man ebenso leicht in der theologie als in der philosophie auf halbem wege stehen bleibt' (Lachmann-Maltzahn ix 282).

Klopstock dagegen, der in der deutschen Gelehrtenrepublik (Frankfurt und Leipzig 1774 s. 301) zwar die aldermänner Leibnizens denkmal errichten lässt — 'er hat mit gleicher furch und saat auch da angebaut, wo Newton nicht hingekommen ist' —, Klopstock spricht dennoch in seinem grofsen eifer für die deutsche sprache in einem 'gesetz' aus: 'wer in einer neuen ausländischen sprache schreibt, wird so lange landes verwiesen, bis er etwas in unserer sprache herausgibt. selbst Leibniz, wenn er widerkäme' (aao. 35 und 36).

Klopstock hatte von den bemühungen des philosophen um die deutsche sprache keine kenntnis, wuste auch nicht dass er viele schriften in deutscher sprache verfasst hatte. und doch war Leibniz einer der wenigen unter den gelehrten seiner zeit, die in der muttersprache zu schreiben sich nicht schämten. Boineburg, der freund und gönner Leibnizens, Hermann Conring, die lebendige bibliothek, wie man ihn nannte, hielten es für unwürdig dass die gelehrten Frankreichs statt in lateinischer sprache französisch zu schreiben begannen; ja Conring verstand nicht einmal einen französischen brief und muste sich ihn ins lateinische übersetzen lassen (Guhrauer Leibnizs deutsche schriften i 56). Leibniz aber, der sehr jung bereits deutsche verse machte, zeigte schon in der jugendzeit das regste interesse an der muttersprache. in seiner einleitung zu des Marius Nizolius Antibar-

barus (1670) zog er, vier und zwanzigjährig, gegen die abstrusen philosophaster zu felde, die tief zu schreiben wähnten, wenn sie unklar waren, und damals schon sagt er, als prüfstein gediegener und klarer gedanken 'nullam esse in Europa linguam Germanica aptiorem' (Leibnitii opera philos. ed. JEErdmann s. 62). während daher so oft vorwurfsvoll gefragt wurde, warum Leibniz nicht deutsch geschrieben, stellte Guhrauer erst in richtiger weise die frage, wie der grofse mann bei der einseitigkeit der gelehrten zeitgenossen so frühe und so jung zu der achtung und anwendung der muttersprache gekommen sei. der verdienstvolle herausgeber seiner deutschen schriften beantwortete die frage mit der ausführung dass Leibniz als jurist sich frühzeitig den schriftlichen gebrauch der deutschen sprache angeeignet habe, dass die sächsischen gerichtshöfe für ihn eine treffliche schule gewesen seien, das deutsche möglichst rein, gedrängt und kräftig zu schreiben. in einer kleinen schrift, die schon 1666 erschien und welche die damalige rechtswissenschaft reformieren sollte, in der Nova methodus discendae docendaeque jurisprudentiae lobt Leibniz die Leipziger rechtsfacultät und die gerichte wegen der kürze und kraft, mit der sie in den deutsch abgefassten informaturteilen die gründe vorstellen. die wechselbeziehung zwischen den studien des deutschen rechtes und der pflege der deutschen sprache betont Guhrauer ebenso wie den umstand dass die jurisprudenz auch des philosophen allgemeine ansicht von der brauchbarkeit der deutschen sprache für alle wissenschaften bedingt habe (ebenda 68—70). an anderer stelle legt der biograph Leibnizens auch auf den einfluss des mathematikers Erhard Weigel gewicht, welcher, ein feind der auf den universitäten noch herschenden scholastik, in Jena Leibnizens lehrer war, 'ein echter patriot, einer der damals so seltenen deutschen gelehrten, welche mit erfolg in der muttersprache schrieben' (Guhrauer Leibn. dissertation de principuo individui Berl. 1837 s. 24, vgl. Leben Leibn., 1846, I 33).

Diese ausführungen Guhrauers werden einerseits berichtigt andrerseits ergänzt und erweitert durch die oben angeführte schrift von August Schmarsow. in überzeugender weise und in lichtvoller sprache hat Schmarsow nachgewiesen dass der philosoph belehrt, beeinflusst, gefördert worden durch die schriften des braunschweigischen sprachforschers Justus Georg Schottel, dessen deutsches herz von wahr und warm empfundener vaterlandsliebe erglühte.

Die einwürkung Weigels in Jena auf den philosophen tritt zu spät ein und setzt die frühere aneignung der sprachfertigkeit selbst schon voraus (Schmarsow s. 5).

Der einfluss Schottels dagegen bekundet sich im allgemeinen wie im besonderen. noch in seinem späteren sprachgebrauch hat Leibniz auch die irrtümer und eigenheiten der schule Schottels

beibehalten (s. 6—7). in betracht kommt vor allem das hauptwerk des Schottelius De lingua Germanica. ausführliche arbeit von der teutschen haubt-sprache, welches 1663 zu Braunschweig, 1466 seiten stark, erschien. einzelne forderungen Leibnizens in der Nova methodus wie in der oben angeführten abhandlung über Nizolius haben in Schottels arbeit ihren ursprung. und selbst die eindringliche Ermahnung an die Teutsche, ihren verstand und sprache besser zu üben, durch welche der philosoph für die anwendung des deutschen in der wissenschaft eintritt gegenüber der verachtung der latinisten, ist bis in einzelne gedanken durch die bemühungen und ausführungen Schottels beeinflusst, der gegen die unwissenden gegner sich richtet, die unsere 'redliche und reiche haubt-sprache unwürdig halten der anwendung zu einer kunst, wissenschaft und erfahrung.' Schottelius — er selbst hat sich immer so geschrieben — war durch fleifs und arbeit zur erkenntnis der schätze unserer sprache gelangt, von der er sagt, sie sei 'räumig, tief, rein und herrlich, voller kunst und geheimnissen und wird nicht ... slumpsweis aus dem gemeinen winde ersnappet' (Ausf. arbeit s. 10). daher war er ihr 'mit voller liebe zugethan als einer hochgeachteten muttersprache' und 'denen abhold, welche klüglinge der sprachen sich schätzen und gern alles verkleinern wollen' (s. 11). wenn Leibniz in dieser schrift mit freiem geiste diejenigen bekämpft, welche fürchten dass ihre 'gelarvte geheime unwissenheit' entdeckt werde, sobald ihre weisheit nicht im lateinischen gewande sich zeige, wenn er unwillig ist dass 'diejenigen, so kein latein gelernet, von der wissenschaft gleichsam ausgeschlossen seien' — später vergleicht er einmal die gelehrten leute, welche beständig terminos scholae gebrauchen, mit den schneidern, welche die näte sehen lassen (schreiben an Wagner 1696, bei Erdmann aao. s. 426) —, so war ihm Schottel mit der ermahnung vorangegangen, den fremden völkern in ihren bestrebungen nachzueifern, wissenschaft und kunst 'landkündig' zu machen. wie dieser lobt auch Leibniz Luthers bibelübersetzung und hält auch er nicht zu viel von den leistungen der sprachgesellschaften; wie der grammatiker hofft er auf keine gründliche verbesserung, 'so lange wir unsere sprache nicht in den wissenschaften und hauptmaterien selbsten üben.' aber auch so wenig wie Schottel ist er ein 'abergläubischer Teutscher', der aus 'ekelsucht' notwendige termini verteutschen möchte oder 'die kraft einer bündigen rede schwächen wollte'. beide eifern nur mit vollem recht gegen die 'mischmäscher, die ihre schriften mit allerhand sprachen durchspicken' (abdruck im Weimar. jahrbuch III 103), oder, wie Schottel sich ausdrückt, gegen 'das a la modo parliren und die eingeschobene almodo-lapp-wörter oder das unnötig eingemengte latein . . dawider hart und nachdenklich die teutsche sprache in introd. selbsten spricht' (s. 1273 Ausf. arb.).

Mit den letzten worten verweist uns Schottel auf ein längeres von ihm verfasstes gedicht, das auf s. 1002—15 seines werkes sich findet: 'in person der teutschen sprache einleitende rede von der teutschen haubtsprache'. auf dieses möchte ich auch darum die aufmerksamkeit lenken (Schmarsow citiert eine stelle daraus s. 14), weil mir scheint dass Leibnizens epigramm Auf die nachahmer der Franzosen (Guhrauer Deutsche schriften I 439; bei Pertz Ges. werke, I folge, 4 bd. s. 267) durch des grammatikers gedicht hervorgerufen ist. dieser lässt die deutsche sprache in person auftreten und von ihrem ursprung, ihrer reinheit, ihrem reichtum reden; sie greift ihre verächter und verkleinerer an, behauptet ihre würde und männlichkeit und zeigt, wie grofses sie erreichen könnte, wenn die ihrigen sie nicht vernachlässigten, die sie halten wie 'eine vettel, wie eine allmans huhr' (strophe 121). nach dem hinweis auf die 'reichsabschiede, das Sachsenrecht usw., auf Goldasts und Luthers schriften heifst es:

Ey sol kein Teutsch hier seyn? Zwar hier sind nicht solch Affen,
Die aus Hass jhrer selbst frömdgieriglich ümgaffen . .

in dem unseligen kriege —

Das war die güldne Zeit, als die Lapwörter kamen
Und in der Teutschen Sprach ein Oberrecht einnahmen,
Die leichte Betteley und der unteutsche Tant
Macht unteutsch Sinn und Hertz, die Rede, Leut' und Land.

wie eine zusammenfassung der gedanken im letzten teile dieses gedichtes erscheint das epigramm Leibnizens, welches mit einer scharfen wendung schliefst. es wurde erst 1815 gedruckt (Guhrauer aao. 428), und da es wenig bekannt ist, darf wol der gröste teil desselben hier stehen:

Wenn der Franzosen Schaum die teutschen Häupter ehren
Und unsre Nation das Joch zu tragen lehren,
. . . . . . Wenn auf der Teutschen Kopf muss stehn ein fremder Hut,
Wenn man fast nichts bei uns mehr ohne Larve thut,
Wir Andrer Affen seyn, und sie uns äffen müssen,
Wenn keiner wird gehört, er muss französisch wissen,
. . . Wenn manche Höfe sich der teutschen Sprache schämen,
Franzosen an den Tisch und gar zu Rathe nehmen,
Bis die Franzosen selbst uns kommen auf den Leib,
Und eine lange Pein lohnt kurzen Zeitvertreib;
Was ist es Wunder dann, dass auf der teutschen Erden
Die Unterthanen auch zuletzt französisch werden!
Bei Herren wird der Schad am allergrössten seyn.
Der Bürger lernet Franzsch weit leichter als Latein.

Gegen ende der Ermahnung führt Leibniz ebenfalls den gedanken durch dass die erhaltung der sprache mit der gröfse des deutschen landes hand in hand gehe. auch Leibniz weist auf die

reichsabschiede hin: 'wer spüret nicht in den reichsabschieden den unterschied der güldenen und eisernen zeit, wann er siehet, dass die deutsche sprache und die deutsche ruhe zugleich übern haufen gangen? von der zeit an haben deutsche kriegsheere fremden befehlichhabern gegen ihr vaterland zu gebote gestanden, ... von der zeit an hat auch unsere sprache die zeichen unserer angehenden dienstbarkeit tragen müssen' (s. 104 aao.).

Bekannter als diese Ermahnung sind die Unvorgreiffliche gedanken, betreffend die ausübung und verbesserung der teutschen sprache. Schmarsow hat das verdienst, zuerst durch eingehende vergleichung (s. 18—32) nachgewiesen zu haben dass die erwägungen, anschauungen und practischen vorschläge des philosophen auf Schottel als ihren urheber zurückzuführen sind. Leibniz schliefst sich ihm zunächst in der forderung an dass die worte als zeichen der gedanken und dinge wol gefasst, unterschieden, zulänglich, leichtfliefsend sein müssen. ebenso in der betrachtung dass unsere sprache reich sei in bezeichnung der leiblichen dinge, der kunst- und handelssachen, was schiffart, bergwerk usw. betrifft. wenn sie für den ausdruck des geistigen, besonders der gemütsbewegungen, auch der tugenden und laster keinen hinreichenden wortvorrat zeige, so habe das an dem willen, nicht am vermögen der Deutschen gelegen. wie Schottel weist auch Leibniz lobend auf die schriften 'tiefsinniger gottesgelehrte, selbst derer, die sich zu den träumen der schwärmer geneiget.' den elenden zustand unserer muttersprache gegen ende des 17 jhs. stellt er mit ernst und lebendigkeit dar. um würklichem mangel abzuhelfen, soll ehedem vorhandenes und vergessenes hervorgesucht werden, auch dürfe nicht jedes fremde aber bequeme wort wie eine todsünde gemieden werden. alle, die es mit ihrem volke gut meinen, sollten sich zu einer gesellschaft vereinigen und ihre hauptaufgabe finden in einer musterung aller deutschen worte, und zwar sollten in einem Sprachbrauch oder lexicon die allgemein üblichen, in einem Sprachschatz oder cornu copiae die kunstworte, in einem glossarium (etymologicum) oder Sprachquell die alten und landworte und solche dinge ihren platz finden, die zur untersuchung des ursprungs und grundes dienen.

Diese bedeutungsvollen ratschläge, diese einsicht in das bedürfnis eines umfassenden wörterbuches finden sich bereits in Schottels schriften. schon bei seinem eintritt in die fruchtbringende gesellschaft hatte er den plan vorgeschlagen und zu erreichen gestrebt (Schmarsow s. 21). es war Wieland, der, vielleicht zuerst, im Teutschen merkur vom jahre 1784 aus einem briefe Schottels an GNeumark vom jahre 1656 die nachricht davon gab dass der fürst von Anhalt sich mit Schottel (dem suchenden), Harsdörfer (dem spielenden), dem rector Gueinz (dem ordnenden) und anderen verbunden habe, 'damit in der teutschen haubt-

sprache ein rechtes vollständiges lexicon möchte dermaleinst verfertiget werden' (RHildebrand vorrede zum Dwb. band 5).

Auf das glossarium etymologicum legt Leibniz besonderes gewicht, denn 'die untersuchung der teutschen sprach giebt nicht nur ein licht vor uns, sondern auch vor gantz Europa'; im deutschen altertum stecke der ursprung der europäischen völker und sprachen. die einrichtung des glossars, es soll nach den wurzeln geordnet werden und jeder wurzel oder jedem stamm seien die sprossen beizufügen, hat er nach Schottels rat befürwortet. in der Zehenden lobrede von der teutschen haubt-sprache hat dieser eine probe gegeben, wie er 'wegen ordnung der wörter in einem teutschen lexico verfahren würde' (Ausf. arb. 160). das stammwort *bruch* setzt er sammt dessen derivatis et compositis bei (161—163); alles aber, sagt er, stehe zu weiterer verbesserung und beruhet im anfange eines dinges dessen vollkommenheit gar nicht. einem briefe Harsdörfers an Ludwig von Anhalt vom jahre 1647, in dem berichtet wird, der suchende könne sein versprochenes wortbuch nicht verfertigen wegen vielen ambtsgescheften, seinen von langen jahren her gesammelten vorraht wolle er aber wolmeinend mittheilen, liegt ein entwurf des 'spielenden' bei, wie ein deutsches wortbuch abzufassen sei; die probe ist an demselben worte *brechen* gemacht wie bei Schottel (Hildebrand aao. s. IV).

Was Leibniz ferner zur verbesserung, ausübung und bereicherung der lebendigen hochdeutschen sprache empfiehlt: den reichlichen vorrat an bequemen und nachdrücklichen worten, damit man alles gleichsam mit lebenden farben abmalen könne; das übersetzen guter bücher aus anderen sprachen, die 'wiederbringung' alter guter worte und redensarten, die erdenkung neuer worte oder eines neuen gebrauchs alter — das stimmt alles mit den vorschlägen und weitläufigen ausführungen des grammatikers überein; zuweilen klingen sogar die ausdrücke an manche wendungen desselben an.

Am schlusse seiner Ermahnung hatte der grofse denker den vorschlag gemacht dass wolmeinende personen unter höherem schutz eine deutsch gesinnte gesellschaft stiften sollten. mit Grotefend, dem herausgeber jener schrift, setzt auch Schmarsow die abfassung in das jahr 1679 oder zu anfang 1680. während nun bisher in der geschichte von Leibnizens sprachlichen bemühungen in den folgenden jahren eine lücke angenommen wurde, da man mit Guhrauer meinte, dessen gründe diesmal jedoch aller beweiskraft entbehren und der sich überdies selbst widerspricht, die Unvorgreiflichen gedanken seien erst 1697 verfasst, weifs Schmarsow durch triftige gründe sehr wahrscheinlich zu machen dass Leibniz durch die spätere schrift seinen vorschlag in der Ermahnung weiter begründen und bestimmter ausführen wollte, dass also sein aufsatz als zwillings-

bruder des um das jahr 1680 entstandenen bezeichnet werden muss (s. 37).

Dass vor Schmarsow diese übereinstimmung zwischen Schottel und Leibniz niemand bemerkt hat, ist auffallend. — Eccard, der gehülfe und schützling des grofsen mannes, redet in der Historia studii etymologici (1711), wo er über Leibnizens verdienste besonders s. 84 und s. 326 sich äufsert, von Schottels grofsem werke im allgemeinen s. 223, ohne jedoch von jenem verhältnis zwischen beiden männern etwas zu erwähnen, trotzdem dass er Schottels plan in betreff eines zu verfassenden deutschen wörterbuches lobt.

Bei éinem manne jedoch ist es fast wundersam dass er erst einem gelehrten unserer tage die entdeckung, wenn ich so sagen soll, überlassen muste. ich meine Gottsched. dieser nämlich kennt beider männer bemühungen um unsere sprache sehr gut. was Leibniz betrifft, so rühmt er dessen 'vielfältige verdienste um die deutschen altertümer und sprachkunde' (Beyträge zur crit. historie der dt. sprache, poesie und beredsk., 3 stück); er weifs auch dass Leibniz deutsche verse gemacht hat (Guhrauer Deutsche schr. I 427). um zu zeigen, wie der philosoph für die ehre seines vaterlandes geeifert, lässt er die Unvorgreiflichen gedanken abdrucken (s. 369—411, 3 stück). wenn er sich wundert dass Leibniz solch ein meisterstück verfertigt, als ob er sich sein lebelang auf nichts anderes gelegt hätte, so wäre es für ihn leicht gewesen zu finden, woher dem grofsen denker die anregung und belehrung gekommen. denn Schottels andenken zu erneuern und hoch zu halten ist Gottsched widerholt bemüht. er verteidigt die fruchtbringende gesellschaft, blofs weil Schottel ihr mitglied gewesen (2 stück s. 227). bei einer besprechung des 1616 erschienenen Thesaurus linguae et sapientiae germanicae von Georg Henisch, dessen unvollendetes werk auch Raumer (Gesch. der germ. phil. 87) reichhaltig nennt, tadelt Gottsched ihn, weil er die artikel nicht unter ihre einfachen grund- und stammwörter wie billig gebracht habe und verweist auf Schottel, der dieses gleichfalls schon vordem erinnert habe (§ 17 der Zehnten lobrede). darauf erwähnt Gottsched die eigenen gedanken des grammatikers 'von verfertigung eines völligen deutschen lexici' (4 stück s. 591). was jemand von Schottel entlehnt, weifs er sehr gut, so bei besprechung einer schrift Der teutschen sprache stammbaum (13 st. s. 14). das zeitwort jagen will er in der abhandlung Von den ungleichfliefsenden (d. i. starken) zeitwörtern zu den gleichfliefsenden zählen 'wiewol es Schottel anders gesetzt hat' (ebenda s. 105). dessen aufsatz Von der kunst zu verdeutschen (in form der unterredung zwischen Wolrahm und Siegeraht (1218—1268 Ausf. arb.) rühmt er, und nur an einer stelle findet sich eine einschränkung seines lobes, indem er Bödiker 'an nachsinnen und urteilungskraft' Schottel überlegen

meint (8 stück s. 671). aber die genaueste kenntnis des grofsen werkes von Schottel bezeugt noch ein längerer auszug aus demselben 'so viel möglich mit des verfassers eigenen worten' (7 stück s. 365—412), durch welchen Gottsched 'den mühsamen fleifs des Schottels in der deutschen sprache' zu erkennen geben wollte. 'er hat noch zur zeit das weitläuftigste werk davon aufgesetzet und gewiss viele sachen beygebracht, die einer aufmerksamkeit und weiteren untersuchung wol verdienen.' trotz dieses fleifsigen und gewissenhaften auszuges hat Gottsched doch nicht die nahen beziehungen zwischen dem philosophen und dem von ihm hochgeachteten grammatiker durchschauen können.

Dass Schmarsow nach beendigung seiner untersuchung den text der Unvorgreiflichen gedanken von neuem abdrucken liefs (s. 44—81), um sie auf diese weise zugänglicher zu machen, wird ihm jeder danken, denn die schrift, welche selbst ein ausländer, Dutens, ein *opusculum aureum* nannte (Guhr. I 446), ist aufser von Eccard (Leibnitii collectanea etymologica 1717 pars I) vollständig nur noch von Gottsched um die mitte, durch die königl. acad. der wissensch. zu Berlin gegen ende des vorigen jhs. (Hildebrand aao. s. VII), in unserem von Linder und dann von Guhrauer herausgegeben worden.

Ins französische liefs sie Dutens, der herausgeber der werke des philosophen, übersetzen und teilte das original neben der übersetzung im VI teil der Opera part. 2 mit.[1]

Der neue abdruck aber wird um so wertvoller, als der herausgeber einige abweichungen von dem texte bei Eccard, den er zu grunde legte, aus einer bisher unbekannt gebliebenen, in Hannover befindlichen hs. beigefügt hat. diese ältere hs. ist von Leibnizens hand corrigiert und mit anmerkungen versehen. sie trägt die aufschrift *dr Schottel. von der teutschen sprache,* und gab darum anlass das verhältnis des philosophen zu Schottel gründlich zu untersuchen. trotz aller übereinstimmung jedoch in ihren

[1] durch diese französische übersetzung fand die schrift allgemeine verbreitung auch in kreisen, die nichts deutsches lasen. vielleicht, wenn ich die vermutung hier aussprechen darf, ist Friedrich II, dem der minister graf von Herzberg, nach seiner eigenen mitteilung an Möser (dessen werke 1798, VIII 237), widerholt vorstellungen getan, um ihm einen besseren begriff von der deutschen sprache und litteratur und selbst von seiner nation beizubringen, besonders auch durch die lectüre von Leibnizens schrift angeregt worden, hinter dem grofsen patriotischen philosophen nicht zurückzubleiben und seinen aufsatz De la littérature allemande zu verfertigen, in dem er von Leibniz redet *qui a rempli l'Europe de son nom.* Herzberg kannte die Unvorgreifl. gedanken genau und bestimmte nach Friedrichs tod 1792 einen eigenen ausschuss, um den plan Leibnizens auszuführen. wie Leibniz dringt auch der könig, um unserer sprache aufzuhelfen, auf gute übersetzungen, und zwar der alten; wie jener wünscht auch er dass die gelehrten in unserer sprache schreiben und ihre kenntnisse nicht für sich geheim halten, sondern ihre schätze allen zukommen lassen. mehr aber noch als er legt Friedrich gewicht auf das auftreten grofser redner und dichter.

practischen vorschlägen und vielen theoretischen anschauungen hat Schmarsow doch mit vollem rechte keinen augenblick an der autorschaft Leibnizens gezweifelt. denn nicht blofs finden sich entscheidende, wesentliche gedanken und auffassungen des grofsen gelehrten auch in anderen schriften und briefen wider, auch der stil ist derselbe wie in der Ermahnung. woher aber die bezeichnung als eigentum Schottels? die vermutung Schmarsows hat viel für sich, dass dem philosophen eine nachgelassene schrift des 1676 verstorbenen sprachforschers vorgelegen. eine anfrage Leibnizens vom jahre 1680 an den vorsteher der bibliothek zu Wolfenbüttel Hanisius ist vorhanden, was von Schottels arbeiten übrig und wie weit sein lexicon fortgeführt sei? so ist es möglich dass jemand durch nennung von Schottels namen die benutzung durch Leibniz habe andeuten wollen.

Die zur erklärung des textes dienenden anmerkungen (s. 82—92) machen den beschluss der arbeit. sie geben zunächst über alle personen, welche Leibniz nennt, besonders über die spracharbeiter, deutsche wie ausländische, gewissenhaft auskunft. bei der notiz über Dominique Bouhours (s. 91) hätte der zusatz interesse gehabt dass dieser eitle sprachforscher von Lessing in der Hamb. dramat. (stück 81) erwähnt wird ('Deutschland hat sich noch durch keinen B. lächerlich gemacht' usw.). dann führen die anmerkungen auch andere schriften und briefstellen an — denn Leibniz konnte mit recht sagen: *qui me non nisi editis novit, non novit* —, in welchen seine sprachwissenschaftlichen bestrebungen sich bekunden. mit fleifs hat der verfasser besonders häufig auf die gegen Locke gerichteten Nouveaux essais sur l'entendement humain rücksicht genommen, denn im 3 buche hat sich der philosoph bekanntlich über etymologisches, über notwendigkeit der sprachvergleichung zur feststellung der verwandtschaft der völker, zuletzt über das wesen der sprache als ausdruck unserer gedanken ausführlich ausgesprochen.

Der verfasser wird uns über Schottelius hoffentlich noch eingehend berichten; aus dem vorwort und sonst gelegentlich (s. 24) erfahren wir mit genugtuung dass er eine monographie über ihn im sinne hat. der treffliche mann, der die verdienste seiner vorgänger so neidlos anerkannt hat, man vergleiche den tractat Von Teutschlands und teutschen scribenten, wo besonders das lob Albrecht Dürers (Ausf. arb. 1164—65) hervorzuheben ist, der auf die folgezeit so bedeutend eingewürkt hat und dem 'die erquicklichste ergetzlichkeit in den süfsen geheimnissen der sprachen' liegt (s. 74 Ausf. arb.), verdient es in hohem grade dass man sein leben, seine tätigkeit und seine bemühungen gründlich kennen lernt und würdigt. mit recht konnte er am schlusse seines werkes, inmitten der geringschätzung deutscher sprache und deutschen geistes, mit heiterem und befriedigtem gemüte in dem lateinischen abschiedsgrufs an den leser ausrufen: *Fa-*

tum autem, nisi fallor, clementius tandem redibit; quicquid interim sit aut erit, iuvabit tamen in recta artis via paulatim cum aliis praeivisse, ad assequendum aliquando linguae fastigium . . Sequentes anni erunt testes et secutura aetas arbitra (s. 1455).

Gewis war es ein glück dass kein geringerer als Leibniz den latinisten mit ihm entgegentrat, dass er seine treuen bemühungen um feststellung der schriftsprache und untersuchung der sprachgeschichte zu würdigen und sich anzueignen wuste. es traf ein, was Schottel in seinem schon angeführten längeren gedichte in der vorletzten strophe gesagt hatte:

Mich dünkt, ich sehe schon noch treue Männer kommen,
Die mit Mannfester Hand das Schreibspies angenommen,
Und geben meinem Feind' ins Hertz den letzten Stoſs.

Die groſsen verdienste aber des vaters der deutschen aufklärung um hebung und würdigung unserer sprache werden durch den nachweis der abhängigkeit von dem braunschweigischen sprachforscher nicht geschädigt. auch in der philosophie wuste Leibniz, was groſse geister vor ihm gedacht, in neuer schöpferischer weise zusammenzufassen. die Goethesche warnung der 'originalen' vor überhebung zeigt sich demjenigen in ihrer ganzen wahrheit, der die geschichte der entwickelung groſser denker und dichter tiefer erforscht. und Leibniz, dem, wie der verfasser treffend bemerkt (s. 42), eine fast unbegreifliche vereinigung von extensiver empfänglichkeit und intensiver fruchtbarkeit ermöglichte, alle gebiete des wissens zu umspannen, Leibniz war gerade am allerwenigsten geneigt, die vielfachen anregungen verschiedenster art, die er durch seine unermessliche belesenheit empfangen, zu läugnen oder absichtlich zu verhüllen. die verdienste Schottels und Morhofs rühmt er wie die der älteren Goldast und Opitz. er wuste in der tat, wie Lessing von ihm rühmte, feuer aus dem kiesel zu schlagen. daher war er für das empfangene so dankbar, dass er selbst mittelmäſsige bücher gelten lieſs, wenn sie ihm irgend welche anregung gaben: daher spricht er sich selbst einmal censorischen geist in einem briefe ab und tadelt so oft Cartesius und dessen anhänger, weil diese sich den anschein gegeben, alles aus sich selbst gefunden zu haben. zb. Opera ed. Dutens v 393 und die für das gesagte characteristische stelle im briefe an Bourguet (Opp. ed. Erdmann 722): *Mr. Descartes vouloit qu'on crût, qu'il n'avoit guère lu . . Cependant il est bon d'étudier les découvertes d'autrui d'une manière qui nous découvre la source des inventions et qui nous les rend propres en quelque façon à nous-mêmes.* war es doch seine tiefe überzeugung, der er oft ausdruck gegeben, dass man das alte nicht einstürzen oder ganz bei seite werfen, sondern zu neuen schöpfungen benutzen müsse; dass keine kraft verloren gehe, sie zerstreue und sammle sich wider. und es ist sein lieblingssatz: *Le présent est*

plein de l'avenir et chargé du passé (Nouv. essais av. propos s. 197[b] Erd. vgl. Monadol. § 22).

Er war in vielen anschauungen durchaus ein schüler Schottels auf sprachwissenschaftlichem gebiet, aber er überragt seinen lehrmeister doch an umfassendem blick, an weite des gesichtskreises. man kann sagen: auch hier zeigt sich sein grofser genius, mit Lessing zu reden, besonders in dem bestreben, der wahrheit keine engen grenzen zu setzen, daher in der methodischen vorsicht und behutsamkeit, dass er zb., was das damalige etymologisieren betrifft, die noch zu überwindenden grofsen schwierigkeiten wol erkennt. bei der erwähnung der verschiedenen erklärungen des wortes *welt* sagt er im § 49 der U. g., diese dinge seien ohne genugsame untersuchung zu keiner völligen gewisheit zu bringen, die alten teutschen bücher müsten den ausschlag geben. so spottet er über die theologen und diejenigen, welche die hebräische sprache eine ursprache nennen — auch der von Gottsched gerühmte Johann Bödiker hielt die deutsche sprache für die älteste tochter der hebräischen (Raumer aao. 186) — *linguam hebraicam primigenam dicere idem est ac dicere truncos arborum esse primigenos seu regionem dari, ubi trunci pro arboribus nascantur* (Opp. ed. Dutens VI 232). er ist geneigt wie den gemeinsamen ursprung aller völker so eine allgemeine ursprache anzunehmen (Nouv. essais III 300 Erdm.), aber er ahnt dass die verwandtschaft der verschiedenen sprachen erst durch eine neue erkenntnis wissenschaftlich werde festgestellt werden können. dass von einer richtigen einsicht des baues der deutschen sprache auch Schottel noch entfernt war, verkannte er nicht; im § 103 der U. g. heifst es: wir haben vielleicht keine teutsche grammatik bis dato, die zulänglich. über das gotische, welches Schottelius mit dem altn. durch einander wirrte, hatte er erst die richtige vorstellung (Raumer aao. 80, vgl. 164).

In der sprache übertrifft er den lehrmeister bei weitem. Guhrauer geht in seinem lobe des herlichen, symmetrischen baus der sätze und perioden so weit; er fühlt sich, wie er sagt (D. schr. II 53 anhang), von der reinheit, kraft, simplicität und jener höheren weihe, welche das beste unter Leibnizens deutschen schriften beseelt, so ergriffen, dass er ihn allein dem grofsen übersetzer und schriftsteller Luther an die seite setzen will. so viel ist gewis: Leibniz ist gelenker, lebhafter, geistreicher als Schottelius, durch bilder und feine wendungen weifs er zu fesseln; er ahnt dass einmal unsere sprache noch ganz anders werde gehandhabt werden und es ist von bedeutung, dass er am schlusse seiner Ermahnung die kunst zu schreiben so zu steigern rät, dass gar bald an deutschen schriften nicht blofs die hof- und weltleute, sondern auch das frauenzimmer selbst und was nur sinnreich und wissensbegierig, eine grofse freude haben würden.

Schottel, der gegen die latinisten eifert, ist in seiner sprache, wie schon die von mir angeführten proben zeigen können, doch fast durchweg im lateinischen bann, und nur, wo seine redlichen bemühungen um die deutsche sache, sein zorn, seine trauer über die abhängigkeit des vaterlandes ihn warm machen, bricht der gedanke mit siegreicher klarheit und bestimmtheit trotz der pedantischen, lateinisch gefärbten perioden sich bahn. auch Schmarsow wirft ihm rhetorischen schwulst vor und meint dass ihn oft bei den einfachsten dingen der schwere faltenwurf des lateinischen gelehrtentalars am raschen vorwärtsschreiten hindert, nicht selten stolpern macht (s. 40).

Aber Schottels name müste schon deshalb für immer in achtung und ehren bleiben, weil ein mann wie Leibniz sein schüler werden konnte.

Berlin im october 1878. DANIEL JACOBY.

Lessings werke, dreizehnter band zweite abteilung. bildende künste, herausgegeben und mit anmerkungen begleitet von ADOLF SCHÖNE. Berlin, Gustav Hempel, 1878.

Der vorliegende band, sämmtliche auf antiquarische fragen bezüglichen abhandlungen Lessings, mit ausnahme des Laokoon, enthaltend, schliefst sich würdig an die bisher erschienenen rühmlichst anerkannten bände der Hempelschen ausgabe an. der herausgeber hat nach möglichkeit für richtigstellung und sauberkeit des textes gesorgt; leider war nur an wenigen stellen ein zurückgehen auf handschriftliche grundlage möglich, nämlich in den anmerkungen zu Winckelmanns Geschichte der kunst des altertums, in den anmerkungen zu Montfaucon und bei dem kleinen aufsatz über eine stelle des Clemens Alexandrinus; bei den übrigen hier gebotenen abhandlungen konnte meist die vergleichung mit den originaldrucken vorgenommen werden, während andere nur auf den Eschenburgschen drucken beruhen. die meisten abweichungen fallen auf die Antiquarischen briefe, in bezug auf welche dem herausgeber gelungen ist zwei nicht unwichtige entdeckungen zu machen. es zeigt sich nämlich zunächst dass im ersten teil mitten während des drucks zwei fehler verbessert sind, so dass exemplare mit derselben jahreszahl 1768 vorhanden sind, die in mehreren puncten von einander abweichen, und zweitens dass ein druck mit der jahreszahl 1778 ohne eigentliche einwilligung Lessings, und ohne dass er die möglichkeit einer durchsicht gehabt hätte, von Nikolai zur completierung der auf seinem lager noch vorhandenen zweiten bände nach der ehlerhafteren ausgabe gemacht worden ist. dieser konnte also

bei der constituierung des textes als ganz unwesentlich bei seite gelassen werden. unter den antiquarischen schriften ist auch die Theophili presbyteri artium schedula widerholt worden, trotz der von Ilg neuerdings veranstalteten ausgabe, weil dem herrn herausgeber eine nachvergleichung des Wolfenbüttler codex auch jetzt noch von bedeutung zu sein schien.

Die sonstige einrichtung der Hempelschen classikerausgaben, neben der herstellung und sicherung des textes, ist ja bekannt: es wird gewöhnlich eine einleitung gegeben, und der text des schriftstellers, wo es nötig erscheint, durch hinzugefügte anmerkungen erläutert. besonders die letzteren pflegen eine klippe des anstofses zu bilden; das publicum, für welches die ausgaben bestimmt sind, lässt sich im allgemeinen nach seinen grenzen nicht genau bezeichnen; da oft der eine erklärung verlangt, wo dem andern das hinzufügen auch nur eines wortes überflüssig scheint, so ist es schwer die rechte mitte zu finden. der herausgeber dieses bandes hat sich bemüht zwischen den beiden klippen des zuviel und zuwenig ungefährdet hindurchzugehen, und es lässt sich behaupten dass es ihm meist wol gelungen ist. ohne anstände wird es bei dieser sachlage freilich nie abgehen; mir ist besonders die ungleichmäfsigkeit in der übersetzung lateinischer und griechischer citate aufgefallen; denn wenn man einmal glaubt dass es im interesse eines teiles des leserkreises, auf den das buch zählt, gelegen ist die aus den alten angeführten stellen in der übersetzung beigefügt zu finden, so lässt sich doch kein grund denken, dies bei einer zu tun, bei einer andern zu unterlassen. die anmerkungen sind sonst mit grofser sorgfalt angefertigt; wo von Lessing seltenere bücher citiert werden, wird unten fast regelmäfsig über die verfasser mit kurzen worten nähere auskunft erteilt, eigentümliche wendungen des schriftstellers als solche hervorgehoben und erläutert und, wo durch die neuere forschung etwas hinzugekommen, die richtigkeit oder unhaltbarkeit Lessingscher ansichten und vermutungen erwiesen ist, dies ausdrücklich angegeben. das erste und dritte erfordert viel fleifs und reiche kenntnisse, aber das schwierigste scheint mir das zweite zu sein, eigentümliche formen und wendungen als solche zu erkennen, einfach deswegen weil trotz der allgemeinen schriftsprache ein jeder Deutsche noch ein gut teil dialect mit sich herumträgt, und dem einen deshalb möglicher weise ein wort, als allgemein verständlich, einer erläuterung nicht weiter zu bedürfen scheint, was dem andern völlig unbekannt ist. so ist mir zb. aufgefallen dass *Scharwenzel (seine Censuren sind lauter Scharwenzel die man versetzen und vertauschen kann wie man will,* s. 66) ohne erklärung geblieben ist (nach Sanders ist es von einem kartenspiel hergenommen, wo buben und neuner, jene als haupt-, diese als gemachte wenzel nach belieben für jede karte gelten) uam.

Die einleitung, Lessings leben vom ende seines Breslauer auf-

enthaltes bis zum antritt seiner stellung in Wolfenbüttel umfassend, behandelt vor allem eingehend den in jene periode fallenden streit mit Klotz; es ist dem herrn verfasser gelungen, durch zusammenstellung von tatsachen mit bezug auf jene zeit eine reihe von vermutungen aufzustellen, die meiner meinung nach allgemeine zustimmung finden werden. so namentlich dass Lessing den Laokoon rasch zum druck befördert habe, um seine berechtigung zu dem Berliner posten als bibliothekar nachzuweisen, ferner dass er ursprünglich die absicht gehabt, den streit mit Klotz mit dem ersten brief als abgeschlossen zu betrachten, und dass nur der plötzliche tod Winckelmanns ihn veranlasst habe, durch fortsetzung der briefe die ihm in der altertumswissenschaft gebürende stellung zu wahren; auch das halte ich wol für möglich dass eine aufkeimende neigung für madame König bei lebzeiten ihres gemahls ihn dazu getrieben habe plötzlich den entschluss einer reise nach Rom zu fassen. dagegen kann ich herrn Schöne nicht einräumen dass er mit der vermutung, Lessing suche sich auf sophistische weise aus der Chabriasangelegenheit herauszuziehen, recht hat. wenn Lessing schreibt s. 131 (38 brief), also nachdem die anzeige Heynes am 29 october erschienen war, in der die beiden stellen des Polyän und Diodor angeführt sind: 'sie nur hatte ich im sinne, als ich sagte dass man mir gegen meine deutung ganz etwas anderes einwenden könne, als damals noch geschehen sei, und dass ich nur diese einwendung erwarte, um sodann entweder das letzte siegel auf meine mutmafsung zu drücken, oder sie gänzlich zurückzunehmen', so wäre ja das nicht blofs sophistisch, wenn er damit den glauben erwecken wollte dass er jene beiden stellen gekannt, sondern es wäre meiner meinung nach töricht, da doch jeder hätte sofort herausfinden müssen, wie er dann nicht mehr die möglichkeit hatte 'das siegel auf seine vermutung zu drücken', sondern wie ihm nichts übrig blieb als sie völlig zurückzunehmen. auch die annahme, Lessing habe beim niederschreiben jener worte am ersten orte (s. 49) seinen irrtum in bezug auf die stellung des Borghesischen fechters allein im sinn gehabt, scheint mir unhaltbar, weil das erkennen seines irrtums das fallenlassen jener hypothese zur notwendigen folge haben muste. sondern ich denke, die ganze sachlage wird klar, wenn man Lessing zwar eine unwissenheit, aber keine unwahrheit zutraut. offenbar kannte er die beiden stellen aus Polyän und Diodor nicht, er hatte auch bei aufstellung seiner vermutung über die statue des Chabrias gar nicht daran gedacht solche zu suchen; erst später fiel ihm ein dass möglicher weise derselbe vorgang bei anderen schriftstellern mit anderen worten geschildert sein könnte; wenn es solche stellen gibt, so müssen sie entweder seine vermutung bestätigen, oder als unhaltbar beweisen. 'sie nur hatte ich im sinn', heifst nicht: die beiden angeführten stellen, sondern all-

gemein 'die parallelstellen' die er noch nicht kennt, von denen er aber erwartet dass sie im streit gegen ihn angeführt werden; je nachdem diese lauten, wird er das letzte siegel auf seine vermutung drücken, oder sie gänzlich zurücknehmen. so erklären sich Lessings worte ohne zwang und so findet auch zwischen dem 13 und 38 brief keinerlei widerspruch statt. und wenn Lessing die beiden fraglichen stellen erst aus der kritik der Göttinger gelehrten anzeigen kennen lernte, dann kann man natürlich nicht erwarten, andeutungen davon in den früher geschriebenen briefen an Nikolai und den collectaneen zu finden. soll man nun Lessing tadeln dass ihm die leicht zugänglichen, sogar von den Neposerklärern angeführten parallelstellen entgangen sind? wer möchte deshalb zuerst gegen ihn den stein aufheben?

Von druckfehlern sind mir nur wenige aufgefallen, auch diese leicht zu verbessernde.

Berlin. R. ENGELMANN.

Otfrids Evangelienbuch. mit einleitung, erklärenden anmerkungen und ausführlichem glossar herausgegeben von dr PAUL PIPER. I teil: einleitung und text. Paderborn, Schöningh, 1878. 292] u. 696 ss. 8°. — 15 m.

Kein ahd. werk bedarf so sehr eines streng erklärenden commentars als Otfrids Evangelienbuch. Erdmanns vortreffliche sprachliche analysen haben die vorbedingung eines solchen erfüllt und uns eine vorstellung von der beschaffenheit gegeben, die er haben müsse. der text des werkes schien nach Kelles gelungenem beweise dass Otfrid selber die Wiener hs. corrigiert habe, auf fester basis gegründet zu sein, und ein in der inneren beschaffenheit seiner ausgabe beruhendes bedürfnis nach neuer textkritischer untersuchung war nicht vorhanden. nun bietet sich uns aber in dem vorliegenden buche nicht blofs der erwünschte commentar, sondern, zu unserer anfänglichen verwunderung, auch ein nach neuen grundsätzen gewonnener text. wie war dies möglich? Otfrid selbst schrieb die Wiener hs. (V), die Freisinger (F) ist von einem schreiber Sigihard im 10 jh. daraus copiert worden; so bleibt blofs die Heidelberger (P) übrig — denn sonst besitzen wir nur fragmente. um nun P der hs. V vorziehen zu dürfen, müste das aufserordentliche, in der überlieferung unserer denkmäler sonst unerhörte eintreffen dass auch P von Otfrid, und zwar nach V und unter anwendung neuer gereifter grundsätze geschrieben worden sei.

Und dass dies mit P der fall gewesen, hat Piper nachgewiesen — wie gerne würde ich hinzufügen 'glänzend', 'überzeugend', damit das lob nicht hinter dem erfolg einer mühsamen

arbeit zurückzubleiben scheine; daran aber dass ich das nicht kann, trägt nicht sowol die innere beschaffenheit des beweises schuld, als vielmehr die formlosigkeit, mit welcher Piper ihn vorträgt: das wichtigste wie das unbedeutendste ist in éinem flusse und mit gleicher betonung dargestellt; der leser erhält nicht den überblick über einen nach bestimmten richtungen wol geordneten stoff, sondern er wird in den gewundenen irrgängen massenhaft aufgehäuften materials herumgeführt, so dass das jeweilig ihm entgegentretende die aussicht auf alles übrige versperrt. darf man bücher mit bildern vergleichen, so ist das unsrige eine ohne kenntnis der perspective angefertigte flächendarstellung. —

Die ersten abschnitte der einleitung, in denen von den quellen unserer nachrichten über Otfrid, von seinem namen, seinem geburtsjahr und geburtsort, seinen 'lehr- und wanderjahren', seinem aufenthalt in Weifsenburg gesprochen wird, vereinigen das bisher über diese gegenstände bekannte und suchen durch neue combinationen gröfsere bestimmtheit in das bild, das wir von seinem leben erhalten, zu bringen. vieles ist schon hier zu weitläufig: ich tadle nicht dass er bei den gelegenheiten, die ihn Fulda oder SGallen zu erwähnen nötigen, kleine skizzen der entwickelung dieser klöster gibt — dafür wird ihm jeder, der in dem religiösen leben die hauptsächliche bildungsquelle der ahd. zeit erkennt, dankbar sein — aber dass er zb. bei der nachweisung eines namens in den urkunden auch die fälle aufzählt, deren datierung jede beziehung auf den betreffenden mann im voraus verbietet, ist unnötig und verwirrt nur den leser.

Unter den neuen combinationen, zu denen sich Piper durch seine in der tat sorgfältigen urkundenuntersuchungen berechtigt hält, sind besonders die über bischof Salomo von Constanz, Otfrids lehrer, und über Otfrids Sangallischen aufenthalt bemerkenswert. aus den worten der widmung Sal. 2 *ther biscof ist nu ediles kostinzero sedales* geht hervor dass Salomo zur zeit als er Otfrid unterrichtete noch nicht bischof und wahrscheinlich (Piper sagt 'sicher') nicht in Constanz war. in urkunden ist er 806—825 in Fulda, 842—850 (51) in SGallen erwähnt. dennoch setzt Piper den unterricht, den er Otfrid erteilte, nicht nach Fulda sondern nach SGallen, indem er auf sehr vagem grunde allgemeiner freundschaftlicher beziehungen zwischen bischof und kloster annimmt dass Salomo 821—839 lehrer an der klosterschule war. der terminus 839 erklärt sich daraus dass er in diesem jahre bischof wurde; aber warum gerade 821, da er doch 825 noch in Fulda genannt ist? und gerade für die zeit von 821—839 vermag er keinen Salomo in SGallen nachzuweisen (wol aber haben wir vorher erfahren dass ,der name Salomos schon im 8 jh. in urkunden' des klosters 'vorkommt'). als auskunftsmittel führt Piper an dass, wenn schon

nicht *Salomo*, so doch ein *Saloo (Salao, Saluo)* als camerarius und zeuge genannt sei, gerade in unserer fraglichen periode vom 24 april 821 bis 10 nov. 838 (denn einen *Saloo* vom jahr 850 will Piper wegen der 'ungewöhnlichen datierung der urkunde' wider nicht in betracht ziehen): 'es ist verführerisch, bei diesem Saloo an Salomon zu denken (indem man etwa annimmt dass Salomo als bischof die schon in Fulda durch Hraban vorgenommene änderung seines namens acceptiert habe), da die jahre und seine erwähnung unter den würdenträgern des klosters so vortrefflich in das leben des späteren bischofs passen; indessen entbehrt die annahme eines solchen namenswechsels doch jeder begründung, und sie ist hier nur ausgesprochen worden, weil sie eben so gut, wie jede andere mutmafsung, als ergänzung der lücke in unseren kenntnissen von Salomos leben für unsere einbildungskraft dienen kann' (s. 23]). das geständnis ist lobenswert, aber verwundert fragt man sich: warum wird dennoch Salomo von 821—839 nach SGallen versetzt? und hier verrät sich klar dass trotz alledem Piper gerade durch jenes *Saloo* sich hat verführen lassen, 821 als terminus a quo anzunehmen: dann freilich stimmt alles, und indem das gedächtnis vergisst dass gerade dieser selbe Saloo vom jahre 821 der ausgangspunct der hypothese war, hat die 'einbildungskraft' leichtes spiel mit eben diesem *Saloo* den fehlenden *Salomo* zu ersetzen. ich glaube also, Piper ist hier in der bezeichneten weise einer selbstteuschung verfallen.

Als letzter grund für Salomos aufenthalt in SGallen kommt endlich die nachricht des Tritheim an die reihe. auch sonst ist seinen nachrichten zu viel platz und zu viel glauben beigemessen worden, und gleich hier liefert er eine probe seiner zuverlässigkeit, indem er unseren Salomo mit seinem grofsneffen Salomo III verwechselt.

Salomos aufenthalt in SGallen ist also nach meiner meinung von Piper durchaus nicht nachgewiesen worden. in folge dessen verliert auch seine annahme, Otfrid habe dort Salomos unterricht genossen, alle grundlage.

Die streitfrage, ob Otfrid überhaupt in SGallen gewesen, ist auch durch Piper nicht entschieden worden. wie früher sind auch jetzt noch die drei sangallischen urkunden (von 830 und 854), in denen sein name genannt ist, der ausgangspunct der untersuchung: alles übrige, was aus den nachrichten über sein leben und aus seinem werke selbst (s. 35] f) zur unterstützung angeführt wird, erhöht blofs die wahrscheinlichkeit, gibt durchaus keine sicherheit. Piper will einen dreimaligen aufenthalt in SGallen unterscheiden: den ersten 823—830: damals soll er Salomos unterricht genossen haben; den zweiten ca. 840: es sei nämlich unwahrscheinlich dass Otfrid, der anhänger Ludwigs und Grimalds, unter der abtschaft Otgers, welchem Grimald hatte

weichen müssen, in Weifsenburg zurückgeblieben sei, man müsse annehmen dass er seinem früheren abte nach SGallen folgte; auch sei er von 830—851 in den urkunden Weifsenburgs nicht genannt. die sangallischen urkunden von 854 endlich nötigen Piper, einen dritten aufenthalt zu statuieren. dessen möglichkeit ist kaum zu läugnen; auch bemüht sich Piper ihm bedeutung und inhalt durch mehrfache vermutungen zu geben, die sämmtlich von der eingehenden vertiefung in die beziehungen, die sein stoff ihm bot, zeugen, aber dennoch, wie es bei solchen ganz auf detail sich stützenden annahmen leicht geschieht, als verfehlt angesehen werden müssen: 'er mag bei dieser gelegenheit auch das erste buch nebst der widmung dem Salomo persönlich überreicht haben.' aber wie reimt sich damit *lekza ih therera buachi iu sentu in suabo richi* (Sal. 5)? ferner: 'vielleicht hat er den Alkuin, der im ersten buche noch nicht benutzt ist und auch nicht in dem von Kelle veröffentlichten bücherverzeichnisse der abtei Weifsenburg steht . ., hier in sanct Gallen studiert, wohin durch Grimald sicher ein exemplar gekommen war. im fünften buche benutzt er ihn schon.' man erkennt dass die beweiskraft dieses arguments darauf sich stützt dass das I buch vor dem V vollendet wurde. wie wir aber später sehen werden, ist diese meinung Pipers durchaus nicht unangreifbar, vielmehr ist das V buch wahrscheinlich das ältere. —

Nunmehr folgt der hauptteil der einleitung, worin von den hss. geredet wird (s. 44]—251]). in bezug auf ihre geschichte erfahren wir nichts neues. Piper will wahrscheinlich machen dass Flacius Illyricus zu jenen teilen seiner editio princeps, für die er P nicht benutzen konnte, V zur vorlage gehabt habe, wie schon Kelle als möglich hinstellte: man kann ganz wol damit sich einverstanden erklären, wenn man auch nur die erste hälfte seiner beweisführung billigt. denn in der zweiten ist er in denselben fehler verfallen, den ich oben an seiner hypothese von Salomos aufenthalt in SGallen aufgewiesen habe: 'dazu (nämlich als zweiter beweisgrund, zu den lesarten, die für benutzung der hs. V zu sprechen scheinen) kommt noch dass auf der basis des tores auf dem bilde vom einzuge Christi (V 112ᵃ) von jüngerer hand geschrieben steht: 16—:IMF:—15. diese buchstaben liefsen sich wol deuten Illyricus Matthias Flacius (an Marquard Freher 1565—1614 zu denken ist weniger wahrscheinlich), wenn die jahreszahl nicht widerspräche'. nun überlege man: 'IMF' ist mit denselben zügen und mit derselben tinte wie 16 . . 15 geschrieben; 1615 war Flacius bereits todt, also können jene initialen durchaus nicht auf ihn bezogen werden (ebenso wie es nicht nur 'weniger wahrscheinlich' sondern ganz unerlaubt ist an Freher zu denken): dennoch sagt Piper, zu den früheren gründen 'kommt hinzu dass . . .' obendrein sind die drei buchstaben, welche den sehr gewagten einfall verschuldeten, gar nicht

IMF, sondern IME zu lesen; sie sind durch einen in halber buchstabenhöhe gehenden bindestrich verbunden und bedeuten nichts anderes als Ierosolyme, das eine hand des 17 jhs. unter das tor der burg zu schreiben für nötig befand.[1]

Auch für die geschichte der hs. P will Piper aus zufälligen merkmalen derselben etwas gewinnen. auf 90ᵃ stehe nämlich eingekratzt: *Kicila diu scoaza nuiz filo.* mit *Kicila* 'ist am wahrscheinlichsten . . Gisela, die tochter Hermanns († 1004) gemeint' . . . zu begründen ist das durchaus nicht, und es steht mir frei, Pipers ansicht eine andere wenigstens ebenso stichhaltige entgegenzusetzen, die sich daraus ergibt dass man das unverständliche *scoaza* nicht, wie Piper will, *scolta* sondern *suaza* liest: und so, meine ich, ist das ganze nichts anderes als ein zeichen der erinnerung an eine 'süfse Gisela', die ein verliebter leser statt in baumrinde in das pergament der hs. kratzte: dadurch würde das ehrwürdige denkmal auf einmal um jahrhunderte 'unserem gefühle nähergerückt', wie es ebenso zb. bei einer berühmten glossenhs. (cod. Vind. 2723) der fall ist, auf deren vorderstem blatte von alter hand die lustigen verse stehen:

Candidior stella me diligit una puella
In tota villa non est formosior illa.

leider vermag ich auf ähnliche weise nicht einige ebenfalls eingekratzte wörter in V zu deuten, die Pipers aufmerksamkeit entgangen sind: auf 8ᵃ nämlich steht am rechten rande von alter hand: *ɱnus cleri.he.(cl* könnte auch *d* gelesen werden; an stelle des ersten punctes stand vielleicht *c*, an stelle des zweiten vielleicht *n;* der rest ist durch den schnitt verloren). ich verzichte auf jeden deutungsversuch.

Piper beschreibt die hss. mit grofser ausführlichkeit; es darf daher nicht wunder nehmen, wenn ein nachprüfender öfter die gegebenen daten zu corrigieren gelegenheit hat. so kann Piper nicht finden dass das V 112ᵃ in farben ausgeführte bild, den einzug Christi darstellend, wie Kelle will, von zwei verschiedenen händen sei. dennoch ist dies der fall, nur sind beide hände gleich alt. die zweite ungeübte hat die apostelköpfe hinzugefügt, und von ihr rührt auch das abendmahlsbild (auf der folgenden seite) her. die erste geübte und stilvolle hat auch das kreuzigungsbild (153ᵇ) gezeichnet. man darf vielleicht annehmen dass Otfrid zwar ein gewandter schreiber, jedoch ein ungeschickter zeichner war und daher die illustrationen von geübterer hand anfertigen liefs, selbst aber noch jene köpfe und die sancta coena auf der übrig gebliebenen leeren seite 112ᵇ [2] hinzufügte.

[1] ich führe hiemit die ganz unzweifelhafte auslegung des herrn scriptors Franz Wöber an.

[2] ich merke hier an dass auf 112ᵇ unmittelbar unter dem bilde ein mit roter tinte geschriebenes wort stand, das nun radiert und fast ganz unleserlich ist: *uusth . . . . . g* (nur das *g* ist sicher).

Einen wesentlichen fehler, der auch später üble folgen trägt, hat Piper durch völliges verkennen der quaternioneneinteilung in V begangen. 'sie (die hs. V) besteht aus quaternionen . . . die quaternionummern scheinen meist durch den einbandschnitt verloren gegangen zu sein; nur unten auf seite 7[b] sieht man noch eine rote II, auf seite 185[b] eine schwarze XXIIII.' hieran ist nun gar vieles zu berichtigen: die ersten zwei bll. der hs. scheinen für sich eine lage gebildet zu haben, ob aber die verwischte I, die am unteren rande von 2[b] steht, als lagennummer anzusehen sei bezweifle ich; II steht nicht auf 7[b] sondern 8[b], und von den blättern dieser zweiten lage sind drei so herausgeschnitten dass nur noch die falze sichtbar sind: zählt man diese drei zu den erhaltenen hinzu so würde man die lagennummer II (des ersten quaternio) auf 7[b] erwarten, wo sie aber nicht steht. ob nun 8 ein einzelnes blatt ist und später erst eingelegt wurde (wofür vielleicht die im gegensatz zu den vorhergehenden und nachfolgenden bll. auffallend nachlässigen schriftzüge sprechen), vermag ich des einbandes wegen nicht zu entscheiden. die folgenden quaternionen tragen sämmtlich in regelrechter reihenfolge ihre sicher, wenn auch mehrmals schwer lesbaren nummern; die auf den XVIII folgende lage bildet einen quinio, dessen erstes blatt ausgeschnitten ist; trotzdem wurde die lagennummer nicht auf das äufserste sondern auf das vorletzte blatt des quinio geschrieben; die nummer des folgenden XX quaternio ist nur mit der loupe zu erkennen. merkwürdig ist dass auf dem unteren rande der innenseite des letzten blattes eine zahl eingekratzt ist, die wahrscheinlich VIIII gelesen werden muss.

Piper bemerkt nun dass die liniierung beider hss. ganz gleich ist, und, wenn ich ihn recht verstehe, erstreckt sich diese gleichheit bis auf die länge der linien und die breite des recht- und linkseitigen spatium; auf jeder seite stehen meist 21 zeilen; wo ein vers über die länge der zeile hinausgreift, ist der überschuss unter beobachtung derselben kleinen eigentümlichkeiten in beiden hss. ergänzt; in beiden hss. ferner braune tinte in besonderer verwendung und gleichartigkeit des individuellen gebrauches in schreibung der capitalbuchstaben.

Bereits aber häufen sich die anzeichen der obenerwähnten formlosigkeit und zersplittern in bedauerlicher weise die hauptpuncte der beweisführung. Piper citiert die stellen, wo löcher im pergament sind, wo es grob präpariert, schadhaft, beschabt, befleckt, angekratzt ist: man fragt sich billig, wozu all das? soll etwa die gleichheit der löcher, der gröfseren oder geringeren glätte des pergaments etwas beweisen? nein, so meint es Piper auch nicht, der aufwand an genauigkeit scheint vielmehr nur der 'vollständigkeit' zu liebe geschehen zu sein, deren begriff er von anfang an zu eng gefasst hat. es sind ferner die in

PV üblichen abkürzungen nicht nur im allgemeinen, wie man ja wol wünschen mag, oder so, dass die an gleichen stellen in P und V vorkommenden gleichen abkürzungen hervortreten, angeführt, sondern es sind alle stellen, wo zb. ein *quā,* ein *am̄* etc. sich findet, aufgezählt. deren masse ist zum glück nicht allzu grofs; aber man seufzt bereits, wenn man von s. 58]—62] in langen fast ununterbrochenen ziffercolonnen citiert sieht, wo in V oder P der übliche punct am ende oder in der mitte des verses fehlt, wo ein fragezeichen oder *!* in der versmitte steht, wo beim zeichen *!* der punct weggelassen oder der strich radiert wurde usw. 'da indes die kenntnis derselben (der interpunction) in allen ihren wandlungen für das verständnis von wichtigkeit ist, so soll sie hier aus den beiden hss. ausführlich angegeben werden' (s. 57] f). aber genügen denn nicht summarische statistische angaben? und wozu die endlosen citate der einzelnen stellen? diese art aber beherscht die ganze abhandlung über die hss.: kleinste kleinigkeiten in hss. sind ja oft höchst wichtig, wenn sie ganz vereinzelt vorkommen, aber ganz bedeutungslos, wenn sie zahllos sich widerholen: und nun werden sie uns auch im letzteren falle vorgezählt. man glaubt ein handbuch der Otfridschen paläographie für anfänger zu lesen, wenn man zb. findet: 'soll ein wort oder auch einzelne buchstaben eingeschaltet werden, so bedient sich O. ebenfalls der puncte und zwar setzt er den einen punct an die stelle des ausgelassenen buchstaben oder wortes; der andere steht meist vor der übergeschriebenen correctur, bisweilen jedoch auch über (folgen belege), oder nach (folgen belege) oder auch in (folgt ein beleg) dem übergeschriebenen buchstaben' (s. 63]).

Mitten aus dem unbrauchbaren muss man sich das ebenso reichlich und in überfülle dargebotene wichtige heraussuchen. so weit ich dasselbe für V nachzuprüfen gelegenheit hatte, habe ich folgendes zu bemerken:

Die braune tinte ist für beide hss. characteristisch, beiderseits findet sie sich vorzüglich in den nummern, überschriften, initialen, viel seltener im fortlaufenden text; Pipers angaben über die betreffenden einzelheiten in V sind, da sie mit dem anschein der vollständigkeit auftreten, ungenügend. in wie grofse unsicherheit die detailentscheidungen über die färbung der gewöhnlichen schwarzen tinte hinauslaufen, mag man daraus erkennen dass der eine beobachter, Piper, findet: 'die dinte der accente unterscheidet sich gewöhnlich von derjenigen der übrigen schrift, und von den accenten sind wider die über *ió, ídmer, iú* etc. m. a. d. geschrieben, als die übrigen', während der andere, ich, sagen muss: 'ob die tinte der accente gerade eine andere sei, ist sehr schwer zu entscheiden, da oft der blofse anschein dessen dadurch entsteht dass die accente mit dünnerem striche gezogen sind.' ebenso verschieden sind unser beider anschauungen

betreffs des characters der schrift; Piper verzeichnet nämlich auch die änderungen in ihrer sorgfältigkeit und ihrem sonstigen aussehen; wenn er nun findet dass von I 15, 41 (27[b]) ab die schrift sich ändert, so kann ich nur sehen dass wol die tinte blässer, nicht aber die schrift eine andere wird (er selber sagt später 'mit 27[b] wird die tinte grauer'); wenn 'von IV 15,.30 ab weit sorgfältigere schrift als früher' beginnen soll, so entsteht nach meiner meinung dieser anschein dadurch dass bl. 131[ab] blofs 19 statt der 21 zeilen hat; die ursache des weit auffälligeren ansatzes, der von 142[a] (142[b] nach Piper) an beginnt, darf nicht nur vermutungsweise, wie Piper tut, sondern mit bestimmtheit in der änderung des schreibmaterials gefunden werden (man bemerkt deutlich, wie noch die erste zeile auf 142[a] mit der früheren feder geschrieben ist).

Piper macht auf jene trennungen der silben in einem worte aufmerksam, die dann stattfinden, 'wenn jede von ihnen einen versaccent trägt, so II 16, 17 *smer-ze*' (s. 55]). er führt 5 beispiele an. die erscheinung ist jedoch häufiger, sie findet sich auch in der versmitte *so man gúe-temo scal* (L 36) und hätte vor allem einen allgemeineren ausdruck erhalten sollen; denn wenn man analoge fälle wie *Ádam érfir-kós mih. ioh sélbon ouh fir-lós sih* (I 25, 19), *ob uns in múat gi-gange* (I 18, 31), *zi fé-rehe gistóchan* (V 11, 26) heranzieht, so wird man in diesen trennungen und verbindungen die zeichen einer sorgfältigen, ja mechanischen scansion sehen.

Den gebrauch von capitalbuchstaben an zweiter stelle im worte, der für das handschriftenverhältnis von bedeutung ist, hat Piper s. 55] f dargestellt. 'so wird am anfange der verszeile gern *TH* gesetzt. in V geschieht das 94 mal (nie im 5 buche), in P 54 mal (nie im 4 und 5 buche).' (hier sind wir ihm dankbar dass er uns die 94 und 54 stellen nicht einzeln aufgezählt hat.) noch andere solche verbindungen, wie *IN, IH, OB, ER, DR* usw., erwähnt er aus beiden hss. ich füge noch hinzu dass dieser gebrauch zweier capitalbuchstaben (in V) weit ausgedehnter ist, als Piper angibt: denn aufser den von ihm angeführten combinationen finde ich noch *NU, SP, SL, NI, GO, DE, DU, LE, NE, IU* usw. vor allem ist aber für die anordnung der bücher wichtig dass fast alle diese schreibungen, von *TH* abgesehen, erst vom 2 buche an beginnen (da im 1 neben *TH*, das vom 8 capitel an auftritt, nur *IH* vorkommt), das 3 buch enthält wenig *TH* und, soweit ich gezählt, nur drei anderweitige verbindungen, am reichsten ist das 4, im 5 fehlen sowol alle *TH* als alle sonstigen analogen schreibungen (was auch Piper s. 56] bemerkt): nach diesem einen gesichtspuncte ist also die reihenfolge der bücher: V I II III IV.

Die zahlreichen correcturen der hss. VP sind der ausgangs-

gangspunct der Otfridischen textkritik, und bereits hier, bei der beschreibung der hss., ergeben sich in graphischer hinsicht mehrere congruenzen, welche die enge verwandtschaft zwischen V und P dartun. ich mache besonders auf die überzeugende übereinstimmung in der art aufmerksam, wie V und P, teils mit teils ohne hilfe der rasur, einen buchstaben in einen anderen verwandeln, wie also aus *e*, *i*, *o*, *u* ein *a* usw. gemacht wird (s. 69]—73]).

Was die accentsetzung betrifft, so hat Piper zwei, wie ich glaube, richtige grundsätze aufgestellt: 'Otfrid hat nie mehr als einen accent auf ein wort zu setzen beabsichtigt' und 'Otfrid hat nie mehr als zwei accente in den halbvers zu setzen beabsichtigt' (s. 76]). die methode, nach welcher Piper diese zwei sätze, deren letzter besonders wichtig ist, aus den zahllosen accentcorrecturen ableitet, indem er sie sowol einzeln als auch in verbindung mit den anderen correcturen rücksichtlich ihrer relativen entstehungszeit untersucht hat, erscheint mir durchaus sicher und glaubwürdig: zu vermeiden war es freilich nicht dass die meinungen über einzelheiten, ob zb. die accente an einer bestimmten stelle gleichzeitig mit dem texte oder nach demselben gesetzt wurden, oder ob sie einer ersten oder zweiten periode der accentuierung angehören, weit genug auseinandergehen. so glaube ich zb. dass ein grofser teil der accente ältesten datums, die Piper erst nach der niederschrift gemacht werden lässt, ziemlich gleichzeitig mit derselben eingesetzt wurde, denn sobald die schrift selbst blässer wird, vermag man zwischen ihr und den accenten keinen färbungsunterschied mehr herauszufinden.

Den schluss der beschreibung der hss. und gewissermafsen die vollendung des beweises, der sich bereits aus ihr für die nahe verwandtschaft zwischen V und P ergeben hat, hätte ein facsimile derselben längeren und besonders characteristischen stelle aus beiden hss. bilden sollen. man hätte dann zug um zug im texte wie in den correcturen vergleichen und dem eindruck der abstracten beweisführung in nicht geringem grade durch die anschauung nachhelfen können. hat doch auch Kelle, um die überzeugung von der identität der hand in den Weifsenburger urkunden und in V zu vollenden, facsimilia anzufertigen für nötig befunden.

Der nun folgende hauptabschnitt, in welchem Piper das handschriftenverhältnis nach der inneren beschaffenheit der texte untersucht, ist der nützlichste und beste teil der einleitung. aus der entstehungsgeschichte des in VP überlieferten textes ergibt sich unwiderleglich das verhältnis der beiden hss. er unterscheidet mehrere stufen der entwickelung:

a) die kladde (kl). 'Otfrid entwarf seine dichtung, wie schon Kelle vermutet hat . ., zuerst auf losen blättern in der kladde' (s. 80]). ich stimme damit vollkommen überein und halte unter

Pipers argumenten jenes für das mafsgebende dass lesarten so unsinniger art in V vorkommen, dass sie als offenbare fehler, beim copieren entstanden, anzusehen sind; viel characteristischer aber als die 2 von Piper angeführten sind verschreibungen wie etwa bl. 92[b] (III 16, 18) *sifonte* für *si fon gote* oder (ebd.) *eigimir* statt *eigine mir* (vgl. auch Kelle II p. XXXII). den zweiten hauptgrund kann ich jedoch nicht gelten lassen: 'die seiten 106[a]—111[b], welche in V den schluss des dritten buches bilden, enthalten je 22 zeilen, offenbar in der absicht dass der schluss des dritten buches mit dem schlusse einer seite und eines quaternios zusammenfalle, woraus zu schliefsen, 1) dass eine kladde vorlag, denn sonst hätte eine so genaue verteilung von 264 zeilen nicht stattfinden können, und 2) dass der anfang des vierten buches in V schon geschrieben war, als der schluss von III geschrieben wurde' (s. 81]). nun beginnen aber die 22zeiligen seiten nicht auf bl. 106[a] sondern auf 105[a], und reichen nicht bis 111[b] sondern bis 112[b], umschliefsen also ganze 8 blätter, die einen vollständigen und zwar den XV quaternio bilden; dieser endet also nicht mit bl. 111 sondern mit 112. hier rächt sich der anfängliche irrtum, der Piper die lageneinteilung verkennen liefs. der XV quaternio hatte nun auch bei einer liniierung von 21 zeilen übergenügenden raum für den rest des 3 buches und bei jener von 22 zeilen blieben nunmehr $2^1/_2$ seiten frei, von denen 112[a] und 112[b] mit bildern ausgefüllt wurden. die frage ist daher nicht mehr: war das IV buch schon begonnen, so dass eine gedrängtere schreibart auf dem rest des XV quaternio hatte eingeführt werden müssen? sondern: hat Otfrid die zeilenzahl vergröfsert, um die bilder anbringen zu können, oder hat er diese angebracht, weil ihm der überschüssige raum sonst leer geblieben wäre? ich glaube, letzteres ist der fall. denn dass Otfrid nicht strenge mit der letzten seite eines quaternio jedes der bücher enden lassen wollte (wenn er auch mit jedem einen neuen quaternio beginnt), zeigt das ende des 1 und 2, von denen jenes im VI, dieses im X quaternio endet: bei beiden blieb eine volle seite leer. hier aber liefs Otfrid nicht bilder malen, sondern auf bl. 40[b] steht eine widerholung des ohnehin auf bl. 41[a] das II buch eröffnenden *Incipiunt capitula,* mit beifügung einer allgemeinen inhaltsangabe, auf bl. 72[b] der titel des III buches. wo also eine seite leer blieb, dorthin schrieb Otfrid entweder den titel des folgenden buches, oder er bemalte die seite. die bilder sind demnach zufällig, sie richten sich nach dem freien raume und wurden nicht im voraus für eine bestimmte stelle festgesetzt.

Wenn Pipers zweites argument nicht stichhaltig ist, so ist das dritte um so sicherer: in bl. 200 P glaubt er nämlich einen rest der kladde selbst zu sehen. dazu bewegen ihn zunächst äufsere gründe, unter diesen namentlich dass bl. 200 aufserhalb der quaternioneneinteilung steht; dazu kommen ebenso wichtige

innere: lesarten, deren verhältnis zum texte V sie als diesem vorausgehend mit sicherheit erkennen lässt.

b) aus der kladde entstand der grundtext der Wiener hs. dieses stadium nennt er V_1. als Otfrid an V zu schreiben begann, habe er noch nicht den plan gehabt, das ganze in bücher einzuteilen, was daraus hervorgehe dass in der aufschrift des ersten buches *Incipit liber evangeliorum primus* das wort *primus* erst später von ihm eingeschoben worden sei. doch ist dieser grund gänzlich hinfällig; denn auf der unmittelbar darauf folgenden seite 10ᵃ ist die aufzählung der capitel in alter schrift mit *Expliciunt cap̄ libri primi* geschlossen. nun könnte Piper mir vielleicht einwenden: Otfrid liefs ja zu anfang der bücher raum für die inhaltsangabe frei, die er später erst, als die capitel des buches fertig geworden waren, einfügte; jenes *primi* am schluss des index ist also erst nach vollendung des buches, als der plan des ganzen schon gereift sein konnte, geschrieben und beweist daher nichts. dieser einwand wäre in der tat für die übrigen bücher entscheidend, aber gerade beim ersten ist jener raum nicht freigelassen, und der index nicht nach dem fortlaufenden texte geschrieben worden, denn er endet inmitten des bl. 10ᵃ und unmittelbar an ihn ist mit derselben noch feinen und niedrigen schrift das erste capitel des ersten buches angeschlossen. haupttitel, inhaltsangabe und text wurden in dieser reihenfolge unmittelbar nach einander niedergeschrieben; daher kam es auch dass Otfrid später sich genötigt sah, das cap. De Anna prophetissa, sei es nun dass er es beim abschreiben oder concipieren des index vergessen hatte, oder überhaupt erst nachher verfertigte, in den index als sechszehntes einzufügen und demnach alle folgenden nummern zu rectificieren. die ergänzung des *primus* im haupttitel hat also nur ein ursprüngliches versehen gut gemacht; sie gehört zu jenen correcturen, die in V angebracht wurden, als P nicht mehr in Otfrids händen war — denn das wort fehlt noch in P — und ist in den text aufzunehmen.

Pipers schlussfolgerung 'das erste buch scheint also bei weitem früher als die anderen gedichtet zu sein' fällt daher mit seiner ganzen übrigen argumentation.

Überhaupt sind die von ihm auf s. 82] f allzu sicher und detailliert gegebenen einzelheiten, durch welche er beinahe die handgriffe Otfrids bei der anfertigung von V reconstruieren will, fast sämmtlich verfehlt — aus dem einzigen grunde dass er mit eingebildeten quaternionen gerechnet hat und nicht mit den in der hs. sogar ausdrücklich nummerierten.

Allerdings begann Otfrid für jedes buch einen neuen quaternio, dass er aber bei jedem (mit ausnahme des ersten) zwei blätter für dessen titel und index und etwa noch zur unterbringung einiger das mafs des quaternio überschreitenden verse des vorhergehenden buches frei liefs, dass also der text

jedes buches erst mit dem dritten blatte des jeweiligen quaternio beginne, ist ganz unrichtig. vielmehr beginnt der text des II III IV buches bereits mit dem zweiten, der des V gar mit dem ersten blatte. daher ist es auch nirgends der fall dass das ende eines buches in die gewissermafsen aus vorsicht hiefür leer-. gelassenen blätter des folgenden hinüberreiche. im gegenteil hat Otfrid den haupttitel des II und III und vom V überdies noch den index auf den schlussquaternio des vorhergehenden buches geschrieben. so stehen denn auch jene bilder, die auf das III buch folgen, nicht auf den zwei ersten seiten des IV, sondern auf den zwei letzten des III.

Ferner ist unrichtig dass Otfrid, als er den anfang des IV und V buches niederschrieb, bereits die grundeinteilung in 5 bücher fertig gehabt haben müsse, da im IV die überschrift des 1 capitels selbst *Prefatio libri quarti* laute, und im V der haupttitel, in welchem die zahl des buches genannt ist, nicht wie gewöhnlich vor, sondern nach dem index stehe und offenbar älter als dieser sei.[1] aber auch im III ist das 1 capitel *Prefatio libri tertii* überschrieben und die nummer am schlusse des index zum I buche ist ebenso alt als der text selber. die grundeinteilung hat also, soweit man erkennen kann, als Otfrid das uns erhaltene niederschrieb, bereits ganz festgestanden, und die posteriorität des V buches im vergleich zum I, die in Pipers annahme versteckt liegt, ist nicht vorhanden.

Wenn er ferner sagt: 'beachtenswert ist noch an dieser stelle dass auch der erste quaternio, enthaltend die vorreden an Ludwig und Liutbert, erst später hinzugesetzt wurde', so lässt sich diese behauptung aus der uns vorliegenden gestalt der hs. V (vgl. oben s. 191) durchaus nicht beweisen.

Alle bisher von mir aus Pipers stadium V_1 herausgenommenen sätze convergieren gegen die im Evangelienbuche selbst erhaltene nachricht dass Otfrid dem bischof Salomo eine probe seines werkes nach Schwaben geschickt habe (Sal. 5). von diesem deutlichen wortlaut ausgehend suchte er eine bestätigung dafür in der äufseren form der hs. und in der tat, wenn er durch die oben analysierte und widerlegte argumentation bewiesen hätte dass buch I der älteste teil des werkes sei, an welches die übrigen bücher und die vorreden an Ludwig und Liutbert erst später gefügt wurden, dann wäre seine folgerung 'es war also das erste buch ursprünglich als abgesondertes ganze abgeschlossen und mit der widmung an Salomo abgeschickt worden' ganz berechtigt.

Dass man jenes *Lekza ih therera buachi iu sentu in suabo richi* vielleicht auf das erste buch beziehen dürfe, wird durch die äufsere form der hs. nur in folgendem angedeutet: wir

[1] so muss ich Pipers begründung ausdrücken, da er den wortlaut derselben, wie er jetzt in seinem buche s. 83] zu lesen ist, nach dem von mir gerade vorher gesagten sicherlich ändern würde.

wissen dass der text des II III IV buches auf dem zweiten blatte des quaternio beginnt, während auf dem ersten die inhaltsangabe steht, und dass überhaupt der schluss eines buches nie in die anfangslage des folgenden übergreift. nun beginnt aber der index von I nicht auf der ersten sondern auf der zweiten seite, auf der ersten stehen vielmehr die 7 letzten verse der widmung an Salomo, so dass hier ein übergreifen eines fremden teiles in den ersten buchquaternio stattfindet und daher wol widmung und beginn des buches in einem zuge geschrieben sein müssen.[1] freilich ist nicht zu denken dass die uns vorliegenden blätter in V an Salomo geschickt worden seien, aber sie konnten ja aus einer fertigen solchen scheda copiert sein.

Daraus dass also wol das erste buch den inhalt jener sendung bildete, darf man aber noch nicht schliefsen dass es überhaupt das älteste sei. sonstige indicien machen es vielmehr wahrscheinlich dass dem V jene bezeichnung gebürt (vgl. s. 193). jedesfalls aber folgte ihm das erste zunächst; aufser eben jenen indicien kann man dafür noch den zweck der übersendung geltend machen: *thaz ir irkiaset ubaral oba siu fruma uuesan scal* (Sal. 6). Piper hat richtig bemerkt dass Otfrid damit gewissermafsen das bischöfliche probatur einholte, und man daher wol voraussetzen darf, das ganze werk sei noch nicht geschrieben gewesen.

Wie das I buch mit der widmung an Salomo war vielleicht auch das V mit der widmung an Hartmuat und Werinbert bereits ursprünglich verbunden; denn der eigentliche text endet auf dem 4 bl. des XXV quaternio, und auf der unteren hälfte derselben seite (189[b]) ist noch der titel der zuschrift verzeichnet, die den rest des quaternio vollständig füllt. jedesfalls stellt sich das V buch auch äufserlich als ein von den übrigen sich unterscheidendes ganze dar, denn ohne für eine inhaltsangabe platz zu lassen beginnt es gleich oben auf dem ersten blatte des quaternio und zwar mit besonders sorgfältiger, grofs geschriebener aufschrift. —

c) ins dritte entwickelungsstadium (V_2) versetzt Piper die hauptmasse der accente und die interpunction. das letztere halte ich in dieser allgemeinheit für unrichtig, weil der hauptgrund, verschiedenheit der tinte, durchaus nicht überall vorhanden ist; speciell auf bl. 88[a], welches Piper als besonders belehrend für die gleichheit der accent- und interpunctionstinte anführt, vermag ich zwischen der text- und accenttinte keinen unterschied zu entdecken. wenn Piper ferner meint, die quaternionen seien in dieser periode V_2 bereits gebunden gewesen, weil eine der älteren hiehergehörigen marginalien (zu II 14, 103) zum teil auf der letzten seite (63[b]) des vorhergehenden, zum teil auf der ersten

[1] wenigstens die 7 letzten zeilen der widmung auf bl. 9[a], da wir schon oben von bl. 8 vermuteten, es sei ein eingelegtes.

(64ª) des folgenden quaternio stehe, so teuschte ihn auch hier seine vorgefasste meinung, denn mit 64ª beginnt eben kein neuer quaternio, sondern erst mit 65ª (der x). zu V_2 rechnet er wol mit recht die bilder und eine reihe von correcturen, die teils vor der accentuierung gemacht, teils durch rasur bewürkt wurden, ferner die nachher noch einmal geänderten und eine reihe anderer, 'welche sich nicht deutlich als in das vorhergehende oder folgende (stadium) gehörig erweisen.'

de) die perioden der Heidelberger hs. (P_1, P_2): P wurde aus V abgeschrieben und dieses gleichzeitig corrigiert. Otfrid entwickelte hiebei die grundsätze, die sich bereits in V zeigten, weiter und führte auch neue ein. die dadurch notwendig gewordenen änderungen wurden zum teil bereits in V eingetragen (P_1).

Dann wurden die accente in P gesetzt und jene in V corrigiert. auch darin machen sich bestimmte tendenzen bemerkbar (P_2).

f) eine 'gemeinsame übercorrectur' der beiden hss. fand statt (O_1): 'die genau übereinstimmenden verbesserungen, welche V und P an vielen stellen gemeinsam und in derselben weise vollzogen haben, finden nur so ihre erklärung.'

g) endlich nimmt Piper ein stadium O_2 an, worunter er die noch nachträglich bei gelegentlicher lectüre des werkes von Otfrid gemachten änderungen begreift.

Die hier aufgezählten 7 stadien des Otfridtextes lassen sich, wenn wir von der kladde absehen, auf drei vornehmlich zurückführen: auf das der Wiener, das der Heidelberger hs. und die gemeinsame übercorrectur beider. diese drei sind als die wichtigsten und characteristischen festzuhalten, die anderen entstanden, indem Piper in ihnen selbst wider die merkmale zu scheiden suchte. einzelheiten seiner untersuchung sind sicher controvers, die hauptzüge des resultats darf man aber mit entschiedener billigung dankbar annehmen.

Von der allgemeinen characteristik geht Piper zur detaillierung der in die einzelnen stadien fallenden correcturen über; hiebei werden die erwägungen deutlich, die ihn bei der einordnung gewisser änderungen in ein bestimmtes stadium geleitet haben, und ein bild der mühsamen und bewustvollen arbeit, die Otfrid an seine *frenkisga zunga* wendete, wird bis in die kleinsten striche hinein vollendet.

Die correcturen des stadiums V_2 lehren dass seit V_1 eine änderung in den metrischen und orthographischen grundsätzen des dichters bereits platz gegriffen hatte: fehlende senkungen werden eingeschoben, synaloephe wird vermieden usw. die hierüber gemachten beobachtungen sind sehr interessant und für Otfrids metrik belehrend. daraus dass von den verbesserungen dieser stufe besonders das I buch betroffen werde, gehe hervor

dass seit der abfassung desselben zeit genug verflossen sei, um eine gründliche änderung der metrischen und orthographischen grundsätze Otfrids herbeizuführen.

Die erläuterungen zum stadium P_1 sind die wichtigsten: in dasselbe fallen die meisten fortschritte der schreibart Otfrids. Piper stellt zwei statistische tabellen über den wechsel des *th* mit *d* im anlaut, und des *uu* mit *uuu* voran. *d* für *th* finde sich viel häufiger in V als P, und zwar nach folgender reihenfolge der bücher: I V IV II III, dh. in I am häufigsten, in III am seltensten. wenn man aber die angaben der tabelle über den gebrauch des *th* und *d* vergleicht und genau die ausdehnung der bücher in betracht zieht, so ist die reihenfolge vielmehr V IV I II III: dh. V hat die meisten, III die wenigsten *d*. dieser abnahme der *d* vom V zum III buche geht parallel ihre abnahme vom stadium V_1 aus zu P_1: wer anders als der schreiber von V_1 selber konnte die arbeit so sehr in der richtung, die er schon bei der verfertigung von V eingeschlagen hatte, fortsetzen? [1]

Bei der labialen spirans geht die entwickelung deutlich von *uu* zu *uuu*: man erkennt dass V ursprünglich (aufser im V buche) meist *uu* geschrieben habe, denn das in der jetzigen gestalt von V allerdings vorwiegende *uuu* ist gröstenteils eincorrigiert. nun ist aber merkwürdig dass das V buch, welches im gebrauch des *d* den ältesten standpunct vertritt, hier durchaus *uuu* und zwar uncorrigiert aufweist. Piper erklärt dies so, dass Otfrid in diesem puncte ganz und gar geschwankt habe: im I buche schrieb er 'fast stets *uu*, im letzten fast stets *uuu*. auch im IV überwiegt noch *uuu*, im II und III schreibt er aber wider fast ausschliefslich *uu*.' der gebrauch des *uuu* sei eine rein orthographische frage, während jener des *d* oder *th* im engsten zusammenhange mit Otfrids aussprache stehe. wenn ich die bücher nach der häufigkeit der *uuu* anordne, so entsteht die reihe V IV I II III, die mit der obigen äufserlich ganz übereinstimmt, aber dennoch andere bedeutung hat: denn hier wäre Otfrid beim übergang zu P nicht in der gleichen richtung fortgeschritten, sondern vielmehr zum älteren gebrauche zurückgekehrt (was zb. auch in bezug auf die anwendung des *k* in *kruce* der fall war: s. 99]).

In 190 ferneren nummern legt Piper die bemerkungen vor, die ihm die beobachtung der correcturen in VP über das allmähliche fortschreiten der grundsätze Otfrids an die hand gibt. man könnte sagen, es sei darin eine historische grammatik seiner sprache enthalten, auch metrische principien finden eingehende darstellung. nur einiges in bezug auf die letzteren gesagte (138] ff) hebe ich hervor: Otfrid hat im stadium P_1 soviel als möglich die fehlende senkung ergänzt. im III buche ist die zahl der betreffenden correcturen am grösten, einen verschwindend

[1] das verhältnis der *d* und *th* erklärt Piper dadurch dass *d* die mutteraussprache Otfrids gewesen sei.

geringen anteil hat v, das eigentlich nur an der ergänzung der vorsilbe *gi-* participiert. einsilbigkeit der senkung wird hergestellt, zweisilbiger auftact vermieden, der reim wird verbessert usw. von alledem findet sich im v buche nur weniges. was die synaloephe betrifft, meint Piper, Otfrid habe anfänglich den betreffenden buchstaben ganz ausgelassen, dann habe er seine athetese durch puncte bezeichnet. er glaubt auch in vielen fällen verschiedenheit der tinte zu erkennen, wo die sache mindestens sehr in zweifel bleiben muss. der vergleich zwischen V und P ergibt: 'im ersten buche hat P 75 mal mehr die synaloephe bezeichnet als V, während V sie an 77 stellen bezeichnet, wo es P nicht tut. im zweiten buche hat in derselben weise P 121, V 16, im dritten P 116, V 7, im vierten P 105, V 1, im fünften P 101, V keine stellen, wo die andere hs. die synaloephe nicht bezeichnet hat.' Piper schliefst aus diesen zahlen dass Otfrid erst als er P schrieb und in dieses die synaloephenpuncte einzeichnete, sie auch in V eintrug, dabei aber vieles übersah, nur in I habe er in dieser hinsicht eine überarbeitung eintreten lassen. ein sicheres urteil wäre dadurch möglich geworden dass Piper überhaupt die anzahl der puncte für jedes buch in V und P angegeben hätte; nach den obigen vergleichungszahlen scheinen sie aber in V überhaupt verhältnismäfsig selten zu sein, namentlich im v buche; eine ausnahme macht nur das I. man dürfte daher mit mehr recht sagen: Otfrid setzte nicht gelegentlich beim schreiben der hs. P die puncte in V ein, sondern er revidierte zu diesem zwecke eigens V, gelangte aber nicht weit über das zweite buch hinaus. im übrigen lehrt gerade dieses verhältnis in anwendung und bezeichnung der synaloephe dass Otfrid auch P bearbeitet haben müsse, denn wie hätten sonst in dieser heiklen sache die gleichen principien in V und in P anwendung finden können?

Im stadium P_2 bildet die accentsetzung die hauptsache: die accente standen bereits in V, als P daraus copiert wurde, doch fanden nun zahlreiche correcturen statt, gleichzeitig damit ein überarbeiten der beiden texte. die combinationen zwischen den silben und den accenten eines halbverses sind zahlreich, und Piper greift entschieden übers ziel hinaus, wenn er für so viele derselben genau die ratio des entstehens festzustellen versucht. fest bleibt nur der grundsatz: Otfrid hatte nicht die absicht mehr als zwei accente in den halbvers zu setzen; wo, wie namentlich in V, 3 ja 4 derselben vorkommen, ist dies das resultat späterer correcturen, bei denen die zu vertilgenden accente aus irrtum oder zeitmangel stehen blieben. (in einem späteren abschnitt über 'die aufgabe der kritischen behandlung Otfrids' (s. 249]) sagt Piper: 'ich halte es nun für möglich, die von Otfrid als letzte entscheidung aufgestellten accente in jedem falle zu erkennen, und es wird die aufgabe der textkritik sein, diese

scheidung zu treffen; im vorliegenden texte ist es noch nicht geschehen, weil für viele fälle umfangreichere metrische vorarbeiten nötig erscheinen.') der fortschritt von V zu P ist im allgemeinen hierin zu bemerken dass in einer grofsen anzahl von halbversen, in welchen V nur einen accent hat, P deren zwei setzt.

Im anschluss daran folgen die beobachtungen über die stellung des accents in einzelnen wörtern, namentlich in den zusammensetzungen.

Die correcturen, die den stadien O_1 und O_2 zugeschrieben werden, sind nicht mehr nach kategorien zu ordnen. erwähnenswert ist dass Piper in V spuren des Sigihard gefunden hat. ob der schreiber von D (cod. discissus) ebenfalls an V corrigiert habe, wird sich in der tat schwer entscheiden lassen (von den s. 173] angeführten hierauf bezüglichen stellen müssen III 20, 54 und 18, 29 falsch citiert sein).

Kelles text, der die corrigierte Wiener hs. bot, trug kein einheitliches gepräge; weiter ist die entwickelung, wie wir gelernt haben, allerdings in P gediehen, zu einer einheitlichen schreibweise aber ist sie auch hier nicht durchgedrungen. dieses bild fortwährender bewegung ist jedoch das eigentümliche unseres textes, und ebensowenig als es Kelle einfiel nach anleitung der correcturen in V den versuch einer consequenten schreibart durchzuführen, ebensowenig wird man jetzt, wo doch die richtungen der entwickelung viel deutlicher geworden sind, eine uniformierung des textes P versuchen. sonst aber ist die aufgabe der kritik nunmehr verwickelter geworden. in der hauptmasse des werkes darf man allerdings ohne bedenken der hs. P folgen. aber wir haben gehört dass Otfrid noch, als P bereits aus seinen händen war, an V hie und da änderte: diese letzten correcturen fest zu bestimmen ist das schwierige, und man entschuldigt fast die weitläufigkeit, mit welcher Piper seine untersuchung vortrug, da sie ja nur ein abbild der ungemein weitläufigen vorarbeiten ist, die er, im letzten grunde nur jener par nachträglichen correcturen wegen, machen muste, um sie von den übrigen zu sondern und in ihnen entweder fortsetzung der begonnenen tendenzen oder fremde, der aufnahme in den text nicht werte eindringlinge zu erkennen. trotzdem zweifle ich dass ihm in der sache überall die rechte entscheidung gelungen ist, auch erinnern wir uns der schwierigkeiten, die ihm die frage der accente verursacht und die er im vorliegenden texte noch nicht gelöst zu haben bekennt. hierüber aber will ich keineswegs mit ihm rechten: der text, den er jetzt bereits gefunden hat, wird ihm und anderen der stützpunct sein, von dem aus sie weiterarbeiten. mit den zahllosen correcturen Otfrids, welche die veranlassung all der modernen mühe sind, dürfen wir uns wol versöhnen, weil wir durch sie einen einblick in die leitenden absichten und vorwaltenden

neigungen des verfassers in sprachlicher hinsicht erhalten, wie es bei einem fertig und rein sich darstellenden texte nie der fall gewesen wäre. —

In dem abschnitte über die zerschnittene hs. D hat Piper mit beibehaltung der von Kelle statuierten aufeinanderfolge der bruchstücke die äufsere beschaffenheit der hs. zu bestimmen gesucht. er gieng hiebei namentlich von dem durch die Kinderlingschen blätter und den Bonner deckel 5 gebildeten ganzen aus, das drei innere lagen eines quaternio ausmachte. da die seite in D 21 zeilen zählt, so war der umfang des ausgefallenen zwischen den durch die bruchstücke markierten puncten und darnach der umfang des ganzen bestimmbar. mit geringen correcturen erlangte Piper das resultat dass D aus 188 bll. in 23 quaternionen und einem schlusshefte von zwei doppelbättern bestand. hie und da hatte er auch gelegenheit die lesung der fragmente zu verbessern.

Aus mehreren eigentümlichkeiten in D, die auf einen der periode V und P_1 vorhergehenden schreibergebrauch hinweisen, macht er es genügend wahrscheinlich dass dem schreiber von D die kladde vorgelegen habe, nicht etwa V oder P. jene aber müsse bereits corrigiert gewesen sein, da zahlreiche lesarten der späteren stadien sich widerfinden. —

Auch die Freising-Münchener hs. F ist ausführlich beschrieben. die namentlich vom III buche an regelmäfsig werdenden orthographischen änderungen in den consonanten, die durch den bairischen dialect des Sigihard hervorgerufen wurden, hat Piper auf s. 208—233 als ergänzung des im variantenverzeichnis enthaltenen (das er für F einschränkt) ausführlich dargestellt. der plan, in dem er alle seine detailangaben verzeichnet, bewürkt auch hier dass er mit blofsen änderungen des anlautenden *th* in *d* in den formen des pronominalstamms **ta (ther, thiu, thaz, thoh, tho* usw.) nicht weniger als 9 mit lauter zahlen bedeckte seiten anfüllt.

Was die quelle betrifft, so hält Piper mit Kelle daran fest, dass diese die Wiener hs. V war, doch glaubt er noch benutzung von P zu erkennen. zur begründung führt er zunächst zahlreiche übereinstimmungen mit P gegenüber V an (s. 234] f), die aber als hauptsächlich orthographischer natur an und für sich nichts beweisen; er unterstützt sie durch eine zweite reihe, der in der tat gröfsere beweiskraft innewohnt: ich mache den leser besonders auf II 12, 7*; 14, 109; III 7, 73; IV 22, 1; den titel von V; V 20, 85[1] aufmerksam, denen gemäfs man voraussetzen möchte, Sigihard könne nicht durch blofsen zufall hier gerade dieselben lesarten, wie P sie hat, erraten haben: man bedenke jedoch dass in

[1] I 18, 24 *eum* FP *iohannem* V habe ich nicht finden können. IV 8, 5 *iro* FP fehlt V beweist nicht, da ja *iro* in V ebenfalls stand, jedoch am versanfang, dann aber hier radiert und an die richtige stelle, wie es scheint, gesetzt, dort jedoch wider radiert wurde.

diesen fällen V den fehler, FP hingegen das richtige haben. am mafsgebendsten erscheint mir noch dass F mit P eine marginale (zu IV 15, 51) gemeinsam hat, die in V fehlt.[1] die übrigen mit P übereinstimmenden veränderungen und ergänzungen der marginalien verlieren ihre scheinbare beweiskraft durch die überlegung dass Sigihard in ihnen nur den echten schrifttext, der in V unvollständig oder unrichtig war, hergestellt hat. er hat dies, im gegensatz nicht nur zu V sondern auch zu P, zb. IV 14, 7 *(suam)* getan.

Wenn demnach auch der gedanke, Sigihard habe P benutzt, durchaus nicht aus der luft gegriffen ist, so ist er doch durch die lesarten selbst zu wenig begründet, um die sicherheit in anspruch nehmen zu dürfen, mit der ihn Piper im verlaufe festhält. sich auf das stützend, was Kelle (II p. XIV) über Waldo und den weg, auf dem er das Evangelienbuch erhalten hatte, sagt, will nämlich Piper dass Sigihard die hs. P in Mainz selbst benutzte, allwo sie, als dedicationsexemplar an einen Mainzer erzbischof, sich befunden habe. warum aber aufser P noch V? weil vielleicht damals schon P unvollständig gewesen sei und vielleicht Sigihard auch die letzten correcturen Otfrids in V habe erfahren wollen. was helfen diese vermutungen von philologischer gewissenhaftigkeit eines ahd. schreibers der unbewiesenen hypothese? wäre diese sicher, dann gewännen jene erst boden. —

In der sammlung der nachrichten über verlorene hss. (s. 240] ff) ist uns besonders die genaue einsicht in das Junische apographon der Bodleiana willkommen, die uns hier zum ersten male gewährt ist. Piper hat gefunden dass es eine abschrift der Flacischen ausgabe ist, in welche Junius zahlreiche verbesserungen und conjecturen eintrug. er 'möchte es nicht ohne weiteres von der hand weisen dass Junius eine hs. benutzt habe, doch müste das jedesfalls eine der uns bekannten, oder eine diesen nahe stehende gewesen sein.'

Über eine hiehergehörige Tritheimsche nachricht vgl. Zs. 22, 406 ff. —

Im abschnitte über die quellen weist Piper zu den bereits von Kelle gefundenen noch eine schrift des Beda De die iudicii nach. nicht hierin aber liegt sein verdienst, sondern in der wesentlichen vermehrung der parallelstellen aus der h. schrift: wenn man mit seiner übersicht s. 252]—258] noch das in den anmerkungen an zahlreichen orten gesagte vereinigt, so erhält man reiches material, um Otfrids quellenbenutzung zu erkennen. daraus eine zusammenhängende darstellung des characteristischen zu schaffen, hat Piper leider versäumt. im titel eines folgenden abschnitts 'zur geschichte und characteristik des Evangelienbuchs' verspricht er allerdings dergleichen, aber wir erhalten blofs

[1] die zweite zu IV 33, 21, die (s. 238]) in V ebenfalls fehlen soll, hat Piper selber im apparate zur stelle als in V befindlich angegeben.

historisches und suchen vergebens nach bezeichnender würdigung der geistigen arbeit, denn die 14 paränetischen zeilen (s. 267]) genügen durchaus nicht. (nur im commentar ist hie und da das thema berührt: s. I 17, 5; III 13, 17; 26, 51; IV 29, 12 usw.)

'Endlich benutzte Otfrid auch deutsche quellen'. zu diesem urteil veranlassen ihn die zahlreichen übereinstimmungen mit dem Heliand, die berührungen mit Muspilli, dem bittgesang an den h. Petrus, dem 'leich' von Christus und der Samariterin: er meint aber nicht dass Otfrid alle diese gedichte (die Samariterin vielleicht ausgenommen, vgl. zu II 14) selbst benutzte, sondern 'diese dichtungen benutzten dieselben quellenschriften wie Otfrid'. man weifs nun nicht recht, was Piper unter diesen quellenschriften eigentlich verstehe: dem dortigen zusammenhange nach würde man an deutsche denken, wie aber die anmerkungen lehren, sind es lateinische, von denen er spricht. jedesfalls befriedigen weder noch überzeugen die 13 zeilen, in denen Piper (s. 251] f) diesen gegenstand abtut, und man müste die sonst vermisste kürze gerade hier tadeln, wenn eben nicht der commentar einigermafsen das fehlende ergänzte. aber auch dort hat Piper vornehmlich nur das material geliefert und die befriedigende erklärung noch nicht gefunden. er hat zu folgenden stellen berührungen mit dem Heliand notiert: I 1, 1. 98; 11, 3; 12, 24; 14, 15; 15, 1; 17, 12. 15. 27; 20, 14. 15. 17. 24; 22, 23 ff. 43; II 4, 1; 5, 5; 8, 23 ff; 16, 7; 21, 23 f. 31. 37; III 6, 36; 8, 24. 30; 10, 27; 12, 23; 17, 13. 21; 21, 7. 9. 17; 24, 11. 21. 47; IV 4, 41; 12, 5. 29; 13, 1. 21; 16, 1. 25; 24, 5. 27; 26, 22; 27, 7. 27; 30, 8. 15. 23; 31, 26; 32, 1; 33, 18; 35, 7. 43; 36, 3. 19; V 4, 42. 61; 7, 55. 56; 18, 10; 20, 5. 19. 45. 65. 71. 73. 113; nur für den kleinsten teil dieser stellen weist Piper die gemeinsame dritte quelle ausdrücklich nach, ein anderer umfasst nur sehr vage übereinstimmungen (IV 35. 43; V 7, 56 sind ganz zu streichen): dennoch bleibt noch genug übrig, das der erklärung bedarf. ich möchte hier nur andeuten dass bei vielen dieser congruenzen die allgemeine tradition des epischen stils in betracht zu ziehen ist: der gebrauch eines *manno liobosta* I 22, 43 und Hel. 821, *erda filu mara* II 16, 7 und Hel. 1304 (Heyne; 1305 Sievers), oder (was Piper nicht anmerkt) *er stuant, suigeta (ioh mammonto githageta)* IV 23, 33 und *than stuod mahtig Crist, thagoda (endi tholoda)* Hel. 5279 (Heyne, 5280 Sievers) usw. findet hierin genügende erklärung. —

Das capitel 'zur geschichte und characteristik des Evangelienbuchs, nebst den nachrichten über sonstige werke Otfrids' enthält, wie ich schon oben sagte, fast nur historisches. zuerst personalfragen: die *quorundam probatissimorum virorum sanctitas* (Liutb. 6) wird auf Hraban und Salomo bezogen, die *memoriae digni fratres* (ebend.) sind Hartmuat und Werinbert. die berühmte

ueneranda matrona Judith möchte Piper gegen Kelle dennoch auf Judith, Ludwigs des frommen witwe beziehen, namentlich weil *ueneranda matrona* besser auf eine geistliche frau passe und Judith 830 den schleier zu nehmen gezwungen worden war, überdies auch sonst neigung zu gelehrten studien von ihr überliefert ist. im commentar zu I 16 hebt Piper hervor dass Otfrid mit vorliebe das witwentum der Anna prophetissa schildere, und damit scheint er stillschweigend eine beziehung zur Judith matrona andeuten zu wollen. sollte eine solche würklich vorhanden sein, so mag man eine fernere andeutung darin sehen dass cap. XVI des I buches, wie ich oben nachzuweisen versuchte (s. 196), vielleicht erst nachträglich in den plan des buches aufgenommen wurde.

Die zeit der vollendung des werkes bleibt das jahr 868. die reihenfolge der bücher, die er vorher schon an mehreren stellen erörtert hatte, stellt er noch einmal kurz dar. ich verweise auf das, was ich oben über die frage, ob das V oder das I buch das ältere sei, gesagt habe. ob mit dem widmungsgedicht an Hartmuat und Werinbert blofs das XIX—XXIV capitel des V buches nach SGallen geschickt wurde, wird durch die hiefür vorgebrachten gründe nicht entschieden. —[1]

Im litteraturverzeichnis, zu welchem ihm Kelles treffliche nachweisungen sehr willkommen sein musten, hat Piper nicht blofs die werke im allgemeinen sondern ganz speciell die stellen citiert, in denen etwas über Otfrid gefunden wird. von dem plane, den er in der aufnahme der älteren schriften verfolgte, ist er bei den neueren stillschweigend, jedoch billiger weise abgewichen, sonst hätte er auch Gervinus, Kobersteins, Wackernagels Litteraturgeschichten usw. anführen müssen. im übrigen wüste ich blofs Scherers aufsatz Zs. 19, 104, worin er (s. 110 f) vom 'refrain' bei Otfrid spricht, und Zarnckes schrift über das Georgslied Ber. d. sächs. ges. d. wiss. 1874 s. 34 ff hinzuzufügen. —

Wenn man, ohne die einleitung gelesen zu haben, Pipers variantenverzeichnis mustert, so wird man sich eines gelinden schreckens kaum erwehren und des kopfschüttelns über das dort angehäufte detail kaum enthalten können. hat man aber kennen gelernt, wie auf äufserste kleinigkeiten eingegangen werden muste, um zum resultat zu gelangen, P sei von Otfrid selbst aus V und zwar unter anwendung gereifter grundsätze abgeschrieben worden, so beurteilt man den plan, nach welchem der

[1] ich fürchte sogar dass zu dieser annahme, die capp. XIX—XXIII als ein ganzes hinstellt und daran das gebet c. XXIV anschliefst, eine bekannte nachricht des Tritheim anlass gegeben hat. in dessen catalog angeblicher schriften Otfrids figuriert nämlich auch ein *li.* I *de iudicio extremo* und *li.* I *de gaudiis regni coelestis*, und auf s. 268] sagt Piper: diese beiden libri 'sind natürlich das XIX—XXIII capitel des V buches'. das sind sie freilich. aber sollte Piper dadurch nicht zur meinung verleitet worden sein dass sie getrennt cursierten?

kritische apparat eingerichtet wurde, anders. alle jene kleinigkeiten hatten zur auffindung und sicherung des handschriftenverhältnisses beigetragen: so gehören sie auch in den apparat, damit ein jeder aus demselben im gleichen umfange zu den gleichen resultaten gelangen könne. dies war offenbar Pipers räsonnement, als er den apparat anlegte, und ich kann dagegen theoretisch nichts einwenden. aber mit sicherheit kann ich sagen dass nie jemand, auch nicht bei dem ausführlichsten variantenverzeichnis, ohne kenntnis der Piperschen untersuchung, dieselbe in gleichem umfange würde widerholen können, wenn er nicht die hss. und zwar beide zugleich unmittelbar vor seinen augen hätte. jene kleinigkeiten, so schnell das auge sie auffasst, verlangen, je unbedeutender sie werden, desto mehr worte zu ihrer beschreibung, aus welcher der leser die genaue anschauung doch nicht sich construieren kann. und wie dann erst, wenn diese ungewissen schemen mit einander verglichen werden sollen und alles auf ihre unterschiede in farbe, lage und schriftzug ankommt! ich wünschte beinahe dass Piper den mut gehabt hätte in bezug auf die details der beschriebenen art seinen apparat unvollständig zu lassen und hiefür auf seine einleitung zu verweisen, in welcher das was aus ihnen gewonnen werden kann ohnehin dargestellt ist. wer die handschriftenfrage nachzuprüfen gesonnen ist, wird es mit nutzen nur an den hss. selbst tun können.

Ich habe die ersten 14 bll. von V nach Pipers apparat collationiert, der nicht allzu erhebliches zu verbessern übrig liefs, was ich im folgenden anführe: Ludw. 14 '*rédinu (n* auf rasur für einen breiteren buchstaben)'] schwerlich! *rédi nu*, der zwischenraum wol nur der scansion wegen (s. oben s. 193). 27 *küning* V fehlt. 50 *so* V fehlt, *bigán (a* aus *u)* V fehlt. *ubaruuáN* V fehlt. Liutb. 1 *presentis* V fehlt. 4 '*uilescet (rit* . . . . über *et* geschrieben)'] nicht *rit* sondern *ret*. 17 *iuuenci* aus *iuuenti* V fehlt. 130 *causam (am* auf rasur) V fehlt. Sal. 17 '*nu* setzt V hinter *Émmizen*'] es sollte heifsen: *nu* nach *Émmizigen* (dessen *ig* radiert wurde). 34 '*ih bi túih gerno* V'] *ih ió bi túih gerno.* 47 '*firliche* V'] *firliche.* 48 '*muates* V'] *múates.* I, inhaltsangabe 'XVII. XVIII (der letzte strich dieser zwei zahlen schwarz auf rasur)'] statt dessen: alle folgenden zahlen sind nach der einschiebung von XVI entsprechend corrigiert. I 1, 110 *mihilomo (e* aus dem ersten *o* gemacht) V fehlt. 2, 12 '*ér unsih* V'] *er unsih.* 16 '*uua : hen* (rasur) V'] *uuá : hen* (rasur). 26 alles zu *gisceif ti* eingeklammerte ist unrichtig. 27 *tház* V fehlt. 32 '*uuérde* V'] *uuerde.* 57 *frauuo* (accent radiert) V fehlt.

Man darf Pipers leistung nicht nach der länge dieses registers beurteilen, denn erheblich, weil dadurch die eigentliche lesart geändert wird, sind nur Ludw. 50. Liutb. 4 und Sal. 34; tadeln könnte man wol das mehrfache übersehen der accente. im übrigen habe ich nach Pipers plan annotiert und der leser mag daraus

sehen dass sich gegen denselben nicht nur das oben gesagte, sondern auch die unsicherheit anführen lässt, die mit dem eingehen ins detail unvermeidlich wächst. —

Die hauptaufgabe eines commentars zum Evangelienbuch ist ohne zweifel die erklärung des sinnes: gelegenheit zu historischen, mythologischen und sonstigen excursen bietet sich fast keine. die erklärung des sinnes aber bedingt die klare erkenntnis des sprachlichen organismus, der bei Otfrid der feinsten empfindlichkeit fähig ist, wie sie sich namentlich in der aufserordentlichen mannigfaltigkeit der mittel syntactischer hypotaxis zeigt: diese überall zu erkennen ist häufig schwierig genug, und der commentar soll hiezu ein wesentliches hilfsmittel sein. in dieser hinsicht darf man den uns vorliegenden mit gutem rechte loben, denn syntactische erklärungen bilden seine hauptmasse und der gröste teil derselben ist nützlich und treffend. ich hebe als beispiele hervor II 8, 38; 12, 12. 18; 14, 118; IV 21, 3; 15, 10; die anmerkungen über die vermischung der casus zu II 4, 95; III 15, 48; 17, 4 (vgl. hiezu auch II 15, 1. 2) usw.

Mit der ursprünglichkeit und geschmeidigkeit der sprachlichen form war jedoch auch ein nachteil verbunden: sie hatte für Otfrids zwecke nicht die genügende festigkeit und so zu sagen widerstandskraft, sie war eben nicht *mit regulu bethuungan.* Otfrid suchte so lange er an dem werke arbeitete nach der festen regel, die allmählich erst sich herausbildete; daher kommt es dass auch der grammatische gebrauch selbst so bunt ist und den character des rudimentären oft so ausgesprochen an sich trägt, dass man die umwege und mühen der erklärer oft durch ein einfaches ‘es ist ja ein offenbarer sprachfehler’ ersetzen möchte. die scheidung ist eben sehr schwierig zwischen dem was dem geiste und entwickelungsstande der sprache gemäfs ist und dem was nach fehlerhafter analogie vom verfasser weiter gebildet wurde. sicher ist das ahd. zb. feinerer nüancen in den modis des zeitwortes fähig als unser nhd., aber es kommen stellen vor, wo in ganz parallelen sätzen auf einen indicativ unmittelbar ein conjunctiv folgt, und wo die bemühungen der erklärer durchaus nicht die überzeugung hervorrufen, wir hätten es hier mit einem organischen gebrauche zu tun (man vgl. V 20, 17 V; oder auch den wechsel des tempus II 4, 97; s. auch das später zu I 1, 7 von mir gesagte).

Jedesfalls waren die freiheiten im gebrauche der modi, des genus, des numerus sehr grofs, und so sind die klippen für den erklärer sehr zahlreich. dazu kommt dass der reiz des spintisierens über die entstehung einer grammatischen form oder einer construction oft sehr verlockend ist: so wird man verleitet über dem einzelnen falle die übrigen analogen aus den augen zu verlieren und erklärungen zu finden, die vielleicht zu jenem, nicht aber zu diesen passen, oft aber gar blofs zur gattung der sonder-

baren einfälle gehören. so kann ich mich durchaus nicht mit vielfachen erklärungen des plurals abstracter substantive (die auch Erdmann acceptiert hat) befreunden: wenn zb. III 20, 9 *theso ummahti* die lange dauer des krankhaften zustandes andeuten soll, wofür als belege drei ähnliche plurale *unganzi, siuchi, suhti* citiert werden, bei denen nirgends ein zwingender grund vorliegt, an lange krankheitsdauer zu denken (was bei *suhti* III 14, 56 sogar ganz lächerlich wäre). für ebenso wertlos halte ich es *thio thurfti* IV 4, 12 auf 'die dauer des zustandes und das widerholte bemerktwerden desselben' zu deuten. hieher zähle ich die sehr gezwungenen erklärungen zu II 1, 29. 30; 6, 40; II 19, 22; III 9, 10; 12, 18. ganz unnötig aber war es in einfache dinge schwierigkeiten hineinzulegen, wie wenn in III 13, 44 *thaz thu thir selbo leses thar* der dativ bei *lesan* die 'geistige aneignung' ausdrücken soll: glaubt Piper mit so schweren worten der leichten subjectiven bedeutung des *thir* beizukommen? ebenso unnötig zum mindesten ist v 6, 7 die ähnliche erklärung eines analogen ethischen dativs.

Direct unrichtige erklärungen sind jedoch nicht häufig. ich halte für solche I 1, 33; 24, 11; III 17, 28; 18, 27; IV 10, 3; v 8, 34. in der note zu IV 13, 48 *(ther fiant (ni uudri) io so hebiger, then ih intriati thiu mer | thaz mih io ginotti, theih thin firlougneti)* zb. wird *thaz* als relativum und zwar als subject, auf *ther fiant* bezüglich, aufgefasst: 'so wäre kein feind so gewaltig, den ich in dieser beziehung etwa fürchtete, der mich nötigte dich zu verläugnen.' als beleg für das höchst auffallende neutrum *thaz* führt er II 8, 5 an, wo ein neutr. pl. *siu*, auf zwei personen verschiedenen geschlechts bezüglich, gebraucht wird, und III 4, 24 *(nist niaman thero friunto thaz mir gihelfe)*, wo er ausdrücklich anmerkt, '*thaz* ist conjunction'! es war doch hier nicht allzu schwer zu finden dass *thaz* acc. sg. n. des pr. dem. ist, auf den inhalt der nötigung hinweisend: 'kein feind so gewaltig, den ich darum mehr fürchtete, und der mich dazu nötigte, dich zu verläugnen'. oder IV 7, 46 *nist ther thia gizeino, ni si min fater eino | odo iz uuizi uuoroltman* soll *odo iz uuizi* ein 'selbständig zu fassender satz' sein, 'der noch unter dem einflusse der negation von *nist* steht'. mit dieser vagen und willkürlichen auslegung wird nicht die bessere ersetzt werden dass *odo iz uuizi* nichts anderes als die fortsetzung des relativsatzes *ther thia gizeino* sei, *uuoroltman* aber (das wol Pipers irrtum verursachte) die häufig vorkommende apposition des altepischen stiles. ich übersetze also: es gibt keinen, der sie verkünde, aufser gott allein, keinen menschen dieser welt, der es wisse.

Gelinderer art sind II 3, 52; 15, 16; III 24, 29, offenbare versehen II 22, 31; III 7, 84; IV 19, 49. in IV 26, 19 ist entweder die anmerkung oder die interpunction im texte falsch; ich denke wol die letztere, denn hierin ist Pipers leistung würklich

zu tadeln. was soll zb. das comma in II 13, 37 *themo afur, thaz ni giduat (quimit seragaz muat)* und ähnlich in II 22, 25 *laz thia suorga themo, thih sulichan giduat?* Piper hält doch wie die anmerkungen zeigen *themo* beidemale für das relativum und I 19, 25 schreibt er auch richtig *thia laz ih themo iz lisit thar*. wozu das colon V 16, 31 *oba sie thes gigahent, zi giloubu sih gifahent: gidoufit uuerden alle, so ist iro laba thanne*, da ja *gidoufit uuerden alle* noch glied des hypoth. vordersatzes ist? besonders störend ist zuweilen das semicolon, so III 11, 12, weil dadurch der zweite teil der periode auf den ersten anschein ganz von seinem regierenden verb getrennt und undeutlich gemacht wird; noch mehr III 8, 44, wo das gefüge schon an und für sich nicht so deutlich ist, wie dort. ganz unnötig ist es zwischen coordinierten erzählenden hauptsätzen, wie III 11, 1 *si habeta . . gilouba filu festa; thaz gisceinta si thar*, weil der zweite satz auch dem sinne nach dem ersten sich unmittelbar anschliefst und ihn fortsetzt; um so mehr muss III 9, 1 *ther liut tho gieiscota thaz, thaz druhtin tharaquemàn uuas; ingegin fuarun folkon* das semicolon getilgt werden, da hier überdies durch das *tho* eine subordination unter das nachzeitige *fuarun* leise angedeutet ist.

Es finden sich bei Otfrid noch zahlreiche spuren des altgermanischen stils. einige der erscheinungen, die ich hier meine, sind in den anmerkungen zwar hervorgehoben, doch fast nirgends steht ein wort dass wir es hier mit resten eines alten epischen gebrauchs zu tun haben. so ist zu I 2, 29 *ouh ther uuidaruuerto thin, ni quem er innan muat min* nur bemerkt: 'das subject ist aufserhalb der satzverbindung vorangestellt und durch das persönliche pronomen wider aufgenommen', wo doch dieser gebrauch als characteristisch und nicht blofs in dieser form auftretend (vgl. *sô)* hätte bezeichnet werden sollen (ebenso bei I 8, 1). hiemit verwandt ist der gebrauch eines personalpronomens in dem einem ersten relativsatze parallelen zweiten, zb. III 18, 34 *bistu nu zi uuare furira abrahame, ouh then man hiar nu zalta ioh sie alle tod bifalta?* bist du fürwahr gröfser als Abraham und als alle die, welche man hier eben nannte und die doch der tod gefällt hat? viel auffälliger ist bereits der gebrauch der erklärenden oder schmückenden appositionen, welche 'nicht unmittelbar dem worte, auf welches sie sich beziehen, sondern erst nach anderen satzteilen, ja nach nebensätzen folgen' (Heinzel Stil der altgerm. poesie 5), zb. IV 7, 15 *(er zalt in . .) manno haz ouh managan ubar sie gelegenan | nid filu strengan, so fram sie iz mugun bringan* wodurch das einfache *odio habebunt invicem* umschrieben wird. hiezu bemerkt Piper über den stil gar nichts, zu IV 6, 55 *zalt er io then mannon, uuio er se uuolti minnon | io then selben liutin, oba sie iz ni uuidorotin* blofs: 'zu beachten ist die kreuzung der construction, solche findet sich nicht selten bei Otfrid' (folgen

zwei belege, die nur zeigen dass Piper das characteristische der stelle nicht erkannt hat). diese appositionen dienen aber nicht blofs rhetorischen, sondern auch syntactischen zwecken, denn regelmäfsig wird an sie ein erweiternder satz angeschlossen; wenn man in dieser hinsicht etwa noch v 11, 15 *sus lokota er mit minnon thie drutmenniscon | sus io thesen datin, thaz sie nan irknatin* vergleicht, so muss man wol vermuten dass durch die metrische einteilung in halbverse die geltung jener sie ausfüllenden appositionen *(nid filu strengan, io then selben liutin, sus io thesen datin)* eine viel individuellere, stärkere wird, so dass sie den stützpunct des angeschlossenen satzes zu bilden vermögen. altepischen gebrauch sehe ich auch in constructionen wie iv 33, 13 *uuanta sah gifangan ioh truhtin ira irhangan;* Pipers anmerkung '*ioh* soll die beiden participien verbinden, ist aber zwischen das eine derselben und dasjenige substantiv gesetzt, zu welchem beide als prädicative accusative gehören' verkennt ganz die eigentümlichkeit der form, indem sie dieselbe in der stellung des *ioh,* statt in der des substantivs sucht. treffend ist jedoch das citat aus Parz. 4, 28 *swâ lît und welhsch gerihte lac.* besser hätte dasselbe noch zu ii 1, 21 gepasst: *tho er deta, thaz sih zarpta, ther himil sus io uuarbta,* wo *himil* als subject auch zu *zarpta* gehört (vgl. i 1, 39). auch der attributive genetiv nimmt ähnliche stellung ein v 6, 31 *giloubent sie thaz kruzi ioh selben kristes uuizi,* v 17, 9 *thoh quement iu thio mahti, giuualt ioh gotes krefti.* auch die von Heinzel aao. s. 7 (1c) beschriebene form findet sich: der substantivischen benennung des begriffs geht nämlich ein andeutendes pronomen voraus, i 1, 37 *theiz scono thoh gilute, ioh gotes uuizzod thanne tharana scono helle.*

Die form der anmerkungen zeigt in den ersten büchern keine störende breite, wie ich es der einleitung nach beinahe fürchtete. ich habe jedoch immer erfahren dass bei fortlaufenden commentaren eines ausgedehnten werkes die späteren teile von selbst und naturgemäfs eine knappere form annehmen, indem an stelle der ausführlichen erklärungen vielfach nunmehr die verweisungen auf früheres eintreten. was nun die späteren bücher betrifft, so weifs ich nicht, ob Piper einen ausdauernden leser, der den commentar von anfang bis zu ende verfolgt, oder das bedürfnis eines solchen im auge hatte, der bald über diese bald über jene stelle sich rats erholen will. das letztere möchte man vermuten, wenn man die vorher (zb. iii 18, 17) bereits gegebene erklärung des subord. *suntar* noch einmal iv 3, 4 findet, wenn iv 4, 59 die bereits bei ii 7, 18 stehende anmerkung über das epenthetische *r* widerholt wird (ebenso der gebrauch des neutrum in bezug auf mehrere personen verschiedenen geschlechts noch iii 20, 77, der gebrauch des *zi* zur umschreibung des prädicats noch iii 18, 3. 44, dann iii 20, 99; iv 4, 18; 11, 6 usw.; die umschreibung des conjunct. durch *muazin* noch iii 21, 33,

die umschreibung der person durch qualitative abstracta, wie *sino guati* für *er*, noch v 1, 5; 2, 13; die construction von *sume, ginuage* usw. noch einmal v 15, 4 usw. usw.). andrerseits heifst es zb. iv 20, 11 . . . . 'über derartige genetivverbindungen, in denen das attribut durch ein substantiv ausgedrückt ist, ist schon früher gesprochen', ganz ähnlich iv 37, 33; H 64 — also scheint Piper doch zu verlangen, man solle auch das vorhergehende gelesen haben. aber er erspart dem leser das mühsame nachdenken, wo doch jenes 'oben' gewesen sein möge, indem er ja detailliert vorausschickt, wovon er denn oben gesprochen; und so ist eine solche art der verweisung ganz jener berühmten oratorischen figur zu vergleichen: 'ich will nicht reden von . . von . . von'. hätte er sich einfach zur gewöhnlichen art des citierens vorausgegangener fälle bei späterem widerauftreten derselben entschlossen, so hätte er sowol dem einen wie dem anderen leser genügt, während so keiner befriedigt und der commentar überladen wird.

Allzu reichlich werden auch die übersetzungen, die er zu einzelnen stellen notiert. so halte ich zb. für unnötig iii 8, 12; 10, 46; 12, 12; 15, 23; 17, 18; 18, 23. 50; 19, 33; 20, 181; iv 4, 33; 7, 33; 15, 6. 21; 17, 13; 18, 3. 4; 36, 11 usw. so sind auch zu weitläuftig oder ganz unnötig die anmerkungen zu S 34; ii 16, 16; 17, 13; 22, 19; iii 13, 15; 24, 25; iv 9, 2; 11, 23; 16, 31. 33; 19, 72; 20, 7 usw.

Besonders zu loben ist die aufmerksamkeit, welche Piper der verzeichnung und commentierung der quellen in den anmerkungen zugewendet hat.

Ich schliefse noch die besprechung folgender stellen an:

i 1, 7 *iz ist al thuruh not so kleino giredinot | iz dunkal eigun funtan, zisamane gibuntan || sie ouh in thiu gisagetin, thaz then thio buah nirsmahetin | ioh uuol er sih firuuesti, then lesan iz gilusti* || 'sie haben es dunkel erdacht und zusammengefügt, um damit zugleich zu sagen usw.' um was damit zu sagen? vielmehr ist *thaz-nirsmahetin-firuuesti* der finalsatz, auf welchen *in thiu* hinweist. nun bleibt die schwierigkeit, den conj. *gisagetin* zu erklären, um dessentwillen Piper den satz fälschlich zum absichtssatz machte. der conj. als ausdruck einer zweifelhaft ausgesprochenen tatsache (vgl. Erdmann i § 135) hätte wol seine parallelen, zb. i 11, 21. ich ziehe es aber vor, darin eine blofs um des reimes willen gewählte form zu sehen; denn sicher hat Otfrid auch iii 9, 10 blofs des reimes wegen *batin* statt *batun* geschrieben. ebenso i 27, 21 (*gigiangin* parallel dem *fragetun*). wer diese annahme für allzu bequem hält, versuche mit Pipers rechtfertigung des conjunctivs zurecht zu kommen. kaum anders wird auch der conjunctiv in iv 28, 3 zu erklären sein. Otfrid hat sich ja im reime bekanntlich noch andere indulgenzen gewährt (apocopen des *-n* der 1 sing. präs. und 1 plur. usw.),

und so glaube ich unsere stelle übersetzen zu dürfen: sie haben auch in der absicht die worte gesetzt dass dem die bücher nicht zum überdrusse würden und er sich wol zurechtfände, den sie zu lesen gelüstet.

I 1, 39 *thaz tharana singe, iz scono man ginenne | in themo firstantnisse uuir gihaltan sin giuuisse||* 'dass wir in dem verständnis nicht irre gehen'; diese übersetzung passt jedoch nicht zum vorhergehenden, es muss vielmehr heifsen: 'schön nenne man, was man in ihr in dem verständnisse (sinne) singt, in welchem wir (durch die kirche) sicher gehalten sind.'

I 1, 85 *ni si thiot, thaz thes gidrahte, in thiu iz mit in fehte | .. nub in es thi uuirs si. in thiu* soll hier finalen sinn haben. es war vorher von der schwertgewandtheit der Franken die rede, in der sie den anderen völkern überlegen seien, und man wird wol mit rücksicht auf den seltenen gebrauch eines finalen relativen *in thiu* übersetzen dürfen: es gibt wol kein volk, das darnach strebte, hierin (in der kunst der waffen) sich mit ihnen zu messen . . . ohne dass es ihm schlecht ergehe.

I 13, 4 sagen die hirten nach der botschaft des engels: *ilemes nu alle zi themo kastelle | thaz uuir ouh mit then gouuon thaz gotes uuort scouuon. mit then gouuon,* das Piper 'nur mit einigem zwang zu erklären weifs', bedeute 'inmitten unsres heimatslandes und in verbindung mit demselben'; vielleicht befindet man für besser, 'mit den gauen' (die des census wegen zu Bethlehem versammelt waren) zu übersetzen.

I 27, 49 sagt Johannes der täufer: ich taufe zwar gerne den, der es will, *ir ni thurfut thoh bi thiu, ther man ist nu untar iu. 'bi thiu,* deshalb, nämlich weil ich keiner von jenen männern bin, denen es zukommt zu taufen, weder Elias noch ein prophet.' das einzig richtige und einfache ist aber: obwol ihr meiner taufe deshalb *(bi thiu)* nicht bedürft, weil der mann nun unter euch ist.

II 1, 21 *er deta, thaz sih zarpta, ther himil sus io uuarpta, thaz fundament zi houfe* — nun folgt der refrain — *ouh himilrichi . . ioh paradysi . . thiu zuei zi buenne | so uuas er io mit imo sar. himilrichi* und *paradysi* sollen noch von jenem *deta* in v. 21 regiert sein, da sie doch offenbar vom infin. *zi buenne* abhängen: 'himmel und paradies . . die zwei zu schaffen, war er immer mit ihm. . .'

II 12, 93 der böse hasst das licht, *bi thiu thaz siner scimo ni meldon dati sino.* Erdmann und Piper erklären den unbegreiflichen plural *meldon* durch einwürkung des folgenden pluralischen objects. diese 'einwürkung' erachte ich keineswegs für grammatischer natur, sondern glaube dass beim mechanischen abschreiben aus der kladde Otfrid, die zweite vershälfte blofs im auge behaltend, *sino dati* fälschlich als subject auffasste und daher

meldon schrieb. der fehler wurde nun auch nach P herübergenommen.

II 24, 17 ff. die 'strenge disposition', die Piper in dem II 24, 17 — schluss stehenden gebete findet, ist nicht vorhanden: denn dass verse zusammen einen gedanken ausdrücken und mehrere folgende zusammen wider einen, darf man noch nicht disposition nennen, insofern die so ausgedrückten gedanken nicht innerlich zusammenhangen und ein gegliedertes ganze bilden. das ist bei dem Otfridschen gebete nicht der fall. Pipers anordnung deutet es schon an, da er die verse 25—28 'übergang' zu nennen genötigt ist. übrigens sind blofs 25 und 26 der übergang und 27—36, als von unserem verhältnisse zu Christi werken redend, gehören zusammen. dabei ist v. 33 ziemlich unzusammenhängend eingeschoben und unterbricht den sinn. Otfridsche gedanken streng in ihrem sinne zu umschreiben und von einander zu sondern ist bei der breite seiner darstellung überhaupt schwer genug.

III 2, 4 ein könig (der hauptmann von Kapharnaum) kam Christus entgegen, *uuaz mag ih zellen thir es mer? sin sun uuas filu siecher.* 'sein sohn war — wie kann ich es stärker ausdrücken? was kann ich schlimmeres davon sagen? — sehr krank.' doch wol zu rhetorisch, einfacher: ein könig kam Jesu entgegen — was soll ich mehr davon sagen (es mit mehrerem begründen)? — sein sohn war sehr krank.

III 6, 17 *uuar mugun uuir nu biginnan mit koufu brot giuuinnan | thaz ther liut gisazi, unz er hiar nu gazi?* von Piper ungenügend erklärt: 'der conjunctiv des präteritums nach einem präsens im hauptsatze dient dazu, den ausdruck der ungewisheit zu verstärken'. hiebei hat er wol die analogie zum conj. prät. der unwürklichkeit im auge — der hier sicherlich nicht statt hat. ich meine, man müsse von *gazi* ausgehen: 'bis das volk gegessen hat'; dieser in die vergangenheit versetzten tätigkeit ist der zustand des sitzens ganz parallel und gleichzeitig und wird daher ebenfalls als der vergangenheit angehörig vorgestellt.

III 21, 15 *es rat tho ni uuas | laba noh gizami, fon imo uns iz ni quami.* Pipers erklärung des ungewöhnlichen indicativs kann ich deshalb nicht billigen, weil ein gebrauch wie hier nicht gerade ausnahme ist. denn ganz analog heifst es III 17, 31 *quat (= quati) er ouh bi noti, thaz man sia steinoti | so uuidorit er in uuaru sines selbes leru.* diese vermischung der constructionen würkt als rhetorisches mittel durch die betonung des sicheren eintretens der folge. so erkläre ich auch, entgegen Piper, III 26, 33 *er bi unsih uuolta sterban ioh eino thaz biuuerban | thaz uuir niruurtin furdir.. | ioh unsih thiu sin guati al gisamanoti | uuir io irri fuarun, zispreitite uuarun,* denn nur folgende übersetzung der letzten zeile bringt in das ganze den engsten zusammenhang: wir wären sonst immerfort in der irre gewandert und zerstreut gewesen.

III 23, 33 *ia sint .. zuelif dago ziti | thio iro stunta uuerbent ioh themo dage folgent|.* vielleicht birgt sich in dieser ausdrucksweise der nachhall einer mythischen vorstellung vom wagen des tages, der in 12 stunden seinen lauf vollendet (Grimm Mythol.[4] 613).

IV 13, 51 die apostel versichern Jesum ihrer ergebenheit, *in selben thaz ni hangtin, thaz simo io giuuangtin | thehein thes muate horti in sulicheru noti|.* die conjunctive *hangtin, giuuangtin* erklären sich nicht ‘durch die indirecte rede’, sondern haben concessiven sinn: wenn sie selbst sich auch nicht erlauben wollten ... ‘so sollte doch keiner seiner neigung folgen’.

IV 15, 25 Piper interpungiert (mit Kelle) *quad tho philippus iro ein; thiz selba uuas imo, untar zuein, | giloubt er, unredina, ther fater uuari furira.* die construction sei seltsam verschränkt, man müsse construieren: *thiz selba uuas imo unredina* und *giloubt er ther fater uuari furira untar zuein.* ich meine, wie Erdmann, dass der satz hiedurch zu sehr zerrissen werde: *untar zuein giloubt er unredina ther fater uuari furira* braucht nicht getrennt zu werden und ist ganz verständlich. schwierigkeiten macht nur der rest *thiz selba uuas imo.* früher (v. 23. 24) sagte Christus ‘wenn ihr mich erkannt hättet, wüstet ihr auch, wie mein vater ist.’ nun glaube ich, ist v. 25 f zu übersetzen: da sagte einer unter ihnen, Philippus — bei dem fand gerade das (*thiz selba,* dass er nämlich Christum nicht erkannte) statt —, unter den zweien glaubte er nämlich törichter weise sei der vater der vornehmere (wörtlich: er glaubte nämlich die torheit, unter den zweien usw.).

IV 16, 14 *farira* wird als ‘umdeutschung’ — nicht als übersetzung — des wortes *pharisaei* aufgefasst, gewissermafsen als bildung auf dem wege der volksetymologie mit anlehnung an die wurzel *far* in *fâra, fârâri* (II 4, 5). jedesfalls hat Piper recht, *thie farira* (Kelle und Erdmann gegenüber) als nominativ zu erklären; ich glaube dass deutlich die wortstellung dies lehrt: *ioh thie euuarton rehto liuuun filu knehto | thie farira ouh ginuage zi themo selben uuige|,* denn wir finden hier jene form des altepischen stils, welche das einmal schon genannte subject durch einen zweiten parallelen nominativ wider aufnimmt (Heinzel aao. s. 6; vgl. auch oben s. 210). aber eben derselbe gebrauch lehrt uns auch dass *farira* nur in attributivischer weise die vorstellung von den *euuarton* erweitert, dass man also übersetzen müsse: die schriftgelehrten lieben viele knechte, genügende die heuchler (verräter) zu diesem kampfe. gegen die grammatische form von *fariri* ist nichts einzuwenden, Kelle und Erdmann deuten es richtig als *fârâri* mit der auch sonst bei Otfrid belegten abschwächung der ableitungssilbe.

V 19. Piper sucht eine art responsion in der aufeinanderfolge der durch den kehrreim geschiedenen absätze herauszu-

finden. sein schema 10 + x + 4 + x + 18 + x + 10 + x + 4 + x ist jedoch ungenau, da er übersehen hat dass der vollständige 4 zeilige (zweistrophige) kehrreim nur alternierend mit seiner ersten strophe auftritt. wenn wir x den vollständigen, x_1 den halben refrain nennen, so ergibt sich 10 + x + 4 + x_1 + 20 + x + 10 + x_1 + 6 + x. diese richtige einteilung ist bereits von Scherer Zs. 19, 110 f festgestellt worden, wo auch mehreres über diese 'kehrreime' gesagt ist.

v 23, 245 wird die seligkeit des himmels geschildert: *nist themo thar in lante tod io thaz inblante* | . . . | *odo ouh thaz insizze* . . . | . . . | *odo imo tod so gienge thaz got io thaz gihenge* | *thaz in themo riche iaman sar irsieche* | *quistu bi thio siuchi, odo er sar unfrauuer si* | *odo inan uuiht sar smerze* . . . hier tritt *quistu bi thio siuchi* störend in den zusammenhang der sämmtlich von *nist thar in lante* abhängigen relativsätze. Piper will es als steigernde frage fassen und übersetzt, mir völlig unverständlich, 'da der, den der tod so bedrängt, dass gott es gestattet dass er krank wird — von krankheit sprichst du? — (oder auch nur =) nicht einmal dass er misvergnügt ist oder schmerzen empfindet.' man übersetze: keiner ist dort . . . dem der tod je so nahe rückte, dass gott es erlaube dass jemand dort erkranke — redest du (nun aber) von den krankheiten: — oder dass er unmutig sei oder schmerz empfinde. —

Hernals bei Wien 27. 9. 78. JOSEF SEEMÜLLER.

Die quellen von Notkers Psalmen zusammengestellt von ERNST HENRICI. mit unterstützung des königlich preufsischen ministeriums der geistlichen, unterrichts- und medicinalangelegenheiten. Quellen und forschungen XXIX. Strafsburg, Trübner, 1878. 358 ss. 8°. — 8 m.

Notkers des dritten übertragung des psalters in deutsche sprache ist bekanntlich mehr als eine dem texte der Vulgata von satz zu satz folgende version, es gebürt ihr das prädicat einer commentierten übersetzung. dass nun Notker für seine jeden einzelnen vers erläuternden bemerkungen sich bei der psalmenauslegung Augustins rat erholt habe, war aus den zahlreichen stellen seines werkes, an denen er dieses kirchenvaters gedenkt, schon längst bekannt: aber es blieb einerseits der umfang zu ermitteln, in welchem Augustin herangezogen war, andererseits drängte sich die frage auf, ob nicht noch weitere hilfsmittel der erklärung von Notker benutzt seien.

Mit beiden problemen beschäftigt sich die vorliegende schrift, eine von der philosophischen facultät der Berliner universität gekrönte preisarbeit. sie gelangt auf grund eingehender unter-

suchung sämmtlicher bekannten lateinischen psalmencommentare bis zum 13 jh. hinab sowie der wichtigsten griechischen zu folgenden resultaten: Augustins commentar bildete Notkers hauptquelle, welcher er, wenn auch stark kürzend und weitläuftige erwägungen von möglichkeiten — wie solche bei Augustin sehr beliebt sind — meidend, sehr genau folgte. doch daneben benutzte er die psalmenexposition des Cassiodor, im anfange stärker als gegen das ende hin, und dieser hat er nahezu sämmtliche grammatische, rhetorische, naturwissenschaftliche notizen, also die ganze speciell wissenschaftliche exegese, entlehnt. endlich ist es höchst wahrscheinlich dass auch die verlorenen tractate des Hieronymus über einzelne psalmen hin und wider zu rate gezogen wurden, woraus es sich dann erklärt dass an verschiedenen stellen Notkers worte übereinstimmung mit jüngeren commentaren, zb. dem des Gregor und dem Breviarium pseudohieronymianum, zeigen. der zweck dieser gelehrt commentierten übersetzung war aber keineswegs, wie Wackernagel annahm, ein homiletischer, vielmehr sollte das werk, ebenso wie die übrigen erläuternden schriften Notkers, in der klosterschule gelesen werden.

Henricis ausführungen sind durchweg, wie ich gern zugestehe, wolüberlegt und wolfundiert: trotzdem kann ich mich einiger zweifel ihnen gegenüber nicht entschlagen. zwar kommt es mir nicht in den sinn, läugnen zu wollen dass in der tat die namhaft gemachten drei commentare die quelle ziemlich der ganzen in Notkers übersetzung aufgehäuften erläuternden gelehrsamkeit bildeten: aber es fragt sich, ob Notker selbständig aus den verschiedenen psalmenauslegungen schöpfte, oder ob er nicht bereits eine ähnliche compilation, wie er sie selbst lieferte, vor sich hatte. gab es ja doch in SGallen psalterien, denen eine commentierung beigeschrieben war, zb. die hs. 27 saecl. 9. und auch sonst lag es in der gewohnheit der SGaller übersetzer, sich der den behandelten texten hinzugefügten scholien zu bedienen. so hat also derjenige des 4 buches des Boethius die widergabe des bekannten homerischen verses: *ἀργαλέον δέ με ταῦτα ϑεὸν ὥς πάντ' ἀγορεύειν* durch *fortissimus in mundo deus omnia peregit* nicht eigener dürftiger kenntnis des griechischen zu verdanken, sondern sie den lateinischen scholien zu diesem schriftsteller entnommen, denn die gleiche übersetzung begegnet, nur mit der variante *cuncta* für *omnia,* in den Einsiedler Boethiushss. 149, 302, 322. — naturgemäfs ändert sich je nach dem unser urteil über Notkers eigenes verdienst. auch hat sich Henrici sehr wol diese frage s. 7 vorgelegt; aber bei der gelegenheit, wo es sich darum handelt zu entscheiden, ob Notker aus Cassiodor oder einer secundären quelle geschöpft habe, bemerkt er s. 11 dass letztere deshalb ausgeschlossen sei, weil kein einziger der späteren, welche Cassiodor benutzten, für Notker auch nur im entferntesten ausreiche. das ist ein etwas vor-

schneller schluss. als ob es im mittelalter nicht zahllose compilationen gegeben hätte, die uns entweder gänzlich verloren gegangen sind oder die doch wenigstens niemals gedruckt wurden.

Und dass Notker in der tat einer solchen compilation sich bedient hat, kann ich für einen beschränkten teil nachweisen. auffälliger weise hat nämlich Henrici die dem Notkerschen psalmenwerk angehängten sogenannten Cantica in seiner darstellung gar nicht berücksichtigt, trotzdem dieselben sowol seit alten zeiten (vgl. Martene De antiquis ecclesiae ritibus 4, 3) mit den Psalmen eng verbunden waren als sie auch bei Notker nicht nur übersetzt, sondern übersetzt und erklärt auftreten und daher notwendig mit in den kreis einer untersuchung über die quellen von Notkers Psalmen gezogen werden musten. nun haben allerdings die drei von Henrici nachgewiesenen urheber der bei Notker vorliegenden erläuterungen zu den einzelnen psalmversen ihren commentaren keine bemerkungen zu den Canticis beigegeben, und soviel ich sehe hat nur Haymo erklärungen derselben im anschluss an die Psalmen verfasst (Migne cxvi 695 ff): aber dass Haymo nicht von Notker benutzt sein könne, zeigt schon eine oberflächliche vergleichung. darum hat also wol auch Henrici die Cantica aufser acht gelassen.

Es liegt vor mir der clm. 3729 in quart, 10 jhs., 310 bll., früher der Augsburger dombibliothek gehörig. die hs. enthält einen psalmencommentar, welcher auf der rückseite des ersten auf den vorderdeckel geklebten blattes mit roter schrift von gleichzeitiger hand bezeichnet wird als: *INcipit generalis expositio psalmorum de diuersorum tractatibus auctorum deflorata.* an die erklärung der Psalmen schliefst sich unmittelbar die der Cantica an. und die hier vorliegende commentierung dieser letztgenannten war es, welche Notker benutzt hat. es wird genügen, wenn ich das Canticum Esaiae dieser hs. (unter auflösung der abkürzungen) mit der Notkerschen fassung zusammenhalte; das verhältnis bleibt bei den übrigen stücken ganz das gleiche.

clm. 3729 f. 292ᵃ.

Confitebor tibi domine quoniam iratus es mihi. Uox prophetę ex persona ęcclesię quę in persecutione posita ad christum clamat dicens. Confitebor tibi domine et laudabo te. non solum in prosperis uerum etiam in aduersis. quoniam iratus es mihi. i. iratum te sentio in permissu inimicorum super me sęuientium.

Notker.

Confitebor tibi domine quoniam iratus es mihi. conversus est furor tuus et consolatus es me. Ih lóbon dih truhten. uuanda du mir irbolgen uudre in persecutione. unde mir aber dára nah din hèizmûoti beuuéndet uuard ze genâdon. unde du mih an dien trôstost. In aduersis et prosperis lóbon ih dih chit ęcclesia sancta.

Conuersus est furor tuus. tuo utique furore ad clementissimam pietatem tuam conuerso mea in tribulatione. citius consolationem a te recipio.

Ecce deus saluator meus. Saluatorem te scio. saluatorem te credo. omnium in te sperantium. ideo fiducialiter agam et non timebo quid faciat mihi homo.

Quia fortitudo mea. fortitudo mea et laus mea es. eo quod contra hostes tua saluatione fortis in acie assistam.

Ecce deus saluator meus. fiducialiter agam et non timebo. Sih nu. Got ist min haltare. bediu uuerchon ih páldo. unde ne ruôcho. quid faciat mihi homo.

Quia fortitudo mea et laus mea dominus. et factvs est mihi in salutem. Vuanda Got ist min stárchi. unde mîn lob unde ist mir uuorden ze heili. pediu stán ih paldo in acie contra inimicos.

Havrietis aquas. precinit propheta populis fidelibus qui esuriunt et sitiunt iusticiam euangelicam in gaudio assumere doctrinam de fontibus saluatoris. fontes saluatoris septiformis gratia est spiritus sancti quę de uno fonte christo domino nostro. licet diuersis donis per euangelicam predicationem in totum diffunditur mundum.

Et dicetis in illa die. illa dies. nostrum tempus est. in quos fines seculorum deuenerunt. confitemini domino. quia illius misericordię est omne quod possumus. et clementię omne quod uiuimus.

Haurietis aquas in gaudio de fontibus saluatoris. Sô is zit uuirt. so skephent ir uuázer mit mendi uzer diên brúnnon des haltáres. so gelírnent ir fóne ímo euangelicam doctrinam. Sîne brúnnen sint septiformis gratia spiritus sancti. dannan er misselîche spenda tuot diên sînen.

Et dicetis in illa die confitemini domino. et inuocate nomen eius. Vnde danne in fine sęculorum chédent ir. iéo êine ze ánderen iéhent Gote. unde ánahárent sînen námen. uuanda sîn genada ist omne quod possumus. quod uiuimus. quod sumus.

Notas facite. i. predicando. et annuntiando. ut psalmista. narrate omnia mirabilia eius.

Notas facite in populis adinuentiones eius. Tuont chunt únder liuten sine leges. diê er uns funden hábet.

Excelsum et inmensum in omnibus operibus suis.

Mementote quoniam excelsum est nomen eius. Irhúgent daz

memorandum est nomen eius.

sin namo hôh unde geuuáhtlîh ist an allen sinen uuerchen.

Cantate domino. quoniam mirabilis carne assumpta mundo apparuit. et hoc annuntiate per uniuersum mundum.

Cantate domino quoniam magnificę fecit. Singent truhtene. uuanda er michellicho téta. do er in carne irscêin ze trôste allero uuerlte. Adnuntiate hoc in uniuerso mundo. Chundent daz so uuit uuérlt st.

Exulta et lauda. laetare ecclesia quę specula diceris in sublimibus collocata. quia magnus. i. christus filius dei in te regnat.

Exulta et lauda habitatio syon. quia magnus in medio tui sanctus israhel. Du sin gesaze specula. du sancta ęcclesia fréuue dih unde lóbo daz sament dir ist máhtiger der israhelis héiligo unde dû in gesiéhest hominem inter homines.

Dieselbe compilation, aber in vollständigerer gestalt, enthält der ebenfalls aus Augsburg stammende clm. 3747 in kl. fol., 9 jhs., 283 bll. leider ist die hs. vorn und hinten unvollständig, sie beginnt bei Ps. 7, 10 und reicht nur bis Ps. 100: sonst hätte ich sie, nicht die nr 3729, zur vergleichung herangezogen.

Wenn somit nachgewiesen wurde dass Notker für die Cantica sich eines compilatorischen commentars bedient habe, so ist es einigermafsen wahrscheinlich dass er diesem auch bei den Psalmen selbst gefolgt ist, nur mit dem unterschiede dass er da jedesmal die erläuterungsschriften Augustins, Cassiodors und des Hieronymus nachschlug und benutzte. denn der grundstock der erklärung in den beiden genannten hss. ist wesentlich derselbe wie bei Notker; nur ist eben hier, was dort knapp angedeutet, an der hand jener kirchenväter detailliert ausgeführt.

Auf die erörterungen Henricis über die quellen Notkers folgen diese selbst von s. 45 an, dh. es ist von vers zu vers der jedesmal von Notker benutzte wortlaut seiner vorlagen abgedruckt. diese zusammenstellung ist höchst dankenswert: nur kann ich auch hier ein bedenken nicht unterdrücken. Henrici beabsichtigt nach s. 1 eine neue ausgabe der Psalmen. eine solche ist zweifellos ein bedürfnis. wäre es nun nicht zweckmäfsiger gewesen, die quellennachweise für die ausgabe zu versparen? dann wäre alles, dessen der leser bedarf, beisammen gewesen, während so zwei bücher neben einander gehandhabt werden müssen. und das ist um so lästiger als Henrici nicht nach den versen der Vulgata sondern nach absätzen bei Hattemer gezählt hat: ist es nun schon jetzt äufserst zeitraubend, wenn zb. ein citat Ps. 67, 70 vorliegt, die sämmtlichen absätze Hat-

temers bis zum siebenzigsten zählen zu müssen, so wird es recht künstlicher mittel bedürfen, um später, wenn die neue ausgabe erschienen, durch die doch Hattemers zweiter band überflüssig werden soll, die auffindbarkeit der quellennachweise zu sichern. neben der zählung nach der Vulgata und nach zeilen der ausgabe muss unter diesen umständen auch noch auf irgend welche weise die Hattemersche scheidung der absätze kenntlich bleiben.

Trotz der geltend gemachten bedenken stehe ich aber nicht an, die schrift Henricis für eine höchst sorgsame, überlegte und fördernde zu erklären.

STEINMEYER.

Freundesbriefe von Wilhelm und Jacob Grimm. mit anmerkungen herausgegeben von dr ALEXANDER REIFFERSCHEID. mit einem bildnis in lichtdruck von Wilhelm und Jacob Grimm. Heilbronn, gebrüder Henninger, 1878. x und 256 ss. — 4 m.*

Die vorliegende sammlung enthält überwiegend briefe Wilhelm Grimms, welche an verschiedene mitglieder der freiherrlichen familie von Haxthausen gerichtet sind; in viel geringerem grade ist Jacob an der correspondenz beteiligt. vereinzelte briefe von Ludwig Grimm, August und Werner von Haxthausen, Joseph von Lassberg sind in den anmerkungen verstreut. weitaus die meisten stücke dieses briefwechsels wurden dem herausgeber von der am 1 october 1877 verstorbenen frau legationsrat Anna von Arnswaldt, geb. von Haxthausen, zur veröffentlichung mitgeteilt.

Für die geschichte der deutschen philologie ergibt sich im ganzen wenig. nur auf die arbeit an den Kinder- und hausmärchen fallen hin und wider neue streiflichter; es erhellt, wie wertvolle aufzeichnungen die brüder gerade den damen jenes adelsgeschlechtes zu danken hatten, und immer deutlicher stellt es sich heraus dass, Jacobs gegenteiliger angabe zum trotz, das hauptverdienst an den Märchen Wilhelm zusteht. nachdem er 1809 in Halle Werners von Haxthausen bekanntschaft gemacht, folgt er im jahre 1811 einer einladung der familie nach ihrem gute Bökendorf bei Höxter: dieser besuch und die bei der gelegenheit gewordene anregung zum märchensammeln gab anlass wie inhalt der alsbald sich entspinnenden correspondenz ab; als später hinter andern interessen das an den märchen zurücktrat, hatte sich im laufe der zeit und genährt durch wechselseitiges persönliches widersehen ein reines freundschaftsverhältnis herausgebildet, das in der fortsetzung des briefwechsels bis zu Wilhelms tode seinen ausdruck fand. aus dem gesagten dürfte es sich erklären, wenn namentlich die späteren briefe Wilhelms

* Augsburger allgemeine zeitung 1878 nr 338 beilage (HDüntzer).



einen sehr gleichartigen, ja monotonen character tragen: zumeist beschränkt sich ihr inhalt darauf dass sie den dank für ein geburtstagsgeschenk an frau von Arnswaldt ausdrücken, über die dauer der gemeinsamen bekanntschaft reflectieren und von den kleinen freuden und leiden des daseins berichten. ob dergleichen ein grofses publicum interessiere, ist mir zum mindesten zweifelhaft; ich glaube, es würde sich empfohlen haben, nur eine auslese von Wilhelms briefen mitzuteilen. denn ich kann durchaus nicht einstimmen in den, wol zuerst von Bächtold ausgesprochenen, von Reifferscheid widerholten wunsch nach einer vollständigen sammlung sämmtlicher briefe der brüder; ja ich meine dass eine solche ihrem andenken eher schaden als nützen könne. über den vielen banalitäten und widerholungen, die eine rege vielseitige correspondenz notwendig in sich schliefst, würde die schönheit einzelner bemerkungen wie die poesie der totalauffassung nicht zum bewustsein des lesers gelangen können. wenigstens gilt das für viele von Wilhelms briefen; diejenigen Jacobs freilich sind immer von ganz eigentümlicher frische. ich läugne damit keineswegs dass auch von Wilhelm eine reihe wundervoller briefe in dieser sammlung vorhanden sind: ich rechne dahin vor andern die an Malchen von Zuydwyk gerichteten, reizende plaudereien mit einem kinde, sodann die hochpoetisch empfundene nr 6, die gedichte nr 4. 5. 7, und als cabinetstücke feinen und zierlichen humors nr 30 und 46. auch nr 41 und 51 zeichnen sich aus.

Die erwähnung der kinderbriefe führt mich auf einen andern punct. dem herausgeber hat es gefallen, uns rätsel aufzugeben, indem er ziemlich alle in den briefen begegnende personen- und ortsnamen nur mit den anfangsbuchstaben bezeichnete. wenn es sich um rücksichten gegen lebende handelte, so wäre eine derartige discretion begreiflich; da aber keine der genannten persönlichkeiten mehr unter der sonne weilt, so ist sie ganz zwecklos. es wird wol jedem leser gehen wie mir: der ruhige genuss der briefe wird durch diese geheimniskrämerei verkümmert, wir fühlen uns stets zur recherche und observation herausgefordert. und wenn derselbe herausgeber in seinen Westfälischen volksliedern s. IX anm. unbedenklich den vornamen der einen der Haxthausenschen schwestern als Ludowine angibt, wenn er ebendaselbst den der nachmaligen frau von Arnswaldt als Anna bezeichnet und bemerkt dass dieselbe im häuslichen kreise Jenny gerufen sei, warum müssen wir uns in der vorliegenden edition mit dem kahlen L., A., J. abspeisen lassen? die originale bieten doch gewis die namen ausgeschrieben. es scheint mir daher zweckmäfsig, hier mitzuteilen dass die fräulein C. und S. Caroline (geb. 1790) und Sophie (geb. 1788) hiefsen und dass die frau von Z(uydwyk) eine geborene freiin Ferdinandine von Haxthausen war; ihre tochter M. hiefs, wie schon erwähnt, Malchen und

wurde später nonne zu Graz. die verwandtschaft mit JvLassberg, auf die (s. 141) angespielt wird, rührt daher dass dieser sich 1834 mit Maria Anna von Droste-Hülshoff verheiratete, einer tochter von Clemens August und Therese Luise, der ältesten der Haxthausenschen schwestern. diese letztere ist auch s. 171 mit der 'schwester D.' gemeint, denn sie starb am 1 märz 1853. dass die geheimrätin E., die s. 83 und 215 genannt wird, den namen Engelhard führte, geht aus s. 81 hervor. mit C. und L. s. 164. 170 f sind Carl (?) und Louis Hassenpflug gemeint, vgl. s. 167. sogar die allgemein bekannten vornamen der kinder Wilhelms werden nur durch siglen ausgedrückt! andere abbreviaturen sind mir leider unklar geblieben; ich konnte nicht ermitteln, wer zb. s. 37 fräulein D., s. 38. 79 fräulein N., s. 78 fräulein von W. sein soll.

Reifferscheid hat seiner ausgabe umfängliche anmerkungen folgen lassen, und glaubt darin 'alles, was der erklärung bedürftig war, genügend erläutert zu haben' (vorr. s. ix). dieser meinung bin ich keineswegs; zwar begegnen ziemlich viele noten, die überflüssig erscheinen und hätten fortbleiben können, aber ich vermisse zb. nachweise bei folgenden stellen: s. 5 über den Schweden, der eine sammlung von sagen seines vaterlandes beabsichtigte, s. 29 über die neulich (1815) zu Hamburg erschienenen kinderlieder, s. 34 über den mahlstein. ebendaselbst über die Sachsenhäuser comödie hätte Trömel Litteratur der mundarten nr 233 aufschluss erteilt. s. 135 zum zweiten absatz von nr 68 wäre ein hinweis auf RF clxxii am platze gewesen. ein arger schreib- oder druckfehler ist s. 62 'ostern, den 14 mai' statt 'pfingsten'.

Mehrfach führt in den anm. der herausgeber 'seinen Eberhard von Groote' an und bezieht sich damit auf die von ihm in Picks Monatsschrift 1, 30 ff. 138 ff. 539 ff veröffentlichten briefe von und an Groote. die zahlen der citate stimmen aber nie: er hat also einen besonders paginierten separatabdruck benutzt, der, soviel ich weifs, nicht in den buchhandel kam, jedesfalls nicht leicht zugänglich ist. diese weise des citierens kann nicht gebilligt werden. ganz besonders fiel mir endlich auf dass in dem s. vii f der vorrede gelieferten alphabetischen verzeichnisse der bisher publicierten Grimmbriefe jede erwähnung der drei von Jacob an JRWyss gerichteten fehlt, welche LHirzel Anz. iii 204 bekannt machte.

december 78. STEINMEYER.

Das Steinbuch. ein altdeutsches gedicht von Volmar. mit einleitung, anmerkungen und einem anhange herausgegeben von Hans Lambel. Heilbronn, gebrüder Henninger, 1877. xxxiii und 138 ss. 8°. — 5 m.

Mit meiner anzeige dieses buches unliebsam verspätet, kann ich zunächst nicht umhin, wie dies in den anderen besprechungen schon geschehen ist, die sorgfalt anzuerkennen, die hier einem schwierigen, mehr historisch als poetisch wichtigen werke gewidmet ist. die handschriftliche überlieferung zeigt dass die schreiber bereits mehr um den inhalt als um die form des gedichtes besorgt waren, und so gehen die verschiedenen fassungen stark aus einander. zu den von Lambel benutzten lässt sich übrigens noch eine, wenn auch nur stückweise überlieferte, dabei auch kritisch wertlose hinzufügen. im Anzeiger für kunde der deutschen vorzeit 1854 sp. 159 f teilt Frommann aus einer römischen handschrift die hier erhaltenen verse 23—76 (von denen übrigens noch mehrere fehlen) und 643—645 mit. die willkür, mit der der ursprüngliche text geändert ist, tritt gleich im ersten verse hervor: *Ich pin aaron genant;* gemeint ist natürlich der bruder des Moses, von dessen brustschmuck aus edelsteinen gleich im folgenden die rede ist.

Lambels bestimmung des namens, der heimat und der zeit des verfassers halte ich für durchaus wahrscheinlich. nicht ebenso was er über die am meisten abweichende bearbeitung, die in einem Erfurter druck von 1498 erhalten ist, s. 80 sagt. diese bearbeitung soll wo möglich noch in den ausgang des 13 jhs. fallen. dafür sind denn doch die dialectischen eigentümlichkeiten der reime zu stark: den reim *schœne : grüene* ua. nennt Weinhold AG § 75 gewis mit recht jung und belegt ihn nur mit einer stelle Zobels, also aus dem 15 jh.* in eben diese zeit führt das versmafs, das in den selbständigen partien dieser umarbeitung, in der einleitung und nach v. 702 vorwiegend gebraucht wird. die zeilen mit stumpfem ausgang haben fast ausnahmslos nur drei hebungen oder, bei jambischem tonfall, sechs silben. dies versmafs hat nun besonders Hermann von Sachsenheim und zwar mehrmals verwendet, im Goldenen tempel, im Spiegel und im Schleier, s. meine ausgabe, Stuttgart, lit. verein cxxxvii, s. 34. ebenda s. 13 ist ein gedicht in der gleichen form abgedruckt, welches zu Stuttgart 1489 gedichtet zu sein scheint. ein anderes, eine vergleichung der liebe mit der jagd, 1486 verfasst, ist durch einen alten druck erhalten: Wackernagel Litteraturgesch.[2] § 81, 76. von bekannten dichtern des 15 und 16 jhs. haben dasselbe metrum verwendet MBeham (vgl. Uhlands Schriften 2, 333 ff), HFolz *von der collation Maximilians in Nürnberg zugericht* 1491 (RMarggraff, Kaiser Maximilian und Dürer in Nürn-

* vgl. HMS 3, 301ᵃ *küene : schœne : weine.*

berg, Nürnberg 1840), HSachs zb. im Landsknechtspiegel (Wackernagel Lesebuch II³ 65 ff). aus dem 13 und 14 jh. dagegen ist mir ein erzählendes oder didactisches gedicht in dieser versart nicht begegnet. wenn nun Lambel aao. meint 'für die gestalt der verse, wie sie im druck überliefert sind, dürfen wir ihn (den dichter der interpolationen) nicht verantwortlich machen', so weifs ich nicht, worauf sich diese ansicht stützt.

Dem Steinbuch Volmars hat der herausgeber noch ein SFlorianer gedicht desselben inhaltes und ein par stellen aus lyrischen gedichten Heinrichs von Mügeln beigegeben. auch dies wird man willkommen heifsen: die litteratur des 14 und 15 jhs. muss doch auch einmal in philologische behandlung genommen werden.

Strafsburg 31 dec. 1878. ERNST MARTIN.

ALLERLEI BERICHTIGUNGEN.

Anz. IV 15 [Iwein⁴ angezeigt von Emil Henrici]: 'falsche citate sind viele verbessert, aber noch manche auch in der 4 ausgabe geblieben . . . Benecke zu 6963: Nib. 1287, 2. — s. 522 z. 11: Nib. 1627, 4. die auffindung der richtigen gelang hier nicht.' doch war sie nichts weniger als schwierig, da die erwägung, wie derartige fehler entstehen, hier sofort auf das richtige führen muste: Nib. 1587, 2 und 1727, 4: das eine mal nahm Beneckes setzer eine 2 für eine 5, das andere mal irrte Lachmann um éin hundert.

Anz. III 276: meine deutung von *sumerlanc* auf den sonnwendtag ist nicht nur gezwungen, sondern auch unhaltbar, Lübben hat das richtige, s. Kl. 1953: *wan si heten dâ vor gevohten, daz si niht mêr enmohten, die zwêne sumerlange tage.* ebenso habe ich in meiner

Einleitung in d. NL s. 269 die stelle Nib. 1861, 3, wo Dancwart sagt: *ich was ein wênic kindel, dô Sîvrit vlôs den lîp,* falsch übersetzt und ausgelegt: 'ein unbeachteter, geringer knappe, der hofdienst tat und das schwert noch nicht empfangen hatte'. *wênic kindel* heifst nichts anderes als *infans,* das kleine kind als schwaches, hilfsbedürftiges wesen, und gehört zu den stehenden formeln der volkspoesie. Kl. 430 *traget ze sîner muoter mîn wênigez kindelîn,* von Ortlieb; an einer anderen stelle von Gunthers söhnchen, dem wir freilich im epischen sinne die jahre nicht nachrechnen dürfen (nach Nib. 662, 1. 1459, 1, dazu 659, 1. 1082, 2. 1327, 2 müste er wenigstens 21 jahre alt sein), Kl. 1726 *(daz Guntheres man) in bevolhen lâzen sîn daz sîn vil wênige kint,* Roth. 3164 (ed. Rückert) *ich hân zwei wênige*

kindelîn, die ein jâr gelegin sîn, die wir ie môstin tragin. aus dem Rother noch eine anmerkung zu

Zs. 21, 185: ob unter dem *Priuzenwâc* Bit. 3551 ein bestimmter meeresteil zu verstehen sei, ist mit recht als mehr denn fraglich offen gelassen. es ist unklar, was die fahrenden, von denen doch einzelne, wie eben der Biterolfdichter, mit böhmischen verhältnissen vertraut sein musten, bestimmt, in der nähe Böhmens ein meer anzunehmen. Roth. 4865 *Rôther saz in trechten unde gaf alliz daz her mochte. dô heiz her ime gewinnin den herren von Tengelingin unde gaf im Ôsterrîchi, her gaf im wârlîchi Bêhein unde Pôlân, daz her sich deste baz mochte begân. done gewas b î d e m m e r weder sît noch êr nechên sô stadehafter man.* Rückert weifs keine erklärung: 'was man sich unter dem m e e r e zu denken hat, möchte schwer zu sagen sein, denn weder Böhmen, noch das damalige Polen, noch Österreich reichen irgendwo an ein meer.' ist es zu vermessen, daran zu erinnern dass noch Shakespeare, der doch einem seefahrenden volke angehört, im Wintermärchen Böhmen am meere liegen lässt? nach Gervinus, Shak. 4, 255, folgt er auch hierin seiner quelle.

Anz. I 65[1]: die hier von Roediger ausgesprochene vermutung lässt sich durch eine bessere ersetzen. die stelle lautet: Rol. 58, 14 = Bartsch 1594 *Naimes ther Beiere wîgant vuorte iz* (sc. *Mulagîr thaz mâre sahs) vane Beieren. thaz urkunde wil ich iu zeigen. ther smit hiez Madelgêr: thaz selve swert worhte er in there stat ze Regensburch.* diese notiz fehlt in Konrads franz. vorlage; Roediger meint, Madelgêr möchte ein berühmter waffenschmied geheifsen haben. Madelgêr ist aber bekanntlich Heimes vater in Regensburg und der pfaffe Konrad confundiert hier offenbar Heimes schwert Nagelrinc mit Naimes waffe Mulagir. er mag wol einmal flüchtig und dunkel gehört haben dass Heime ein berühmtes schwert empfieng (von Madelgêr, seinem vater, den Konrad für den schmied nahm?) und bezog dies bona fide auf seinen Naimes. dass er einen berühmten schmied dann nach Regensburg versetzte, ist nicht auffällig, da er ja, wie Roediger aao. selbst hervorhebt, in Baiern dichtete. auch glaube ich nicht dass Madelgêr als personenname im 12 jh. in Baiern noch vorkam. die namen mit got. *maþl* (zu den beispielen Gr. 2, 469 ist hinzuzufügen langob. saec. VIII *Madelgrîma,* CMeyer Sprache und sprdenkm. der Langob. s. 157) waren überhaupt nicht häufig und am ausgange des 12 jhs. so unverständlich, dass bereits im Alphart 260, 1 der alte name durch das geläufigere Adelgêr ersetzt wird (HS 146). ich glaube, man darf die stelle unbedenklich den zeugnissen für die heldensage (s. 55, 56) anreihen; bezeugt ist damit Madelgêr und dass Heime ein berühmtes schwert geführt. ein weiteres zu folgern wäre unkritisch.

Wien 9. 11. 78. RICHARD VON MUTH.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

V, 3 MAI 1879

Eilhart von Oberge. herausgegeben von Franz Lichtenstein. Quellen und forschungen xix. Strafsburg, Trübner, 1877. ccv und 475 ss. 8°. — 14 m.

Zur kritik des prosaromans Tristrant und Isalde. von dr Franz Lichtenstein. Breslau, in commission bei Maruschke und Berendt, 1877. 36 ss. 8°.*

Bis zum heutigen tage war unsere kenntnis von diesem für die entwickelung der erzählenden höfischen dichtung in Deutschland so hochwichtigen werke auf wenige bruchstücke beschränkt. schon wer uns die beiden jüngeren handschriften im rohen abdruck übergeben hätte, durfte auf unsern dank rechnen. um so mehr aber jener, welcher eine kritische ausgabe mit sorgfalt und unter beherschung der philologischen methode bearbeitet uns vorlegte. das letztere ziel hat Lichtenstein angestrebt, und er hat, ich schicke das voraus, diese, wie selten eine andere, schwierige aufgabe in allen ehren gelöst. zu diesem verdienst kommt aber noch ein zweites. Scherer hat in seiner Geschichte der deutschen dichtung im elften und zwölften jahrhundert im raschen überblicke dargestellt, was wir nach dem uns heute vorliegenden materiale von der litteratur jener zeit wissen können. es ist das lebendige an diesem buche, das uns immer und immer wider zu seiner lectüre zurück führt, dass es nirgends abschliefsen will, vielmehr überall zur untersuchung anregt. zu den in diesem werke ausgesprochenen gedanken steht nun Lichtensteins ausgabe in engster beziehung. er untersucht, welches geistige besitztum, welche formelle mittel Eilhart seiner zeit entlehnt, wie er diese schätze handhabt und vermehrt und was von dem, was er geschaffen, seine mitstrebenden und nachfolger sich aneignen.

Ich will es versuchen, die resultate des Lichtensteinschen buches hier kurz darzulegen, und bin zufrieden, wenn man dem, was ich beisetze, zuerkennt dass ich das werk mit sorgfalt und nicht ohne frucht gelesen.

Der dichter Eilhart von Oberge ist nach des verfassers untersuchung s. xlvii ff identisch mit dem ministerialen Hein-

[* vgl. Augsburger allgemeine zeitung 1878 nr 108 beilage (ESteinmeyer). — Litt. centralblatt 1878 nr 26 (KBartsch). — Germania 23, 345 (KBartsch).]

richs des löwen, der urkundlich von 1189—1207 erscheint und dessen namen noch einmal ein güterverzeichnis des grafen Siegfrieds II von Blankenburg aus den jahren 1209—1227 bringt. sein werk hat er vollendet als Heinrich von Veldeke seine Eneit begann, der, wie Lachmann vor vierzig jahren erkannte, Eilharts manieren schon im anfang seines gedichtes bestimmt vor augen hat. ich werde unten nachweisen dass Eilharts dichtung auch von dem dichter des grafen Rudolf vorausgesetzt wird, was Lichtenstein nur zweifelnd vermutet. in den ersten siebziger jahren des zwölften jahrhunderts ist sie demnach gedichtet. von diesem werke sind uns aber nur bruchstücke erhalten, teilweise bereits überarbeitet, und das ältere gedicht lässt sich auch auf dem wege der kritik nicht mehr gewinnen.

Neben den fragmenten besitzen wir zwei papierhandschriften aus dem fünfzehnten jahrhundert, die einen stark überarbeiteten text bieten. erwähnen wir noch dass das letzte drittel des gedichtes, eigentümlicher weise an die einleitenden verse der Türheimischen Tristanfortsetzung geknüpft, in einer Berliner handschrift (B) erhalten ist, und die drucke des prosaromanes aus dem fünfzehnten und sechszehnten jahrhundert, so haben wir das gesammte material, das dem herausgeber zu gebote stand, erschöpft. auf grund einer sorgfältigen betrachtung der handschriften kommt L. zu dem resultate dass aus den zwei jungen handschriften, der Dresdener (D) und der Heidelberger (H), nicht das alte gedicht Eilharts (A), sondern eine bearbeitung desselben, die er X nennt, zu gewinnen sei.

Zur erörterung des verhältnisses der bruchstücke zu den jüngern hss. wäre zunächst einiges zu bemerken. so heifst es s. XIX: ‘in einigen fällen stehen die jüngeren bearbeitungen entschieden auf seite von M (dem text der alten Magdeburger blätter). so IX 66. D fehlt hier, H hat aber = M nichts von dem *er hulfe* in R’ (R = Regensburger bruchstücke). für den IX 66 entsprechenden vers X 3483 in H ist das allerdings richtig, aber vers 3480 lautet in H: *Ich wen im hilff der helle gouch.* H wird also doch hier auf M beruhen, nur dass es den gedanken an einer andern stelle bringt. vers X 3479 in H *er staig nach im dar uff auch* lehrt dass auch die vorlage von H den reim *ûf : hûf* gehabt haben muss[1], den H in seiner mechanischen weise durch zusatz eines flickwörtchens in dem einen verse entfernt. an dieser stelle kann es also den gedanken des helfens nicht entlehnt haben, er muss conform der überlieferung in M v. 3483 gestanden sein. hier tilgt ihn aber H und entlehnt aus IX 63 *er hub in vff.* dann lautet aber vielleicht auch 3480 in X *ich wæn in sin geselle dar ûf hûf,* wie in R. im nächsten ansatze: ‘788 wo DH

[1] was auch für D gilt, dessen ungeheuerliche lesart auf ein irgendwie verderbtes oder verlesenes *geselle huf* zurückgehen wird.



gleich M' usw. ist H, welches hier ändert, zu streichen. die beispiele liefsen sich überhaupt leicht mehren. den beweis dass DH auf X, nicht auf A, zurückgehen stützt L. auf folgende puncte: 1. auf die fast identischen verse von ADH. 2. auf die übereinstimmenden änderungen von DH. 3. auf gemeinschaftliche fehler von DH. 4. auf gemeinsame beseitigung älterer reimungenauigkeiten. 5. auf selbständige weiterentwickelung der bearbeitungen DH von X aus. unter 3 bespricht Lichtenstein den an die stelle von *ubile minne* in A v 12 getretenen ausdruck X 2872 *böse sinne.* da wol kein gemeinsamer 'fehler' von DH vorliegt, so gehörte die stelle wol unter 2. sicher ist es aber nicht, da hier X der ausdruck *ubile minne* fremd war. in freilich etwas anderer verwendung stehen die worte 3261 *daz sîn obele minne,* wo D liest *Des sin obele sinne,* H *Dis ist ain bös minnen.* jede hs. bietet also einen andern ansatz zur änderung von v 12, und so konnten die handschriften bei gewaltsamerem vorgehen leicht zufällig zusammentreffen. jedesfalls aber ist zu lesen 3261 *dise sîn* usw. auch scheint aus der stelle hervorzugehen dass es nur der plural des wortes *minne* war, an dem man anstofs nahm, vgl. 4090 und die handschriften.

Unter 5 bespricht Lichtenstein s. xxix die stelle

(si sprah swer sô sôhte)
daz er funde den degen
si wolt im hundirt mark geben,

welche in D (X 1817) lautet

ab he irne vunde den degin
si welde im gute salbe gebin,

wofür H bietet

ab he vunde den degen
sů wölt sin wol pflegen
und gelobt im wärlich
sů machte in ymmer rich.

H soll nun aus D entstanden sein, das misverständnis also wol schon von X herrühren. ebenso die anmerkung zu 1818: 'wahrscheinlich ist D = X', gleich später aber weist L., und unter unserer vollsten billigung, nach dass die entwickelung des textes weder von A:H:D noch von A:D:H vor sich gegangen sein kann. H entfernt zunächst den unreinen reim, zeile 3. 4 zeigen dass in der vorlage wie in A von einem geschenk an den finder die rede gewesen sein muss. wenn in X z. 86 gelautet hat wie in D, so ist die lesart von H nicht zu erklären.

Wie hier D gegenüber von H den altertümlichen reim wahrt, so hat auch H einige male gegenüber von D das ältere behalten. es kann daher weder D aus H noch umgekehrt H aus D entstanden sein.

S. xxx bespricht L. jene fälle, in denen die beiden jüngern bearbeitungen von einander abweichend selbständig die reim-

freiheiten von A beseitigen. da sind nun folgende fälle möglich. entweder enthält X noch die reimfreiheit, welche von D und H und zwar jedesmal anders getilgt ist. oder es ist der fall XD oder XH möglich, wo dann H oder D bessert. das erstere sicher dann, wenn weder D aus H, noch H aus D entstanden ist. im andern falle steht es nun so. bei dem bereits erwähnten umstande dass weder A:D:H noch A:H:D möglich sind, repräsentiert dann die ursprüngliche lesung zugleich X. diese grundsätze sind durchaus unanfechtbar, und es ist zu billigen dass L. sich streng an dieselben gehalten und jeder lockung, etwa altertümlicheres in den text zu setzen, widerstanden hat. wir können freilich nicht in jedem falle sagen: das muss in X gestanden haben; wol aber: die lesart, die L. in den text setzt, hat die meiste urkundliche beglaubigung. ein recht anschauliches beispiel bringt L. sofort X 2852 f. es fordert zugleich zur vorsicht auf wie kein anderes. ohne hilfe von A wäre das ursprüngliche aus der jüngern überlieferung kaum mehr herzustellen gewesen. zu A II 9. 10 = X 1664 (s. XXXIII) wäre vielleicht zu bemerken dass D, welches *sân* in der regel meidet, das wörtchen wol kaum selbst eingetragen haben wird.

Mit der auf derselben seite (und XL) besprochenen stelle IX 173 = X 3591 ff ist schwer ins reine zu kommen, die kakophonie widerholt sich allerdings in den versen 4693 und 4695.

XXXV f bespricht die starken kürzungen von D in zusammenziehungen und auslassungen, während zusammenziehung in H nur einmal nachweisbar ist. XXXVIII werden die verse von A behandelt, von denen einige in X fehlen. wir müssen für die meisten erklärungen hier L. zustimmen, wenn auch X in 2823. 24 und in der auslassung von IV 27. 28 auf einer älteren vorlage, die in M überarbeitet ist, zu beruhen scheinen. sicher ist mir dieser fall für A V 3. 4, welche ich lieber unter jenen stellen besprochen gesehen hätte, durch welche L. unwiderleglich nachweist dass M bereits eine leise überarbeitung erfahren habe. zum schlusse des abschnittes wird das verhältnis von B erörtert.

S. LIII bis CXIV enthalten eingehende untersuchungen über Eilharts sprache, vers- und reimkunst. er dichtet seinen Tristrant nicht in dem 'in seiner heimat gesprochenen rein niederdeutschen dialecte, sondern in einer form des mitteldeutschen, deren sich die gebildeten Norddeutschlands vom XII—XIV jahrhundert für ihre beteiligung an der hochdeutschen litteratur oder im verkehre mit Mittel- und Süddeutschland bedienten'. s. XCV wird auf grund sprachlicher und metrischer untersuchungen für die überarbeitung in X das zwölfte jahrhundert als entstehungszeit festgesetzt. am schlusse dieser darstellung weist L. an den handschriften nach dass die einteilung in abschnitte, 'leseabschnitte', wie er sie nicht unpassend nennt, auf den dichter zurückgeht.

S. CXIV—CL beschäftigen sich mit untersuchungen über die

quellen Eilharts. erst an der hand der andeutungen des dichters; er beruft sich auf schriftliche und mündliche überlieferung. L. hat wahrscheinlich gemacht dass dem dichter auch mündliche mitteilungen über seinen stoff bekannt gewesen sein müssen. ferner dass er bekanntschaft mit der sage auch bei seinen zuhörern voraussetzen durfte. unzweifelhaft richtig ist die erklärung dieser erscheinung s. CXVIII f. jedesfalls ist dem wunsche nach bearbeitung der französischen romane die kenntnis derselben vorausgegangen. sie sollten auch jenen, welche der französischen sprache unkundig waren, zugänglich gemacht werden. Eilhart setzt auch mehr voraus als bloſse bekanntschaft mit der Tristansage. die art wie er Walwan z. 5027 einführt lässt sich nur verstehen, wenn wenigstens die haupthelden der tafelrunde seinen zuhörern nicht mehr fremd waren (CLXVIII und Lachmann zu Iwein 925). von der ängstlichkeit, mit der er sich an seine quellen anschloss und selbst ihm unverständliches sorgfältig aufnahm, liefern beweise die von L. s. CXXII ausführlich besprochenen verse 86. 87. daraus erklären sich eine reihe von incongruenzen und widerholungen.

Hier möchte ich eine kleine anmerkung machen. die zusammenkunft der liebenden im Blankenlande findet sich unter wesentlich gleichen vorgängen zweimal bei Eilhart und zwar rasch hinter einander (6255 ff. 7081—7865). auch die episode von Tristrants narrheit nennt Lichtenstein mit recht ein widerholtes motiv. von dieser erscheinung zählt Lichtenstein folgende fälle auf. 6356 = 7513. 6527 = 7620. 6635 = 7689. 6842 = 7790 (CXXIX 3). alle diese fälle gehören in die zwei begegnungen im Blankenlande, so dass wir es hier nur mit éinem beispiele 'widerholten motives' zu tun haben. die übrigen (die episode von Tristrants narrheit ausgenommen) sind unbedeutend. so wenn von den fünf aufpassern einer bei der *vrouwen bette* steht, zwei bei der türe und zwei drauſsen (8957) und ein ander mal in einer ähnlichen situation 3858 von den sieben häschern drei drinnen, vier auſsen die türe bewachen. oder die analogie mit der wolfsfalle und dem mehlstreuen. oder wenn der könig zweimal dem geld bietet, der Tristrant bringt oder Isalde. endlich, wenn Tristrant zweimal verwundet wird, womit der dichter einmal die sein schlechtes ihn unkenntlich machendes aussehen hervorrufende krankheit und das andere mal die verhängnisvolle herbeirufung Isaldens (8618. 9216) motiviert. auch wenn Walwan, um aus Tristrants mund zu hören, ob er den ritter Delekors besiegt habe, ihn bei Isaldens liebe befragt, so ist das zu den aufforderungen 6842 und 7790 noch immer nicht in dem sinne ein widerholtes motiv, wie die zweimalige zusammenkunft im Blankenlande.

Nach der ersten zusammenkunft bekanntlich hatte Pleherin die knappen verfolgt; in der meinung Tristrant vor sich zu

haben, ruft er ihn an *dorch der koninginne ère* zu halten. der vermeintliche Tristrant aber hält nicht. Pl. verrät nun dies schimpfliche verhalten der königin, welche Perenis an Tristrant sendet. trotz Kehenis findet der bote Tristrants unschuld und berichtet der königin. diese will es nicht glauben. Tristrant naht als miselsüchtiger, wird aber von der erzürnten königin mit schimpf behandelt, er kehrt heim, versöhnt sich mit seiner gattin, nachdem er gelobt, die geliebte durch ein jahr zu meiden. Isalde bereut aber bald ihre grausamkeit, schickt einen boten an Tristrant. es erfolgt die zweite zusammenkunft im Blankenlande, die in einzelheiten sich fast als genaue widerholung der ersten gibt, selbst bis zu der neuerlichen probe dass Tristrant um der königin willen zurück bleiben soll. dies mal trifft die forderung den rechten. bei Ulrich fehlt die zweite episode im Blankenlande, es folgt der ersten die knappenepisode als einleitung zum torenaufzuge Tristrants. ich kann die parallelen hier nicht ins einzelne verfolgen. nur eine stelle will ich besprechen. es handelt sich in beiden darstellungen darum dass Isalde ihrem geliebten angeben soll, wie und wo sie sich treffen könnten. das erste mal bedient sie sich der schönen list, die vögel anzusprechen und macht auf diese weise ihrem geliebten die heimliche mitteilung. an der zweiten beginnt sie 7610 in diesem kritischen augenblicke blumen zu lesen, und wir erwarten eine ähnliche zarte list. doch nichts von dem. der dichter löst die schwierigkeit gar nicht; er fingiert ein zwiegespräch zwischen sich und dem zuhörer, um am ende zu zeigen dass er den knoten nicht zu lösen wisse.

7640 *ich wêne, ich des wol trûwen mach*
daz sie in wêrlîche
bat vlîzlîche
nâch ir schiere komen dar
und wîsete on al rechte war.

ich finde hier nichts von humor, auch nichts schalkhaftes (Zur kritik s. 29), sondern nur die errötende verlegenheit eines candidaten etwa, der nichts weifs und diese unwissenheit mit den künstlichsten mitteln zu decken sucht. offenbar hat Eilharts quelle hier nichts geboten. wenn das in seiner vorlage stand, was bei Ulrich 530, 27 ff zu lesen ist, so hat er sich sehr ungeschickt ausgedrückt. ich sehe vielmehr bei Ulrich eine weiterentwickelung von den citierten worten Eilharts aus. Heinrich erzählt anders. es bleibt wol nach dem gesagten kaum ein zweifel dass wir es mit varianten einer und derselben erzählung vom abenteuer im Blankenland zu tun haben. Eilhart nahm sie beide in sein werk auf. ob aber die zweite schon ursprünglich in seinem plane lag oder erst später eingeschoben ist? wenn wir auf 7080 gleich 7865 folgen lassen, so vermissen wir nichts. in dieser zweiten episode finden wir auch die zweimalige an-

spielung auf Michelsstein, bezüglich deren ich ganz Lichtenstein s. L beistimme. er hatte die stadt vor augen, als er die stelle dichtete. in Michelsstein ist sie also wol vorgetragen, ja für den vortrag in Michelsstein wol auch ursprünglich gedichtet. auf diese weise erklärt sich auch die anspielung aufs leichteste.

Die quelle der zweiten episode nannte neben Isalde Gymêle, was wol Eilhart veranlasste, um das verschweigen der Brangäne zu erklären, ihren tod zu erzählen. darf ich weiter schliefsen und sagen, zu Gymele gehöre Kehenis und die quelle habe im grunde nur erzählt was die erste zusammenkunft im Blankenlande? und Eilhart erst habe hier geändert? oder weiter: die quelle erzählte Isaldens list genau wie die der ersten zusammenkunft und Eilhart tilgte diese gleiche stelle als er die episode in seine dichtung eintrug und setzte dafür was wir jetzt lesen?

Heinrich weifs von Brangänens tod nichts, Ulrich erzählt ihn später, wo vom tode der hauptpersonen überhaupt die rede ist: ein beweis, wie mir scheint, dass meine vermutung, Eilhart habe Brangänens tod zur erklärung ihres fehlens in der scene erfunden, nicht unrichtig ist.

Eine zweite episode, die für die art wie Eilhart dichtet gleichfalls von bedeutung scheint, ist die vom torenaufzuge Tristrants. er unterbricht mit der knappenlist Tristrants, seinem nochmaligen kampfe mit Riol die episode von Kehenis und Gariol. in folge dieses einschubs vergehen von dem augenblicke, da Kehenis im besitz der schlüssel ist, bis zu jenem, da er sein ziel erreicht, über zwei jahre 8563. das ist doch etwas unwahrscheinlich. beide fortsetzer von Gottfrids Tristan kennen diese episode, doch bringt sie jeder an einem andern platze, nur nicht dort wo wir sie bei Eilhart finden: Ulrich mit der freilich anders gewendeten knappenlist und anders motiviert — Isot rät selbst zur torenmaske — kurz vor der episode zwischen Kaedin und Kassie; Heinrich, der Eilharts motivierung kennt, wenn er für die krankheit Tr.s auch keine ursache angibt wie Eilhart, nach dem abenteuer vom Blankenlande und ebenfalls vor der episode von Kaedin und Kassie. — es scheint dass beide das unpassende des platzes, an welchem Eilhart seine geschichte erzählt, eingesehen haben. beide kennen in der scene Brangäne, die Eilhart nicht mehr brauchen konnte.

Dürften wir vermuten dass Eilhart ursprünglich nur französ. einzellieder von Tristan kannte, bearbeitete und sie erst, nachdem er vielleicht später die ganze Tristansage übersah, in ein ganzes brachte? ich kann hier nur vermuten, aber mir will scheinen dass die sache einer zusammenhängenden untersuchung einmal wert wäre.

Damit gelangen wir zur genauen vergleichung der Eilhartischen darstellungen mit den französischen überlieferungen von Berox, Thomas, woran sich ähnlichkeiten mit Sir Tristrem und

dem franz. gedichte Tristan als narr schliefsen. im gegensatz zu Heinzel, von dessen schönem aufsatze Lichtenstein in seiner quellenuntersuchung natürlich ausgeht, wird auch eine beziehung zwischen Eilhart und dem französischen prosaroman constatiert. ich habe zu diesem teile der einleitung nichts anzumerken, wenn nicht die kleinigkeit zu s. CXLIII dass die Gothaer handschrift des Apollonius von Heinrich von Neustadt vers 15172 die form *Tramchrist* aufweist und dass die vom trouvère Thomas getadelte darstellung (CXLVIII), wonach Guvernal mit der botschaft zur Isolde geschickt wird, in der quelle des Heinrich von Freiberg (6352) stand. Ulrich schliefst auch hier an Eilhart an.

'Einheimische und fremde vorbilder' überschreibt Lichtenstein den sechsten abschnitt der einleitung. formelhafte ausdrücke und typische reime stimmen bei Eilhart zu den dichtungen der geistlichen des XII jahrhunderts: zum Anno, zur Kaiserchronik, zum Roland. spielleute waren hier die gemeinsamen lehrer. Eilhart verdankt ihnen noch mehr, seine springende darstellung verrät ihre schule. er gönnt ihnen dafür auch in seiner dichtung einen ehrenvollen platz. nur zum Alexander zeigt sich noch eine nähere beziehung. dem älteren Alexandergedichte entlehnt Eilhart eine stelle, während der Strafsburger bearbeiter bei ihm eine anleihe macht. volksmäfsige ausdrücke für krieg, krieger braucht Eilhart noch ohne scheu ebenso wie eine reihe anderer worte, wendungen, stilistischer eigentümlichkeiten, die dem volksepos eigen sind. an dasselbe erinnern auch die bilder und vergleiche Eilharts. mit der volkstümlichen art hängt innig zusammen die verwertung märchenhafter züge. das sind die nationalen elemente seiner dichtung. er steht aber an der schwelle einer neuen zeit. ein bisher unbekanntes element oder ein wenigstens durch ihn erst allgemein bekannt gewordenes tritt in seine dichtung: das auf romanischem einfluss beruhende 'höfisch minnigliche'. die schöne scheidung dieser beiden gegensätze gehört zu den anziehendsten und gelungensten partien des buches. Eilhard braucht bereits eine anzahl französischer worte, für die neue liebe *amte* und *amûr,* für die neue erzählung *âventiure*; ritterwaffen, ritterliche beschäftigung, schmuck und kleider führen fremde namen. die neue sitte findet ihren ausdruck in dem geregelten wechsel der anrede *du* und *ir,* in der wertschätzung des 'höfischen' wesens. namentlich lehrreich ist behandelt der übergang von der alten 'stürmisch werbenden' liebe, wie sie die österreichischen liederstrophen, die unter des Kürnbergers namen giengen, aufweisen, zu der durch die höfische sitte im verkehr der geschlechter festgestellten 'verfeinerten' liebe. hier verwertet Lichtenstein die liebe Tristrants zu Isalde und die des Kehenis zu Gariole (und sein werben um Gymele), welche vom dichter jedesfalls im gegensatz zu einander gedacht sind. es hätten auch die verse 7945 ff angemerkt werden können:

nû hâte die vrawe lîse
gelabit Kehenîse
eir sie einen man nême,
ab he zû ir quême,
sie wolde in ummevân.

Ulrich sagt hier 569, 2
ich hân zeinem wîbe wân
al dâ her von kinde.

ähnlich Heinrich 5760.

Der beginn der liebe Tristrants und Isaldens bietet hier allerdings nichts, aber es wäre zu erinnern an die Rivalins zu Blankeflur: 81 . . *dînte im (Marke) offinbâre,*
recht als her sîn man wâre.
daz wart umme daz getân,
daz her gerne wolde hân
sîn swestir ze einem wîbe.

man erinnert sich unwillkürlich an die zusatzstrophe der jüngern Nibelungenhandschriften 376, 5, welche die (nach den zusätzen bekanntlich blofs fingierte) dienstbarkeit Siegfrieds ähnlich zu erklären sucht:

Jane lob ichz niht sô verre durch die liebe dîn
sô durch dîne swester daz scœne magedîn.

enge hängt mit diesem neuen liebesleben die etiquette im verkehr der geschlechter zusammen.

Die betrachtungen über Eilharts einheimische vorbilder schlossen mit einer erörterung der stilistischen eigentümlichkeiten, die Eilhart mit dem volksepos teilt. ebenso reihen sich jetzt an die erörterung der neuen elemente, die wir in Eilharts dichtung gewahren, die durch sie hervorgerufenen stilistischen wendungen. alles freilich erst beginnend. erst finden sich zb. ansätze zur breiteren schilderung. die von Eilhart mit so grofser gewandtheit behandelte form des dialoges beruht hauptsächlich auf einwürkung französischer kunst: gewis aber nur teilweise führt auf dieselbe zurück, wie L. s. CLXXI richtig ausführt, die entwickelung der begebenheiten und charactere durch reden. auch die häufige parenthese steht unter französischem einfluss wie der gebrauch der antiphasis. zwei eigentümlichkeiten werden aufserdem erörtert. nämlich das mitten in die rede eingeschobene, dieselbe unterbrechende *er sprach* ua. endlich der gebrauch, zwei entgegengesetzte begriffe, namentlich wenn es sich um contrastierende affecte handelt, zusammenzustellen. ob derselbe auf französischem einflusse allein beruht, kann noch bezweifelt werden. ich erinnere, ohne damit die sache entscheiden zu wollen, an Uhlands Schriften 3, 403 ff. die zusammenstellung der beispiele hiefür s. CLXXIV ist lehrreich, bringt aber freilich auch für die citierten dichter nicht immer die bezeichnendsten belege.

Nachdem wir in diesem abschnitte die 'vorbilder' Eilharts

kennen gelernt, wendet sich L. nun dazu, Eilharts 'persönlichkeit und leistung' zu besprechen. es ist ein zeichen seines lebhaften wesens und seiner lebhaften vorstellungen, wenn er widerholt zu seinen zuhörern, zur gegenwart, ja einmal sogar zu seiner umgebung sich in beziehung setzt. dieses mitten inne stehn in seiner erzählung, diese teilnahme an den geschicken seiner helden verrät sich in vielen stilistischen eigentümlichkeiten, in humor und ironie, womit er die begebenheiten behandelt. dasselbe capitel bespricht auch das verhältnis Eilharts zu Rudolf und zu Heinrich vVeldeke.

Das verhältnis des Grafen Rudolf zu Eilharts gedichte ist, wie mir scheint, etwas zu kurz behandelt. s. CLXXXVI stellt Lichtenstein 'mehrere verwandte züge in der darstellung der jugenderziehung Tristrants und Rudolfs' zusammen, wenn ihm auch 'die schlussfolgerung dass der jüngere dichter den ältern benutzt habe zu gewagt erscheint'. den ersten anklang finde ich in den versen Rudolf γ^b 7 *sinen site vil lobebere solder in anebringen* und X 130, freilich nicht der von Lichtenstein aufgenommenen lesung von D, sondern der nach H. die stelle lautet:

dar nâch in korzen zîten
beval der edele koning rîche
daz kind flîzichlîchin
eime knapin der hîz Kurnevâl.
der kunde in wol bringen an
in hovelîchin dingen.

bei der herstellung des textes von X ist daher wol die lesart von H heranzuziehen. anderes hat bereits Lichtenstein beigebracht. es ist wol richtig dass bei dem formelhaften, das manche der vergleichbaren stellen haben, man nicht schon von vorne herein an entlehnung denken darf. aber die zahl der parallelen an einer nicht sehr umfangreichen stelle gibt jedesfalls unserer annahme berechtigung. und das um so mehr, wenn sich zeigen sollte dass der dichter des Rudolf noch in andern dingen verwandtschaft zeigt mit Eilhart. das bestreben, beziehung zur gegenwart herzustellen und in verkehr mit den zuhörern zu treten, zeigen beide dichter gleicher weise. Grimm behandelt diese eigentümlichkeit des Rudolf in der einleitung s. 44 ff. man vergleiche zu einigen stellen der einleitung Eilharts Rud. H^b 9 *Der gute wellere. von deme ich hute dise mere sagete.* das urteil des publicums wird herausgefordert H 20 *des wil ich an vch alle jehen.* des dichters gefühl über die handlungen seiner helden bricht durch (CLXXVIII zeile 17 ff) Rud. H^b 11. dass der *gute wellere* wein mit sich trug veranlasst den dichter zum ausspruche *ich wil es ime umber sagen danc* (H 7).

Ich möchte es daher mit etwas mehr sicherheit annehmen als Lichtenstein dass der Graf Rudolf die dichtung Eilharts zur voraussetzung habe. eingehend handelt Lichtenstein über das

verhältnis Heinrichs von Veldeke zu Eilhart. es zeigt einen lebhaften litterarischen verkehr, wenn der Mastrichter kenntnis erhält von dem am hofe Heinrichs des löwen entstandenen Tristrant. dieser setzt widerum den Vorauer text des Alexander voraus: der Strafsburger hat sich dagegen aus ihm bereichert. Heinrich vVeldeke spielt auch in einem liede an Tristrant an, das an X 2843 erinnern mag. diese würkung und verbreitung des Tristrant nachzuweisen ist aufgabe des letzten VIII abschnittes der einleitung. in der Klage wird Isalde nicht z. 1426, wie es s. CXCIII irrig heifst (hier wird vielmehr das ros Poymunt genannt), sondern z. 1378 erwähnt. ausführlich wird das verhältnis Gottfrids zu Eilhart besprochen. aus dem Jüngern Titurel hätten sich mehr belege für die kentnis des Tristrant anführen lassen: 1606. 1777. 1934. 1993.

Auch zur besprechung des verhältnisses zwischen Eilhart und Ulrich von Türheim lässt sich einiges nachtragen. zb.

6370 *dorch daz die vrauwe wolde*
des vingerlînes werde geware.
dô sach die koninginne dare
und irkante balde dez vingerlîn.
dô muste des spelis genûg sîn.
nû hôret wie sie ez ane vîng:
an ir heimelîcheit sie gîng.

Ulrich 523, 6: *daz golt im abe dem vinger schein.*
als diu künegîn daz ersach
in ir gedanken si dô jach:
'Tristan ist benamen hie.'
sâ zehant daz spil si lie,
und gienc hin dâ ez heinlîch was.

da Eilhart und Ulrich an dieser stelle auseinandergehen, so ist die übereinstimmung in einzelnen ausdrücken vielleicht doch nicht so ganz zufall. vgl. auch Heinrich

4174 *alrêrst sie rehte wart gewar*
Isôt diu blunde künegîn
ir bêamîses vingerlîn.

ich bemerke dass Isot bei Heinrich den ring bereits gesehen und erkannt hat (v. 4153. 4160).

Zum schlusse erübrigt mir noch über den text zu sprechen. es ist aus der obigen erörterung des handschriftenverhältnisses hervorgegangen dass der von Lichtenstein betretene weg, unter vorsichtigem anschluss an die überlieferung den text von X zu gewinnen, der einzig mögliche war. dass das von ihm gebotene keineswegs an allen stellen gleich sicher ist, hat L. selbst eingesehen und ausgesprochen. es ist kein zweifel dass da und dort besseres zu finden war, als wir jetzt im texte lesen, aber die gesammtleistung im auge behalten, müssen wir der sorgfalt L.s alle anerkennung zollen. ich versage mir auf einzelheiten ein-

zugehen und spreche nur noch einen wunsch aus. es möge L. sich die mühe nicht verdriefsen lassen, die handschriften nochmal zu collationieren und das resultat uns mitzuteilen. ich möchte dass die arbeit, der er so viel fleifs gewidmet hat, von dem einzigen mangel, der ihr mit recht vorgeworfen werden konnte, befreit werde. übrigens hat schon inzwischen Lichtenstein eine nachvergleichung seiner abschriften mit dem drucke vorgenommen und das resultat auf einem blatte mitgeteilt, das den besitzern der ausgabe gratis vom verleger nachgeliefert wird.

Die dissertation behandelt den prosaroman, von welchem dreizehn drucke bekannt wurden. der älteste, ein Augsburger von 1484, scheint leider verloren. L. hat von diesen drucken vier benutzt. zwei, ein Augsburger von 1498 und ein Wormser ohne jahr, aber älter als 1557, sind wichtig, von ihnen stimmt bald der eine bald der andere näher zum alten gedichte. trotz Lichtenstein aber möchte ich eine kritische ausgabe der prosa, der diese beiden drucke zunächst zum grunde zu legen wären, für nichts überflüssiges halten. schon der gewinn, den die kritik des gedichtes aus den drucken holen kann, wenngleich L. allzu grofse erwartungen s. 15 mit recht zurückweist, berechtigt zu diesem verlangen. eine vergleichung des jüngern und ältern druckes s. 23 bringt interessantes für wortgeschichte und grammatik. zum schlusse werden die kürzungen und erweiterungen der prosa dem alten gedichte gegenüber behandelt. namentlich leidet der dialog, den freilich schon D häufig beschnitten hat. natürlich fallen vielfach die stellen, in denen die person des dichters hervortrat und die erwähnung von Michelsstein; auch in schilderungen wird gekürzt. zu erweiterung forderte namentlich die blofs andeutende motivierung von X heraus, aber auch da wo es keiner motivierung bedarf — wie etwa warum Tristan dürstete, so dass er zum verhängnisvollen trank griff s. 31 — stellt sich dieselbe ein. der bearbeiter der prosa liebt, was ihm im gedicht offenbar besonders gefiel, zu widerholen, so Isaldens schneeweifse hand (X 967) ua. s. 32. andere änderungen lassen sich auf die 'sucht' der prosa 'die motive des gedichtes zu steigern und besonders zahlenangaben zu übertreiben' zurückführen. die spätere zeit zeigt sich aufserdem in der liebe zu reflexionen. der erzähler findet notwendig zuzusetzen dass Tristan in den büchern unterrichtet wird. Marke liest den von Ugrim geschriebenen brief selbst und wartet nicht erst bis es tag wird und ein des lesens kundiger ihm denselben vorträgt.

Interessant ist der nachweis (s. 34), wie auch die reformation auf die textgestaltung der prosa eingewürkt. noch der Augsburger druck am ende des fünfzehnten jahrhunderts gedenkt der jungfrau Maria. der Wormser aus der mitte des folgenden streicht bereits diese stellen.

Czernowitz, januar 1879. JOSEPH STROBL.



Gerhard von Minden. von WSeelmann. auch unter dem titel: Niederdeutsche denkmäler. herausgegeben vom verein für niederdeutsche sprachforschung. band 2. Bremen, Kühtmann, 1878. xlviii und 206 ss. 8°. — 6 m.

Durch die vorliegende publication hat JGrimms lang gehegter wunsch, dem er widerholt in anlass der ersten bekanntmachung des sog. Gerhard von Minden durch FrWiggert in seinem Zweiten scherflein s. 28ff ausdruck gegeben (Kl. schriften 5, 260 f. Gramm. 1[3], 263. Zs. 7, 467), in würdiger weise seine erfüllung erfahren. die hoffnungen und wünsche, die ich dem verein für nd. sprachforschung beim erscheinen seines ersten jahrbuches sowie des ersten bandes der nd. denkmäler Anz. iii, 29ff entgegenbringen und aussprechen konnte, ich darf sie jetzt widerholen, wo von beiden unternehmungen ein zweiter band vorliegt.

Seelmanns Gerhard von Minden bereichert nicht nur die quellen für die geschichte der mnd. litteratur, das buch ergänzt auch eine lücke in der geschichte der fabel, insbesondere der aesopischen, vgl. Österleys Romulus. die dem text vorausgeschickte einleitung zerfällt in elf abschnitte: i die entstehung der mnd. litteratur. ii ist Gerhard von Minden der verfasser? iii die lateinischen fabelbücher. iv die quellen Gerhards. v heimat, alter und stand des verfassers. vi die handschrift. vii Wiggerts ausgabe. viii die überlieferung des textes. ix der reim. x der versbau. xi schluss.

Im ersten abschnitt erörtert der verfasser in anziehender weise die entstehung der mnd. litteratur, deren richtungen nur vom bürgerstand und der geistlichkeit bestimmt wurden, im gegensatz zur mhd. litteratur, die wesentlich durch den ritterstand zur blüte gelangte. wie beide stände für die mnd. litteratur würksam waren, wird vom verfasser eingehend dargelegt. folgende hauptzüge ergeben sich. der gröste teil der mnd. unterhaltungslitteratur verdankt sein entstehen der hansischen kaufmannschaft; sie wurde veranlasst, um den im auslande weilenden norddeutschen kaufleuten die langeweile der winterabende in der fremde zu kürzen. so entstanden jene sammlungen von geschichten, die im Hartebôk, in der Stockholmer, Livländischen und andern sammelhandschriften auf uns gekommen sind. rechtsbücher und chroniken, die bald gereimt bald ungereimt in grofser zahl zu stande kamen, trugen gleichfalls den bedürfnissen der bürgerlichen kreise rechnung; daneben fand das historische lied und die gnomik eine wenn auch verhältnismäfsig nur geringe pflege. 'bei weitem mehr denkmäler verdankt die mnd. litteratur den bestrebungen der religiösen vereine und besonders der brüderschaften des gemeinsamen lebens, welche sich von Holland aus, wo sie im 14 jh. entstanden waren, ziemlich schnell über Norddeutschland verbreiteten.' von ihnen rühren zahllose erbauungs-

schriften in deutscher sprache her. ihre ursprüngliche holländische heimat würkte auch auf die von ihnen ins leben gerufene litteratur ein und so erklärt es sich, wenn holländische oder niederrheinische denkmäler ins nd. übertragen wurden und umgekehrt nd. bücher an den Rhein und nach Holland gelangten. noch bedeutungsvoller als die eignen leistungen dieser brüderschaften waren die folgen ihres würkens. ihre unterrichtsanstalten wurden von vielen hunderten besucht; ihre schüler traten oft auch direct in den geistlichen stand über und durch diese vereinigung von laien und geistlichen, deren gemeinsame tätigkeit auf die belehrung des volkes gerichtet war, wurde die reformation nicht unwesentlich vorbereitet. der höhere gegensatz von protestantismus und katholicismus glich schliefslich denn auch den früheren von ritter- und bürgertum aus und damit wurde die trennung der mnd. litteraturentwicklung von der süd- und mitteldeutschen aufgehoben. seit dieser zeit existiert für Nord- und Süddeutschland nur éine litteratur.

Im zweiten abschnitt (s. XIX—XXIII) geht der verf. zu seinem eigentlichen gegenstande über und beantwortet die frage: ist Gerhard von Minden der verfasser? dahin dass er die uns nur in einer Magdeburger hs. des 15 jhs. erhaltene fabelsammlung jenem abspricht. in dem vorwort v. 33 ff ist nur gesagt dass ein gewisser Gerhard, der in Minden dekan war, einen deutschen Aesop im jahre 1370 entweder verfasst oder beendet hat. darum aber braucht der vorliegende Aesop noch nicht identisch zu sein mit dem 1370 verfassten. Seelmann sucht nun nachzuweisen dass die Magdeburger fabelsammlung weder in Minden noch ums jahr 1370, sondern bedeutend später vollendet ist. dass die dichtung nicht in das jahr 1370, sondern in das erste jahrzehnt des 15 jhs. und wahrscheinlich in die jahre 1402—1404 [1] gehört, hat Seelmann aus historischen andeutungen, die sich in fabel 89 [2] und 102 finden, bewiesen. auch der eingang der fabel 87 beruft sich vielleicht auf eine würkliche begebenheit, vgl. v. 95 [3]. weniger beweiskräftig sind, wie der verfasser selbst zugibt, die gründe, die gegen Minden vorgebracht werden. in fab. 94 gebraucht der dichter für frosch das nd. *pogge*, erläutert es aber seinen lesern, denen es also unbekannt gewesen sein muss. bestätigend tritt hinzu dass *pogge* in der hs. durch ein beigeschriebenes *ein utze* erklärt wird, vgl. *ene grote ütsche edder pogge*, Schmeller² 1, 33. in einigen nd. gegenden ist nun würk-

[1] s. XXXI heifst es '1403 bis etwa 1406.' nach dem von S. beigebrachten material ergibt sich als terminus a quo michaelis 1402 und der verf. hätte es bei dieser angabe bewenden lassen können.

[2] örtliche anknüpfung der fabel begegnet 27, 19. 93, 1, vgl. JGrimm RF XV. XVIII, Wackernagel Kl. schriften 2, 306.

[3] den widerspruch zwischen 89, 1—4 und 39. 40 vermag auch ich nicht besser zu erklären als Wiggert s. 69 es getan. Seelmann (vgl. anm. zu 89, 40) lässt ihn unberücksichtigt.

lich das wort *pogge* gänzlich unbekannt, 'zu diesen gehört aber nicht das bistum Minden'. eine zweite stelle ähnlicher aber culturhistorischer art übergehe ich, da ihre beweiskraft mir gar zu gering scheint. — überzeugender als Seelmanns gründe gegen die heimat Minden sind die punkte, die den verf. bestimmen, in dem dichter einen bördenbewohner zu erkennen. seine börde war 'westlich der Weser und nicht allzufern von dem rheinisch-holländischen sprachgebiete, also in dem westlichen teile Westfalens und Hannovers gelegen, denn hier beginnt das wort *pogge* unbekannt zu werden und niederländische worte mischen sich in die niederdeutsche mundart'. die belege dafür s. s. xxx f. xli f. durch Niederland vermittelt sind die dem romanischen entlehnten *amis* 30, 54. *kaitîf* 15, 56, vgl. Schiller-Lübben 2, 459[b], Martin zu Reinaert 640. *morsêl* 52, 5. *rivêr* 65, 125. *sot* 36, 49 uö. für die heimats- oder aufenthaltsfrage des dichters mögen noch folgende notizen hier raum finden. in fabel 27 ist die handlung nach dem Haspengau verlegt: es wird erzählt dass der richter in der börde für einen dieb, der ein jahr lang am galgen hängen sollte, falls die leiche gestohlen würde, haften muste und zwar so *dat in des landesheren wolt stân scholde lîf und al sîn gût also it dare hudes dages dôt* (27, 46 ff); der dichter muss also beziehungen zu dortiger gegend gehabt haben. er weifs ferner dass die käsebereitung in Friesland und in Thüringen und Hessen eine verschiedene ist (13, 5—9); 65, 128 nennt er Elbe Weser Rhein zusammen.

Ich stimme S. bei, wenn er aus den angegebenen gründen für unsere fabelsammlung Gerhard von Minden als verfasser abweist, ihn aber für einen andern nd. Aesopus, den sog. Wolfenbüttler (vgl. Hoffmann, Niederdeutscher Aesopus, Berlin 1870), in anspruch nehmen möchte, der unserer nicht vor 1402 gedichteten sammlung unter anderen als hauptquelle gedient hat. 'wenn der dichter in dem vorworte sich nicht selbst genannt hat, so kann er nur die absicht gehabt haben, wenigstens durch lobende erwähnung den von ihm oft geplünderten verfasser des ältern werkes zu entschädigen oder, wenn er nach dem vorgang der lateinischen fabelschriften daran keinen anstofs nahm, der wahrheit gemäfs zu bekennen dass nicht er sondern jener Gerhard von Minden der erste ihm bekannte deutsche fabelschreiber sei.' S. hätte demnach getrost die vorliegende fabelsammlung als Magdeburger Aesop ohne verfassernamen auch auf dem titel bezeichnen können: der möglichkeit, ihr Gerhard von Minden als verfasser zu vindicieren unter der annahme, der dichter habe das vorwort im jahre 1370 verfasst und zu der ausarbeitung der fabeln mehr als 30 jahre gebraucht (s. xxiii), schenke auch ich wenig glauben.

Der dichter war ein mann von ansehen, vielleicht der gesandte eines deutschen fürsten, da er nach fab. 89 am dänischen

hofe mit könig Waldemar IV zusammen safs und dieser ihm eine geschichte erzählte, deren tendenz politischer art ist, wie S. hübsch vermutet und ausführt. er schrieb sein werk in hohem alter, durch die bitte eines andern dazu veranlasst, 76, 1. dass er dem geistlichen stande angehörte, besagen stellen wie 58, 45 ff. 94, 95 ff.[1] an ermahnungen an die grofsen des landes, die amtmänner, vögte und richter lässt er es nicht fehlen (11, 56 ff. 14, 35 ff. 16, 63 ff. 48, 20 ff. 50, 30 ff. 87, 99 ff); das wol der armen auf dem lande liegt ihm sehr am herzen. auf die frauen im allgemeinen ist er sehr schlecht zu sprechen, wenngleich er die gute frau das beste gut nennt (27 im eingang und 157 ff. 28, 63 ff. 29, 97 ff. 30, 49 ff. 36, 83 ff. 49, 245 ff); auch Samson und Salomo sind durch sie betrogen worden 29, 207 ff (vgl. 69, 19. 88, 73).

Während der Wolfenbüttler Aesop aus einem erweiterten Romulus geflossen ist, hat der dichter des Magdeburger Aesopus nach mehreren quellen gearbeitet. Seelmann weist s. XXV ff gegen Österley (Romulus s. XXIX), der beide nd. fassungen aus einer gemeinsamen quelle, einem erweiterten Romulus, ableitet, als hauptquellen den Aesopus moralisatus und den Wolfenbüttler Aesop nach, aufserdem benutzung des erweiterten Romulus, des Avianus, für fabel 101 des Poenitentiarius (= Brunellus, bei Voigt QF 25, 81 ff). auch kannte der verfasser Freidank, Cato und den Facetus. die einleitung zu fab. 71 stammt aus einem Physiologus, während fab. 89 aus mündlicher erzählung geschöpft ist. für fab. 91 und 92 konnte die vorlage bis jetzt nicht nachgewiesen werden, andere fassungen derselben erzählungen hat S. in den anmerkungen s. 186 notiert; zu fabel 92 vgl. noch Kurz BWaldis buch 4 nr 8 mit der anm. s. 152 und eine mittelenglische fassung bei Mätzner Altengl. sprachproben 1[1], 130, v. 70 ff.

In den letzten abschnitten werden überlieferung, sprach- und verskunst eingehend geprüft. hervorgehoben zu werden verdient dass der dichter sich durch eine ausgebildete metrische technik auszeichnet, vgl. s. XLII ff.

Der text (s. 1—163) und die anmerkungen (s. 165—190) sind mit sorgfalt und fleifs behandelt. im folgenden notiere ich einiges, was mir beim lesen aufgefallen ist.

Vorwort v. 47. 48 brauchte der herausgeber sich nicht so weit von der hslichen lesart zu entfernen, es ist zu lesen: *so wes sin vroude nicht latet in, des* (hs. *de*) *sinnes sines wert de min,* so auch bei Schiller-Lübben 4, 208[b]. — in der anm. zu

[1] aus 94, 95 ff (vgl. s. XXXI) scheint mir S. zu viel zu folgern. es ist zu interpungieren: *bi dem poggen mach men proven de menige kunst willen oven, der se kunnen nicht ein hâr. ek spreke dat vorwâr, we se lêrde vêrtich jâr, dat he nicht so vele ne kan. vêrtich* bezeichnet v. 99 sowol wie v. 58 eine unbestimmte zahl. Benecke zu Iwein 821.

Vorw. 62 ist das citat zu streichen: 3, 98 ist *bede* natürlich = bitte, Vorw. 62, wo *beyde* überliefert ist, bedeutet es beide. der verf. schwankt zwischen mhd. *ei* und nd. *e;* wenn er *cleyne: alleyne* 9, 57 der hs. in *klene : allene* änderte, warum dann nicht auch *steine : algemeine* Vorw. 20? 1, 6 steht der reim *stene : mene* 1, 4 *stein : schein* gegenüber, obwol die hs. *sten : schen* bietet. der hinweis auf 45, 1 *schein : ein* (vgl. auch *besein : ein* 10, 4. 11, 4) wird trotz der notiz auf s. xxxviii f und s. xli durch *denen : enen* (unum) 18, 38 hinfällig. die nd. schreibung *e* für mhd. *ei* war consequenter durchzuführen als S. es getan. — 3, 106. 39, 52 über den ausruf *to jodute* vgl. Hoffmann, Horae belgicae 7, 28ᵃ. Frisch 1, 489ᶜ. glossar zu den Deutschen städtechroniken 7, 453ᵃ. Woeste in der Zs. des bergischen geschichtsvereins bd. x (1874). — 6, 31 hs. *ielik* ist unnötig in *islik* geändert, Schiller-Lübben 2, 349ᵇ. — 9, 24 über die schmeichelnde anrede *sote minne* vgl. Grimm zum Gr. Rudolf s. 25. — für *unwerndes* 10, 10 vermutet das glossar die bedeutung unerwartet. vielleicht darf *unvorwändes* gelesen werden, vgl. 17, 11. — über den häufigen ausruf *arme zage* 10, 62, *bose zage* 22, 25. 59, 16. 101, 14 vgl. Frommann zu Herbort 13946. — 11, 28 *(de vos nam) ein blas van vure, dat der herde was,* ein stück brennendes holz, dessen flamme grofs war? *der = dar, herde = harde* mächtig, stark. — 23, 31 *an tornen dagen* verstehe ich ebensowenig wie Schiller-Lübben 4, 580ᵇ. sicher ist dass es sich um eine zeitbestimmung handelt. steckt etwa in *an tornen* das hd. *untorn,* nd. *undorn?* Schmeller² 1, 116. Schiller-Lübben 5, 31ᵇ. Denkm.² 292. das glossar notiert zu unserer stelle *tornen* zürnen! — 27, 76 ff *nein, leve vruwe, dat ein so recht stolt junk wif vordomede ore schone lif* verlangt die annahme einer ellipse von 'es ist nicht recht'. vielleicht weist das wort *recht* auf fehlerhafte überlieferung. — 27, 127 f *ene wile nicht vul to ener halven mile. mile* wird häufiger als zeitbestimmung gebraucht, vgl. Schiller-Lübben 3, 91ᵇ; *ene halve mile* ist formelhaft, Amelung zu Ortnit 117, 4. Germ. 18, 14. — 38, 1 ist wol statt *bi eneme dorpe entslép ein déf: bi eneme dorne* zu lesen. Rom. app. 35 (Österley s. 103) beginnt: *fur in spineto dormiens sub alba spina sathanam adesse sompniavit,* vgl. auch in unserer fabel v. 60 *ik mane di bi dem hagedorne* (Zs. f. d. phil. 10, 119 f) und einleitung s. xxvii f. — 49, 199. 225 *ors mit sporen nemen.* vgl. einleitung s. lxvii und Lexer 2, 1107. — die conjectur *zagellôs* zu 54, 39 anm. scheint mir sicher. — 54, 75 *he sit twischen twen stolen neder.* vgl. Zingerle Sprichw. s. 144. zu Denkm. xxvii 2 v. 207. Germ. 18, 324 nr 174. — 55, 1 ff derselbe stoff ist behandelt bei JGrimm RF s. 432 ff. — 55, 133 f *vil mannich sulven darna vellet, dat he to valle enen anderen stellet* vgl. Hoffmann Nd. Aesopus nr 16, 118 f. zu Denkm. xxvii 2 v. 52 und Amelung zu Wolfdietr. A 217, 2. — 61, 69 das hsliche *ungekornet* ist von Schiller-Lübben 5, 45ᵃ mit

recht gegen Seelmanns conjectur *ungehornet* in schutz genommen worden. — 70, 13 *drogenersche.* andere bildungen mit dieser urspr. wol romanischen endung siehe im glossar zu den Städtechron. 14, 975ᵃ unter *burgersche,* Frisch 2, 167ᵇ. das scheltwort *olde vinne* in demselben verse vermag ich sonst nicht nachzuweisen. fabel 70 begegnet noch einmal als nr 97 (s. 188) und Seelmann hat s. xxxiv f wahrscheinlich gemacht dass in dieser fabel an zweiter stelle das concept, an erster die endgiltige fassung uns vorliegt. da nun in nr 97 v. 11 *se sprak olde def unde drogerynne* lautet, so möchte ich 70, 13 lesen: *de sprak: Drogenersche, old devinne* (= mhd. *diubinne*); die feminina auf *inne* sind auch sonst dem dichter geläufig: *gastinne* 9, 42. *werdinne* 10, 14. — 70, 25 *(men sprikt) dat kunst si beter denne golt,* vgl. Simrock Sprichw. nr 6088. — 73, 22 f über den teufel als höllenschmied, die hölle als esse vgl. anm. zu Marner 1, 25. — 80, 4 *gêden* ist schw. praet. von *gên* = mhd. *jehen,* vgl. Germ. 23, 2. — 82, 25 *jo sulven dede, jo sulven heve* vgl. Zingerle Sprichw. 138. Tunnicius ed. Hoffmann nr 1139. Gramm. 4, 217. — 83, 12 *tohant leten se (de hasen) sek jagen unde binden,* wozu die anmerkung 'unklar ist was *binden* bedeutet.' vielleicht ist *vinden* zu lesen, vgl. Kehrein Wb. der weidmannssprache 1871 s. 114 unter *finder.* *b* und *v* 'sind in der hs. einigemal ganz gleich geschrieben', s. 165. — 85, 33 *rappolt* Schiller-Lübben 3, 422ᵃ. — 86, 16 wie 37, 29 ist *draf* als traber nicht als trab, wie im glossar geschehen, anzusetzen. — 86, 49 ff *dat do ek dor de rede, dat ek se* (die finger) *werme unde bede mit minem atmen.* *bede* ist unverständlich, es ist zu lesen: *hede* = *hete* (wie *baden* für *baten* 28, 24) von *hêten* heifs machen, mhd. *heizen;* die hs. verwechselt öfter *b* und *h,* s. 165.[1] — 86, 51 ff. das schwanken der handschriftlichen überlieferung zwischen *het* und *heit* war zu gunsten der ersteren lesart zu regeln; vgl. oben zu Vorw. v. 62. — mit fab. 87 vgl. BWaldis, buch 1 nr 95 und anm. s. 77; Zs. 7, 374 findet sich derselbe stoff behandelt: v. 17—20 vergleichen sich dem eingang im Magdeb. Aesop. — 88, 1 dieselbe eingangszeile zeigen die hd. fassungen bei Boner nr 83 und Zs. 7, 380. — 89, 8 nach *begunt* ist das komma zu streichen. — mit fab. 90 vgl. KHM nr 75 und die weitere litteratur ebenda 3, 125. — 91, 63 heifst der teufel *ovelgeist,* vgl. Hoffmann Fundgr. 1, 102, 34. 105, 2. — 92, 115 f ganz ähnlich heifst es in einer hd. bearbeitung dieser fabel, Liedersaal 2, 44 v. 38 ff *der fuhs sprach: ez ist hiur als vert, des lasz dich nit enwunder, der ain gat uff der ander*

[1] nachträglich bemerke ich dass auch 21, 9 *wermen unde baden* neben einander erscheinen. möglicher weise steht also 86, 50 *bede* = *bade* (vgl. die ungenauen reimbindungen, s. xl) und *baden* wäre aufzufassen als das anfeuchten der finger durch den warmen atemzug. immerhin scheint mir die obige conjectur leichter und wahrscheinlicher.

under, vgl. noch Germ. 7, 507. — in dem satz 93, 67—78 beginnt der nachsatz mit v. 75. — 95, 30 *schevelink,* schäbiger kerl, schurke findet sich auch bei Gotfr. Hagen v. 1931, vgl. bei Groote s. 285 und glossar zu den Städtechroniken 12, 421ᵃ; Schiller-Lübben 4, 84ᵃ, Lexer 2, 676 unter *schebel.* — 100, 5. 12 *gût dorch ere nemen,* Haupt zu Erec 2167. — über die namensbildungen *Girelin* (100, 46), *Girlink* (100, 95), *Afgunst* (100, 63) vgl. Wackernagel, Kl. schr. 3, 100. 111.

Zur wortlese, 'die zum grofsen teil durch herrn Leber in Düsseldorf zusammengestellt wurde', füge ich hinzu: *brâm* vgl. Hoffmann Nd. Aesopus zu 1, 36 s. 20. Schmeller² 1, 355. — *broke* vgl. Martin zu Reinaert 2512. — unter *doven* herscht verwirrung, 20, 12 bedeutet es toll sein, 101, 160 betäuben. — *ducke* 40, 45 albernes frauenzimmer, vgl. die entsprechende fabel im Wolfenbüttler Aesop, wo *dutte* steht, Hoffmann s. 80. — *erbogen* 75, 29 erklärt das glossar durch 'rühmen', indem es *bogen* mit *bagen* verwechselt; *erbogen* heifst biegen, beugen, das simplex *bogen* steht 57, 13. — *grelle* ist eine zwei- oder dreizinkige eiserne mist- oder heugabel, vgl. Hoffmann zum Nd. Aesopus 11, 52. — *helve* vgl. Hoffmann zum Nd. Aesopus 2, 4. — über *kaf* als verstärkung der negation vgl. das glossar zu den Städtechron. 14, 975ᵃ. — *kogele* vgl. Horae Belg. 7, 29ᵃ. glossar zu den Städtechron. 12, 412ᵇ. 14, 976ᵇ. — *loderen* zerlumpt, in unordnung sein fehlt bei Schiller-Lübben, vgl. *lodder, lodderig* usw. s. auch Schmeller² 1, 1540. — *meicheit* vgl. glossar zu den Städtechron. 7, 458ᵇ unter *moicheit.* — *mistrôst, missetrôst* vgl. glossar zu den Städtechron. 14, 994ᵃ. — *qudt* ist 87, 86. 88, 49 nicht 'böse' sondern kot, schmutz, vgl. übrigens Schiller-Lübben 3, 398. — '*striken* = *streken*' ist ungenau; das st. v. *striken,* intransitiv streichen, begegnet 101, 4. 103, 33; neben dem starken part. *gestreken* 101, 4 steht ein schwaches part. *gestreket* 47, 62, wofür im glossar ein schwaches verb *streken* angesetzt wird. — *strickete* nicht *stricketes* war anzusetzen, vgl. anm. zu 49, 20 und Schiller-Lübben 4, 434ᵃ unter *strickitte.* — *suke* 21, 28 erklärt das glossar fragend 'die gesäugten jungen' (des schweines); ich will darauf hinweisen dass nach Schmeller² 2, 223 *suck* der ruf ist, mit dem man dem schweine lockt, dann das schwein selbst. — *swade* sind 28, 21 nicht 'die reihen, in denen gemähtes heu liegt', sondern es heifst sense, Schiller-Lübben 4, 481ᵇ. — *swale* Hoffmann zum Nd. Aesopus 8, 23. — besser als das glossar erklärt Schiller-Lübben 5, 17ᵇ *umbehende* 50, 25 durch 'auf eine harte, grobe weise'. — die zu *underscheit* gegebenen belege wären genauer zu sichten: *underscheit* in der bedeutung bescheid, auskunft findet sich 7, 6, vgl. auch 53, 36, dagegen heifst es 32, 23. 25 so viel wie vorbehalt, bedingung. — *vorgadern,* vgl. glossar zu den Städtechron. 14, 982ᵇ und Birlinger-Crecelius Altd. neujahrsblätter

1874, s. 117. — unter *vormoden* sind zwei ganz verschiedene verba zusammengeworfen: mhd. *vermüeden* und mhd. *vermuoten*; 102, 171 heifst *sek vormoden* also nicht 'argwöhnen', sondern sich unterstehen, praesumere, vgl. Schmeller² 1, 1698; Nd. Aesopus 17, 78. — *vorplegen* 'vormachen' ist eine zur erklärung von 103, 42 erfundene bedeutung; *vorplegen* c. dat. der person und gen. der sache heifst einen mit etwas versorgen, so 39, 63. 103, 42; vgl. auch Nd. Aesopus 18, 16. — über die interjection *wanne* vgl. Gramm. 3, 305, Hoffmann Theophilus s. 84. — *wedewinde* vgl. Schmeller² 2, 857. — *wevel* vgl. Hoffmann zum Nd. Aesopus 4, 1. — [*uptucken* ist im glossar falsch erklärt, s. Schiller-Lübben 5, 137b].

Einige meiner ausstellungen an der wortlese werden weniger dem herausgeber als seinem mitarbeiter (s. XLVIII) zur last zu legen sein: die den worten beigefügten bedeutungen und erklärungen machen auch sonst hie und da einen etwas dilettantischen eindruck, und ich hätte gewünscht, auch dieser schlusspassus wäre von dem sorgfältigen herausgeber einer eingehenderen revision unterworfen worden. sein buch bleibt immerhin eine gute leistung.

Tübingen den 16 october 1878. PHILIPP STRAUCH.

Gottfried von Neifen und seine lieder. eine literarhistorische untersuchung von GUSTAV KNOD. Tübingen, Fues, 1877. [VI und] 66 ss. 8°. — 1, 40 m.

Ich glaube kaum dass zu den kurzen aber treffenden bemerkungen Haupts in der vorrede zu seiner ausgabe des Gottfried von Neifen neue gesichtspunkte für die kritik der lieder sich werden finden lassen. immerhin aber verlohnt es sich, eine erschöpfende charakteristik dieses minnesingers zu unternehmen. eine solche versucht nun Knod. in wie weit vielleicht eine abhandlung von Otto Richter: Gottfried von Neifen als volkstümlicher dichter (Neues Lausitzer magazin bd. 44) das studium des Neifers gefördert, vermag ich nicht zu entscheiden, da mir jener aufsatz nicht zugänglich war.

Knod teilt seine untersuchung in fünf abschnitte, deren erster Das leben des dichters (s. 1—5) ganz wertvolle aufschlüsse gibt. da Gottfrieds name meist mit dem seines vaters Heinrich urkundlich zusammensteht, so sind wir wol berechtigt aus der politischen stellung des vaters auf die des sohnes zu schliefsen und dadurch das bild des dichters, über den sonst wenig bekannt ist, zu erhellen. Heinrich II von Neifen (urk. 1213—1246), dem wissenschaftliche bildung und besonders französische sprachkenntnis nachgerühmt werden, hatte am hofe des jungen königs Heinrich VII bald eine einflussreiche stellung gewonnen, die er für seine ehrgeizigen pläne auszunutzen suchte; er wird haupt-

sächlich als urheber der zerwürfnisse zwischen dem könig und seinem vater Friedrich II genannt. in den späteren kämpfen standen die Neifer auf seiten der päbstlichen gegenkönige und 1246 war Heinrich II bei der wahl Heinrich Raspes zugegen. Gottfried (urk. 1234—1255) hatte gleichfalls engste beziehungen zum jungen sangesfrohen (vgl. Knod 30 anm. 3) könig Heinrich, von dem er sagt, er zwinge ihn zum singen (41, 4 ff); ob G. aber Heinrichs jugendfreund genannt werden kann (Knod s. 3. 4), lasse ich dahin gestellt.

Der zweite abschnitt, s. 5—25, behandelt Gottfrieds lieder, die alle der jugendzeit des dichters angehören. Knod unterscheidet s. 6 lieder der hohen minne und lieder der niedern minne. erstere 'beziehen sich, wie es scheint, sämmtlich auf éin liebesverhältnis, das sich am hofe des königs Heinrich abspielen mochte. sie drücken nur wehmut und sehnsucht, entsagung und hoffnung aus. sein *dienen* hat nicht den erfolg, wie ihn der dichter sich wünscht. die lieder der niedern minne dagegen zeigen meist glücklichen ausgang.' zu ihnen rechnet Knod 'namentlich die lieder 34, 26. 37, 2. 45, 21.' dass der ausgang des letztgenannten, in dem die besungene dem dichter antwortet *ê iuwer wille an mir geschiht, ich sæhe iuch lieber hangen* 45, 35 f nicht gerade glück verheifst, ist klar, und auch Knod ist auf s. 8 dieser ansicht. ich pflichte ihm bei, wenn er sich gegen Haupts anmerkung: 'diesem liede fehlt der ausgang' erklärt und sich noch auf einen ganz ähnlichen liedschluss bei Ulrich von Winterstetten HMS 1, 172ª beruft. was 37, 2 betrifft, so sehe ich in den schlussworten [1] *sô mir daz nu wirdet (ein schillinc unde ein hemde), sô tuon ich iu helfe schîn* nur ein hinhalten des ungestümen (37, 28) sängers von seiten des wassertragenden brunnenmädchens. ganz ähnlich verheifst eine *kluoge dienærinne* einem andern minnesänger erst dann erfüllung seiner wünsche, wenn er ihr *guot* geschenkt hätte; das wird aber so leicht nicht eintreten, da er arm ist (Steinmar, HMS 2, 159ᵇ vgl. 158ª; Knod s. 24). mit den worten des mädchens *ê liez ich mich ertœten* (Neifen 37, 33) vgl. die worte einer dorfschönen bei Burkh. von Hohenfels (HMS 1, 208ᵇ) *jô mues er mich niun stunt tœten, ê ich würde im undertân.* auch 34, 26, auf dessen verderbte überlieferung ich gleich zurückkomme, scheint mir ebensowenig wie die beiden andern lieder erfolg der werbung zu verheifsen. dass 'die schöne garnwinderin sich auf dem wege gen Winden überwinden lässt' (Knod s. 18), davon steht jedesfalls kein wort im text.

S. 7 ff wird die handschriftliche überlieferung besprochen, auf die ich nicht näher eingehe, da Haupt bereits s. v. vi sie

[1] in der hs. C ist freilich nach 38, 3 ein sechszehnzeiliger absatz (Museum 1, 371), doch es erscheint der gedankengang in den drei strophen ganz genügend zum abschluss gebracht.

behandelt hat. auch Knod erklärt sich für die vollständigkeit der beiden vierstrophigen lieder 11, 6 (nicht 11, 16) und 27, 15, obwol die überwiegende mehrzahl der Neifenschen gedichte fünfstrophig ist oder doch in 19 fällen, wo dies nicht der fall, die hs. C leeren raum gelassen hat. übrigens reimen nicht in jedem der beiden vierstrophigen lieder str. 1 und 3, 2 und 4 als körner (Knod s. 8 vgl. auch s. 48), sondern nur in 11, 6, wie denn s. 55 Knod selbst die reimkunst der körner bei Neifen nur in 11, 6 und 34, 26 belegt findet. wenn Knod an dem letztgenannten gleichfalls vierstrophigen liede keinen anstofs findet, so kann ich ihm nicht beistimmen, vgl. vielmehr Haupt zu 34, 31. es ist auffallend dass in der 3 strophe das mädchen ihrzt, in der 2 und 4 aber duzt, und ich glaube mit Haupt dass die strophen falsch gestellt sind. dass nicht alles erhalten sei, braucht kaum angenommen zu werden. das lied gehört nicht zu den 19 unvollständigen (siehe übrigens die anm. s. 247) liedern, bei denen C leeren raum lässt (gegen Knod s. 8). ich schlage folgende änderung vor: str. 2 und 3 sind umzustellen, 35, 3—9 werden vom mädchen gesprochen, 34, 34—35, 2. 10—16 vom dichter und 34, 33 ist zu lesen statt *Dô: Sô sprach diu sælde-bære.*, wofür 14, 8 ein analogon bietet, insofern dort gleichfalls der für die initiale ursprünglich frei gelassene raum durch einen falschen buchstaben ausgefüllt wurde: 14, 8 ist nämlich in C statt *Sich : Mich* überliefert. die verstellung der strophen erklärt sich leicht durch den in der ersten und ursprünglich zweiten, jetzt dritten str. gleichlautenden reimschluss *want, steinwant.* das auge des schreibers glitt vom schlusswort der ersten strophe über zu dem der jetzigen dritten und schrieb die ursprünglich dritte als zweite strophe nieder, auf die er dann die ursprünglich zweite folgen liefs. so allein gibt das in volksliedweise hübsch eingeleitete gedicht einen passenden sinn: der ungestüme liebhaber eilt nach Winden zur geliebten dorfschönen, die er beim garnwinden findet; sie weist ihn kühl ab und rät ihm, er möge sich nicht bemühen, eher würde er das feste Botenlauben bezwingen als sie. den dichter aber hindert dies nicht, ihr weiter seine liebessehnsucht zu gestehen. er preist die frau selig, die sie geboren habe; er bittet sie, ihm doch zu sagen, ob denn nun nicht endlich der lange krieg zwischen ihnen aus sein solle (mit 35, 11 vgl. 17, 37. 5, 21. 41, 19 f); von gegenseitiger trennung könne nicht die rede sein (vgl. 12, 10): eher würde die welt zu grunde gehen. *trûtgeselle* 35, 16 von der frau gesagt: vgl. Mhd. Wb. 2², 31ᵃ (36, 17 vom manne).

In dem liede 29, 36—31, 26 steht nach Knod s. 8 die sechste strophe 'in eigentümlicher weise mit der zweiten strophe in beziehung' und 'ist deshalb nicht zu streichen'. ich sehe mit Haupt s. VI das eigentümliche nur darin dass ein gedanke in der zweiten strophe (30, 12) die veranlassung zu einer neuen

(31, 16—26) wurde, die aber als selbständiger spruch abzutrennen ist.

S. 9 ff unterzieht Knod die lieder 34, 26. 37, 2. 44, 20. 45, 8. 45, 21. 52, 7. 52, 25 einer besonderen betrachtung, 'da sie sich ihrem ganzen gepräge nach von der übrigen lyrik Gottfrieds scharf abheben'. und zwar scheidet der verfasser die genannten lieder in zwei gruppen, deren erste (34, 26. 37, 2. 45, 21) 'mit den liedern der hohen minne zusammenzufassen ist.' s. 6 f hatte er dieselben lieder als repräsentanten der niedern minne aufgeführt, vgl. auch s. 16. Knod drückt sich unklar aus; worauf es ihm ankommt und was er dann auch s. 9 sagt, ist: 'diese lieder sind zweifellos echt Neifisches eigentum'. er stellt sie der zweiten gruppe gegenüber, deren lieder (44, 20. 45, 8. 52, 7. 52, 25) 'als eigentliche volkslieder oder als überarbeitungen von volksliedern zu betrachten sind', vgl. auch s. 7. wie sorgfältig nun der verfasser sich bemüht, die angeführten vier lieder durch ihre hsliche stellung, volksmäfsige überlieferung, inhalt und anordnung, ihre von Gottfrieds art abweichende gestaltung, ihr einfaches, altertümliches metrum als volkslieder dem Neifer abzusprechen: er fürchtet doch den einwand dass der formgewandte dichter eben mit bewustsein solche volkstümlichkeiten üben konnte. 'wir wollen die lieder 40, 20. 45, 8. 52, 7 [1] immerhin als Neifisch gelten lassen, behaupten aber dass sie nur umarbeitungen volkstümlicher lieder oder verarbeitungen von stoffen sein können, die beim volke im umlauf waren. das die sammlung schliefsende liedchen 52, 25 ist dagegen durchaus als volkslied zu betrachten'. Bartsch hat gleichfalls letzteres unter die namenlosen lieder verwiesen, Liederdichter s. 286, 83—87. über 44, 20. 45, 8 denkt Knod also im wesentlichen wie Haupt, Vorrede s. VI. des letzteren bemerkung über 52, 25 scheint mir auch jetzt noch beachtenswert. seines *herzen künigin* heifst bei Gottfried sonst noch die geliebte: 14, 2; vgl. 41, 18 *herzentrût, mîn künigin* = Steinmar HMS 2, 158ᵃ C 40. auch Neidhart 48, 7. 66, 26 nennt die geliebte dorfschöne seines *herzen küneginne*.

Bevor der verf. dann zur entwicklung des gedankengehaltes der Gottfriedschen lieder übergeht (s. 18 ff), berührt er die lieder, in denen der dichter seine geliebte als eine flachsspinnende schöne rühmt. 34, 26. 45, 21 gehören sicher der niedern minne an, aber Knod trägt (s. 16) bedenken 'auch die andern lieder', in denen die geliebte als eine des *dehsen und swingen* kundige gepriesen wird (3, 1 ff. 4, 26 ff. 31, 27 ff), 'ohne weiteres mit den liedern der niedern minne auf gleiche linie zu stellen'. nach HMS 4, 82 soll in damaliger zeit die häusliche kunst des flachs-

[1] an der überlieferten autorschaft des wiegenliedes 52, 7 (vgl. Zs. 15, 253) ist nicht zu zweifeln; ähnliches auch bei Neidhart und Ulrich von Winterstetten. vgl. auch Müllenhoff Schlesw.-Holst. sagen s. XXVI.

spinnens auch das händewerk freier und reicher frauen und töchter gewesen sein. Knod sieht daher in der geliebten 'eine häusliche ehrbare hausfrau' und findet dass dazu der miserfolg der werbungen trefflich passe. aber schon Uhland hat durch viele belege (Germ. 8, 80 ff = Schriften 8, 468 ff) dargetan dass von den heldenliedern der Edda an das wirken und nähen in kostbaren stoffen als auszeichnung vornehmer frauen erscheint, während die kunstlose bereitung des flachses, selbst das spinnen, immer mehr den armen und dienenden verblieb und, als gezwungene arbeit, den stand der unfreiheit anzeigte. indem ich daher diese fünf lieder der niedern minne zuordne und ihnen noch 37, 2 ff[1] beifüge, wo die geliebte als *eine diu daz wazzer in krüegen von dem brunnen treit* geschildert wird, glaube ich dass mit ausnahme der oben erwähnten 44, 20. 45, 8. 52, 7. auch alle übrigen lieder diesem einen liebesverhältnis[2], welches der dichter mit einem mädchen geringen standes (vgl. 25, 11. 38, 30. 31) hatte, angehören, dass also alle lieder der niedern minne gesungen sind. durch alle gehen dieselben epitheta der geliebten (s. 16 f) und auch sonst widerstreitet nicht der gedankengehalt, den Knod recht hübsch zusammengestellt hat. man muss sich nur stets bewust bleiben dass der dichter, entgegen der sphäre, in der sich sein minnesang bewegt, meist in der conventionellen höfischen sprache spricht (Knod s. 27)[3].

Im dritten abschnitt (s. 26—34) behandelt Knod 'Gottfrieds stellung in der deutschen litteratur'. bezüglich der verwandtschaft in den dichtungen des Neifers und Ulrichs von Winterstetten glaubt der verfasser dass schenk Ulrich, der zuerst 1241 urkundlich begegnet, 'jünger als Gottfried anzusetzen sei und sich diesen zum muster genommen habe'. unerweislich ist jedesfalls ein aufenthalt Ulrichs am hofe des königs Heinrich,

[1] eine ähnliche situation Neidhart 239, 71—240, 4.

[2] *swaz ich ie gesanc von wîben, daz geschach von einem wîbe, diust mir liep für elliu wîp* Neifen 34, 6 ff. vgl. 12, 8. 19, 10. das verhältnis war ein langes 38, 15 ff.

[3] nur einige beispiele für viele. Knod meint s. 18 'der dichter hätte jene magd, *diu daz wazzer in krüegen von dem brunnen treit*, oder die schöne garnwinderin, die sich auf dem wege gen Winden überwinden lässt, nicht ohne einen sehr bedenklichen euphemismus *die kiusche, die reine* (wie die flachsspinnende 3, 20. 4, 37. 32, 7 heifst) nennen können'. ich habe oben gezeigt dass die beiden lieder keineswegs notwendig auf glücklichen ausgang hinweisen; aber auch abgesehen davon: ich halte einen solchen euphemismus bei Neifen und seinen genossen durchaus nicht für anstöfsig. ebenso formelhaft ist das dienen *von kinde her* Neifen 11, 17. 18, 26. 19, 9. 39, 33. vgl. Winterstetten HMS 1, 148ᵃ. 167ᵇ. Marner IV 36. Teschler HMS 2, 126ᵃ; desgleichen der gedanke dass dem liebenden beim anblick der geliebten das wort versagt: Neifen 24, 21 ff. 29, 30 ff. vgl. Wilmanns zu Walther 20, 37; Hadloub ed. Ettmüller s. 29. auch Steinmars *von ir schœne ich niht ensprach* (HMS 2, 156ᵃ) bezieht sich wol auf ein mädchen niedern standes.

der schon 1235 seine krone verlor. vgl. Bartsch Liederdichter s. XLIV und aufser der dort angeführten litteratur noch Uhland Schriften 5, 261 f. nachweislich mit Gottfried zusammen lebten am gleichen hofe Burkhart von Hohenfels und Gottfried von Hohenlohe, und auch Otto von Botenlauben erscheint einmal zum jahre 1230 am hoflager des königs Heinrich urkundlich neben Heinrich von Neifen. vielleicht ist also die anspielung auf das feste Botenlauben (35, 8) mehr als eine rein sprichwörtliche wendung. Walther von Klingen, dessen dichterische unselbständigkeit schon Wackernagel gebürend hervorhob, hat gleichfalls Gottfried von Neifen stark geplündert. auch Konrad vLandegge berührt sich mit unserm dichter; dass Steinmar mit Neifen einen strophenanfang gemein hat, bemerkte ich bereits.

Im vierten abschnitt Metrik (s. 34—58) werden die versarten, strophenbau, reime bei Gottfried sehr sorgfältig aber, was die beiden erstgenannten betrifft, doch wol zu ausführlich besprochen. derartig eingehende untersuchungen nützen meiner ansicht nach nur, wenn sie auf breite basis gestützt sind, vgl. Bartsch Germ. 2, 257 ff. 12, 129 ff. insbesondere vermögen wir die künstlerische technik eines dichters nur im vergleich mit der anderer zu erkennen. es steht in keinem verhältnis zum resultat, wenn zehn druckseiten nötig sind, um zu constatieren dass Neifen den viermal gehobenen vers am häufigsten verwendet, nächst diesem den vers von fünf und drei hebungen, dass er sodann den trochäischen rhythmus, der sich ja überhaupt in der mhd. poesie am häufigsten findet (Knod s. 35), und klingenden versausgang liebt. [die bemerkung auf s. 35 über 48, 9 ist zu streichen. s. 49 ist im dritten abschnitt von unten zu lesen: 'der stollen zu je zwei (statt vier) — versen.']. dagegen wird man dem verfasser dank wissen für die eingehende erörterung der reimkünste bei Gottfried; gerade hierin bewährt sich der dichter als meister, so unerträglich uns auch diese übers mafs getriebene spielerei erscheinen muss.

Den schluss der Knodschen abhandlung bilden Anmerkungen zu Neifens liedern (s. 58—66). im wesentlichen beschränkt sich Knod darauf, die gedankenarmut des dichters zu erweisen durch zusammenstellung der anstöfsigsten widerholungen (vgl. s. 28). vielleicht hätte er die verwandten sänger wie Ulrich von Winterstetten und Burkhart von Hohenfels noch häufiger herbeiziehen können. leider sind in den anmerkungen wie auch sonst, namentlich bei zahlen, mannigfach fehler bei der correctur stehen geblieben, die die benutzung erschweren. sodann kann ich das willkürliche citieren éines dichters aus verschiedenen büchern in keiner weise gut heifsen. so werden die sänger des MSF bald nach diesem, bald nach Bartsch, bald nach HMS citiert. für Walther und Neidhart brauchte der verfasser sich nicht auf eine anthologie zu berufen, sie mag noch so trefflich sein; an andern

stellen citiert er ja auch nach Lachmann und Haupt. und was soll heut noch ein Neidhartcitat aus Beneckes Beiträgen (anm. zu 4, 13, wo 31, 2 und nicht 32, 2 hätte stehen sollen, vgl. Mhd. wb. 2[2], 803[a] = Haupt 47, 2). das citat 'Iwein 58' in der anm. zu 5, 24 ist die seitenzahl, gemeint ist vers 1335 f.

Ich habe mir zu den anmerkungen noch folgendes notiert. zu 4, 13 vgl. Benecke zu Iw. 6203. — zu 5, 4 vgl. Erich Schmidt QF 4, 87 anm. 17. — zu 5, 14. die berufung auf Dkm.[2] 404 ist überflüssig. — zu 5, 23 (nicht 24). das citat aus Bartsch passt hier nicht. — die anm. zu 7, 20 ist zu streichen. — zu 8, 31 vgl. Lexer 1, 195. — zu 10, 8 *rôse in touwe* vgl. noch Winterstetten HMS 1, 140[a]. 143[a]. 149[a]. 150[b]. 159[a]. 171[b]. Landegge HMS 1, 353[a]. 354[b]. Steinmar HMS 2, 158[b]. — zu 10, 13 Schmidt QF 4, 101 anm. 41. — zu 12, 18 und Knod s. 6 anm. vgl. Schmidt QF 4, 89 anm. 21. Winterstetten HMS 1, 135[b]. 146[a]. 150[a]. — zu 13, 20 vgl. QF 4, 111 anm. 50. — zu 13, 31 QF 4, 112. Neifen 18, 38. — zu 14, 6 vgl. zu MSF 40, 24. — zu 14, 28: die anm. ist zu streichen. — zu 18, 15 vgl. zu Marner IX 9—12. — zu 20, 12 vgl. zu Marner X 14. — 22, 14 stimme ich Bartsch und Knod bei.

Tübingen, 4 juli 1878. PHILIPP STRAUCH.

Die herzogliche bibliothek zu Wolfenbüttel. ein vortrag von dr OvHEINEMANN. herausgegeben von dem ortsverein für geschichte und altertumskunde zu Braunschweig und Wolfenbüttel. Wolfenbüttel, JZwissler, 1878. 48 ss. 8°.

Die Wolfenbüttler bibliothek und das bibliothekswesen im herzogtume Braunschweig. ein wolgemeinter mahnruf von WAHRMUND UNVERHOHLEN. Hannover, Culemann, 1878. 16 ss. 8°.

Die ehemalige politische zersplitterung Deutschlands hat neben vielem bösen auch manches gute zur folge gehabt: ich rechne in sonderheit dahin dass an den zahlreichen staatlichen centren auch mittelpuncte geistiger cultur entstanden, universitäten, bibliotheken, gelehrte schulen, hoftheater, welche bildung und gesittung in ihrer würkungssphaere verbreiteten und den sammelplatz für tüchtige kräfte von nah und fern abgaben. nur dadurch ist in trüben tagen unserm vaterlande seine intellectuelle praeponderanz vor andern nationen erhalten, nur dadurch der idealismus der nation vor völligem schiffbruch bewahrt worden. wir müssen wünschen dass auch jetzt, wo wir in äufserlich ganz veränderten und besseren verhältnissen leben, jenes gute erbe der vergangenheit hochgeschätzt und weiter gepflegt bleibe. denn wir wissen nicht, welchen zeiten wir entgegengehen und ob nicht etwa wider einmal ein moment hereinbrechen könne, wo der einzige trost aller guten in selbstvergessener wissenschaftlicher versenkung

liegt. gerade das ablaufende jahr hat auf erschreckende weise zum bewustsein gebracht, wie nötig es ist, auf die stärkung des idealen sinnes bei uns hinzuarbeiten. es ist mir daher ein wahres bedürfnis und, wie mich dünkt, auch eine pflicht dieses Anzeigers, der das gute und wahre zu befördern, die lüge und die kläglichkeit in jeder ihrer formen zu befehden die aufgabe hat, ein mahnendes wort zu gunsten der altehrwürdigen Guelferbytana einzulegen, welche vor vielen andern anstalten ein anrecht auf den dank Alldeutschlands hat.

Ich tue dies, indem ich an die beiden trefflichen schriften anknüpfe, welche oben genannt sind, und von denen die erste, aus der feder des rühmlichst bekannten jetzigen bibliothekars, einen knappen, aber vollständigen überblick über die bisherige geschichte der Wolfenbüttler bibliothek gibt, während die andere, von einem pseudonymen verfasser herrührend, die schlimmen misstände, an denen die weiterentwickleung der büchersammlung krankt, mit beredten worten und tiefempfundenem schmerze darlegt.

Jede philologische disciplin, und die unsere nicht zum wenigsten, hat das höchste interesse an der conservierung der unschätzbaren Augusteischen mss., welche ein edler fürst aus dem hause Braunschweig in den schwierigsten zeitläufen zusammenbrachte, an den schicksalen der Weifsenburger klosterbücherei, der Helmstädter hss. und der von Marquard Gude. aber wie ist für ihre erhaltung gesorgt! sie befinden sich in einem zur hälfte aus fachwerk aufgeführten gebäude, in dessen unmittelbarer nähe ein ebenfalls teilweise aus holz gefügtes und militärischen zwecken dienendes haus steht; das mauerwerk zeigt bedenkliche risse, sodass bereits die anwendung von stützen und eisenklammern nötig war, um den drohenden einsturz zu verhindern; von der decke der kuppel sind widerholt gröfsere stücke der verkleidung in den saal hinabgefallen, sodass unten ein netz zum auffangen der trümmer ausgespannt werden muste. unter diesen umständen scheint es eine unabweisliche pflicht der braunschweigischen regierung sowol als der stände, im hinblick auf die schwere verantwortung, die sie vor ganz Deutschland auf sich laden würden, wenn der bibliothek ein unglück widerführe, für die schleunigste herstellung eines würdigen und schutzgewährenden neubaus, entweder in Wolfenbüttel oder noch besser in Braunschweig, sorge zu tragen. doch das genügt allein nicht. wir sind wahrlich nicht verwöhnt durch hohe dotierung, welche von regierungsseiten unsern bibliotheken gewährt würde: aber 800 thlr. als jährliche etatsposition für eine büchersammlung von dem range der Wolfenbüttler auszuwerfen (davon sollen sogar einbände und heizung bestritten werden) ist selbst in Deutschland unerhört. es gibt bei uns universitäten, an denen einzelne seminare dieselbe oder noch eine höhere summe für den büchererwerb auf-

zuwenden haben, und es wäre für ein wolhabendes land, wie das Braunschweigische, gewis nicht zu viel, wenn es den zehnfachen betrag seiner bibliothek zukommen liefse. natürlich rächt sich diese übelangebrachte sparsamkeit an dem ganzen lande: aus mangel an allen neueren litterarischen hilfsmitteln ist kein Braunschweiger im stande, mit dem, was seine landesbibliothek ihm bietet, irgend eine wissenschaftliche arbeit abzuschliefsen; die eigenen landeskinder werden auf diese weise gleichsam ausgewiesen, und die folge ist dass das geistige leben des herzogtums in stagnation zu geraten droht. die mangelhafte dotation trägt auch daran schuld dass bisher die reichen hslichen schätze nicht, wie das doch in Deutschland jetzt allerorts geschieht, genügend verzeichnet und durch gedruckte cataloge der benutzung im vollen mafse zugänglich gemacht werden konnten.

Ich habe nur einige crasse beispiele für den zustand, unter dem die Wolfenbüttler bibliothek zur zeit seufzt, aus der lesenswerten brochüre von Wahrmund Unverhohlen ausgehoben, in der absicht, auch meinerseits nach kräften darauf hinzuwürken dass sie allgemein bekannt werden, und in der hoffnung dass man an mafsgebender stelle recht bald erwägen möge, wie ihnen abzuhelfen sei. denn verloren ist das volk, das die geistigen güter seiner ahnen gering achtet.

december 78. STEINMEYER.

Willirams deutsche paraphrase des Hohen liedes mit einleitung und glossar herausgegeben von JOSEPH SEEMÜLLER. Quellen und forschungen XXVIII. Strafsburg, Trübner, 1878. XIV und 147 ss. 8°. — 3 m.

Die ausgabe gründet sich im wesentlichen auf die von Seemüller in seiner abhandlung über die handschriften und quellen Willirams QF XXIV niedergelegten untersuchungen, über die ich im Anzeiger IV 278 ff kurz berichtet habe.

In der einleitung gibt der verfasser zunächst einen abriss von Willirams leben, indem er die resultate Scherers verwertet. es folgt eine darlegung der quellen und quellenbenutzung, welche die ergebnisse von des verfassers vorausgegangener arbeit kurz zusammenfasst. schliefslich ein verzeichnis der handschriften und ihre genealogie, ebenfalls auf grund der erwähnten vorarbeit. zwei fragmente, das Hohenemser (Q) und das Innsbrucker (R), waren in QF XXIV noch nicht in die stammtafel eingeordnet. nachdem Q unterdessen von Oswald Zingerle in der Zs. f. d. ph. IX 156 ff abgedruckt ist, wird es von Seemüller als zu *B und zwar zur unterabteilung γ gehörig nachgewiesen. R gehört, soweit aus einer einzigen verwertbaren lesart geschlossen werden darf, zur classe *B oder zu M. den in QF XXIV aufgeführten vier verlornen handschriften fügt Seemüller auf die nachweisung

von Pietsch (Zs. f. d. ph. IX 233) hin eine fünfte, die Schöbersche, hinzu. zu den vier lateinischen handschriften in QF XXIV kommt eine fünfte in Dresden befindliche und zu den vollständig oder fast vollständig erhaltenen eine in Bamberg 1528 geschriebene (Pietsch aao. s. 232). beide werden von Seemüller an geeigneter stelle eingefügt. bei der aufzählung und beschreibung der handschriften vermisst man sowol in QF XXIV wie in XXVIII leider mehrfach die angabe der signaturen.

Für die beurteilung der vorliegenden ausgabe kommt es natürlich vor allem darauf an, ob die textkritischen principien, nach denen sie gemacht ist, richtig sind. das material liegt jetzt erst vollständig vor, und ich habe im folgenden immer die ausführliche darstellung des handschriftenverhältnisses in QF XXIV im auge.

Die existenz der zwei grofsen gruppen *B und *C ist durch die aufstellungen des verfassers evident nachgewiesen. auch in betreff des verhältnisses von A zum archetypus einerseits und zu den klassen *B und *C andererseits wird man Seemüller beistimmen können. weniger vermag ich dies hinsichtlich der stellung, die der Freherschen handschrift D angewiesen wird, zu tun und muss hier etwas weiter ausholen. die nachrichten über Frehers Williramarbeiten QF XXIV 66 ff sind äufserst wertvoll. durch Ludwig Hirzels fund ist der verfasser in den stand gesetzt, nach langer zeit zuerst wider authentische nachrichten über die handschrift D zu geben. man identificierte sie vielfach fälschlich mit der Palatinischen F. nur wenige haben das von Gotthard Vögelin 1631 zu Worms herausgegebene buch würklich in händen gehabt. das exemplar der Züricher stadtbibliothek erscheint heute als unicum. es zeigt sich dass materialsammlungen Frehers vorliegen, die von Vögelin durch den druck zugänglich gemacht wurden. der erste teil des Vögelinschen buches enthält nun den abdruck von Willirams übersetzung der Vulgata nach einem von Freher abgeschriebenen verlorenen manuscript, mithin nur einen kleinen teil des materiales. ich muss gestehen, durch die ausführungen des verfassers nicht überzeugt worden zu sein dass D die ihm zugewiesene prononcierte stellung verdient. Seemüller gibt selbst zu (aao. s. 71) dass der text, abgesehen von der übersetzung der Vulgata in LXI 1, sehr genau zu C stimmt. hinsichtlich einer anzahl von nur D eigentümlichen auslassungen bezweifelt der verfasser — wie mir scheint mit recht —, ob die lücken würklich in der handschrift standen. er führt sie auf eine von Vögelin oder Freher selbst auf grund des Vulgatatextes vollzogene redaction zurück. die lücken zeigen sich nämlich fast ohne ausnahme da, wo Williram durch zusätze mit seiner übersetzung über die Vulgata hinausgeht. es kommt hinzu dass von Williram in der übersetzung ausgelassene Vulgataverse in der form, in der sie früher vorkamen, bei Vögelin widerholt werden. dadurch wird die bedeutung dieser varianten gleich

null. für die sonderstellung von D sprechen wesentlich nur die beiden varianten LXI 1 *Din hals ist samo helfentbeininaz uuighus* und XI 4 *lampreite*, und von diesen beiden wird die erstere und bedeutendere durch die von Seemüller selbst nachgewiesene redactionelle tendenz der hinzufügung und streichung höchst verdächtig, auch wenn die sonst bei den hinzufügungen übliche notiz fehlt (vgl. QF XXIV 72). man vergleiche schliefslich noch, wie ganz anders sich A mit einer menge von varianten den beiden classen *B und *C gegenüberstellt (s. 64 ff), und man wird zugeben dass D zu vornehm placiert ist. es wird die stolze nachbarschaft von A und X zu meiden und sich eine bescheidenere stelle — etwa in der nähe von C — zu suchen haben. in *B werden GNO und BHP auf grund einer anzahl von lesarten richtig geschieden. besonders schwierig war in BHP die stellung von P zu bestimmen, und hier würde die heranziehung der lateinischen paraphrase die lösung der aufgabe wesentlich erleichtert haben. auch mir (vgl. Pietsch aao. 234 f) scheint das fehlende *niet* XXVII 19, zumal da zwei repräsentanten von *C denselben fehler aufweisen, nicht ausreichend zur begründung der engen verwandtschaft mit B. mit der darstellung des verhältnisses von GNO sowie mit der genealogie der ganzen gruppe *C bin ich einverstanden.

Durch eine andere auffassung der stellung von D und P wird die gesammtheit der aufstellungen Seemüllers wenig oder nicht alteriert. ich kann also sagen dass mir das verhältnis der handschriften in allen wesentlichen dingen richtig dargestellt zu sein scheint. dies zugegeben muss man auch die bei der herstellung des textes angewandten kritischen principien als richtig anerkennen: sie ergeben sich ohne weiteres aus der stammtafel.

Pietsch (aao. s. 238) hat zuerst erkannt dass die durchgreifenden änderungen in der lateinischen paraphrase der gruppe *C wol nur auf die einwürkung Willirams selbst zurückzuführen sind. durch Seemüllers untersuchungen scheint mir aber festgestellt zu sein dass eine umarbeitung in dem sinne, eine redaction des früheren textes von seiten des autors, mit der deutschen paraphrase nicht vorgenommen worden ist. das verhältnis der handschriften und die daraus sich ergebenden grundsätze der textkritik dürften auch durch jene nachträgliche umarbeitung des einen teiles nicht geändert sondern wesentlich bestätigt worden sein.

Dem auf s. 1—67 gegebenen text der deutschen paraphrase schliefst sich auf s. 68—147, sehr zum nutzen der ausgabe, ein sorgfältig gearbeitetes glossar an.

Fassen wir unser urteil über Seemüllers Williram zusammen, so können wir sagen dass er den anforderungen, die wir heute an eine gute ausgabe zu stellen berechtigt sind, entspricht. das buch befriedigt ein lange gefühltes bedürfnis und ist practisch eingerichtet. wir wünschen dass es sich bald allseitig einbürgern möge.

Erlangen im februar 1879. ALBRECHT WAGNER.

Beiträge zur erklärung und textkritik des William von Schorham. von dr MKonrath. Berlin, Weidmann, 1878. 63 ss. 8°. — 2,40 m.

Hoffentlich dürfen wir in dieser schrift eine vorarbeit zu einer neuen ausgabe der gedichte Wilhelms von Schorham begrüfsen, obgleich K. sich an keiner stelle hierüber äufsert. wie notwendig eine solche, ist bekannt. K. hat die einzige hs. aufs neue, offenbar höchst sorgfältig, copiert. dabei hat sich denn herausgestellt — und hierdurch erhält die kritik dieser gedichte eine ganz neue grundlage — dass in der hs. verschiedene hände tätig gewesen sind, nämlich aufser der des schreibers des textes die eines oder mehrerer späterer correctoren, die auf die willkürlichste weise und meist ohne sich den sinn dessen, was sie vorfanden, klar zu machen, zusätze und veränderungen mancher art vorgenommen haben. zunächst ist daher alles, was sich als nicht vom schreiber des textes herrührend erweist, zu entfernen, so dass eine neue ausgabe der gedichte schon aus diesem grunde einen von dem Wrights wesentlich verschiedenen text zeigen wird. in dem vorliegenden werkchen nun macht K. mitteilungen über eine reihe von stellen, an denen bei Wright fehler vorliegen, und — dies bildet den hauptteil der arbeit — sucht eine grofse anzahl schwieriger stellen zu erklären und fehlerhafte zu emendieren. in den vorbemerkungen weist er ua. durch eine reihe nichtkentischer wörter, die der text zeigt, die unrichtigkeit von Wrights behauptung nach dass wir im besitze der originalhs. Schorhams seien; vgl. darüber auch Mätzner, Spp. i 260 und Engl. stud. ii 35 anm. 4.

Von den beigebrachten erklärungen und vorgeschlagenen emendationen sind viele überzeugend. bei anderen kann oder muss man gelegentlich anderer meinung sein. für eine etwaige ausgabe wird eine eingehende untersuchung über Schorhams quellen unerlässlich sein. dadurch wird noch manche jetzt dunkle stelle ihr licht erhalten, manche besserung sich von selbst darbieten. liefern doch schon die drei von K. gelegentlich herangezogenen kirchenschriftsteller für manche schwierigkeit den schlüssel.

Ich komme zu einigen einzelheiten. s. 9 unten *þerfore ine wine me ne may .... þorȝ cristninge man reneye.* ein *may,* das eine fremde hand hinter *man* eingeschoben hat, ist natürlich nicht aufzunehmen. weder K.s noch Morris erklärung trifft das richtige; *man* hat langes *a* : *mân* = nefas, also *mân reneye* = nefas renegare. — s. 10 *Ac water ikest an oþer loue Cristneþ þe man alyue.* änderung von *loue* in *halve* (Morris) oder *leme* (K.) ist unnötig. wie *ynou* (s. 156) neben *ynoȝ* vorkommt, so ist hier *loue* = *loȝe* platz, stelle (des körpers). das wort ist bei Sch. äufserst häufig; s. Stratmann s. v. und Mätzner, Spp. i 265 (wo das citat s. 14 zu streichen ist; vgl. unten). aufserdem zb. noch

s. 156 zweimal. — s. 12 *For oyle smereþ þane champion, Þat me schel him festne* (gefangen nehmen) *Ne presse.* das *ne*, das eine fremde hand über *schel* geschrieben, ist ebenso wenig wie die aus gleicher quelle stammenden zusätze *on* und *euel* zu berücksichtigen. die negation vor *schel* ist nicht notwendig, da das folgende *ne* auch *schel* mit negiert; vgl. Zupitza, Zs. 19, 126. — ebenda *And baume his riche and tokened looȝ Of þare holy prowesse.* K.s erklärung von *looȝ* = *looz* (afr. *los)* wird bestätigt durch den lateinischen text, welcher sowol dieser als der anderen von K. angeführten stelle zu grunde liegt: *Per balsamum odor bonae famae designatur* (Hugo de SVictore, De sacramentis II 7), wo *bona fama* dem *looz* entspricht. es konnte bemerkt werden dass das zusammenfallen der zeichen *ȝ* und *z* in hss. nichts seltenes ist; vgl. zb. Gregorius ed. Horstmann s. 5, und dazu Zupitza im Anz. III 92. übrigens ist in der obigen stelle *tokened* in *tokeneþ* zu ändern, wie der zusammenhang in übereinstimmung mit dem lat. texte verlangt. — ebenda *þerfore hit mot a bisschoppe be, Nis non þerto y oȝer.* *oȝer* wird durch den reim *loȝer* gedeckt; in *oȝer* wird also ein fehler nicht stecken. ich lese *þoȝer* = *þe oȝer;* bei Schorham steht öfter das zeichen *y* für *þ*, wie bekanntlich auch in anderen hss. ich verstehe nun die worte so: ‘deshalb muss es ein bischof sein (der *schel do þe confermynge)*; niemand (aufser ihm) ist dazu der besitzer, dh. hat anspruch darauf, ist dazu berechtigt’. Schorham hat s. 99 *aȝeres* aber *oȝene* (zb. 107). die begriffe ‘besitzen’ und ‘anspruch haben’ stehen sich nahe und mischen sich in den germanischen sprachen häufig; auch ne. *to own* und *owner* vereinigen beide bedeutungen. — ebenda *Ine þe foreheued he croucheþ hine, þat hine schame boute, Bote for to biknowe Cristes name.* es ist statt *hine schame* entweder *him ne schame* oder *he ne schame (schamie* ist doch nicht notwendig) zu schreiben. die zusätze im texte von fremder hand sind gar nicht zu berücksichtigen. K.s in erster linie gegebene herstellung des verses *þat he ne be aschamed boute,* die aber mit dem was er vorher sagt (‘vermutlich *him*’*)* nicht im einklang steht, passt schon aus metrischen gründen nicht, da der vers nur drei hebungen haben darf. über das auffällige *bote for* spricht K. nicht. ich vermute dass *bote* seine entstehung dem unmittelbar vorangehenden *boute* verdankt und zu streichen ist. die emendation *And bynne* ist doch sehr gewagt; jedesfalls aber wäre dann entweder *bynne : wynne* oder *binne : winne,* nicht aber *bynne : winne* zu schreiben. — s. 29

> *Þe ordre ferþe accolyt hys,*
> *To bere tapres aboute,*
> *Wanne me schel rede þe gospel*
> *Oþer offry to oure Dryte.*

das von fremder hand dem zweiten verse angefügte *wiȝt riȝtte* ist ganz aufser acht zu lassen. statt *aboute* ist zu lesen *alyȝte*

(:Dryȝte), wie der lat. text bei Hugo de SVictore (aao. II 3, 9) ergibt: *Quia accensos cereos deferunt, dum legitur evangelium, vel dum offertur sacrificium.* der schreiber der hs. hat *abyȝte* gelesen und dies für das nahe liegende *aboute* gehalten. — s. 34 *Ȝef [me] may wyten hare assent By soum oþer abere. ybere* anstatt *abere* zu schreiben ist nicht notwendig. ist auch das wort nicht weiter belegt, so findet sich doch das verbalsubst. *abering* in ganz ähnlicher bedeutung = verhalten, verfahren; belege bei Mätzner, Ae. wb. 5. *abere* ist = *anbere* aus *andbere*; vgl. alts. *andbâri,* ahd. *antpâra,* mhd. *antpære, ampære.* so fassen auch Mätzner aao. und Stratmann[3] 33 das wort. letzterer führt ein ae. *onbǣru* an. bei Mätzner aao. ist auch die von K. vorgeschlagene einschiebung von *me* vor *may* bereits gemacht worden. — s. 36 *And teþleþ (:fayleþ).* K. liest *teyleþ.* es muss vielmehr *tayleþ* heifsen; vgl. dieselben wörter im reime s. 165 *ytayled :faylled.* — s. 43 die zusammenziehungen von *mansleȝ þe* (ebenso s. 57) und *mansleȝ þen* in *mansleȝþe* und *mansleȝþen* sind von anderer seite bereits gemacht worden; vgl. Mätzner, Spp. II 65 und Engl. stud. II 47. an der hierbei auffälligen verwendung des abstractums für das concretum, worüber an den citierten stellen gesprochen wird, scheint K. keinen anstofs genommen zu haben. die in den Engl. stud. aao. gegebene notiz ergänzend bemerke ich dass diese drei stellen aus Schorham mir ebenso wenig zu beweisen scheinen, wie die aus dem Ayenbite. es wird bei Schorham überall *mansleȝe, -ȝen* herzustellen sein. ebenda auch die änderung *secheþ* für *seche* ist bereits von Mätzner aao. gemacht worden. — s. 45 u.:

So hyȝt nys nauȝt sennelyas,
Þat child, þat haueþ lyf,
Ybore oþer onbore was,
Bote crystnynge brekeþ þat stryf.

K.s emendation scheint mir mislungen. ich lese, ohne sonst etwas zu ändern, anstatt *was* : *ȝas* oder *yas* — *ȝ* und *y* wechseln in der hs. häufig mit *w* —, und sehe darin ae. *gea-se* = etiam.

Greifswald, januar 1879. HERMANN VARNHAGEN.

Die offenbarungen der Adelheid Langmann, klosterfrau zu Engelthal. herausgegeben von PHILIPP STRAUCH. Quellen und forschungen XXVI. Strafsburg, Trübner, 1878. XLII und 119 ss. 8°. — 4 m.

Seitdem man der veröffentlichung mystischer predigten und tractate des mittelalters sein augenmerk zugewendet hat, mehren sich auch die ausgaben gleichzeitiger visionen. man mag sich was immer für ein urteil über diese visionen bilden: den nutzen ihrer herausgabe wird niemand in abrede stellen. wir lernen einer-

seits das geistes- und gemütsleben eines gewissen kreises kennen, und nicht wenige leser erhalten gerade durch eine solche bekanntschaft geistige anregung. jede neue publication ermöglicht ferner ein immer bestimmteres urteil über das verhältnis der theoretischen zur practischen mystik; nicht weniger aber bietet sie einen weitern anhaltspunct zur vergleichung und beurteilung der visionen unter einander. gerade in letzterer beziehung bleibt noch alles zu tun übrig. erst wenn dies geschehen, werden wir mit einiger bestimmtheit sagen können, wie weit die eigene erfahrung, wie weit der äufsere einfluss bei den visionen gehe; eher treten uns auch die einzelnen persönlichkeiten nicht in ihrer wahren bedeutung entgegen. für den germanisten bietet aufserdem die sprache, die bei dieser art litteratur nicht selten poetisch gefärbt ist, einen interessanten gegenstand der forschung.

Die visionen sind je nach beschaffenheit derjenigen, die sie erlebt haben, sehr verschiedenen characters. alle offenbarungen, welche mir aus dem deutschen[1] mittelalter bekannt sind, werden — wenn wir nur die frauen in betracht ziehen — von denen der Mechthild von Magdeburg überragt. den geringsten wert beansprucht die vision der Magdalena, tochter der Margaretha von Kenzingen, clarissin in Freiburg (cgm. 5134 bl. 63 ff). dazwischen liegen die visionen der beiden Ebnerinnen, die der dominikanerinnen zu Töss, Diefsenhofen (von den zwei letztgenannten kenne ich 5 hss.), Ötenbach in der Schweiz, zu Wiler bei Esslingen in Würtemberg (eine hs. in meinem besitze), zu Engelthal in Mittelfranken. ihnen reihen sich die offenbarungen der Langmann an. sind sie auch an sich etwas einförmig, nehmen sie ferner auf die zeitverhältnisse des 14 jhs. zu wenig rücksicht, ja ist selbst ihr sprachlicher wert mehr untergeordneten ranges, so muss doch ihre publication mit freuden begrüfst werden, da sie immerhin ein nicht zu unterschätzendes glied in der reihe der visionen bilden und ihr herausgeber es verstanden hat, sie sowol in bezug auf die geschichte der mystik als auch in bezug auf die sprache gehörig zu beleuchten.

In der einleitung gibt Strauch rechenschaft über die beiden hss., die Adelheids aufzeichnungen enthalten. der cod. germ. qu. 866 der kgl. bibliothek zu Berlin (B) erweist sich im texte ursprünglicher als der cgm. 99 (M), der mehr geglättet und gleichförmig ist. nur in wenigen fällen verdient M den vorzug, so in der vision über die profess der Langmann (75, 22—76, 25), die M zufolge nach 8, 27 einzureihen ist. an andern stellen ist es zweifelhaft, welche recension zu bevorzugen sei. den grund der verschiedenheit von derlei aufzeichnungen erörtert St. s. XIII f in ganz richtiger weise. s. XV ff stellt der herausgeber die spärlichen notizen, die über das vornehme ratsfähige Nürnberger ge-

[1] d. i. jene visionen, die zugleich deutsch geschrieben sind.

schlecht der Langmann erhalten sind, zusammen. die untersuchung führte jedoch zu keinen resultaten in bezug auf Adelheid selber. s. xviii f findet es St. auffallend 'dass auch Christina Ebnerin in ihrem büchlein Von der genaden überlast (GU), in dem sie doch das leben so vieler schwestern behandelt, ihrer gesinnungsgenossin Adelheid Langmann ebenso wenig gedenkt als der Erlint'. als erklärungsversuch folgen nun sowol im texte als in der anmerkung mehrere mutmafsungen. aber die einfachste und einzig richtige erklärung hat Strauch übersehen. GU enthält ja nur das leben der verstorbenen schwestern. von s. 7 an, wo es eigentlich anfängt, wird von ihnen immer, und zwar ausnahmslos, in der vergangenen zeit gesprochen, und abgesehen von zwei stellen (s. 25, 33 ff; 42, 5 ff) steht sogar bei einer jeden schwester dabei dass sie gestorben sei. ein ähnliches verfahren schlugen auch die verfasserinnen der Leben der schwestern zu Unterlinden, Töss, Diefsenhofen, Ötenbach, Adelhausen und Wiler ein. kommt also Adelheid Langmann im GU nicht vor, so beweist dies nur dass sie bei abfassung jenes büchleins noch gelebt hat. in der tat starb Langmann 1375, Christina Ebnerin aber 1356. dieselbe bewandtnis hat es mit der Erlint.

Die ss. xx—xlii enthalten eine eingehende erörterung über die sprache sowol in B als in M, welche beide in der bairischen mundart abgefasst sind, 'in der sich aber die einwürkung des mitteldeutschen stark geltend macht.' s. xxiii ff hat St. vielleicht zu viel des guten geleistet. aber es ist gewis vorteilhafter, wenn man einem forscher zu grofse sorgfalt und gewissenhaftigkeit vorwerfen kann, als müste man ihn alzu grofser nachlässigkeit beschuldigen.

Bei der textherstellung wurde folgerichtig B zu grunde gelegt. was dabei versäumt wurde, findet man in den Anmerkungen (s. 97—116) nachgetragen. St. selber wünscht auf vorschlag von KHofmann in München folgende correcturen angebracht, die sich auch in der tat als richtig erweisen: 5, 25 *ich bin dein gemahel.* 6, 6 *meide, der tak des selben tages was, und vil heiligen und engel. si poten mich* usw. 16, 27 *dor noch an der heilgen drivaltikeit tag — si was in dem sichhaus —, do twang er si* usw.

In den Anmerkungen hat St. meines erachtens die gehörige mitte zwischen dem zu viel und zu wenig gehalten. nur ein par mal sind die nachweise kleinlich. denn wozu *Gloria patri, Te Deum laudamus, Requiem aeternam* usw. nachweisen, dinge, die so bekannt sind, dass derjenige, welcher sie nicht kennt, nicht verdient dass man sie ihm nachweise. auch dächte ich dass mit einer einmaligen erwähnung mehr als zur genüge bekannt würde dass Mariae assumptio am 15 august, Mariae verkündigung am 25 märz gefeiert werde, der oberste tag auf den 6 jänner falle usw. im übrigen sind St.s erklärungen mit wenigen aus-

nahmen durchweg sachgemäſs. er gieng von dem richtigen standpuncte aus, indem er Adelheids offenbarungen nicht isoliert auffasste, sondern im vergleiche mit ähnlichen, besonders gleichzeitigen erzeugnissen. volle vertrautheit mit der einschlägigen litteratur, vorzüglich auch mit dem breviere und den ordenssatzungen, ermöglichte es ihm, jene klippen glücklich zu vermeiden, denen in letzter zeit nicht alle forscher über derlei litteratur ausgewichen sind. man vgl. nur beispielsweise Schröders ausgabe von GU. weil dieser herausgeber, wie es scheint, mit dem breviere gar nicht vertraut war, liefen ihm verstöſse unter, wie zu 6, 35: '*virgo Israel* ist ein schreibfehler der nonne'. hätte er doch das officium am vierten sonntag im advent nachgeschlagen, worauf im texte hingewiesen wird, so würde er im fünften responsorium gefunden haben: *Virgo Israel, revertere ad civitates tuas* usw. mit dem verse: *In charitate perpetua dilexi te* usw. zu 16, 24 sagt Schröder, das heutige brevier nenne die erste tagzeit nicht mehr *matutina* sondern *laudes*. falsch! wie einstens, so wird auch jetzt noch matutin und laudes unterschieden. zu 17, 5 findet er es bemerkenswert dass in GU metten und prim unterschieden werden, 'was jahrhunderte lang nicht der fall war.' allein schon in der regel des hl. Benedict (c. 16) werden beide von einander unterschieden, und blieben es auch fortwährend. welche folgen die unkenntnis der ordenssatzungen mit sich bringe, hat Preger zu widerholten malen dargetan. immer von neuem (Zs. für hist. theol. 1869 s. 46; Münchner sitzungsber. phil. hist. cl. 1871. 2 s. 175; Gesch. der deutschen mystik im mittelalter s. 353; Allg. deutsche biographie v 619 usw.) bringt er die falsche erklärung von *mala familiaritas:* umgang mit solchen, welche der ketzerei verdächtig sind, während nach den constitutionen und dem sprachgebrauch des ordens unter *mala familiaritas* der gefährliche umgang mit personen des andern geschlechtes zu verstehen ist. Constitutiones dist. I c. 18 lit. t: *si quis autem de mala familiaritate notabiliter suspectus fuerit*[1] usw. in der Declaratio dazu heiſst es: *Declaramus, quod religiosi debent evitare consortium et familiaritatem mulierum*[2] usw. mit dieser erklärung fällt aber alles, was Preger auf s e i n e erklärung aufgebaut, ja selbst Eckharts aufenthalt in Frankfurt wird zweifelhaft, denn bei so bewandten

[1] aus dem erwähnten texte der Constitutionen lässt sich der text der Frankfurter hs. sogar corrigieren. schon dem sinne nach muss es heiſsen: *habui etiam delationes graves de fratre Ekardo nostro priore apud Franckefort et de fratre Theodorico de sancto Martino de malis familiaritatibus suspectis.* das *et* zwischen *familiaritatibus* und *suspectis* in der hs. ist zu streichen, w e n n es in derselben und nicht bloſs in Pregers abschrift steht.

[2] Preger hat Fontana am unrichtigen orte nachgeschlagen: anstatt s. t. *haeresis,* wo nicht von der *mala familiaritas,* sondern unter andern von den *suspecti de haeresi* und den *ex familiaritate cum notatis* die rede ist, hätte er s. t. *gravior culpa* nachsehen sollen.

umständen fragt es sich, ob wol jener Frankfurter Eckhart mit dem meister Eckhart identisch sei. gewis aber ist jener Dietrich von SMartin nicht Dietrich von Freiburg. und hiemit stehen wir bei einem andern vorzuge St.s.

Wo ihn nicht überzeugende gründe zwingen, hütet er sich, hypothesen in bezug auf identificierung von personen aufzustellen. es war gute gelegenheit gewesen, und prof. Schönbach hat auch (Wiener abendpost 1878 nr 129. 130) auf jene stellen hingewiesen, welche in Adelheids offenbarungen zur identificierung des mönches Ulrich mit dem menschen (1, 20. 2, 10. 8, 22) und dem lesemeister (26, 1. 27, 22. 28, 26. 29, 8) einen anhaltspunct bieten. ich bin jedoch in dieser beziehung schon sehr mistrauisch geworden, und ich gebe St. recht dass er darauf gar nicht eingeht. es kann ja ebenso gut das gegenteil wahr sein, denn Adelheid wird wol mit mehreren ordensleuten bekannt gewesen sein. eine gewisse reserve schadet hier weniger als gewagte behauptungen. Preger hat uns auch hier wider vorgeleuchtet. die irrige erklärung des erwähnten ausdruckes der Constitutionen führt ihn zur identification des Dietrich von Freiburg mit dem von SMartin, und er nimmt dann den zusatz 'von SMartin' als geschlechtsnamen, während er doch den heimatsort bezeichnet; denn 'von sanct Martin' konnte wol ein französischer, nicht aber ein deutscher, mithin auch kein Freiburger familienname sein.[1] derartige identificierungen entspringen meist aus der voreiligen annahme, es hätten zu derselben zeit und in derselben gesellschaft nur ein oder zwei personen denselben namen getragen.

Ich will nun auf jene stellen in St.s Langmann eingehen, die besonderen anlass zur besprechung bieten.

5, 27 *in segen* ist hier so viel als 'mit dem ordenskleide bekleiden', das sogenannte 'einkleiden'. vgl. 6, 19. — 8, 25 *gehorsam tun.* ebenso heifst es bei der schwester Sophie von Klingenau in Töss. andere male steht statt dessen *gehorsam geloben,* oder einfach *wilen,* zb. bei der schwester Elisabeth von Ungarn in Töss. — 12, 2 *ze e nemen.* selten findet man das sogenannte *matrimonium spirituale* bei frühern mystischen schriftstellern so deutlich ausgedrückt wie hier. hauptquelle dafür war SBernhard in Cant. sermo 83 n. 3. damit ist verbunden dass die so begnadigten häufig eine art offenbarung über ihre beharrlichkeit erhalten. in den visionen des deutschen mittelalters ist dies meist mit den worten ausgedrückt: *ich wil mich nimer mer von dir scheiden.* vgl. 9, 2. 12, 3. 14, 20 usw. das-

[1] Pregers ableitung *Thamninus* von *Martinus* erinnert an Renans ableitung des wortes *Mauritius* von *Averroës* (Averroès et l'Averroïsme, 2 éd., Paris 1861, p. 222), da er nicht glauben konnte dass es, wie es bei Robert de Courçon heifst, einen Mauritius Hispanus gebe; nirgends geschehe seiner erwähnung. allein Albertus Magnus kennt würklich einen Mauritius neben Averroës (2 dist. 26 a. 5 p. 251), und das hat eben Renan übersehen.

selbe oft in den offenbarungen der Tösser schwestern, dann bei den Ebnerinnen, denen zu Unterlinden (vgl. bes. Pez, Bibl. asc. VIII 152) und zu Wiler. — 13, 18 wegen enthaltung vom weine. im leben der schwester Beli von Winterthur heifst es dass man zu Töss in der *regelfasten* (dh. vom 14 september bis ostern) nur zweimal die woche wein erhielt. Adelheid Cirgerin in Diefsenhofen afs 50 jahre lang kein fleisch noch trank sie in dieser zeit einen wein, *won der als vast mit wasser vermist wz dz sy kum enpfand dz es win wz.* Elsbeth von Villingen im selben kloster trank viele wochen keinen wein. andere blieben alle freitage ohne solchen. — 17, 14 meint St. mit Schröder zu GU 28, 5, ein tag Johannis evangelistae *noch ostern* sei unmöglich, und adoptiert deshalb die lesart von M, welche *ewangelisten* auslässt. allein dem ist nicht also, denn Johannes evangelista nach ostern ist zum unterschiede von dem um weihnachten am 6 mai, auf welchen tag Johannes (evangelista) ante portam latinam fällt. — 19, 23. St.s conjectur ist richtig. — 22, 14 *als er in mir bekennet.* hiemit ist die kath. lehre ausgedrückt: die heiligen erkennen in verbo, was sie für die ihrer obhut anvertrauten bitten sollen. — zu 25, 1 hätte Merswins Büchlein von den neun felsen s. 40 citiert werden können, wo die lehre dass gott den bösen menschen hier auf erden oft gutes tue, viel schöner und weitläufiger dargelegt wird. — 25, 6 auch von Tauler sprach gott zu Christina Ebnerin, *daz der got der libst mensch wer, der er uf ertrich ein het.* cod. theol. et phil. 282 bl. 69[a] der Stuttg. öffentl. bibl., Lochner Leben und gesichte der Christina Ebnerin s. 34. — 32, 18. *kreutzvenie* ist zum unterschiede von der *gestrakten venie,* wenn man sich mit dem ganzen körper aufs antlitz wirft, und in dieser lage die arme ausstreckt. — 35, 5 wird auf das Hohe lied ed. Haupt 66, 10 hingewiesen; besser wäre es gewesen auf die gemeinsame quelle aufmerksam zu machen, deren auch in Haupts Hohem liede erwähnung geschieht, nämlich SAugustin Confess. VII 10: *nec tu me in te mutabis sicut cibum carnis tuae, sed tu mutaberis in me.* — 37, 21 *du solt nemen drei disciplin, itlich mit drein Miserere,* dh. jede disciplin soll drei miserere lang, das deshalb während der kasteiung gebetet wurde, dauern. — zu 42, 2 *wilde gotheit, di wüest meiner gothait* wäre doch, wenn man schon einmal nachweisen will, vor allem Eckhart zu citieren gewesen: 242, 2 *wüeste gotheit, wüestenunge.* ebenso 266, 39. *wüestenunge der gotheit* 183, 14. 194, 2: *stille wüeste. wilde wüsti* gebraucht auch Seuse (meine ausg. s. 377), besonders Tauler (bl. 307[a] Basl. ausg.): *und heisset ein unbegriffenlich wilde wüste . . . und ist darumb wilde, wanne es enkeinen zůgang enhat.* — dass die 43, 4 ff erwähnte *anfechtung* nichts anderes enthalte als die versuchung sich selbst zu tödten, hat bereits prof. Schönbach richtig bemerkt. — 48, 32. eine schwester zu Wiler sah eines morgens im chore *for dem altar*

ston ain grünen blügenden bom der wz vol edler frücht. do ward (sprach sie) *min hercz und sinn uffgezogen und ward mir zů verstånd geben dz der bom wåz dz crücz und sin frucht wår der lichnam und dz blůt unsers heren.* vgl. Bvga 97, 9 ff. — 50, 17. die schwester Elsbeth von Villingen zu Diefsenhofen sah einmal einer andern schwester von dem haupte heraus eine halb weifse halb rote rose wachsen. *do ward ir ze erkennen geben: die wise die an dem rosen was dz betutte der schwőster rainikait, dz aber der ros halb rot wz das mainte dz die schwőster vil lidens sőlte an vallen in irem leben.* — zu 57, 8 wäre zu bemerken dass man auch vigilien zu zeitbestimmungen anwendete. vgl. Seuse s. 257 und dort anm. 4. — zu 60, 14 ff kann man Seuse s. 169 f vergleichen. — 71, 10 citiert St. Preger Zs. f. hist. theol. 1869 s. 105 dafür dass Tauler zu Ludwig dem Baiern gehalten habe. ich werde bei gelegenheit ausführlich über jene zeit des interdictes handeln, denn die meisten forscher, und zu ihnen gehört auch Preger, die darüber geschrieben haben, wusten nicht einmal, was zur zeit des interdictes kirchlich erlaubt oder nicht erlaubt war, und bauten auf ihre irrigen ansichten neue irrige combinationen auf. in meiner nunmehr erscheinenden abhandlung: Taulers bekehrung kritisch untersucht (QF xxxvi), habe ich bereits Speckles bericht ins gehörige licht gestellt und angedeutet dass es sehr zweifelhaft sei, ob jener freund des herrn, der bei Margaretha Ebnerin für die seele Ludwigs des Baiern bat, mit Tauler identisch sei. so oft in Margarethas offenbarungen vom freunde des herrn die rede ist, geschieht seiner mehr oder weniger mit derselben phrase erwähnung. ich will hier die stellen (nach der Medinger hs. v. j. 1353) anführen. von 14ᵇ an heifst jener freund, den ihr *got von siner gůt zů fůgen wolt,* immer d e r und nicht e i n freund unsers herrn. immer ist also der bekannte freund, mithin Heinrich von Nördlingen gemeint. so 16ᵃ ff. 18ᵇ. 23ᵇ. 25ᵇ. 35ᵇ f. 43ᵇ. 51ᵃ. 55ᵃ. 63ᵃ. 83ᵃ—85ᵇ. (ist nicht d e r freund gemeint, so sagt Margaretha schon e i n freund. zb. 90ᵃ oder 16ᵃ von einer schwester: *diu . . . auch min sunder friund ist.)* nun heifst es aber auch an der fraglichen stelle bl. 88ᵇ: *nu waz der friund unsers herren und min zer selben zit bi mir.* soll nun hier *der friund* nicht mehr Heinrich von Nördlingen sondern Tauler sein? der wortlaut spricht dawider, und die gründe, welche Preger aao. s. 116 f und neuestens in seiner abhandlung Der kirchenpolit. kampf unter Ludwig dem Baier, München 1878, s. 43 f für seine ansicht anführt, sind nicht stichhaltig. sollte man sich auf den zusatz *und min* stützen, der nur noch 83ᵇ vorkommt, so ist zu entgegnen dass er dasselbe bedeutet wie die gewöhnliche erklärung: *der friunt unsers herren der mir von got geben waz,* welches auch auf bl. 85ᵇ die erklärung für 83ᵇ ist. aber selbst den fall angenommen, der bl. 88ᵇ erwähnte freund des herrn sei Tauler, so ist doch noch nicht erwiesen dass er auf seite

Ludwigs des Baiern war, denn er tat gar nichts, was nicht auch ein gegner Ludwigs hätte tun können. kurz, bis jetzt findet sich auch nicht éin sicherer beweis für die gewöhnliche annahme dass Tauler auf seite Ludwigs stand.[1] — 72, 10 geschieht der *sancta Ursula mit allen heilgen junkfrauwen* erwähnung. ähnlich öfters in den offenbarungen, zb. bei Pez aao. s. 429. 434. Margaretha Ebnerin bl. 94ᵃ, ebenso im Leben der schwester Belin von Liebenberg und der Mechthild von Stanz in Töss. — durch 77, 27 ff wird Schröder GU 33, 8 corrigiert, als sei das irdische paradies 'nach den vorstellungen des mittelalters' die letzte stufe des fegfeuers. selbst der von Sch. citierte Dante hatte nicht diese vorstellung. anzuführen ist noch Margaretha Ebnerin bl. 39ᵃ. — 79, 3 *und do si (di priorin) di venige geviel* heifst hier so viel als: da die priorin beim antritte ihres amtes (wie es vorschrift ist) die *gestrakte* venie machte. — 89, 3. wegen cyperwein und cypertraube vgl. noch Seuse s. 470. Wackernagel Altdeutsche pred. s. 582, 384. Elisabeth von Villingen in Diefsenhofen usw. — 91, 30 wird gesagt dass Willirams Hohes lied ganz besonders auf die deutsche mystik von einfluss gewesen sei. ich glaube dies nicht. mehr als einfach benützt hat man dieses sonderbare erzeugnis nicht. die deutsche mystik wurzelt, wenn wir ihr specifisches wesen ins auge fassen, nicht im 11 sondern im 13 jh. ich werde das seiner zeit so zu sagen mathematisch nachweisen. gottesfreunde hat es allerdings vor dem 13 jh. ebenso gegeben als mystiker. — zum worte *verstrikt* 92, 15 ist zu vergleichen Deutsche myst. II 580, 26. — s. 119 meint St., nach einer verbreiteten auffassung (im mittelalter) bewohnten die ungetauften kinder jenen ort im fegefeuer, wo die strafe lediglich in der beraubung der anschauung gottes bestehe. die auffassung dass die ungetauften kinder einen ort im fegefeuer bewohnen, ist mir nicht bekannt. St. beruft sich auf Schröder zu GU 10, 27. allein dieser hat den artikel in Aschbachs Kirchenlexicon II 750 misverstanden. hier heifst es: den ganzen raum in oder unter der erde denken sich die meisten theologen nach dem vorgange der scholastiker in vier besondere orte abgeteilt. Schröder jedoch identificiert 'raum' mit 'fegefeuer' und sagt: 'bekanntlich kennen die scholastiker vier abteilungen und stufen des fegefeuers' usw. auch Mechthild von Magdeburg

[1] es ist überhaupt sehr schwer zu entscheiden, ob da oder dort die mitglieder eines klosters für oder gegen Ludwig waren, da man nicht immer weifs, ob das kloster aus eigenem antrieb das interdict hielt oder nicht hielt, oder nur aus übereinstimmung mit der kathedrale. denn eine von Preger übersehene bestimmung des ordens vom j. 1309 sagt: *item cum in observantia interdicti inter fratres et clericos nonnulla aliquando dissonantia oriatur, volumus et ordinamus, quod fratres omnes quantum secundum deum poterunt in servando interdicto matrici ecclesiae se conforment.* Fontana s. t. *interdictum.* Constitutiones dist. 2 c. 12 decl. text. 3. lit. c. die mitglieder desselben klosters waren überdies oft geteilt.

s. 61 ist nicht für obige 'auffassung'. andere meinungen über den zustand und den ort der verstorbenen ungetauften kinder gab und gibt es allerdings nicht wenige.

Das verhältnis von Adelheids offenbarungen zu denen der gleichzeitigen Christina Ebnerin deutet uns am besten der umstand an dass sowol Christine als Adelheid zu verschiedenen zeiten mehrere tausend seelen — 30000—100000 — vom herrn aus dem fegefeuer erlöst und ebenso viele tausend guter leute bestätigt und sünder bekehrt erhalten. die buchstäbliche ähnlichkeit ist mir in der litteratur aufserhalb des klosters Engelthal nicht wider begegnet. nur im allgemeinen finden sich derlei dinge auch in andern offenbarungen.

St.s untersuchungen und erklärungen sind durchgehends ruhig und gemessen gehalten und bekunden ausnahmslos den ernsten forscher. es wäre ein gewinn für die geschichte der deutschen mystik, wenn sich St. entschliefsen möchte, auch in zukunft ihr seine zeit zu widmen und mit neuer liebe und kraft an die weit dankenswertere publication der offenbarungen der Margaretha Ebnerin zu gehen.[1]

[1] St. selbst macht mich zu 96 anm. 2 über die dort citierte Clara Nützlin aufmerksam auf FBinder, Charitas Pirkheimer 1873 s. 38 ff. 82 und ATuchers Haushaltbuch (Stuttgart 1878, Litt. ver. 134) s. 98. 210.

Graz, jänner 1879. P. H. Denifle O. P.

Heliand herausgegeben von ESievers. (Germanistische handbibliothek iv.) Halle, waisenhaus, 1878. xliv und 542 ss. 8°. — 8 m.

Nicht zum schaden seines buches ist Sievers von der sonst üblichen weise der Germanistischen handbibliothek abgewichen und war dadurch im stande, eine wahrhaft wissenschaftliche arbeit zu liefern, welche den Heliandstudien eine bequeme und sichere grundlage bietet. kaum jemand wird Sievers annahme entgegentreten dass der abdruck der quellen unter dem text das verständnis desselben und den einblick in die leistung des dichters weit mehr fördert als ein commentar dies vermocht hätte, und dass namentlich die synonymische und systematische formelsammlung unendlich nutzbringender ist als in anmerkungen verstreute angaben, denen, sollten sie einigermafsen brauchbar sein, doch zum mindesten ein genaues alphabetisches register hätte beigefügt werden müssen. dieser sorgsame und fleifsige formelschatz gibt wichtige stilistische aufschlüsse und handhaben zur textkritik. die ags. parallelen verdeutlichen die nahe verwandtschaft zwischen alt- und angelsächsischer poesie und werden auch für die letztere nutzen stiften. dieses material erschöpfend auszubeuten, bleibt noch übrig. denn es wird Sievers nicht entgangen sein dass man für die stilistische und technische seite des Hel.

mehr tun kann als einige allgemeine redensarten über seine volkstümliche kunst widerholen. der herausgeber documentiert durch diese worte (s. XLIV) nur dass seine neigungen ihn zu anderen arbeiten ziehen und die abgelehnten ihm mit unrecht als bedeutungslos erscheinen lassen. es bleibt dem untersuchenden noch genug unberührtes, und widerholen muss nur wer nicht forschen will. wissen wir zb. schon mit satzbau und satzverknüpfung im Hel. bescheid? wissen wir schon wie weit die bequemen formeln zur breite verführten, selbst leise modificationen der erzählten tatsachen verursachten? wissen wir schon bei welchen begriffen vornemlich variation und apposition angewendet wird? ich habe für diesen punct aus den ersten 2500 versen zusammenstellungen gemacht, in denen ich der vollständigkeit nahe gekommen zu sein hoffe. sie mögen hier als probe folgen.

Nur éinmal ist für einen verbalbegriff variation zu belegen in 70. 133. 197. 646. 701. 772. 1063. 1102. 7. 55. 1275. 1359. 1429. 69. 97. 1573. 1717. 98. 1805. 47. 87. 1936. 41. 2059. 2139. 63. 85. 2201. 24. 2341. 46. 55. 71. 92. die angabe der zeilen wird hier genügen. zweimal und öfter für erziehen: 1136 *afodit uuas, atogan.* 2292 *afodid uuas, auuohs.* glauben: 957 *ti gode thenkid endi an thena heleand uuili hluttro gilobean, lestean is lera.* 2350 *that·sie gitruodin thiu bet, gilobdin an is lera.* heilen: 1710 *gebotean, gehelean.* 2352 *balusuhteo antband endi bota geskeride.* leben: 311 *mid them liudiun libbien, uuesan undar them uueroda.* 2217 *fera egan, dages lioht sehan.* töten: 1434 *aldru bineote, libu bilosie.* 1905 *thene lichamon libu beneotan, aslaan mid suerdu.* tragen: 2180 *en hreo dragan, enan liflosan lichamon forien.* 2308 *fordun, barun.* verkünden: 1752 *ogit selbo, meldod.* 2375 *seggean uuelda marean.* verstecken: 1405 *dernean, behuuelbean.* 1410 *dernien, farhelan.* zerstören: 1421 *irrien, fellean.* 1822 *uuirdid teuuorpan, tefallen.* zweifeln: 328 *hugi tuiflien, merrean thina modgithaht.* 1896 *hugi tuiflon, sebon suuicandean.* behüten: 320 *sie haldan uuel, uuardon ira.* [327 *uuel bisorgon, haldan helaglico.*] 333 *helaglico haldan mosti, bisorgoda.* bekümmert, besorgt werden: 606 *tho uuard Herodesa innan briostun harm uuid herta: bigan im is hugi uuallan, sebo mid sorgun.* 720 *tho uuard im thes an sorgun hugi, mod mornondi.* 803 *uuard Mariun tho mod an sorgun, hriuuig umbi iro herta.* in erfüllung gehen: 170 *uuard gilestid so, giuuordan te uuaron.* 581 *sidor quam, giuuard.* 597 *is giuuarod so, cuman.* fröhlich sein: 2005 *uuerod blidode, uuarun an luston, gumon gladmodie.* 2011 *blidsea afhobun, uuarun an uunneun.* 2053 *that sie uuel blidod, dromead.* fürchten: 115 *het that forht ni uuari, that he im ne andredi.* 262 *ne habe thu uuecan hugi, ne forhti thu.* 1907 *antdradad iu uualdand god, forhtead fader iuuuan.* geboren werden: 123 *kind giboran, odan*

scoldi uuerdan. 165 *magu uuirdid, erl afodit, kindiung giboran.* 598 *the cuning is gifodit, giboran bald endi strang.* loben: 81 *uuaruhtun lof . . ., diuridon.* 2227 *is uuerk lobon, diuran is dadi.* 2267 *sagdun lof gode, maridun is megincraft.* schreiben: 230 *bi bocstabon bref geuuirkean, namon giscriban.* 621. 1085 *giscriban, giuuritan.* dienen: 87 *scolda he gibod godes . . ., uualdandes geld bihuueruan, godes iungarskepi.* 108 *rikiun thionon, fremida godes iungarskepi.* 789 *iro thiodgode thionon scoldun, uuirkean is uuilleon.* 1117 *iungardom scoldun, ambahtskepi lestien, thionon thiolico.* erzählen, sagen: 183 *seggean, uuisean te uuaron.* 189 *giseggean, giuuisan te uuaron.* 492 *talde, sagda sodlico.* 2076 *getellean, geseggean te sodan.* fahren, gehen, reisen, abreisen: 683 *uueg forin, lidodin sie.* 1162 *lidan, faran.* 1920 *huerban, gangan.* 2158 *giuuet imu an thana sid thanan, uuende an is uuillean.* 2291 *giuuet, for.* sprechen: 139 *gimahalda endi sprac.* 164 *sprekan, gimahlien mid is mudu.* 168 *uuord sprekan, hebbean thinaro stemna giuuald.* 183 *huat he im sodlikes seggean uueldi, uuisean te uuaron.* 184 *sprecan, giseggean.* 829 *that uuord gisprac, gimenda mid is mudu.* 914 *gimahalde endi tegegnes sprac.* sterben: 470 *thit lioht ageban, uuendean af thesero uueroldi.* 482 *that thu hinan huerban latas, an thinan friduuuara faran, . . . fon thesero uueroldi.* 576 *tho he thanan scolda, afgeben gardos, gadulingo gimang, forlaten liudio drom, sokien lioht odar.* 761 *antthat uurd fornam Herodes, that he forlet eldeo barn, modag manno drom.* 1330 *sidor he these uuerold agibid, erdlibigiscapu, endi sokit im odar lioht.* 1627 *er gi an thana sid faran, uueros fon thesoro uueroldi.* 2148 *er hi thit lioht agebe, uuendie fan thesoro uueroldi.* 2218 *thena the err dod fornam, an suhtbeddeon sualt.*

Variation von abstracten substantiven ist einmal belegt 321. 490. 523. 57. 724. 35. 943. 1348. 1493. 1504. 1691. 1755. 1844. 1938. 50. 54. 2399. 2477. zwei stellen für furcht, schrecken: 112 *grurios quamun imu, egison.* 2216 *uuarth egison bifangan, uuarth an forohton.* geschlecht: 223 *cunnies eftho cnosles.* 365 *uuarun is hiuuiscas, cuman fon is cnosla.* gesetz, sitte: 453 *iro uuisa, thero liudeo landsidu.* 795 *so it an iro euua gibod, gilestid te iro landuuisun.* hohn, spott: 1083 *hoscuuordun sprac, the gramo thurh gelp mikil.* 1896 *ge hosc ge harmquidi.* klage: 744 *uuiopun kindiungaro qualm. cara uuas, hofno hludost.* 2194 *uuop farleti, cara.* kummer, sorge: 499 *cara thiggean, harm an thinumu herton.* 501 *uuerk mikil, thrim te githolona.* menschlicher verkehr: 862 *thioda gimang, manno gimenthon.* 1125 *erlo gemang, mari meginthiode endi manno drom.* widerstand: 2362 *hardene mod, suido starkan strid.* 2493 *hardan strid, uuredan uuillean.* zeichen: 373 *bilidi endi bogno filu.* 479 *bocan endi bilidi.* drei stellen und mehr für heimat: 345 *iro odil sohtin, iro handmahal bodon;*

quami te them cnosla gihue thanan he cunneas uuas, giboran fon them burgiun. 358 *thiu uuanamon hem, thea burg an Bethleem.* 2159 *thar he uuelon ehte, bu endi bodlos.* herschaft: 363 *thana druhtskepi egan, haldan hohgisetu.* 559 *thesas erlo folkes giuualdan thesas uuidon rikeas.* 726 *obar thesaro erdu, undar thesum heriscepi.* hilfe: 51 *managon te helpun, firio barnon te frumon.* 520 *neriandas ginist, helpa hebencuninges.* 567 *godes so filu, helpa.* rede, sprache: 849 *an is spracun, uuerdan an is uuordun giuuar.* 864 *uuord fon himila, godlic stemna godes.* 1071 *fon thero helogun tungun, fon them galme godes.* tat: 2227 *is uuerk lobon, diuran is dadi.* 2346 *is uuerk sehan, is dadi scauuon.* 2433 *dadio minaro, uuordo eftha uuerco.* gebot: 341 *ban endi bodskepi.* 1825 *thius min uuord frumid, haldid helag gebod.* 2258 *sie gibod lestun, uualdandes uuord.* 2263 *uuordu hordin, is gibodskepies.* weisheit: 22 *ferahtan hugi, so manag uuislik uuord endi giuuit mikil.* 575 *bithiu uuas is giuuit mikil, thes thegnes githahti.* 848 *uuord endi uuisdom endi allaro giuuitteo mest, tulgo spahan hugi.* 850 *giuuit ehta, the tegan sulica githahti.* 1846 *that geuuit endi the uuisdom.* feindschaft, hass: 28 *fiundo nith, strid uuiderstande.* 1230 *fegnien hugi, uureden uuillion.* 1322 *heti endi harmquidi.* 1467 *fiundskepies uuiht, inuuid.* 1878 *nidskepies, uuitodes uuanit.* 1903 *thero manno nid, iro fiundskepi.* kraft, macht: 10 *maht godes, helpa fan himila, . . . craft fan Criste.* 192 *uuard maht godes gicudid is craft mikil.* 331 *maht godes, uualdandes gibod.* 2070 *maht godes, geuuald an thesoro uueroldi.* 2338 *meron mahti, craft endi custi.* 840 *is kraft mikil mannun marean, that he sulic megin ehta, giuuald.* not, qual, strafe: 239 *that uuiti uuas agangan, hard harmscare.* 1346 *arbid tholodun, uuiti.* 1535 *uuities endi uuammes.* 1889 *arbidies so filu endi gethuing.* 1892 *ledes filu, uuiteas.* lehre: 6 *lera Cristes, helag uuord godas.* 25 *godspell that guoda, thiu uuord an thesaro uueroldi.* 1762 *thea helagan lera, suuido uunsam uuord.* 1988 *habdun selbes uuord gihorid hebencuninges helaga lera.* 2442 *selbes uuord, thiu helaga lera hebencuninges.* 2450 *lera mina, godes ambusni.* schicksal, bestimmung gottes: 127 *so habed im uurdgiscapu, metod gimarcod endi maht godes.* 367 *thiu berhtun giscapu endi maht godes.* 511 *thiu mikila maht metodes, uured uurdigiscapu.* 691 *is huldi ford giuuirkean is uuilleon.* 778 *thiu berhton giscapu, uualdandes uuillion.* 2189 *antthat ina iru uurht benam, mari metodogescapu.* ewiges leben: 1302 *them is that euuiga riki, an hebanuuange sinlib fargeben.* 1322 *them is oc an himile godes uuang forgeben endi gestlic lib aftar te euuandage.* 1474 *egan euuan riki, sinlib sehan.* 1784 *te godes rikea, an that euuiga lif.* 1789 *lif euuig, diurlican drom.* 1799 *an that helage lioht, an that godes riki.* 2082 *uuara godes, sinlif sokean.* lohn: 1541 *enigan thanc antfaan eftho lon.* 1547 *eniga meda ettha lon.* 1557 *eft geld niman, suido lioblic*

lon. 1623 *geld niman, suido ledlic lon.* 1788 *geld niman, suuido langsam lon.* 1968 *lon sculi, geld antfahan, meda managfalde.* 2288 *lon nimat, uuidana uuracsid.* 2342 *uuerk hlutun, ledlic longeld.* freude, trost, vorteil: 397 *liobora thing, uuilleon seggean.* 402 *mendislo manno cunneas, allaro firiho fruma.* 1330. 2137 *uuelon endi uuillion.* 1352 *an uunnion sind, libbiad an lustun.* 1537 *frume endi gefori.* 1854 *te enigoro frumu uuerđan, te enigumu uuilleon.* 2189 *uunnea endi uuillean.* 2196 *thi scal hir uuilleo gestanden, frofra.* 2206 *hugi uuarth iro te frobra, thes uuibes an uunneon.* sünde, übeltat: 880 *sundea hreuuan, ledas.* 1014 *sundeono los, tionon atomid.* 1031 *an sundea spenit man an menuuerk.* 1132 *uureda sundea, mancunneas men.* 1139 *iro selboro sundea botean, het that sie im iro harmuuerc manag hreuuan letin, feldin iro firindadi.* 1717 *sundeono atomean, leduuerco loson.* 1944 *mid sundiun ford, mid baluuuercun buan.* 2146 *sundea te lone, uuredoro geuurhteo.* 2359 *sundea losda, gumono grimuuerk.* 876 *firinuuerc manag, iro selboro sundia.* 1619 *firinuuerc mikil, managoro mensculdeo.* 1851. 72 *firinuuerc lahad, suara sundeon.* 1009. 1715 *saca endi sundea.* 1567. 1617 *thero sacono endi thero sundeono.* 27 *derbi thing, firinuuerc.* 83 *derbeas uuiht, menes gifrummean, ne saca ne sundea.* 741 *menes ni sahun, uuities.* 900 *that men forlatid, gerno thes gramon anbusni.* 891 *mengithahteo, sundeono sicoron.* 1354 *mengithahteo, ledaro gilestio.* 1364 *beddien iro baludadi, that sie . . . forlatan fiundes giuuerk, diubules gedadi.* 1493 *ef he in an firina spanit, an saca.* 1702 *uuiteo mesta, menuuerc manag.* 2495 *feknes ful endi firinuuerko.* herz, sinn, gesinnung, absicht: 287 *nis mi hugi tuifli ne uuord ne uuisa.* 328 *ne lat thu thinan hugi tuiflien, merrean thina modgithaht.* 1896 *ne latad gi iuuuan hugi tuiflon, sebon suicandean.* 295 *hugi Josepes, is mod.* 692 *hugi, iro mod.* 1957 *thurh ferhtan hugi, thurh mildean mod.* 1885 *enfaldan hugi, mildean modsebon.* 2316 *an iro hugi farstod, an thero manno modsebon.* 1049 *habda is hugi fasto, herte so giherdid.* 1757 *is hugi cuđid, is uuilleon.* 1750 *breosthugi, managoro modsebon.* 2275 *is hugiskefti, geuuit auuardid.* 1753 *huilican he mod habad, hugi umbi is herte.* 1761 *so he an is mode habad hort umbi is herte.* 2446 *sulican mod dregid, harda hugiskefti endi hrean sebon.* 1032 *modsebon, uuredan uuilleon.* 1401 *iuuan modsebon, iuua uuerc endi iuuan uuilleon.* 1438 *an is modsebon bilgit, an is breostun.* 1653 *modgethahti, hugi endi herta.* 1881 *modgethahti, uuillean auuardien.* 1925 *modgethahti, uuord endi uuilleon.* 292 *siu an ira breostun forstod iac an ire sebon.* 1756 *so hi an is breostun habad geheftid umbi is herte.* 2371 *an iro breostun farstandan, undarhuggean an iro herton.* 606 *harm uuid herta : bigan im is hugi uuallan, sebo mid sorgun.* 536 *so is uuilleo geng, hebencuninges hugi.* 239 *giuuitteas endi uuisun.* 467 *helagna gest, saliglican sebon.*

Concreta in einmaliger variation 529. 678. 738. 1124. 1183. 1704. 6. 21. 1820. 21. 58. 1929. 30. 53. 65. 2009. 41. 2180. 2233. 41. 65. 2306. 58. 94. in zweimaliger oder noch häufigerer fels: 1090 *an felis bespurnan, an hardan sten.* 1812 *an themu felise uppan, . . . an themu stene.* haus: 2105 *that thu an min hus cumes, sokeas mina selida.* 2122 *that thu an min bu gangas, sokeas mina selida.* land: 932 *thit land recon, thit uuerod.* 1929 *aftar thesumu landskepea, uuido aftar thesoro uueroldi.* wein: 2012 *tho im thes uuines brast, them liudiun thes lides.* 2025 *umbi thesoro manno lid, umbi theses uuerodes uuin.* erde, welt: 1210 *an thesan midilgard manno barnun, liudiun te thesun liohta.* 1305 *thie marion erde ofsittien, that selbe riki.* 1642 *ne samnod gi hir sinc mikil . . . an thesoro middilgard.* 1712 *an thesoro middilgard, an thesoro uueroldi.* 2420 *ia an himile ia an erdu, uppa endi nidara.* 2444 *obar thene middilgard, uuido aftar thesaro uueroldi.* menge, schar: 1973 *for allumu is engilo crafte, far theru mikilon menigi.* 2001 *thar the heri dranc, thea Judeon.* 2090 *megin samnode gumon, godaro manno salig gesidi.* 2175 *tho hi mid theru menigi quam, mid thiu brathmu.* 2190 *megin folgode, burgliudeo gebrac.* 2375 *thar ina megin umbi, thioda thrungun.* schätze: 1098 *uuonotsamon uuelon endi al sulic odes so thius erda bihabad fagaroro frumono.* 1642 *sinc mikil silobres ne goldes, methomhordes.* 1647 *hord that mera, fagara fehoscattos.* 1654 *thar is hord ligid, sinc gesamnod.* 1675 *habda sinc mikil, methomhordas mest thero the gio man ehti uuelono geuunnan.* 2112 *hebbiu mi odes genog, uuelono geuunnen.* hölle: 898 *that sie an hellea ni durbin faran, an fern that heta.* 945 *than gi helligithuuing forlatad, ledaro drom.* 1275 *uuid hellie gethuuing helpan uuelde, formon uuid them ferne.* 1490 *than he so mid allun te them inferne huuerbe mid so helun an helligrund.* 1500 *than sie helligethuing, bred baluuiti bedea gisokean, ubil arbidi.* 2140 *ac sculun an dalun thiustron, an themu alloro ferristan ferne liggen.* 2510 *ferne te bodme an thene hetan hel.* himmel, himmelreich: 946 *sokead eu lioht godes, upodes hem, egan riki, hohan hebenuuang.* 989 *uuord fon himile, hlud fon them hohon radura.* 1022 *hebenriki te giuuinnanne, uuelono thane meston, salig sinlif.* 1239 *that he sie an thioduuelon up gebrahti, an godes riki.* 1799 *that gi an that helage lioht, an that godes riki gangan motun, sinlif sehan.* 1839 *huuo man himilriki gehalon scoldi, uuidbredan uuelan.* 1920 *huerban an that himiles lioht, gangan an that godes riki.* 2420 *ia an himile ia an erdu, uppa endi nidara.*

Lebende wesen. einmal 387. 463. 1449. 1877. 1996. 2033. 2114. herr: 2118 *te iro frohan cuman, holde te iro herron.* aufserdem nur von gott und Christus (s. u.). zweimal und öfter mutter: 383 *thar sat thiu modar biforan, uuif uuacogeandi.* 736 *idisi uuiopun, modar managa.* jünger: 1129 *them*

helidun sagda Johannes is iungurun. 2171 *habda imu iungorono filu simbla te gisiđun, salig folk godes, manno meginkraft managoro theodo, helag heriskepi.* 2413 *gesidos Cristes, uuordspaha uueros.* die drei weisen aus dem morgenlande: 669 *gumon ostronea, siduuorige man.* 677 *giuuitun im thea ferahton man, seggi te seldon siduuorige, gumon an gastseli.* 697 *bodon ostronie, siduuorige man.* engel: 316 *drohtines engil, hebancuninges bodo.* 410 *so uuard thar engilo te them enun unrim cuman, helag heriskepi fon hebanuuanga, fagar folc godes.* 444. 769 *the godes engil, . . . bodo drohtines.* herscher, kaiser, könig (vgl. auch nachher unter gott und Christus): 62 *thie keser tharod fon Rumuburg riki thiodan.* 407 *thoh he si cuning obar al erdun endi himiles . . . uueroldes uualdand.* 639 *the cuning seluo, herro Judeono.* 1674 *the burges uuard, Salomon the cuning.* juden: 68 *hildiscalcos, auaron Israheles elleanruoua, suitho unuuanda uuini.* 97 *filu Judeono liudio uuerodes.* 491 *auarun Israhelas, eganumu folke, thinun liobun liudiun.* 766 *Judeono folkes, uuerodes giuualdan.* 2125 *that hi an Judeon huergin, undar Israheles abaron.* 2138 *Judeono filu, theses rikeas suni.* 2360 *Judeono, lethes liudskepies.* kind, knabe, sohn: 165 *er than thi magu uuirdid, erl afodit, kindiung giboran.* 194 *scolda im erbiuuard, suido godcund gumo gibidig uuerdan, barn an burgun.* 215 *modar thes kindes, thiu thana magu habda, that barn an ire barme.* 381 *luttilna man, that kind.* 2018 *uuid iro kind sprecan, uuid iro sunu selbon.* 2160 *fand that barn gesund, kindiungan man.* 2202 *thie rinc up asat, that barn.* weib, frau, gemahlin: 193 *uuard thiu quena ocan, idis an ira eldiu.* 251 *thar he ene idis uuisse, munilica magad.* 255 *that uuas so diurlic uuif, idis antheti.* 301 *ni uuelde sie im te brudiu tho halon, im te hiuuon.* 330 *te them uuiba genam, the thera magad minnea.* 748 *uuibun managun, brudiun an Bethleem.* 1477 *idis ni bisuuica, uuif mid uuammu.* Maria: 269 *thiu magad, idiso sconiost.* 296 *thea magad habda, thea idis anthettea.* 435 *that fri . . ., helag thiorna, thiu magad.* 438 *friho scaniosta, thiu modar.* 801 *adalcunnies uuif, salig thiorna.* 1997 *thar Maria uuas, salig thiorna, mahtiges moder.* 2017 *frio sconiosta, Cristes moder.* teufel: 52 *uuid fiundo nith, uuid dernero dualm.* 1030 *craftiga uuihti, selbon Satanasan.* 1055 *dernea uuihti, niđhugdig fiund.* 1061 *the fiund nahor geng, mirki menscado.* 1113 *tho giuuet im the menscado, Satanas thanan, fiund.* 1365 *fiundes giuuerk, diubules gedadi.* 1871 *endi sie uuamscadun, feondun uuitfahit.* 2281 *uuider hetteandun, gaf im uuid the fiund fridu.* 2480 *diubal, uureda uuihti.* leute, menschen, männer: 311 *that siu mid them liudiun leng libbien mosti, uuesan undar them uueroda.* 912 *liudi sagdun, uueros uuarlico.* 1028 *ne habda liudeo than mer, seggeo.* 1202 *tho uuard it allun them liudiun cud, fon allaro burgo gihuem.* 1400 *liudiun, manno barnun.* 1410 *liudiun*

dernien, helidcunnie farhelan. 1772 *liudeo barn, al irminthiod.* 1942 *than gi fan them liudiun san farad, fan them folke.* 1971 *liudio barno, helido.* 2320 *thea liudi, gramharde Judon.* 2384 *thea liudi, thioda.* 874 *them uuerode . . ., them liudiun.* 1146 *thes uuerodes filu, thero liudeo.* 1633 *uuerod odar, liudio barn.* 1774 *uuerodes filu, mancunnies manag.* 1782 *uuerodes lat, faho folcskepi.* 1986 *that uuerod . . ., heriskepi manno.* 2005 *uuerod blidode, uuarun thar an lustun liudi atsamne, gumon gladmodie.* 2120 *uuerodes genog, helidos hugiderbie.* 2369 *uuerod mikil, folk.* 2402 *tho it eft thes uuerodes farnam, thes folkes fard mikil.* 2463 *is theses uuerodes so filu, erlo.* 15 *sia ne muosta helitho than mer, firiho barno frummian.* 440 *helidos gispracun, erlos managa.* 518 *them helidon cudde, them uueroda.* 869 *helido barnun, liudiun.* 917 *thea helidos, frugnun thea thar an them arundie erlos uuarun, bodon.* 1383. 1580 *helidos stodun, gumon umbi thana godes sunu, uueros.* 2266 *helidos quamun, thie liudi.* 756 *erlos antleddun, gumon.* 903 *erlos managa, liudi uuandun, uueros.* 1486 *than is erlo gehuuem odar betara, firiho barno.* 1621 *erlun alatan, uueron.* 2217 *erl manag . . ., that folc.* 908 *gumono gihuuilicum, seggiun.* 1020 *gumono gihuuilicun loboda, them liudiun.* 1072 *that is gumono lif, liudeo so huuilikes.* 1261 *gumono filu, mariero manno.* 1111 *thegnos managa, helidos.* 1188 *allaro thegno gehuuem, uuero.* 2385 *thegan manag, uuerod.* 541 *antthat thar uueros ostan, suido glauua gumon gangan quamun, thegnos snelle.* 2445 *uueros sind im gihugide, man mislico.* 1068 *ni mugun eldibarn, liudi libbien.* 1430 *eldibarnum, thesumu folke.* 248 *alla liudstemnia, uuerod.* 619 *that folc, that uuerod.* 978 *druhtfolc mikil, uuerod.* 1033 *huuo he thesa uuerold, irminthioda bisuec.* 1210 *manno barnun, liudiun.* 1224 *at theru menigi, at theru thiodu.* 1298 *huuilike uuarin allaro irminmanno gode uuerdoston gumono cunnies.* 1372 *ac it firiho barn fotun spurnat, gumon.* 1379 *uuirdid allun than irminthiodun, liudiun alethid.* 1412 *that it allaro barno gehuuilic, liudi farstanden.* 2294 *umbi ina heriskepi, theoda thrungun.* 2335 *tho thes so manag hedin man, uueros uundradun.* gott: 120 *the gio for gode standu, anduuard for them alouualdon.* 324 *godes, helages gestes.* 326 *godes egan barn, uualdandes sunu.* 331 *maht godes, uualdandes gibod.* 357 *god mahtig, uualdand.* 431 *goda, uualdande.* 999 *uuord godes, drohtines stemne.* 1039 *god mahtig, uualdand.* 1543 *that sie in god lono, mahtig mundboro.* 1597 *than gi god uuillean, uualdand grotean.* 1632 *mahtig god, uualdand.* 1977 *for ogun godes, for allaro firiho fader, thar . . . for thene alouualdon gangad, rethinon uuid thene rikeon.* 2127 *the io mer te gode gelobon habdi, te himile.* 2323 *god eno, uualdand thesaro uueroldes.* 90 *uualdandes geld helag bihuuernan, heuancuninges, godes iungarskepi.* 475 *sagda he uualdande thanc, almahtigon gode.* 1765. 2336 *uualdand self, god alomahtig.*

316 *drohtines engil, hebancuninges bodo.* 515 *siu thar ira drohtine uuel, gode thionode.* 889 *an euuues drohtines namon, an thana helagon gest.* 1313 *them uuirdit the helego drohtin mildi, mahtig selbo.* 1790 *eo gi thes drohtin sculun, uualdand biddien.* 2228 *drohtin self, mahtig mundboro manno kunnie.* 1402 *uualdand god, himiliscan fader.* 1618 *uualdand god, fadar alamahtig.* 1907 *antdradad iu uualdand god, forhtead fader iuuuan.* 1959 *uualdand god antfangan, fader iuuuan.* 690 *badun alouualdon, heron heuencuning.* 109 *fraon sines, godes iungarskepi.* 259 *thu bist thinun herron liof, uualdande uuirdig.* 1119 *so scal man thiodgode thionon, herron after is huldi, hebancunnunge.* 1913 *huand sie fader iuuua haldid, helag god.* Christus: 6 *lera Cristes, helag uuord godas.* 49 *Cristas giburd (helandero best), helagas gestes.* 135 *Kristes gisid, is selbes sunies.* 399 *nu is Krist giboran, salig barn godes, drohtin the godo.* 472 *selban Krist, helagna hebancuning.* 521 *the helago Krist, uualdand selbo.* 617 *Krist, fridugumono bezt.* 973 *Krist selbo, uualdand.* 979 *uualdand Krist, heran hebencuning.* 982 *Krist, fridubarn godes, liof liudio uuard.* 1004 *Crist, diurlic drohtines suno.* 1009 *Krist, godes egan barn, gumono bezto, fridu uuid-fiundun.* 1091 *the helago Crist, allaro barno bezt.* 1134 *Krist, godes egan barn.* 1138 *Krist, cuningo rikeost.* 1334 *Crist alouualdo, cuningo rikiost, godes egen barn.* 2124 *uualdand Crist, the gumo.* 2297 *for ogun Kristes, for that barn godes.* 326 *Jesu Krist, godes egan barn, uualdandes sunu.* 430 *folco drohtin, liudeo herron.* 439 *managaro drohtin, helag himilisc barn.* 485 *that ic minan drohtin gisah, holdan herron;* vgl. 967. 971 *drohtin fro min, thiodgumono bezto.* 1025 *drohtin the godo, uualdandes sunu.* 1133 *mari drohtin, uualdand selb.* 1208 *that he drohtin uuas, himilisc herro.* 1284 *thesoro thiodo drohtin, uualdand selb.* 1999 *managoro drohtin, godes egan barn.* 2210 *thie mahtigo drohtin, thie helago thie himiles giuualdid.* 246 *is himilisc barn, is selbes sunu.* 370 *barno strangost, allaro cuningo craftigost.* 459 *that barn, helagna Krist.* 479 *that barn godes, helagna hebancuning.* 708 *that helage barn, drohtin thinen.* 812 *mahtig barn godes, Krist alouualdo.* 915 *that barn godes, uuar uualdand Krist.* 960 *godes egan barn, diurlic drohtines sunu.* 1164 *that barn godes, lioban herron.* 2030 *uualdandes barn, heleandero bezt.* 793 *iru sunu, godes egan barn.* 834 *sunu drohtines, allaro barno bezta.* 997 *hebencuninges sunu, en alouualdand.* 1461 *hebencuninges suni, is blidi barn.* 2234 *thie godes suno, uualdand.* 533 *hebenkuning, sunu drohtines, managaro mundboron.* 2154 *hebencuninge, alouualdon gode.* 2344 *hebencuninges, Cristes.* 291 *the helago gest, that barn.* 335 *helagna gest, godlican gumon.* 625 *burgo hirdi, liof landes uuard . . ., riki radgebo, the rihtien scal Judeono gumskepi endi is geba uuesan mildi.* 1286 *the landes hirdi, godes egan barn.* 667 *that fridubarn godes, helagna hebencuning.* 1128

that fridubarn godes, frohon sinan, helagan hebencuning. 990 *thane heleand selbon, Krist allaro cuningo bezton.* 2354 *heland self, Crist.* 1248 *mahtig selb, barno rikiost.* 2178 *mahtig, neriendo Crist, heleandero bezt.* 1595 *the rikeo, sunu drohtines.* 2314 *the rikeo, cuningo craftigost.* 2381 *the godo, fridubarn godes.* 520 *neriandas ginist, helpa hebencuninges.* 931 *fraon mines, liobes herron.* 1093 *herran thines, thines frohan.* 1052 *the landes uuard, manno drohtin.* 1273 *the radand, managoro mundboro.* 2168 *alomahtig, drohtin the godo.*

Adjectiva und adverbia. einmal belegte variation 86. 151. 152. 176. 259. 551. 599. 609. 1245. 1317. 1640. 1719. 1817. 1891. 2046. 2059. 2096. 2211. 2301. 2334. 2345. 2353. häufiger belegt alt: 150 *nu uuit sus gifrodod sint, habad unc eldi binoman elleandadi.* 1184 *iro aldan fader, frodan.* gnädig, hold: 1292 *uuas im hold an is hugi, mildi an is mode.* 1448 *that man is nahiston niutlico scal minnian an is mode, uuesen is magun hold, gadulingun god.* grimmig, zornig: 549 *sliduuurdean kuning, modagna.* 1377 *than uuirdid im uualdand gram, mahtig modag.* schön: 1392 *fagar mid firihun, uulitig endi uunsam.* 1673 *thie uurti sint fagoro gefratoot, berhtlico gebloid.* verwandt: 64 *mid sibbeon bifang auaron Israheles, cuman fon iro cnuosle.* 1440 *sibbeon bitengea, man mid magskepi.* 1494 *than ne si he imu eo so suuido an sibbiun bilang, ne iro magskepi so mikil.* wahrhaft: 183 *huat he im sodlikes seggean uueldi, uuisean te uuaron.* 564 *odo gitellien, giseggean sodlico.* 906 *he so filu sodes gisprac, uuaroro uuordo.* 1205 *uuares so filu, torhtes gitogde.* 1361 *seggean sodlico, uuarun uuordun.* bereitwillig: 675 *thea man stodun garouua, holde.* 1282. 1384. 1581 *gerno suuido, uueros an uuilleon.* 2174 *uuas is helpono god, mannun mildi.* weise: 201 *uuise man, snelle.* 312 *the uuiso man, suido god gumo.* 808 *uuisa man, suido glauuua gumon.* 1233 *so uuise man, uuarun im glauuue gumon.* 1806 *uuisumu manne, the giuuit habad, horsca hugiskefti.* 73 *that uuas fruod gumo, habda ferehtan hugi.* 225 *the frodo man the thar consta filo mahlian.* 208 *en gifrodot man, the so filo consta uuisaro uuordo — habde giuuit mikil.* 228 *the thar so gifrodod sitit, uuis an is uuinseli.* 612 *so huuat so godaro manno, allaro spahoston spracono uuarun endi an iro briostun bokkraftes mest uuissun te uuarun.* 1900 *godoro uuorto, spahlicoro.* 623 *suuido glauua gumon, filuuuise man.* 2465 *the is imu glau endi habad imu godan mod, sprakono spahi endi uuet iuuuaro spello gisked.* 569 *en uuittig man, frod endi filuuuis.* 653 *uuissun im thinga gisked, uuarun im glauue gumon.*

Bringen wir die resultate dieser sammlungen zunächst in die form einer tabelle.

	verba	abstr.	concr.	lebende wesen	adj.
I. einmal var. begriffe	34	18	24	7	22
II. mehrmals „ „	23	26	9	14	8
III. summe von I + II	57	44	33	21	30
IV. verhältnis von II : I	10 : 15	10 : 7	10 : 27	10 : 5	10 : 28
V. zahl der variationen	105	141	65	218	58
VI. verhältnis von III : V	1 : 1,8	1 : 3,2	1 : 2,0	1 : 10,4	1 : 1,9

Hieraus ergibt sich dass die concreta adjectiva und verba den ersten platz einnehmen. denn sie weisen 1) darin manigfaltigkeit auf dass die nur an einer stelle variierten begriffe die mehrmals variierten um das dreifache oder die hälfte übersteigen; 2) darin dass durchschnittlich derselbe begriff nicht öfter als zweimal variiert ist. auch bei den abstracten gestaltet sich der zweite punct noch ziemlich günstig, insofern der gleiche begriff im durchschnitt nur dreimal variiert wurde. die wörter für lebende wesen aber stehen in jeder hinsicht am ungünstigsten da. es hängt das zusammen mit den zahlreichen variationen für menschen gott Christus, bei den abstracten für sünde. in einem heldengedicht würden die ausdrücke für held krieger udgl. wahrscheinlich ähnliches hervorrufen, während die stellung der abstracta und concreta mich unsicher dünkt. heil, ruhm, sieg, tod, treue dürften zwar eine grofse rolle spielen, andrerseits aber auch die namen für gegenstände der kriegerischen ausrüstung. im Hel. sind heil oder ruhm, tod, treue nur je einmal variiert: 490. 735. 321. in den variationen für sterben zeigt sich deutlich der einfluss des christentums auf den stil. während sonst meistens einmal nur variiert wird, geschieht das hier zwei- und dreimal, weil ausdrücke wie *thesa uuerold ageƀan, sokian lioht odar* zu den alten *ageƀan* oder *forlatan manno drom, dod nimit* udgl. getreten sind. überraschend ist die reiche abwechselung der formeln: unter den 587 variationen die wir kennen lernten ist noch nicht ein dutzend mal dieselbe doppelt gebraucht, dreifach oder noch häufiger keine. — zu untersuchen wäre noch welche variationen des Hel. auch die ags. dichtung verwendete.

In den angaben über die grammatischen hilfsmittel für den Hel. (xxiii f) fehlt das programm von PPiper Über den gebrauch des dat. im Ulf., Hel. und Otfr., Altona 1874, sowie die schrift von AMoller Über den instrum. im Hel. und das homerische suffix *φι*, Danzig 1874. Steinmeyer teilte mir mit dass Sievers diese arbeiten keineswegs unbekannt waren, vielmehr nur durch ein versehen nicht citiert wurden.

Die an die Praefatio sich schliefsenden fragen scheinen mir auch nach Sievers erörterungen noch nicht erledigt. dass die interpolationen und die Versus von éinem verfasser herrühren, halte ich für richtig. der umfang der ersteren ist aber vielleicht bedeutender als man bisher annahm. wenn Sievers mit recht 4, 14—17 ausschied (s. xxx f), so ergibt sich daraus dass der interpolator 'rhetorisch aufgebauschte widerholungen' nicht verschmähte. mehr ist aber *in talibus—vetando extinguat* 3, 8—11 auch nicht; die zeilen enthalten lediglich dasselbe wie die vorangehenden. ebenso flossen die von Sievers gestrichenen worte *quatenus non solum—panderetur* 4, 4 ff aus 3, 14 f und 4, 1 f. auch 4, 8 *ad tam difficile tanque arduum se statim contulit opus* erregen mir verdacht. man erwartet 'er gehorchte gern und machte sich sogleich an die arbeit, wiewol sie schwierig und mühsam war'. ferner kehrt das steigernde *tam* in dem eingeschobenen *opus tam lucide tamque eleganter composuit* 4, 14 wider und ähnliches in B 4, 25 *tanta copia verborum tantaque excellentia*. 4, 10 *a mundi creatione initium capiens* schliefst sich sehr gut an *obtemperans*. ganz unhaltbar endlich kommt mir *illius poematis* 4, 17 vor. ist das eben besprochene gedicht gemeint? offenbar, doch gibt das gar keinen sinn. man kann *iuxta morem* doch schwerlich anders auffassen als 'nach art sächsischer epen'. das bezeichnet *illius poematis* nicht, mithin ist es ein zusatz, herrührend von jemand der *iuxta morem* nicht verstand. also auch nichts von sächsischer dichtung, ja ebenso wenig von angelsächsischer. denn auch in ihr waren die *vitteae* gebräuchlich. mithin kann der interpolator weder ein Angelsachse gewesen sein, wie Sievers s. xxxii und xxxiii anm. will, noch ein Sachse. einem solchen *vitteae* zu erklären, war unnötig.[1] folglich entnahm der erweiterer der vorrede die verse 31—34 nicht aus Hel. 38—53. (für diese entlehnung Windisch, Quellen s. 14 ff, ihm beistimmend Sievers s. xxxvii). die sechs weltalter waren ja allgemein bekannt und ich sehe in ihrer erwähnung nur einen naheliegenden zusatz zu den worten der Praef. 4, 10 *a mundi creatione initium capiens*. 33 und 34 aber konnten sich doch wol ohne vorlage einstellen, denn besonders characteristisch sind sie nicht, und niemand brächte sie mit Hel. 48 ff in verbindung, gienge nicht zufällig die angabe über die sechs *aetates mundi* vorher. die Heliandverse haben denn doch einen gar zu abweichenden wortlaut.

Ja B braucht nicht einmal den Hel. in händen gehabt zu haben. Sievers meint s. xxxiii dass 4, 30 ff sich auf ein bestimmtes exemplar bezögen. ich meinerseits glaube dass sie nur nach 4, 17 ff gebildet sind. war das werk in *vitteae* geteilt, so müssen sie selbstverständlich bezeichnet gewesen sein, etwa durch

[1] 4, 18 *nos* wir gelehrten, die wir uns des lateins bedienen.

laufende nummern mit oder ohne inhaltsangaben. die *vitteae* werden oben durch *sententiae* erklärt: daraus *singulis sententiis.* zweitens durch *lectiones:* deshalb hier der *studiosus lector. iuxta morem,* sahen wir, verstand B nicht: kein wunder, wenn das entsprechende *iuxta quod ratio huius operis postularat* dunkel und unklar ausfiel.

Wir können sogar aus der vorrede nicht einmal beweisen dass A den Hel. zu gesichte bekommen, gelesen und verstanden hat. Praef. 4, 10 ff lauten *a mundi creatione initium capiens iuxta historiae veritatem, quaeque excellentiora summatim decerpens et interdum quaedam, ubi commodum duxit, mystico sensu depingens, ad finem totius veteris ac novi testamenti interpretando more poetico satis faceta eloquentia, perduxit.* Sievers macht s. xxxvi in der interpretation dieser stelle stillschweigend einen unterschied zwischen dem alten und neuen testament, der in den angeführten worten nicht liegt: 'er hat also nur einzelne stücke des alten testamentes ausgewählt'. geben wir das zu, so enthält die stelle irrtümliches über den Hel.; denn dass die vorrede mit ihm in zusammenhang steht, braucht man nicht zu bezweifeln. im Hel. sind eben nicht einzelne begebenheiten aus der neutestamentlichen geschichte in selbständigen liedern bearbeitet, sondern wir haben darin zusammenhängende darstellung. erklären wir aber, was mich das natürlichere dünkt, die angeführten worte so dass ein fortlaufender bericht gegeben ward, nur mit weglassung solcher biblischen partien welche Deutschen wertlos sein musten, zb. geschlechtsregister und rituelle vorschriften, so erhebt sich wider das bedenken dass im Hel. nichts auf ein vorangehendes altes testament weist. es müste also später verfasst sein (Sievers s. xxxvi), und dann enthielte die Praef. einen chronologischen irrtum. folglich nahm es A mit seinen aussagen nicht genau oder er war schlecht unterrichtet und konnte oder wollte ihm mitgeteiltes nicht nachprüfen. daraus folgt dass uncontrolierbare angaben der vorrede nur äufserst geringen wert besitzen, eigentlich keinen. dürfen wir also mit Sievers aus ihrer behauptung über die ausdehnung der poetischen tätigkeit des Heldichters einen beweis für die hypothese entnehmen dass die ins ags. umgeschriebene Genesis diesem angehöre? die vorrede vermag uns nur zu bestätigen was wir anderswoher sicher stellen können, und die argumentation von Sievers s. xxxvii 'wenn die ags. Gen. trotz der starken überarbeitung so viel anklänge an den Hel. verrät, wie wir sie im bereiche der stilverwandten ags. litteratur nur bei dichtungen desselben verfassers widerfinden' reicht dazu nicht aus. wer sagt uns denn dass die alts. epik nicht in viel geringerem mafse individuell war als die ags.? —

Den Versus fehlt vielleicht der schluss. mehr allerdings als ein lob des vates konnte kaum noch folgen, denn vom Hel. verstand ja B nichts. 27. 28 würde ich ausscheiden; dass sie stören,

bemerkt auch Sievers s. XXIX. die letzten zeilen dagegen verdächtigt er wol mit unrecht. sie schliefsen sich an 26 gut an. *coeperat* 31 scheint mir auch durch *egerat* 18 gedeckt, denn ihm steht *pascebat* 20 gleich.

Ich gehe zum text über.

8 würde ich nicht umgestellt haben, weil ich glaube dass auch der zweite teil eines compositums genügt, um die hebung nach dem hauptstab herzugeben. trägt er doch ebenfalls hochton, wenn auch den niedrigeren. in 2856 gewährt C einen entsprechenden versausgang: *endi hiet sia under them gumscipie (: gaf* und *iungron).* nach Sievers Zs. 19, 56 verdient die wortfolge in C fast überall den vorrang, sodass ich M *endi it sie undar themu gumskepie het* für änderung halte. *it* könnte man in C nach *hiet* einschieben, es aber wol auch entbehren nach dem *it* in der ersten halbzeile. 45. sollte nicht statt *hvar hvan* zu schreiben sein? 47 *thiu* stört, denn es war von der sechszahl der weltalter noch nicht die rede. 114 durfte Sievers *hie* im Cott. mit einem stern versehen. die la. von C verhüllt den wechsel des subjects, während *the* in M klar ist. 137. der engel redet zu Zacharias und zwar von ihm und seinem weibe. mithin scheint mir *sie (sea)* auf diese beiden gehend unmöglich und *git* an stelle dessen notwendig. 148 bildet einen deutlichen gegensatz zu 158: wenn wir schon in unserer jugend keinen erben erzielen konnten, so fehlt uns jetzt in unserem alter erst recht die kraft dazu. ich würde also mit Heyne und Rückert 147 durch punct schliefsen, mit Heyne nach *flettea* in 150 colon setzen, nach *sint* aber keine interpunction. (über 156 f vgl. unten.) 264 *drugi thing.* gegen ein compositum *drugithing* erklärt sich Sievers auch Beitr. 5, 107. das ahd. besitzt es, auch das mhd. (Millst. Exod. 128, 24 *mit trugedinge),* deshalb bezweifele ich es im alts. gleichfalls nicht. 650 drang *eft* aus 648 ein, Sievers hätte es also im Mon. nicht hinzufügen sollen. 681. *in* M muss durch *im* aus C ersetzt werden. der dat. hängt von *gitogde* ab. *in* ist wol schreibfehler. 682. ein punct nach *uuelde* erleichtert verständnis und auffassung der sätze. 835 M streiche ich das comma. 911. *endi fragodun* scheint mir schleppend und entbehrlich. in *sokean* 909 liegt zugleich der begriff des ausforschens. Rückert tilgte die worte ebenfalls. 1322 empfiehlt sich *eft* nach *himile* durch *aftar* in 1324. 1396 nach *holmclibu* wol comma. 1437 ff hat Heyne die richtige interpunction. 1439[b]—1441[a] bilden eine parenthese. darnach gedankenstrich, der satz hebt mit einem anakoluth von neuem an, indem *than* das *so* 1437 aufnimmt. ich glaube dass 1699 stark interpungiert werden muss, durch punct oder semicolon (Heyne). *so* 1700 führt einen neuen gedanken ein. warum 1773. 76. 79 dreimal hinter einander colon? die sätze sind vollkommen selbständig. 1883

nimmt Sievers gegen seine kritischen grundsätze *thar* aus C auf, ohne rücksicht zugleich auf seine bemerkungen Zs. 19, 60. man wünscht allerdings dem rythmus nach ein abschliefsendes wort hinter *fecnon;* das aber führt auf die erwägung, ob nicht C aus demselben gefühl heraus *thar* zusetzte und ob nicht M in dem adj. *fecneon* das richtige bewahrte, nur dass in der gemeinsamen vorlage ein subst. ausgefallen war, etwa *uuercon,* der gleichen endung wegen. 1971 haben Heyne Rückert Sievers *liudibarno* unbeanstandet passieren lassen, Heyne und Sievers auch 1868, wo Rückert nach C *liudeo* schreibt. *liud liudi* kann in der composition nur *liud* heifsen, sodass in dieser weise zu bessern oder wahrscheinlicher C zu folgen ist. 2037 ff. mir scheint als hätte der dichter eigentlich sagen wollen *gebod them skenkeon that sia* usw. die eingeschobenen worte jedoch veranlassten ihn den satz noch einmal zu beginnen. daher nehme ich anakoluth an und setze hinter *gesprac* gedankenstrich. 2409. *sluggun* M, *slogun* C führt vielleicht wider auf einen fehler der gemeinsamen vorlage. *sluggun* könnte aus *slungun* verschrieben sein (*gg* statt *ng* halte ich für unwahrscheinlich). *slungun* passt zu *an gimang* besser als *slogun.* 2498 anakoluth, mithin eher gedankenstrich als colon. 2505 dünkt mich *gehugdi* statt *gehugid* wegen *gio* unerlässlich. den ind. präs. haben beide hss. 2521 schliefse ich mit punct. *so sama* in 2522 und *so* in 2523 gehören zusammen. 2688 wir vermuteten schon früher dass der schreiber von C kritik übt. hier bewog ihn ein verderbnis der vorlage 1½ langzeile auszulassen. 2689[b] ist inhaltlich falsch: die juden von Galiläa kennen Jesum und seine familie ja gerade sämtlich und wollen deshalb seiner lehre nicht glauben (2647 ff). *he ni uuas iro er cud enigumu* behauptet das gegenteil, während man *he uuas iro er cud gihuilicumu* in der parenthese erwarten sollte. am leichtesten hilft man durch streichen von *er,* sodass 2689[b]. 90[a] erläuterung der vorhergehenden zeilen werden. 2951 ist *tho* ganz unnötig, nicht minder 3057 *quad Petrus.* Sievers verfuhr an beiden stellen gegen seine eigenen kritischen regeln. 3075 ff interpungierte Rückert am besten, auch Heyne richtiger als Sievers; ebenso 3129, wo sich nach *kusteon* punct gebürt. *he* in der folgenden zeile zu tilgen, ist zwar verlockend, strenger kritik aber eigentlich verwehrt. 3248. *angegin* gehört zur vorhergehenden zeile. vgl. 619. 2931. 5217. auch *tegegnes* steht mit *sprac* stets in demselben verse. vgl. 395. 562. 2204. 2253. 3395. 4615. 5192. Heyne teilte in der ersten auflage richtig, in der zweiten nicht mehr. auch Rückert zieht *angegin* zum folgenden verse. 3372 ff ich glaube dass auch *inuuidrado* und *ledaro spraka* von *lon* abhängen: *alles thes* fasst zusammen. dann wäre nach *sprako* gedankenstrich, nach *arbedi* punct erforderlich, nach *habad* müste das comma wegfallen. *tekan* bedeutet 'als warzeichen'; jetzt wo sie als warzeichen hat schlimme qual.

dass übrigens *arbedi* kurzes *e* besitzt (Heyne, Rückert, Sievers lang), hob Joh. Schmidt Voc. 2, 479 hervor. 3409—11 gehören mehr als resumé und abschluss zum bereits erzählten gleichnis, denn sie das folgende einleiten. die drei zeilen bilden einen selbständigen satz und sollten mit punct enden. auch 3433^b. 34^a hängen mehr mit dem voran- als dem hinterhergehenden zusammen: sie stehen im gegensatz zu 3431 ff. ich möchte colon nach *arabedie,* punct nach *gilico* vorschlagen. 3520 geht deutlich ein satz zu ende, das comma bei Heyne, Rückert, Sievers ist unrichtig. 3535. *ni uuilliu—folcskepi* halte ich für erläuterung zu *ni quam* usw., für eine parenthese. seine positive ansicht gibt Jesus erst in den durch *ac* eingeleiteten worten kund. 3894 hat Sievers *so* aus C eingeschoben, wider seine kritische regel und wider den bibeltext *vade et amplius noli peccare.* nach 3973 mindestens semicolon mit Heyne oder punct mit Rückert. 4032 muss *nu* wieder getilgt werden. in C ist es wahrscheinlich nur aus 4033 eingedrungen. ebenso wenig durfte 4129 *tho* aus C aufgenommen werden. 4286 ff ist fragesatz, ganz ohne fragezeichen kommt man also nicht aus. Sievers hätte es an stelle seines colons verwenden müssen. so Rückert. besser jedoch Heyne, der es hinter *quikun* setzt und *fro min the godo* als anrede nimmt, wie *uualdandeo Krist.* 4414. die grundsätze der kritik zu verlassen und *mina* in C für echt zu erklären, war auch hier kaum am platze. man vgl. 4514 *dom thurh diurda. mina* wurde durch 4409^b. 10^b veranlasst. 4766^b. 67^a bilden den gegensatz zu 67^b. 68^a. daher nach *gifories* colon, nach *mundboro* punct. ähnlich Heyne und Rückert. 5086. *goden* scheint mir nur verschrieben und *thes libbiandes godes* C vorzuziehen. die formel tritt sonst immer in dieser gestalt auf. möglich dass 5089 *the godo godes sunu* dem schreiber ins auge gefallen war. Heyne und Rückert lassen auch *goden* weg. 5164. *im* ist entbehrlich, stammt in C wahrscheinlich aus 65. 5546 liegt der fehler gar nicht in *selbon,* vielmehr darin dass nach *selbon* ein subst. ausfiel. offenbar ein allgemeiner ausdruck für Christi kleider: sie konnten über die verteilung derselben nicht eher einig werden [1] als bis sie um den rock gelost hatten. mithin etwa *umbi thena selbon giuunst.* das wort war C wol nicht geläufig, denn auch 1167 änderte es. sollten 5749 ff lückenlos sein? die rede der juden richtet sich an Pilatus, wer davon aber nicht schon weifs, kann es aus unserem texte nicht ersehen. nach *runon* etwa mag der verlust eingetreten sein. 5811 ergänzt man vielleicht besser *quamun.* vgl. 5877 *huilica im thar anduuarda / egison quamun.* 112 *grurios quamum im, egison.* dann möchte ich *fan them grurie mikilon*

[1] *samuurdi* fehlt in Heynes glossar – in Bartschs gleichfalls. *biuuardon* fehlt in Heynes glossar — in Bartschs gleichfalls. *obarhugdi* fehlt in Heynes glossar — in Bartschs gleichfalls. *uuarlik* fehlt in Heynes glossar — in Bartschs gleichfalls (vgl. Behaghel Germ. 22, 229). sonderbar!

aus 5813 mit Rieger in 5814 versetzen, aufserdem aber *godes engil* streichen. es scheint mir reminiscenz an 5804. wir kommen dadurch, sobald wir noch *er sia thie* zu 5815 ziehen, zu ganz glatten versen:

all uurthun
thiu fri an forahton. furthor ne gidorstun
fan them grurie mikilon te themo grave gangan,
er sia thie [godes engil] uualdandes bodo uuordon gruotta.

Endlich zu den anmerkungen.

2. die ergänzung erregt bedenken, weil *uuord uuisian* sich nach Sievers eigener bemerkung nicht belegen lässt, dann auch weil nicht einfaches auslassen zur erklärung des verderbnisses genügt, sondern auch noch umstellung angenommen werden muss. fand aber der schreiber *that sia bigunnun uuord godes* vor, so konnte er *reckean* für das dazu gehörige verbum halten und ein anderes dazwischen stehendes übersehen. ich habe daher in den Sprachpr.[3], im anschluss an Müllenhoffs *cûthian, uuido cûthian* als zweiten halbvers vorgeschlagen, ohne dass mich dies völlig befriedigte. wegen der formel vgl. s. 457 unter verkündigen. wenn Sievers seine conjectur durch den hinweis auf die dadurch gewonnene stellung des hilfsverbs neben seinem inf. zu stützen sucht, so ist zu bemerken dass die angezogenen beispiele in der Zs. 19, 51 f nur die position des inf. hinter dem hilfsverb belegen. 20. dem texte der Denkm. im Hildebrl. 49 wäre leicht zu helfen. man braucht nur das hsliche *quad Hiltibrant* nach *uualtant got* als beginn des zweiten halbverses einzusetzen. wer an der ähnlichen z. 53 *nû scal mih sudsat chind suertu hauwan* anstofs nimmt, mag *chind* zur ersten halbzeile ziehen. in beiden versen zerstört meine änderung die zweimal vier hebungen nicht. aber ich will doch auch an verse wie Hel. 3516 *het imu tho thea is godan iungaron nahor* erinnern. 43^b^. das Müllenhoff und Rieger in dem zweiten *i* von *gifrimid* umlaut erblicken, glaube ich kaum, wenigstens nicht umlaut von *u*, und das meint Sievers doch wol. *i* steht nur für *e*, wie nicht selten. 60. näherliegend wäre *giuueldun* aus *giuuald* zu entnehmen. 71 schliefst man sich am engsten an die hs., wenn man statt *radburdeon Judeono liudi* schreibt *radburdi // on Judeono liudi*. *radburdi* steht *thes rikeas* parallel und hängt gleichfalls von *giuuald ehta* ab. 144^b^ ist Heyne mit seinem 'gerade eben just' doch vielleicht im recht. man vgl. Haupts anm. zum Er. 1399 über *ebene*. 156. warum soll man nicht nach *meginkraft* stark interpungieren können, am liebsten durch einen punct, und *so* in 156 mit dem in 157 verbinden? 'in dem mafse als wir gar lange gelebt haben, in dem gleichen dünkt mich wunderbar', dh. 'weil wir so lange gelebt haben, deshalb'. 217. kann nicht *fur-*

mon uuordu einfach bedeuten 'mit dem ersten worte'? das gebot war sein erstes wort, war ihm mithin das wichtigste, sodass man die formel auch durch 'angelegentlich' übersetzen könnte. das würde zu der von Sievers citierten stelle der ags. Gen. passen. 229. die bekanntschaft der Angelsachsen mit dem wein streitet JGrimm Andr. und El. xxxvii (nicht xxxvi) nicht ab, nur wäre es doch merkwürdig, wenn man den sal nach einem ausnahmsweisen getränk benannt hätte. zu bedenken bleibt ferner dass das wort alt sein wird, da das alts. und ags. es besitzen. vgl. auch altn. *Vingólf Vinheimr.* allerdings wird die grammatische schwierigkeit hierdurch nicht gehoben. 266 behalte ich das *suno* des Cott. bei, weil mir die verwendung eines erläuternden, der bedeutung nach verwandten ausdrucks neben *magu* dem stil des Hel. angemessen erscheint, der gen. allein dagegen nachschleppend. man vgl. die ähnlichen formeln *mari mannes sunu, the uuaro uualdandes sunu* und *hebencuninges sunu* 997, während Jesus nie als *magu godes,* nur als *barn* oder *sunu* bezeichnet wird. 327 fand Grein mit *uuel bisorgon, haldan helaglico* entschieden das richtige. darauf deuten 333. 334, welche an die worte des auftrags erinnern sollen, dann der umstand dass formen von *haldan* und *uuel* stets in der stellung *haldan uuel* verbunden werden, wobei *haldan* meist allitteriert. das lehren die angaben unter besorgen s. 396. *uuel haldan* drang wahrscheinlich aus 317. 320. 322 ein. in 482 *that thu thinan holdan scalc nu hinan huerban latas* würde ich mit Rieger die cäsur nach *hinan* eintreten lassen. auf *hinan* fällt durch den satzaccent betonung, die zweite halbzeile bekommt also, wenn Sievers nach *scalc* einschneidet, zwei stäbe. 483 will mir das adj. *uuarun* bei *an thinan fridu* nicht gefallen. wozu hervorheben dass dieser friede ein wahrer ist? müste nicht auch der starke acc. *uuaran* gebraucht sein, wie in *unsar brôt tagalthhaz, mîn sun guatêr* (Gr. 4, 567)? wenn sich überhaupt eine solche verbindung für den Hel. nachweisen lässt. *te uuarun* wäre eher brauchbar, änderung in *friđuuuâra* aber wol das beste. 535 schliefst Rückert mit recht den satz bei *mundboron. so* führt nur die erzählung fort, und 537[b] ff gibt dann die erläuterung zu 535[b]—537[a]. 572 *he* vor *mahte* hilft uns auch nicht über den wechsel des subjects fort. man ergänzt von selbst 'als dieser', auf 569 f bezüglich, und braucht kein pron. 628. warum nicht durch die bequeme umstellung zwei stäbe schaffen? 1450 kann uns daran nicht hindern, denn die drei halbzeilen 1449[b]. 1450[a.b] sind offenbar mit absicht gleichmäfsig gebaut. 693 reicht die änderung von *huuem* in *gihuuem* nicht aus. in beiden hss. muss *morgan* in *morgno (morgano)* verwandelt werden. 740 trete ich auf Riegers seite. 'das leben hergeben', *geƀan* ist kräftiger und selbständiger als das oft gebrauchte *that lif ageƀan,* und deshalb um so mehr für das ursprüngliche zu halten, als der Mon. die

bessere hs. ist. 765 f teilen Grein und Sievers falsch ab, nicht Müllenhoff und Rückert. denn 1) werden *uuas hetan* 'hiefs' nie durch cäsur oder versende getrennt. vgl. 76. 120. 252. 468. 504. 1192. 1269. 3335. 4147. 5129. 5402. 5719. 2) allitteriert in dieser formel *hetan* niemals. 3) ist *heritogo* ebenso wenig ein zu kurzer halbvers, als zb. *Herodesan* 685, ja noch weniger, da wir es mit einem compositum und zwei hochtönen zu tun haben. 852 fasse ich *bed torhtaro tecno* in abgeblasster bedeutung: er wartete auf die bestimmte zeit, den richtigen zeitpunct. darauf führen die folgenden worte *ni uuas noh than thiu tid cuman.* zu vgl. ist was Vilmar Altertümer s. 16 über *torht tecan* bemerkt. 984 schliefse ich mich Behaghels vorschlag an. denn stimmt man für *afstop,* so muss vor *that land an* eingeschoben werden. 1067 würde ich den imp. beibehalten, weil in 1084 f die aufforderung des teufels ganz entsprechend lautet *ef thu sis godes sunu, scrid.* in 1212 *than he thar torhlic so manag | tecan giuuarhte* polemisiert Sievers gegen die früheren herausgeber, welche cäsur hinter *torhlic* annahmen. *manag,* sagt er, werde mit vorliebe nachgestellt. allein *so manag* steht gerade vor dem substantivum. vgl. 14 *so manag gibod.* 23. 1205 *so manag uuislic uuord.* 731 *so manag barn.* 4603 *so manag helag giruni.* 5380 *so manag mislic thing.* genau passt zu unserem verse 2349 *endi so manag mahtiglic || tecan getogda.* mithin dürfte *than he thar so manag torhlic | tecan giuuarhte* das richtige treffen. 1273 wird Rückert mit unrecht beschuldigt *radand* für einfaches part. gehalten zu haben. er sagt ausdrücklich in der anm. '*râdand* subst. part.'. deshalb zog er auch die la. von C, *hie (he)* vor, denn *radand* bleibt besser ohne artikel, weil auch bei allein stehendem *uualdand* der artikel fehlt. dass M auch sonst mehrfach den artikel einschwärzte, zeigte Sievers Zs. 19, 63. ebenso muss Rückert 1540 dafür büfsen dass Sievers seine anm. nicht las. er gieng mit dem Cott. und bemerkt zu *arman* 'dh. *armman* bettler, berufsmäfsige arme'. also nichts von substantiviertem adj. ähnlich Heyne im glossar. diese la. kann leicht die echte sein. 1364. wahrscheinlich dachte Sievers nicht an mhd. nd. nnld. *baten,* sowie alts. *gibada* (Heyne im glossar falsch *gibâda),* sonst hätte er möglicher weise sich mit der änderung in *beddien* begnügt. also: 'ihr sollt den sündern von nutzen sein bei ihren übeltaten'. der Cott. verliefs die vorlage. mit der anm. zu 1554 kann ich mich nicht ganz einverstanden erklären. Riegers vorschlag halte ich allerdings, mich Sievers anschliefsend, für zu gewaltsam. für unannehmbar aber andererseits die cäsurlosen zeilen mit zwei stäben. zwar wies Rieger an der von Sievers citierten stelle derartige verse für das ags. nach, aber nur für gnomische poesie. Sievers übersah wol den satz 'weiter noch gefehlt wäre auf das scheinbare

vorkommen des kurzen verses in zerrütteten texten epischer gedichte irgend ein gewicht zu legen.' die zeilen

iro selboro sundia bottin 877
euuar selboro sundea hreuuan 880
euuar selboro sundea alatan 884
the is an them hohon himila rikea 1601
cuma thin craftag riki 1603
an them hohon himilrikea 1606
ac help us uuidar allun ubilon dadiun 1612

sind regelrecht. wenn 1601. 03. 06. 12 Sievers durch ihre kürze auffallen — wenigstens scheint ihn dieser umstand auf cäsurlose zeilen zu führen; ich finde nichts aufsergewöhnliches an ihnen —, so gibt er selbst die genügende erklärung dafür: 'hier lag eine besondere veranlassung zu möglichster kürze des ausdrucks in dem bestreben vorgezeichnet die heiligen worte des gebetes so wörtlich wie möglich widerzugeben.' 2516 ergänze man mit Heyne *so uuerold habid* (oder *theses uueroldrikeas)*, 4264 etwa als variation zu 4265ᵃ, *ni sorgodun umbi is lera.* 1554 suche ich den fehler in *rumeat.* man darf vielleicht an *endi uuirkeat / te iuues uualdandes rikea* denken, welches sich durch *uuirkead up te gode* 1638 stützen liefse. was Sievers, betreffs der stellung der stäbe, mit dem hinweis auf 2290 bezweckt, ist mir unklar. dort liegt ja ein offenbarer fehler vor, den er selbst besserte. 1574ᵇ als parenthese zu nehmen, scheint mir weniger einfach als zu übersetzen 'um das (bitten) was ihr sehr nötig habt, nemlich dass usw.' 1594 hätte Sievers hinzufügen können dass *do* den imp. *leri* vertritt, auf 1590 *that thu us bedon leres* zurückgreifend. — warum erklärt übrigens Heyne im glossar unter *lerian* in 2171 *lerde godes uuilleon gumun* dies *gumun* für den dat.? 1955 würde ich bei der la. von M bleiben, da ich *mundburd* für *fridu* parallel halte. wer der *mundboro* sein sollte, müste wol angedeutet werden. 2091 finde ich keinen grund von der interpunction der übrigen herausgeber abzuweichen. 2096 muste Sievers unbedingt dem Cott. und der mehrzahl der editoren folgen. es ist klar dass aus *lefna lamon* leicht durch verschreibung *lefna man* entstehen konnte, und überdies gewähren 2308 beide hss. *lefna lamon.* 2129. Heyne fasst nur im text, nicht im glossar *than* temporal (vgl. *than* I 5 und *hluttar* am schluss). man darf schwanken, weil der relativsatz nicht negativ ist. zu 2390 werden die herausgeber, Rieger ausgenommen, namentlich aber Müllenhoff und Scherer mit offenbarem behagen abgekanzelt. war etwa auch Sievers, als er für die 2 auflage der Sprachproben berichtigungen des Heliandtextes nach dem Cott. beisteuerte (vorrede zur 2 auflage), der fehler *hren corni* noch entgangen? ich verweise jetzt auf Müllenhoffs anm. Sprachpr.³ s. 51 zu VI 2. 2858. auf das grofse *D* in C gebe ich nichts, bleibe vielmehr bei dem herkömmlichen texte

is geba gerno drogun, gumono gihuemu
helaga helpa.

helpa dragan ist nämlich sonst nicht belegt, dagegen 673 *im thea geba drogun.* ebenso ziehe ich 2887 ff Heynes und Rückerts satzeinteilung der künstlichen bei Sievers vor. haben wir es vielleicht 2893 mit einer nachlässigkeit der gemeinsamen vorlage zu tun? stand in ihr *strid,* so hätte M dies beibehalten, C den fehler bemerkt und ihm durch zusatz von *ni afhuob,* welches metrisch unbequem ist, abgeholfen. man könnte an *ni stridda* denken. 2971. Sprachpr.[3] VIII 73 (s. 55) wurde im sinne von Sievers anm. geändert. soll aber *mahti* nicht allitterieren, so hätte Sievers wol auch 4743 besser getan den beliebten zeilenschluss nicht anzutasten (vgl. Zs. 19, 52). 3031 durfte *thuo* nicht eingesetzt werden, da der zusammenhang es durchaus nicht vermissen lässt. 3160. *uuard* gehört zu den drei sätzen *eft them mannum uuard hugi* (das heifst nur gedanken, besinnung), *them mannum uuard gihelid mod, them mannum uuard gibade.* nach Sievers auffassung würde *uuard gihelid* auch zu *gibade* gehören, und das gibt schwerlich einen genügenden sinn. 3216 (nicht 17). *allaro* aus C einzuschieben, ist falsch. zwar erscheint fast immer *allaro* in diesen verbindungen, aber zb. nicht 2732. 3874. 4377. 3347 ff. in 3349 wird man sich ganz M anschliefsen und auch *gimanodun* beibehalten müssen. C ist offenbar verdorben und *gimanoda* nur durch *suht* veranlasst. der plural bezieht sich entweder auf *reganogiscapu* allein und 3348 ist nur erklärung dazu und zu *ina,* also eingeschoben; oder auf *reganogiscapu* und *endago* zugleich. 3427. wie *erist* als adverbialer acc. gebraucht wird, kann es vielleicht auch *lezt* werden, sodass *thar lezt* zu emendieren wäre. 3451. erinnert man sich an die wenigstens ähnliche zeile 3405 *an iro modsebon selbon keosen,* so bleibt man um so lieber bei *gecoran an muod,* als nicht recht ersichtlich ist, wieso *gecoran* 'erprobt' bedeuten kann. vgl. auch *an mod neman.* 4006. es liegt doch auf der hand dass der übergang von indirecter in directe rede nicht völlig ex abrupto beginnen kann, so dass nicht einmal irgend eine interpunction, irgend ein halt im satze vorhergienge. denn auch 2844 muss nach *habdin* interpungiert werden. Sievers verwirft also mit unrecht in der anm. seinen text. lässt er aber so engen anschluss zu, dass *that aslapan uuas* — nun direct — *'Lazarus fan them legare: habit thit lioht ageban* ihm als möglich gilt: weshalb behauptet er dann, bei *habit* müsse das pron. *he* stehen, wenn mit ihm directe rede anheben solle? das pron. ist ebenso unnötig als in sätzen wie *thiodo drohtin gaf im langsam lon: let sia ledes gihues sikora.* auch 5728 wird *hie* entbehrlich sein. 4347. gegen den conj. *uuerde* hat sich allerdings Behaghel aao. erklärt, in einem nachtrag aber Modi s. 60 seinen einwand zurückgenommen. 5248. in der anm.

weicht Sievers leider von seinem text und dem resultat seiner untersuchung Zs. 19, 56 ab. er erklärt dort dass C bezüglich der wortstellung entschieden höher stehe als M. der Mon. bietet hier deutlich prosaische wortfolge. 5754. habe ich nichts übersehen, so darf nach *seggian* mit abhängigem aussagesatze *that* nicht fehlen. Müllenhoff konnte daher nur *simnen* und *hie* streichen. *simnen* jedoch gibt wol das lat. *adhuc vivens* wider oder beruht doch darauf. dass der halbvers ungeschickt ist, lässt sich nicht abläugnen, und somit möchte ich Rückerts umstellung *hie sagda simnen that hie fan dode scoldi* || *astandan an thriddian dage* keineswegs 'sehr überflüssig' schelten. 5788. mir erscheint im gegenteil nur der gen. natürlich. denn gottes sohn ist kein leichnam, wol aber ist er 'der liebe herr'. 5920. entlehnung oder verschreibung von *cuthlico* aus *cuthian* ist mir nicht zweifellos. *cuthlico antkennian* gehört zu den formeln (vgl. Sievers s. 407 unter erkennen). *mâhtigan thar standan* gibt einen ungeschickten versausgang. nimmt man *standan* in die nächste zeile, hinter *Criste,* so lässt sich teilen

thuo gisah siu thena mahtigan thar
Criste standan, thuoh siu ina cuthlico
antkennian ni mohti er than hie ina cuthian uuelda.

Einige unbedeutende druckfehler sind stehen geblieben. s. xv z. 3 von unten ein unrichtiges comma, s. xxiii z. 1 von unten ein falscher bindestrich. s. xv z. 6 von unten lies *welcher*. s. 3 z. 2 von unten lies 15 statt 14. im text 915 M doch wol *baldlico* statt *haldlico,* 3299 M *man* für *inan*. auch 5730 M *te* statt *the?* im formelverzeichnis s. 396, 7 lies *uuel.* s. 399 ist in den auf die anm. bezüglichen zahlen 1 doppelt gebraucht und daher nur die auf anm. 1 deutende zutreffend. daselbst muss z. 15 wegen Sievers änderung im text bei *Crist selƀo* 754 zugefügt werden. s. 403, 11 verweist Sievers auf 'unterwegs'; dies fehlt aber im verzeichnis. s. 413, 7 lies 4603 statt 4604. in den anmerkungen s. 501, 5 *und* für *and.* s. 510, 12 *schwerlich.* s. 516, 11 *eft.* s. 517, 53 *mir* für *nur.* s. 520, 36 *gehörigen.* in z. 43 steckt ein fehler: *spendenden seite der?* oder wäre *der* zu streichen? s. 534, 33 *nach uueldin* statt *nach dragan.* s. 535, 54 *hwilikumu.* ist auch *äufserlich* s. xiii z. 1 von unten druckfehler oder nur etwas unklar? denn kleine stilistische nachlässigkeiten finden sich auch sonst. so s. xxiv 'ihr und der anderen hs. zurückgehen auf eine und dieselbe vorlage'; s. xxv 'ihm schlossen sich an ... an'; s. xxxi 'dem die alte, noch ... abgefasste alte praefatio A'; s. xxxii beifall finden von; s. xxxiv 'warum soll also nicht der dichter sich zunächst der neutestamentlichen geschichte ... zuerst zugewendet haben'.

Auf textkritik konnte Sievers nach der anlage seiner edition sich nur nebenher einlassen. er hätte allerdings in dieser be-

ziehung durch engeren anschluss an seinen aufsatz in der Zs. 19 etliche fehler vermeiden können. man wird, sobald man nur die beiden hss. wort für wort auch nach seite der sprache und orthographie hin vergleicht, der gemeinsamen vorlage noch etwas näher rücken. freilich nicht, wenn man kritik übt wie Bartsch in der Germ. 23, 405, der es nicht für der mühe wert gehalten hat sich über die geltung von Sievers kritischen zeichen zu unterrichten, und deshalb von Sievers z. 1600 gerade das verlangt was dieser von selbst schon in den text gesetzt hat. zwei zeilen darnach wünscht er sehr unbestimmt 'ein zeichen'. er wuste eben nicht, ob kreuz oder stern, schlug aber trotzdem nicht nach. freilich, was der stern bedeutet steht im vorwort, was das kreuz auf der letzten seite, und dass diese beiden stellen eines buches für Bartsch etwas unheimliches haben, ist kein geheimnis mehr. man wundere sich daher nicht dass er aao. in z. 1236 und 2713 fehler corrigiert die auch Sievers auf dem letzten blatt seines Hel. besserte. [vgl. jetzt (1. 3. 79) auch den artikel von Sievers in der Germ. 24, 76ff.]

Die ausgabe von Sievers ist, wie alle seine altdeutschen editionen, practisch, sorgsam, fleifsig. hoffentlich wird der zweite teil, das wörterbuch, bald das gleiche lob fordern.

Strafsburg 22. 1. 79. MAX ROEDIGER.

LACHMANN ÜBER DEN INHALT DES PARZIVALS.

In der kapsel der hiesigen königlichen bibliothek, in welcher nach Haupts tode aus Lachmanns nachlass collegienhefte, vorarbeiten zu Homer, lateinischen und mittelhochdeutschen schriftstellern, metrische übersetzungen von Aeschylus Persern (doppelt geschrieben und druckfertig), Sophokles Oedipus auf Kolonos und Philoktet, gedichten der lateinischen elegiker, sonetten des Petrarca und scenen aus Shakespeares Sommernachtstraum, sowie in prosa von Platos Symposion (die gröfsere erste hälfte ist verloren) usw. aufbewahrt werden, befindet sich auch eine von Lachmanns hand mit lateinischer schrift und grofsen anfangsbuchstaben geschriebene rede über den inhalt des Parzivals. da sie ähnliches historisches interesse wie die vorrede zur Auswahl aus den hd. dichtern des 13 jhs. (Berlin 1820) *erweckt, so mag sie hier als nachtrag zu den Kleineren schriften eine stelle finden. sie ist ohne ortsangabe und trägt auf dem rand das datum* d. 13 oct. 1819. *zeitlich fällt sie also mit der vorrede genau zusammen, in welcher Lachmann zuerst, wie Haupt in der recension seiner Wolframausgabe in den Blättern für litterarische unterhaltung* 1835 *s.* 923ᵃ[1] *hervorhob, den epischen*

[1] *s. Belger, Moriz Haupt als academischer lehrer, Berlin* 1879, *s.* 298



grundgedanken dieses gedichts mit wenigen worten aussprach. gelesen ist sie ohne zweifel in einer der abendlichen zusammenkünfte, auf welche eine gleichfalls im nachlass befindliche kurze schilderung des Petrarca (die übersetzung der z. t. darin aufgenommenen sonette ist vom 2—5 *januar* 1819) *hinweist, dh. in den monatssitzungen der königl. deutschen gesellschaft zu Königsberg. den druck der vorgelesenen abhandlungen historisch-litterarischen inhalts beschloss die gesellschaft erst seit dem januar* 1827; *Lachmann zählte zu ihren auswärtigen mitgliedern, vgl. Historische und litterarische abhandlungen der königl. deutschen gesellschaft zu Königsberg, herausgegeben von FWSchubert,* 4 *bände* 1830—38, I. 8. 15. *zum zweck des vorlesens hat Lachmann bei der ersten niederschrift und einer nochmaligen durchsicht mehrere worte unterstrichen, welche hier gesperrt gedruckt sind; die von ihm gleichzeitig vorgenommenen änderungen sind in den text gesetzt. den ins nhd. übertragenen stellen des gedichts habe ich die citate in klammern beigefügt. zu bemerken ist die schwankende schreibung der eigennamen und die gegen Lachmanns spätere manier reichliche interpunction.*

Über den Parcival Wolframs von Eschenbach.

Es ist meine Absicht, Sie, Verehrte Zuhörer, mit dem Hauptwerke eines der grössten Deutschen Dichter bekannt zu machen. Ein Unternehmen von nicht gewöhnlicher Schwierigkeit, dessen Ausführung ich nur furchtsam und mit der vorläufigen Bitte unternehme, dass Sie alle Punkte meiner Darstellung, die zum Missbehagen oder Tadel reizen könnten, nur allein mir und nicht dem Dichter zur Schuld schreiben wollen. Zwar mag es leicht genug sein, künftige Leser eines Gedichts im Voraus auf einen Standpunkt zu führen, von welchem aus sie dasselbe nicht mit allzu unrichtigem Vorurteil beschauen mögen: man kann ihnen dann getrost überlassen bei der Beurtheilung selbst noch das beste zu thun. Aber den Parcizal Wolframs von Eschenbach zu lesen, wäre in der That die unbilligste Forderung an solche, die aus der Deutschen Literatur nicht ein eigenes eifriges Studium machen. Ein Gedicht von beinah 25000 Zeilen mag zwar für rüstige Leser wenig abschreckendes haben: aber es ist in einer fremden fast ausgestorbenen Mundart verfasst, welche gründlich und ohne neuere Nebenbegriffe zu verstehn, uns schwerer, als bei fremden Sprachen, gelingt; der Dichter ist seiner Sprache, von der unser neueres Hochdeutsch nur ein kleines Theil, und jeder von uns ein erbärmliches Theilchen des Theils besitzt, in einem Grade mächtig, den keiner seiner Zeitgenossen auch nur von fern erreicht hat; er übt bis an die Grenze des Fehlerhaften das Recht der verwegensten Sprachbildungen; er irrt uns schriftgelehrte Leser durch die freiesten Wendungen des mündlichen Volksvortrages: wer kann da ohne den gründlichsten

Fleiss hoffen, den gedrängten Ausdruck und die Gedankenfülle eines tiefen sinnenden umfassenden Geistes zu begreifen, der, die Verdeutlichung durch Bilder verschmähend, in romantischen Metaffern unablässig das entfernteste verknüpft, und eben wo er sich deutlich machen will, durch immer neue und neue Andeutungen, aus seiner eigenen Klarheit heraus den Leser, der sich nicht alles sorgfältig entwickelt, in immer tieferes Dunkel stürzt?

Wenn ich mir denn so meine Zuhörer muss auf Gnad' und Ungnade ergeben denken, wird es um so mehr Pflicht, eine Darstellung, die ich nicht geprüft zu sehn erwarten kann, möglichst treu und gewissenhaft zu geben. Aber wie? [*s.* 2] Einzelne Stellen übersetzen oder erklären hiesse sie all ihres Reizes berauben, und doch kein Bild von dem Ganzen aufstellen: unglücklich gewählt, möchten sie gar ein ungleiches Urtheil über den missverstandenen Dichter herbeiführen. Den geschichtlichen Inhalt richtiger als es Bodmer gethan hat darzustellen, möchte für die Forschung nicht unwichtig sein: aber welcher Auszug eines erzählenden Gedichts wird nicht trocken? und wenn es eben ein Gedicht ist, geht nicht gerade das Poetische verloren? Es wird also wol schon müssen nach dem Ganzen gefragt werden, ob der Dichter etwas g e w o l l t habe, ob Ein grosser Gedanke das Werk beherrsche, wie dieser Gedanke ausgeführt sei; oder ob es nichts als eine Erzählung zur Unterhaltung müssiger Leser und etwa zur Einschärfung einzelner Tugenden sei. In dem letzteren Falle wird es gar nicht lohnen, im allgemeinen von dem Werke zu reden: aber es ist wirklich ein Gedicht, und ich will versuchen den Grundgedanken und die Anlage so wie sie mir erschienen sind darzustellen.

Zwar unsere Litteratoren lieben es, sich über den Parcival, den schwerlich viele ganz mögen gelesen haben, in einer dunkeln Bewunderung mit unbestimmten Redensarten auszulassen: andere meinen, das Gedicht möchte allenfalls bewundernswürdig sein, wenn es aus der Fantasie des Deutschen Dichters selbst hervorgegangen wäre.[1] Diese fordern einen Menschen, der ein ganzes Volk sei, und allein schaffe, woran ein Volk Jahrhunderte arbeitet. Solch einen Dichter hat es noch nie gegeben, wohl aber andere, die echten Epiker, die mit e i g e n e r, n e u e r Ansicht oder im Sinne des V o l k s einen gegebenen Stoff auffassten, ausbildeten, darstellten. Diese Epiker werden sonst nicht verschmäht: aber der Litterator, der aus eigener Erfahrung weiss, dass Poesie und Buch im unvereinbarsten Gegensatz stehen, kann unsern Wolfram für keinen echten Dichter ansehn, weil er ja selbst aus einem Provenzalischen Buche geschöpft zu haben geständig ist. Auch Görres[1] scheint nicht zu glauben, dass Eschenbach in seinem

[1] *vgl. am schluss die anm.*

Gedichte einen bestimmten Gedanken ausführe oder die gegebene Geschichte unter Einen Gedanken zusammenfasse. Denn dann erst, meint er, hätten wir ein Werk sonder Gleichen, wenn es dem Dichter gefallen hätte, den Parcival und seine längere Ergänzung den Titurel zusammen zu schmelzen oder eigentlich der Einrichtung des Provenzalischen Gedichtes gemäss zusammen zu lassen. Ich glaube vielmehr, wir hätten dann drei oder vier sehr willkührlich verknüpfte Erzählungen, den rohen, vielleicht nur verwilderten Stoff, aus dem Eschenbach, seine, oder soll ich sagen die menschliche Kraft erkennend, für sich nur die Geschichte Parcivals auslas. Nämlich es ist [s. 3] nicht schwer, aus dem Titurel die ganze Gestalt des Provenzalischen Gedichts zu erkennen: der Verfasser (ich nehme als ausgemacht an, was ich leicht beweisen könnte, dass der Titurel kein Werk Wolframs von Eschenbach sei) der Verfasser des Titurel zeigt in seiner Ungeschicktheit überall genau an, wo die Erzählungen aus dem Parcival einzuschalten seien. Und im Titurel nun erscheint schlechterdings kein leitender Gedanke, wohl aber manche, die sich durch bedeutende Strecken des Werkes ziehn. Was anders als dieser Mangel, diese Grundlosigkeit sollte Wolfram von Eschenbach, der auch sonst einen feinen Kunstverstand zeigt, bewegt haben, einen bedeutenden und interessanten Theil der Geschichte wegzulassen, der auf das beibehaltene den bedeutendsten Einfluss hatte?

Also es wird recht sein, dem Dichter des Parcival darum, weil wir ihn den Stoff seines Werkes aus einem grösseren ausscheiden sehen, einen bestimmten Grundgedanken und ein eigenes Umschaffen des Stoffes für diesen Gedanken zuzuschreiben, wenngleich, da das Original des Provenzalen Kyot verloren ist, von den Umstellungen und Veränderungen, die Esch. mit einzelnen Abschnitten vornahm, sich nur wenig möchte nachweisen lassen.

Welcher Gedanke ist es nun, den Wolfram von Eschenbach, unabhängig von der ursprünglichen unbekannten Bedeutung, der Fabel, wie er sie vorfand und sich bequem machte, untergelegt hat? Kein ganz abstrakter Satz, sondern ein solcher, wie er dem epischen Gedichte geziemt, ein aus der Allgemeinheit auf einen bestimmten Fall angewandter. Dies nämlich ist das Thema des Gedichts, wie Parcivalen die höchste überirdische Glückseligkeit auf Erden, das Königthum im Gral, nur durch die Stätigkeit, durch das feste Vertrauen auf Gott zu Theil werden konnte. Das Ziel, der Besitz der wunderthätigen Schale, der Reichthum, die Macht, so sie verleiht, bleiben im Parcival und auch im Titurel trotz allen Beschreibungen in einem herrlichen heiligen Dunkel, eben wie in der Nibelungen Noth die Nibelungen mit ihrem Horte: der heilige Gral wird als das Ziel des Strebens vorausgesetzt; den Weg dahin zu zeigen ist des Dichters Aufgabe.

Gleich im Eingange wird uns angedeutet, wie die Beständig-

keit die hohe Tugend sei, die zu dem erhabenen Ziele führt. Aber wie in den Nibelungen [s. 4] das Leid, das der Freude nothwendig folge, als Grundthema des Ganzen angegeben wird, ohne dass doch das folgende für eine Entwicklung des ganzen Satzes gelten darf, so steht auch im Parcival die Stäte oben an, aber ganz allgemein, in menschlichen und göttlichen Verhältnissen, da doch Parcival nachher nur durch das stäte Vertrauen zu Gott die Krone erringt.

Mit Gleichnissen also fängt das Gedicht an. Ist Zweifel, sagt Eschenbach mit einer Äschyleischen Metaffer, Ist Zweifel des Herzens Nachbar, das muss der Seele sauer, schmerzlich werden. Da ist Geschmäht und Geziert, wo unverzagter Mannesmut sich parrieret, bunt, verschieden gefärbt wird (distinguitur), so wie der Älstern Farbe [1, 1—6]. Also bunt wird genannt der tapfere, der verzagt, der treue, der ungetreu wird, der reine und fromme, der an Gott wankt. Doch darf er noch froh sein; denn an ihm ist beiderlei Loos, des Himmels und der Hölle. Der Unstätigkeit Genoss hat die schwarze Farbe und geht ganz in die Finsterniss über. Aber fest an der weissen hellen Farbe hält der mit stäter Gesinnung [1, 7—14]. Dieser Weisse, Bunte und Schwarze ist der Faden, der sich durch das ganze Gedicht zieht.

Und dies nun ist der Plan des Ganzen: Die reine weisse Mannheit Parcivals muss, da sie noch bloss natürlich, ohne freien Willen und ohne Verdienst ist, durch Prüfungen gehn. Das höchste Ziel wird ihm gezeigt; in dummer, das ist, ungebildeter, kindischer Unschuld verfehlt er es. Das Erkenntniss des Fehlers treibt ihn zum Zweifel, zur Verzweiflung; er verschwört Gottes Huld, nur den Weibern traut er und seinem mannhaften Sinn. In Gefahr, Kummer und Noth irrt er umher, mit der bunten Farbe angethan. Eher nicht, als er zur vollen Reinheit, zum Glauben, zum festen Vertrauen kommt, kann er das höchste Glück, das Königreich im Gral erlangen.

Betrachten wir nun die Ausführung im einzelnen. Den unaufmerksamen oder befangenen mag es wunderlich dünken, dass der Held des Gedichts erst nach dem 3300sten Verse geboren wird. Aber theils sollte sein älterer Bruder späterhin plötzlich eingeführt werden, [s. 5] theils war noch ein tieferer Grund vorhanden, warum mit Parcival und seinem Thun nicht konnte begonnen werden. In ein gebildetes nicht mehr schuldloses Zeitalter, wie das der Personen des Gedichts oder auch des Dichters selbst, konnte die vollkommene natürliche bildungslose Reinheit Parcivals, wenn sie sollte begriffen werden, nicht ohne Vorbereitung eintreten.

Darum zeigt uns der Dichter zuerst Parcivals Vater, Gamuret[1], den jüngeren Sohn des Königs von Anjou, einen ganz

[1] *so schreibt auch Görres, Lohengrin, einl.* IX. XII.

weltlichen und ritterlichen Mann, an dem nur die höchste Mannhaftigkeit, gar keine Tugenden des Gemüts erscheinen. Er zieht nach des Vaters Tode, dem der ältere Bruder im Königreich folgt, auf Ritterthaten aus; er befreit die schöne Mohrenkönigin Belacane von Kriegesnoth, heiratet sie und zeugt mit ihr Feirefis, der, als ein Sohn des Christen und der Heidin, von Natur buntgefärbt, schwarz mit weissen Flecken, erst durch die Taufe die völlige Reinheit gewinnen soll. Gamuret in seiner Ritterlichkeit, des trägen Lebens müde, verlässt seine Gemahlin. Eschenbach, der all seine Personen liebt und ehrt, beklagt Belakanen, aber Gahmuret tadelt er nicht: er soll nun einmal ganz weltlich sein. Doch erklärt er am Schlusse des Briefes, den er Belakanen zurücklässt, wenn sie sich taufe, möge sie ihn noch wieder erlangen. Durch unerhörte Thaten bei einem Turnier gewinnt er die jungfräuliche Witwe Herzeloide. Von neuer Unruhe getrieben geht er, zwar getreu und in ihrem Dienst, doch heimlich, zu dem Baruch, dem Kalifen, und fällt, durch der Heiden List übermannt.

Diesem ritterlichen Helden gegenüber steht, um das reine und ritterliche Wesen Parcivals völlig zu erklären, mit besonderer Liebe von dem Dichter gezeichnet, die zarte Unschuld und Treue Herzeloidens. Vierzehn Tage nach einem furchtbaren Traume und der gleich darauf erfolgenden Nachricht von Gahmurets Tode, unter den Klagen über den Tod des Gemahls, wird Parcival geboren, von seiner Mutter mit Seufzen und Lachen begrüsst. Sie ergiebt sich einer ewigen Trauer, und zieht sich, um ungestört ihrem Schmerz und frommen Übungen zu leben, mit dem Sohn in einen Wald zurück.

[*S.* 6] Hier wird der Knabe in höchster Unschuld und Einfalt erzogen; Ritterschaft auch nur vor ihm zu nennen, verbietet die bange Mutter; nur die unritterliche Waffe, das Gabilot, der Wurfspiess, wird ihm erlaubt. So wird der Körper gestärkt; aber ein unbekanntes Sehnen wird in ihm wach, der Gesang der Vöglein presst und schwellt sein Herz. Die Mutter, des Kindes Leid zu stillen, lässt die Vögel fangen und tödten, bis der Knabe selbst ihnen Frieden erbittet, und die Mutter sich entschliesst nicht Gottes Willen zu hindern. Da wird Parcivalen auf seine Frage gesagt, wer Gott sei; heller sei er als der Tag, er, der Menschenantlitz angenommen; zu ihm solle er flehen, sich abwenden von einem andern, dem schwarzen Höllenwirt, und auch von Zweifelwank. So wird ihm das Finstre und Hellfarbige erklärt. Vorbereitung auf künftige Tugenden des Leibes und der Seele: aber von beiden Seiten kaum mehr als das angeborne: ein reiner natürlicher Mensch ganz ohne Bildung. Das wenige gelernte wendet er nur thöricht an: unritterliches bäurisches Waidwerk ist sein Treiben, glänzende Ritter, die in den Wald kommen, hält er für Gott; einer, Karnahkarnanz, sagt ihm, er

sei Ritter; auch dem Knaben vermöge König Artus Ritterschaft zu geben. So ist das verhängnissvolle Wort ausgesprochen. Die Mutter wird ohnmächtig als sie's vernimmt. Sie kann ihm das verlangte Pferd nicht weigern; aber ein schlechtes giebt sie ihm und Thorenkleider, damit er bald wiederkehren müsse. Mit Lehren entlässt sie ihn: dunkle Pfade solle er lassen, die hellen suchen, die Leute grüssen, Zucht, das ist, alles Rechte und Schöne willig lernen von grauweisen Männern, gutes Weibes Ring, Gruss, Kuss und Umarmung zu gewinnen suchen; Lähelin sei der Feind seines Landes, der einen fürstlichen Vasallen Parcivals getödtet. Er verspricht ihn zu rächen — mit seinem Gabilot, und zieht fort. Herzeloiden wirft ihr Jammer zur Erde; sie stirbt. Ihr höchst getreuer Tod rettete sie vor der Höllenqual. O wohl ihr, dass sie Mutter war! So ging sie den lohnenden Weg, sie, eine Wurzel der Güte und ein Edelstein der Demut [128, 23—28].

Der Knabe, gehorsam der Mutter Lehren, aber ganz unentwickelt und unwissend, will über einen Bach, den wohl ein Hahn überschritten hätte, nicht reiten, obwohl da Blumen und Gras stand, weil das Wasser so dunkel war. Erst am folgenden Tage findet er einen hellen Furt, und jenseit ein reiches Gezelt, darin schläft die Herzogin Jeschute. Er umarmt und küsst sie, nach der Mutter Rath, nimmt ihr Ring und Brustspange; von der erwachenden abgewehrt, isst er sich einen guten Kropf von den gebotenen Rebhünern. Aus Furcht [s. 7] vor dem Gemahl heisst sie ihn gehn; den Raub will er nicht wiedergeben; nach einem zweiten Kusse reitet er fort, mit dem Grusse: Gott erhalte dich! Also rieth mir die Mutter mein [132, 23—24]. Orilus, Jeschutens Gemahl, findet die Spur eines Fremden, argwöhnt Untreue der Frau, Hohn von seinen Feinden, zerschlägt ihr den Sattel, lässt ihr keine Kleider mehr reichen, ein elendes Pferd muss sie reiten mit bastenem Zaum.

Parcival reitet indess unverdrossen weiter, und grüsst jeden mit dem Zusatze, so rieth mir meine Mutter. Da hört er an einem Felsen die Stimme eines klagenden Weibes. Er kommt zu Sigunen, der unglücklichen reinen, der Stellvertreterin seiner verstorbenen Mutter, gleichsam der lenkenden leitenden Gottheit. Die reine stäte Treue ist die Führerin, die Rathgeberin des farblosen, noch unbestimmten, lenksamen Gemütes. Sie bleibt immer im Hintergrund, ohne nähere Berührung mit den Personen des Gedichts; aber bei jedem Abschnitte seines Lebens verirrt sich Parcival zu ihr, und empfängt Rath und Trost. — Die Begebenheiten fand der Dichter vor; der tiefe Sinn, den er hineinlegt ist sein. Bei jedem Punkte fast können wir zwei bewundern, die ersten Dichter der Sage in freilich nur theilweise zu fassenden Bruchstücken, und Eschenbach, der, tief versenkt in die ganze Erzählung und in die einzelnen Karaktere, das zerstreute sammelt zu einem neuen Bilde. Doch ich enthalte mich wo mög-

lich aller Anmerkungen. Nur der Gerechtigkeit wegen wurde die letzte gemacht. Geben oder entziehn wir dem Dichter, wenn wir ihm die erste Erfindnng absprechen und die zweite zuschreiben? Ich fahre fort.

Die reine Sigune ist es, die Parcival findet, vor Schmerz sich die braunen Locken ausraufend; der Jungfrau liegt ihr geliebter Schianatulander todt im Schoss; sie weiht sich ewig klagender Treue. Von dem Knaben gegrüsst, nach der Mutter Rath, gefragt nach dem todten Ritter, den er gern mit seinem Gabilot räche, antwortet sie freundlich, durch Tiost, Lanzengefecht, sei der Ritter gefallen, und wie er heisse. Er weiss es nicht: Bon fis, cher fis, bea fiz, Also hat mich genennet, Wer mich daheim erkennet [140, 6—8]. Da kennt sie ihn an dém Namen. Sie sagt ihm — und auch die Leser erfahren es hier zuerst — er sei Parcival, König zu Anjou, Kanvoleiz und Norgals, sie selbst ihm verwandt, ihr Geliebter erschlagen von Orilus, dem Bruder jenes Lähelins, der Parcivalen den Oheim tödtete und zwei Länder nahm. Parcival, ihr und sein Leid bedauernd, ist nicht zu halten; er will mit Orilus streiten. Sie weist ihn auf den unrechten Weg.

Abends kehrt er bei einem Fischer ein, der, ein Villan, ein bäurischer unritterlicher Schuft, ihm für Speis' und Trank Jeschutens Brustspange abnimmt. Am Morgen weist er ihn nach Nantes an Artus Hof. Ither von Gaheviez, König von Cucumerland, der rothe Ritter, begegnet Parcivalen in seiner Thorenkleidung. Er bittet ihn, seine Schönheit bewundernd, zu Nantes [s. 8] eine Unart zu entschuldigen, die Ither gegen Ginevra begangen. Parcival verspricht es; ein freundlicher edler Knappe Iwanet begrüsst ihn. Der Knabe sprach: Gott erhalte dich, Bat reden meine Mutter mich, Eh ich von Hause ging von ihr. Manchen Artus seh ich hier; Wer soll zum Ritter mich machen? [147, 19—23]. Iwanet belehrt ihn, und führt ihn zu dem rechten Artus. Er grüsst nach der Mutter Gebot die Tafelrunde, fragt nach dem Wirt, erzählt ziemlich verworren von dem rothen Ritter. Alle sind entzückt über seine Klarheit. Er bittet um Ritterwürde und den Harnisch des Rothen. Artus, wiewohl zagend für Parcivals Leben, giebt zu, dass er mit Ither streite. Die Frauen, am Fenster sitzend beschauen ihn. Kunneware von Lalant, die nimmer lachte, lacht vor Freuden, wofür der Seneschal Keye sie schlägt. Antanor, der nur sprach wann Kunneware lachte, nur wann der preiswürdigste sich zeigte, — er droht Keyen, der Knabe werde die Jungfrau rächen. Gefecht zwischen Ither und Parcival; Ither von dem Dummen mit dem Gabilot erstochen. Vergebens müht sich Parcival ihm die Rüstung abzuziehn, bis Iwanet kommt und ihm hilft. Die Beinkleider von Fellen, die ihm seine Mutter gegeben, will er nicht ausziehn; sie müssen unter die eisernen Hosen. Gewappnet und gespornt ist er nun, mit dem

Schwert umgürtet, ein Speer für Köcher und Wurfspiesse. Äusserlich ist der Ritter fertig; er ist nun der Rothe, und reitet fort, Kunnewaren bedauernd, die um ihn geschlagen ward. Des Hofes Klagen um Ither, sein Begräbniss.

Aber Parcival muss noch viel lernen, eh er des höchsten Glückes theilhaftig wird. Zunächst jetzo äusserliche Ritterzucht. Er kommt zu dem alten Gurnamanz von Grahars, der ihn lehrt anständig essen, mit Frauen artig umgehn, sich erbarmen und milde sein, den kindischen Gruss lassen, wenig fragen, werthe Minne suchen. Der Gast dem Wirt durch Danken neigt; Seiner Mutter er geschweigt, Mit Red', und in dem Herzen nicht, Wie's noch getreuem Mann geschicht [173, 7—10]. Er speist unter anmutigen Gesprächen mit Gurnamanzen und seiner holden Tochter Liazen. Endlich lernt er zu aller Bewunderung schnell, den Gebrauch der Waffen.

Von dannen schied nun Parcifal. Ritters Art und Ritters Mahl Sein Leib mit Züchten führte; Nur o weh dass ihn rührte Manch unsüsse Strenge. Die Weite ward ihm enge, Und auch die Breite gar zu schmahl; Alle Grüne deucht' ihn fahl; Sein rother Harnisch deucht' ihn blank (weiss); Dázu sein Herz die Augen zwang. Seit er los der Dummheit ward, Da wollt' ihn Gahmuretes Art Denkens nicht erlassen Nach der schönen Liassen, der Jungfrau, die ihm Ehre bot ohne Minne [179, 13—29].

Nachdem er so Frauen ehren gelernt hat, und Sehnsucht nach der Minne fühlt, bedarf es nur noch ritterlicher Kämpfe; dann kann er heiraten: die religiöse Bildung, die ihm noch fehlt, ist dázu nach den Begriffen des Mittelalters nicht nöthig.

[*S.* 9] Er findet in Pelrapeire Conduieramours, König Tampunteires Tochter, belagert von Clamide, der sie zum Weibe gewinnen will, und seinem Seneschal Kingrun. Er kommt als Freund, und wird freundlich von ihr aufgenommen. Der Gast gedacht', ich sag euch wie. Liasse ist dort, Liasse ist hie. Mir will Got Sorge massen (mindern.) Nun seh ich hier Liassen, Des edlen Gurnemanzes Kind [188, 1—5]. Sie scheint ihm weit schöner als Liasse; doch zuerst zu reden wagt er nicht, weil ihm Gurnamanz Fragen widerrieth. Endlich fragt sie ihn woher er komme, und klagt über den Mangel in der belagerten Stadt. Bei Nacht kommt sie an sein Lager, und da er sie verhindert zu knieen, legt sie sich unschuldig zu ihm ins Bett, und bittet um Beistand gegen die Feinde. Am Morgen rückt das Heer an: der Seneschal, mit Tiost bezwungen, muss Parcivalen sichern (sich ergeben,) und versprechen an Artus Hof zu gehn, als besiegt zu Cunnewarens Ehrenrettung. Parcival wird von Conduieramours umarmt, von den Bürgern zum König erwählt, das Beilager gefeiert. Am dritten Tage kommt Klamide selbst, und will den verdriesslichen Nachrichten nicht glauben, bis er selbst gezwungen wird, besiegt wie sein Seneschal an Artus Hof zu gehn.

Eines Morgens verreist Parcival ganz allein, zu sehn wie es seiner Mutter gehe, von deren Tode er nicht weiss. Lasst reiten Gahmuretes Kind! Wo nun getreue Leute sind, Die wünschen Heil ihm! es muss sein, Dass er nun leidet hohe Pein, Und auch bisweilen Ehre [224, 5—9]. Die Sehnsucht nach seinem Weibe quält ihn schmerzlich. In ungeheurer Schnelligkeit reitet er auf ungebahnten Wegen. Am Abend kommt er an einen See. Ein Fischer im Kahn, traurig, aber reichbekleidet wie ein König, räth ihm in der Nähe auf einer Burg Herberge zu nehmen. Er reitet hin, wird, da er von dem Fischer spricht, freundlich eingelassen und entkleidet, dann vor den Wirt gefordert, der, wie er erfährt, der Fischer ist. In einem reichen Saal versammelt sich das Haus um den kranken Wirt, König Anfortas, der, warm gekleidet, am Feuer auf einem Bette lehnt. Ein Knappe bringt ein blutiges Speer; alle weinen und schreien, bis es wieder hinausgetragen ist. Es kommen vierundzwanzig reichgeschmückte vornehme Jungfrauen mit Balsamgefässen, nach ihnen Outre panse de tjoie, Anfortas Schwester, die den Gral trägt, des Erdenwunsches Überschwang. An hundert Tafeln isst und trinkt jeder — das ist eins von den Wundern des Grals — was ihn zu essen und zu trinken gelüstet. Parcival wundert sich; Aber, denkt er, mir rieth Gurnamanz, ich sollte nicht viel fragen. Ein Knappe bringt ein Schwert, das Anfortas Parcifalen schenkt; an mancher Statt, sagt er, braucht' ich es, eh mich Gott am Leibe verletzte [239, 25—27]; Kennt ihr seine Art, so schützt es euch in jedem Streit [240, 1—2]. [*s.* 10] O weh, dass Parcival da nicht fragte, — des bin ich noch für ihn unfroh, — als ers in die Hand nahm; damit ward er zur Frage ermahnt. Auch betrübt mich sein süsser Wirt, den des Himmels Strafe nicht verlässt, die ihm Frage jetzt wenden möchte [240, 3—9]. Alle gehn wieder hinaus; Parcival sieht durch die Thür in einem Spanbette den schönsten alten Mann, den er je erblickte, weisser als Duft. Es ist Anfortas Grossvater, der alte Titurel.

Parcival geht schlafen; Jungfrauen bedienen ihn mit Speis' und Trank, bis er einschläft, ohne nach Anfortas Krankheit gefragt zu haben. Nach ängstlichen Träumen spät erwacht, findet er sich allein, die Burg leer; ein unsichtbarer Knappe zieht, als er hinausreitet, die Brücke hart hinter ihm nieder, und schimpft ihn, dass er nicht g e f r a g t habe.

Er folgt vergebens den Spuren aus der Burg. Bald hört er die Stimme einer klagenden Frau. Sie sitzt auf einer Linde, einen todten gebalsamten Ritter im Arm haltend. Er kennt sie nicht, wiewohl sie seiner Muhme Tochter ist. Er grüsst und beklagt sie; Sigune wundert sich, wie er in diese Wüste komme, wo mancher Fremde sein Leben verloren habe. Sie will nicht glauben, dass er in der Nähe Herberge gefunden. Denn auf 30 Meilen sei nur Eine Burg; die niemand, der sie suche, finden

könne; Montsalvaitge, der Berg der Erhaltung, wo nach dem alten Titurel sein Sohn Frimutel geherrscht habe; dann, als der von einer Tiost gestorben sei, dessen Sohn Anfortas. Der andere Sohn Trefrizent lebe fromm in freiwilliger Armut; Anfortas sei schwer krank; wäre er, der Fremde, bei ihm gewesen, so wär' er geheilt. Da antwortet Parcival: Grösslich Wunder ich da sah, Und manche Frauen wohlgethan. An der Stimme erkennt sie ihn [251, 26—28]; schnell fragt sie: Sahst du den Gral? [251, 30]. Lass liebe Nachricht hören, ob wendbar ist die Gefahr. Wohl dir der Segenreise! Denn was die Lüfte umfassen, darüber musst du Höhe tragen; dir dient Zahm und Wild; das höchste erreicht dein Glück [252, 2—8]. Sie sagt ihm, wer sie sei. Er zaudert mit der Antwort; er will sie trösten, Schianatulander mit ihr begraben. Weinend verschmäht sie allen Trost; das Eine werde sie erfreun, wenn er Anfortas geheilt, von dem er ja dort auch ein Schwert trage. Sie sagt ihm des Schwertes wunderbare Eigenschaft; nur müsse er sich nach einem Segenspruch erkundigt haben; der Wunsch auf Erden, alle Seligkeit ist dein, Hast du der Frag' ihr Recht gethan. Er sprach: ich habe gefraget nicht. O weh, das euch mein Auge sicht, Sprach die jammervolle Magd, Da ihr Fragens seid verzagt [254, 26. 30. 255, 2—4]! O weh, sagt sie weiter, was wollt ihr von mir, geunehrter Leib, verfluchter Mann! Ihr truget den Eiterwolfszahn, da die Galle in der Treue an euch so frisch bekleibte. Eur Wirt sollte euch erbarmt haben, an dem Gott so wunderbar that, Und solltet fragen nach seinem Leid. Ir lebt, und seid an Segen todt [255, 12—20]. Unversöhnlich verweigert sie mehr mit ihm zu reden, und entlässt ihn. Schwer gereut ihn da, dass er bei dem traurigen Wirte so träge war zu fragen.

[S. 11] Offenbar nicht sowohl Schuld war es, als Fügung des Schicksals, dass er nicht fragte. Nicht, wie die Sache im Titurel vorgestellt wird, nicht weil Parcival unschuldig den Tod seiner Mutter veranlasste, ward ihm jetzt das Königreich im Gral entzogen: von dém Gedanken ist in Eschenbachs Gedicht keine Spur. Den wahren Grund giebt er zwar auch nicht an, aber er lässt ihn uns finden. Es ist kein weltliches Königthum zu dem er bestimmt ist, sondern irdische Macht und ewige Seligkeit ist in ihm eng verbunden. Dafür ist Parcival noch nicht reif. Die höchste Bildung fehlt ihm noch, die heilige Weihe. Nur dass er nicht in dem weltlichen versinken sollte, ward ihm jetzt das höchste g e z e i g t, das unbestimmte auf einen Punkt geheftet und eine unauslöschliche Sehnsucht nach der grössten Würde und Tugend in ihm erregt.

Traurig reitet unser Held von Sigunen. Gleich bei dem nächsten Begegniss finden wir ihn zarter, inniger, menschlicher, als bisher. In jedes Wort, das er ihn sprechen liess, legte der Dichter bis jetzt eine trotzige Freudigkeit, nirgend den Ausdruck

eines tiefen Gefühls. Nun begegnet er Jeschuten, die durch Parcivals Schuld verschmäht in elendem Aufzug fast nackt ihrem Gemahl Orilus nachreitet. Mitleidig spricht er ihr zu, anfangs ohne sie zu kennen, und bietet ihr sein Korsett an. Orilus hört Parcivals Ross wiehern, sieht einen fremden bei seinem Weibe; lebhafter Kampf; Mich dünkt, sie haben beide Recht. Der beide krumm und auch schlecht (grade) Geschuf, kann er scheiden, So wend' er das an beiden, Dass es ohn Sterben da ergeh; Sie thun doch schon einander weh [264, 25—30]. Die Verheissungen des besiegten Orilus verschmäht Parcival; er muss versprechen, sein Weib wieder freundlich aufzunehmen. Aussöhnung und Kuss; auf einen Reliquienschrein in der Klause des Einsiedlers Trefrizent schwört Parcival seine Unschuld, und reitet fort. Ein Bad wird bereitet; Jeschute lag bei dem Gemahl, weinend vor Lust, und vor Leide nicht; und weinende Augen haben süssen Mund [272, 7—9. 12]. Orilus reitet, wie er Parcivalen versprochen, mit Jeschuten zu Artus und Cunnewaren, seiner Schwester, die noch immer Keyen, der sie schlug, seine Schuld nicht verzeihen will.

Sein altes kindisches Vergehen an Jeschuten hat Parcival gut gemacht; noch ein starker Zug soll ihn uns warm, innig und schwärmerisch zeigen. Das ist Eschenbachs Absicht: in der ursprünglichen Fabel hat die folgende Erzählung vielleicht einen ganz anderen Sinn gehabt.

Artus zieht mit seiner Massenie aus, den rothen Ritter aufzusuchen, der ihm und dem Hofe so viel Ehre anthat. Alle geloben, ihren Übermut zu bändigen, und nicht ohne Artus Erlaubniss zu streiten.

[*S.* 12] Wollt ihr nun hören, wohin sei kommen Parcival der Waleis (le Gaulois) [281, 10—11]? Zu Nacht war plötzlich Schnee gefallen — zur Unzeit; denn Artus, der maienliche Mann, Was man je von dem gesprach, Zu einen Pfingsten das geschach, Oder in der Maienblume Zeit [281, 16—19]. Ein Falke, der Artus Falkenieren entflohn war, stand die Nacht durch neben Parcivalen, und zog auch am Morgen mit ihm auf dem beschneiten Pfade. Der Falke stösst auf ein Volk Gänse. Eine wird verwundet; drei rothe Blutstropfen fallen auf den weissen Schnee. Da gedenkt Parcival seines Weibes: Condwier amurs hie liegt dein Schein, Da der Schnee dem Blute Weisse bot, Und es den Schnee so machet roth [283, 4—6]. So hält er da wie im Schlaf ohne Bewusstsein. Ein Knappe sieht den gezimierten Ritter, wie zur Tiost bereit, halten mit aufgerichtetem Sper. Er ruft Pfui über Artus und die Massenie, dass sie ihnen so durch die Schnüre reiten lassen. Segremors, der Britanische Berserk, springt auf, weckt den König; Ginovèr erbittet ihm Erlaubniss zum Kampf. Er reitet hin, redet Parcivalen an; der nicht hört. Aber sein Ross, als Segremors das seine gegen ihn

wirft, wendet sich. Parcival, wie ihm die Blutstropfen entschwinden, kommt zur Besinnung, und sticht den Gegner vom Rosse. Gleich kehrt er zu seinen Tropfen zurück, und ist wieder verstrickt in der Minne Band, dass er sinnlos weder hört noch sieht. Segremors kommt verspottet heim. Keye, der grobe Seneschal, fordert sich den Kampf. Unbemerkt verhöhnt er Parcivalen; erst als er ihn mit dem Rosse drängt, sieht der Held nicht mehr seines Weibes Abbild, den geparrierten Schnee: Keyens Ross wird niedergestochen, er selbst bricht den rechten Arm und das linke Bein. Parcivalen lehrte seine Treue, dass er wieder fand schneeige Blutstropfen drei, die ihm den Sinn raubten. Seine Gedanken an den Gral und der Königin ähnliche Mähler, beides war eine strenge Noth, an ihm überwog der Minne Gewicht [296, 2—8]. Aber auch Keyen soll man beklagen. Er gilt mit Unrecht für einen argen und boshaften: er war ein Merker, der Sorge trug die bösen von den guten zu scheiden. Von Thüringen Fürst Hermann, dir wär' auch eines Keyens Noth: viel Ingesinde ist an deinem Hofe, das besser Ausgesinde hiesse [297, 16—19]. Niemand soll thun, wie Herr Walther von der Vogelweide, der in einem Liede sang: Guten Tag, böse und gut [297, 25].

Keye wird von seinen Freunden beklagt. Artus Neffe Gawan reitet langsam zu Parcival. Da er nicht wieder gegrüsst wird, denkt er: Was ob die Minne diesen Mann zwingt [301, 22]? beobachtet seine Blicke, und bedeckt die Blutstropfen mit einem Tuche. Da gab ihm wieder verständigen Sinn Von Pelrapeire die Königin; Doch behielt sie sein H e r z e dort [302, 3—5]. Er klagt, wie ihm sein Weib genommen sei, wo sein Speer geblieben. Herr, sagt Gawan, es ist mit Tiost verthan [302, 20]. Das nimmt Parcival für Spott, weil Gawan ohne Schild und Schwert sei. Endlich wird alles aufgeklärt, und gern reitet Parcival mit Gawan zu Artus Zelten, wo er mit freudigem Willkommen ehrenvoll und bewundert empfangen wird.

[S. 13] Aber wie er den Gral, dem er schon so nah war, verloren hat, so muss er, eben auf dem Gipfel der Ehre stehend, den härtesten Schimpf erleiden. Cundrie la sourcière kommt, die hässliche, gelehrte, mächtige Freundin der Familie des Grals. Sie verflucht Parcivalen unter den heftigsten Schimpfreden, dass er sich seines edeln Wirtes Anfortas nicht erbarmt und dadurch seine Krankheit gehoben hat. Der nie zu ersetzende Verlust des Grals — denn niemand weiss, wo Montsalvatge steht —, das Unrecht, das er Anfortas angethan, das er niemahls gut machen kann, die Beschimpfung vor Artus und der Tafelrunde stürzen den unglücklichen Mann, der den kindischen Trotz verloren und keine neue Stütze wieder gewonnen, in die äusserste Verzweiflung. Er verlässt Artus Hof, sich jeder Freude verzeihend, bis er den Gral finden werde: Gotte, der nicht Macht genug habe ihm zu helfen, kündigt er den Dienst auf.

Hier lässt Eschenbach seinen Helden reiten, und erzählt Abenteuer Gawans. Er liebt es, die vorwitzigen Tadler der Erzählung zu verhöhnen. Und so giebt er auch hier als Grund der Abschweifung nur an, man dürfe nicht immer, wie er es nennt, seinen Freund mit Worten an das höchste jagen [338, 9]. Eigentlich will er Parcivalen in seinem jetzigen bedauernswürdigen Zustande dem Anblick und dem Tadel der Leser entziehn. Und ausserdem soll dem tiefen, auf das erhabenste gerichteten Parcival hier der weltliche ritterliche üppige, ja unkeusche Gawan entgegengesetzt werden. In diesem Abschnitte ist sogar die ganze Farbe des Ausdrucks bedeutend anders, alles leichter, verständlicher, oberflächlicher. Nicht ohne Bedeutung muss Gawan einmahl versprechen den Gral zu suchen; ein Versprechen, das am Ende beinah vergessen wird: wie sollte doch Gawan dazu gelangen den Gral zu sehn? Ein Paarmahl tritt in diese Begebenheiten, die ich ohne Ihre Geduld zu missbrauchen nicht nacherzählen könnte, auch Parcival ein, aber nur wie ein fern vorüberschwebender Schatten.

Thut auf. Wem? wer seid ihr? Ich will zu dir in dein Herz. So wollt ihr an einen engen Raum. Nun, was thuts, behelf' ich mich knapp? Du wirst nicht klagen dass ich dich dränge; grosse Dinge erzähl' ich dir. Ach seid ihrs, Frau Aventüre? Wie geht es nun dem geheuren, dem werthen Parcival [433, 1—9]? Und [s. 14] nun ist der Dichter unerschöpflich in dringenden Fragen nach seinem Helden. Ins fünfte Jahr schon, seitdem er den Gral sah, zieht er umher. Späterhin [772] giebt der Dichter bei Gelegenheit ein endloses Verzeichniss von bezwungenen Königen, Herzogen und Grafen. Jetzt kommt Parcival in einen Wald, zu einer neu erbauten Klause. Darin liegt Schianatulander im Sarge; Sigune wohnt dort mit Klagen und Gebet. Sie erzählt wie sie lebe; wöchentlich bringe ihr Cundrie Speise von Monsalvatge. Nach und nach erkennen sie einander. Er klagt sein Leid, sie versöhnt sich mit ihm. Auf ihren Rath folgt er, um den Gral zu finden, der Spur Kundriens, die eben weggeritten ist. Bald verwirrt sich die Spur. So ward abermahls der Gral verloren. All seiner Freude vergass er da. Ich meine, er hätte wohl besser gefragt, wär' er nach Monsalvatge gekommen [443, 1—3].

Eines Morgens begegnet er einem alten Ritter mit seinem Weibe und zweien Töchtern, die in harten grauen Röcken barfuss durch den Schnee gehn. Er grüsst sie. Der alte Mann tadelt, dass Parcival an heiligen Tagen gewapnet reite. Da antwortet Parcival, er wisse nicht, welche Zeit es sei. Ich dient' einem, der heisset Gott, Eh so lästerlichen Spott Seine Gunst über mich verhing. Mein Sinn mit Wank nie von ihm ging, Dess Hülfe mir verheissen war: Nun bin ich seiner Hülfe baar. Ach, sagt der Alte, meint ihr Gott, den die Jungfrau gebar?

Glaubt ihr an seine Menschheit, und was er heute für uns erlitten, so steht euch der Harnisch übel an. Es ist heute der Karfreitag, Dess alle Welt sich freuen mag, Und dabei mit Angst seufzig sein. Ward je höher Treue Schein, Als die Gott um uns beging, Den man um uns an das Kreuz hing [447, 25—448, 4. 6—12]? Wenn er nicht ein Heide sei, soll er zu einem Einsiedel reiten, der in der Nähe wohne, und sich die Sünde vergeben lassen. Parcival, der jetzt allein ist, zweifelt: Ist Gottes Kraft so stark, meint er, dass sie Ross und Mann den Weg weisen mag, so will ich sie loben [452, 1—4]. So lässt er das Ross nach Gottes Willen gehn, und kommt richtig zu dem Einsiedel Trefrizent.

Mit gutmütiger Laune schildert Eschenbach die freundliche Geschäftigkeit des armen Wirtes, der Mann und Ross nach Vermögen besorgt. Funfzehn Tage bleibt Parcival hier. Trefrizent giebt ihm Nachricht von sich und seinem früheren Ritterleben, von seines Bruders Anfortas Krankheit, der, weil er nach unehelicher Minne [*s.* 15] strebte, mit einem Speer geschossen war; ein unbekannter Ritter sollte kommen und durch seine Frage Anfortas heilen: er hat nicht gefragt. Parcival gesteht, der Ritter sei er gewesen. Er erfährt noch andere Sünden, die an ihm haften. Ither, den er bei Artus erschlug, ist sein Verwandter gewesen; seine Mutter Herzeloide tödtete der Gram um ihn. Für die Sünden erhält er Verzeihung und Trost; er wird belehrt über Gottes Kraft, Gnade und Treue, und scheidet vertrauensvoll von dem Einsiedler.

Nun erst kann er recht grosse auch gemütlich gefährliche Thaten glücklich bestehen und endlich sein Ziel erlangen. Der Dichter bringt Gawans Begebenheiten mit den seinigen in Verbindung; und nun steht auch in dem Ritterlichen und Weltlichen Parcival über Gawan. Unbekannt streiten beide mit einander. Parcival, auf dessen Seite der Sieg sich schon neigt, vernimmt zufällig seines Freundes Namen; der Kampf endet mit gerührten und reuigen Umarmungen. Parcival drängt sich an Gawans Statt in einen schweren riesenhaften Kampf, und gewinnt für Gawans Schwester Itonie einen Gemahl: er selbst, im sehnsüchtigen Andenken an sein Weib, im Gefühl seines Unglücks, verabscheut alle fremde Minne.

Noch ein schmerzlicherer Kampf als der mit dem Freunde steht ihm bevor. Ein reich gezierter Heide begegnet ihm. Es kommt zum Kampf. Die Beschreibung jedes Wapenkleinods, jedes Streiches begleitet der Dichter mit bewundernden Ausrufen, mit ermunternden Aufforderungen, mit Wünschen und Gebeten für beider Wohl. Tief bewegt entdeckt er uns endlich, dass beide Gahmurets Kinder sind: der Heide ist Parcivals Bruder, Feirefiz, der Vechgemahle (der Bunte), der unermesslich reiche König von Zazamank. Mit frommer edler Ritterlichkeit erklärt

endlich Parcival, mit einem heidnischen stolzen und dennoch lieblichen Trotz wieder Feirafiz, wer er sei. Versöhnt und in freudiger Betrübniss reiten beide zu Artus, der mit Gawan und der Tafelrunde in der Nähe ist. Parcival ist durch Gefahren geläutert und geheiligt. Cundrie erscheint, und berichtet, der Gral habe befohlen, wie gewöhnlich durch eine Inschrift, die an ihm erschien (ein Epitafium nennt es Eschenbach), Parcival solle kommen, Anfortas heilen und König im Gral werden. Er zieht mit Kundrien nach Monsalvaitge, Anfortas wird gesund, Parcival ganz glücklich, denn auch seine Gemahlin und seine beiden Söhne sind gekommen. Er fragt nach Sigunen: sie reiten zu ihrer Klause, und [s. 16] finden sie in betender Stellung todt: sie hat den Geliebten nun genug geklagt, und Parcival bedarf keiner Leiterin mehr. Feirefiz, der als ein Heide nur die wunderbaren Wirkungen des Grals, nicht ihn selber sah, wird bewegt sich taufen zu lassen, indem man ihm Anfortas Schwester verspricht. Er wolle gern Christ werden, sagt er mit heidnischer Naivetät, wenn man ihn mit ihrer Minne erkaufe. Er zieht mit seiner Gemahlin nach Tribalibot oder India. Mit einer kurzen Erzählung von Loherangrin, Parcivals Sohn, schliesst das Gedicht.

Das Gedicht, sag' ich; denn dass wir in Wolframs Parcival wirklich ein Gedicht von der höchsten und herrlichsten Art besitzen, wird, wie ich hoffe, aus dieser freilich zu kurzen Darstellung der Absicht und des Planes erhellen. Bouterweck mag es überlassen bleiben, zu untersuchen, ob nun der Dichter mit Bewunderung oder mit Verehrung müsse genannt werden. Ich weiss zwar auch, dass man bei der Beurtheilung eines Gedichts bis in das ganz Einzelne gehen soll, aber zugleich, dass dem Dichter weniger als dem Leser daran gelegen sein kann, ob dies Einzelne lobenswürdig ist oder tadelhaft, weil durch einzelne Fehler zwar der Genuss verkümmert und verleidet, aber nie das Poetische des Grundgedankens und der Anlage kann zerstört werden. Diese Unterscheidung, deren übrigens Eschenbach nicht bedarf, kann allzu reizbaren und befangenen Gemütern oftmahls zum Trost und zur Beschwichtigung dienen.

Friedrich Bouterweck sagt in seiner Geschichte der deutschen poesie und beredtsamkeit seit dem ende des dreizehnten jahrhunderts I 134 *(Göttingen* 1812*): 'wenn diese beiden gedichte (Parz. und Tit.) aus der phantasie des deutschen bearbeiters selbst entsprungen wären, so müste der name Wolframs von Eschenbach, wenn auch nicht mit verehrung, doch mit einer bewunderung genannt werden,*

die nur wenigen dichtern gebürt.' — die oben verworfene ansicht von Görres steht in der einleitung zu dessen ausgabe des Lohengrins, Heidelberg 1813, *s.* II.

Berlin den 28 *september* 1878. GUSTAV HINRICHS.

NACHTRÄGE.

ZU S. 149.

Genée gedenkt der 'wahrhaft kindischen' bearbeitung der novelle durch ZLiebhold flüchtig in einer anm. gelegentlich der Innocentia Kongehls s. 192. — für Weises dem vorspiel zu Der widerspänstigen zähmung verwandten Bauer aus Niederland ist noch auf LHollonius Somnium vitae humanae 1605 zu verweisen und auf die briefe des LVives als quelle.

E. SCHMIDT.

ZU S. 187 F.

Aehnliche bedenken gegen Pipers combinationen über einen aufenthalt Otfrids in SGallen sind inzwischen ausgesprochen in den Forschungen zur deutschen geschichte 19, 187 ff.

ZU ZS. 23, 112.

RKöhler macht freundlichst darauf aufmerksam dass nach Böhmer in gleich unbestimmter weise der Tristanhs. zu Modena PHeyse Romanische inedita s. 172 mit den worten: *poema germanicum de gestis Tristani et Isoltae reginae cod. chart. fol. saec.* XV gedacht habe.

NOTIZEN.

LWeiland hat die güte darauf hinzuweisen dass der auch in der neuen auflage von Wackernagels LG s. 384 als drama aufgeführte Heilige Otto Herborts kein solches ist, vielmehr die in dialogform 1159 verfasste lebensbeschreibung des Bamberger

bischofs Otto (ed. Köpke MG SS 20, 697 ff). es scheint um so nötiger, den irrtum zu berichtigen, als noch neuerdings in der Allg. deutschen biographie 8, 118 die weitere vermutung Wackernagels, jener Herbort sei mit dem Fritzlarer identisch, nachgeschrieben wurde.

Hr dr JSeemüller hat sich an der universität Wien, hr dr RMWerner an der universität Graz als privatdozent für deutsche philologie habilitiert.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

V, 4 SEPTEMBER 1879

Der Rigveda oder die heiligen hymnen der Brāhmana. zum ersten male vollständig ins deutsche übersetzt, mit commentar und einleitung von Alfred Ludwig. zweiter band (schluss der übersetzung). Prag, Tempsky, 1876. xvi und 688 ss. 8°. — 16 m.

Dritter band (die Mantralitteratur und das alte Indien als einleitung zur übersetzung des Rigveda). 1878. xxxvi und 554 ss. 8°. — 15 m.

Dem Anzeiger II 289 kurz besprochenen ersten bande seiner Rigveda-übersetzung hat professor Ludwig in rascher aufeinanderfolge zwei weitere starke bände, schluss der übersetzung und einleitung enthaltend, folgen lassen. sie sind ein lautredendes zeugnis von dem eifer, mit welchem derselbe seit einer reihe von jahren auf diesem gebiete der indischen litteratur tätig gewesen sein muss. die für den dritten band ursprünglich versprochenen commentierenden anmerkungen zum texte musten aus hinreichenden gründen für einen vierten, noch ausstehenden band zurückgestellt werden. hierdurch aber ist eine eingehende besprechung vieler einzelner puncte des zweiten bandes ebenso unmöglich, wie dies beim ersten der fall war (s. Anzeiger II 292). in einer ganzen reihe von fällen hat Ludwig ohne zweifel das richtige getroffen gegenüber der vor ihm geltenden auffassung; einer rechtfertigung bedarf hier seine übersetzung nicht. zu diesen fällen rechne ich beispielsweise seine auffassung von *çārada* in Rv. 1, 131, 4. 174, 2. 6, 20, 10. auch darin stimme ich ihm bei dass er in Rv. 1, 94, 7. 2, 23, 9 *taḍit* in der in späterer sprache allein geltenden bedeutung 'blitz' fasst; in ersterer stelle liegt die versuchung, *taḍit* mit 'aus der nähe' zu übersetzen, so nahe, dass ihr schon die indischen grammatiker zum teil unterlegen sind (s. Naighaṇṭuka 2, 16, Nirukta 3, 10. 11). beachtenswert ist auch der versuch, für *sanitur* in den 3 stellen Rv. 1, 163, 5. 3, 31, 2. 5, 12, 3 die sich zunächst darbietende und auch von Sāyaṇa vertretene auffassung als genit. singul. des substantivs *sanitar* durchzuführen; es bleiben freilich noch dunkelheiten, aber auch mit Roths annahme, dass *sanitur* eine andere form für *sanutar*, der auch Bugge in den Beitr. zur kunde der indogerm. sprachen von ABezzenberger III 120 zustimmt, werden dieselben nicht vollkommen gehoben.

Nicht unerheblich ist auch die anzahl der fälle, in denen ich mich Ludwigs übersetzung mit vergnügen anschliefsen würde, wenn ich nur erkennen könnte, wie sich dieselbe mit dem vorliegenden texte vereinigen liefse. hier bleibt es den ausstehenden anmerkungen vorbehalten, die zweifel abzuschwächen, womöglich zu beseitigen.

Eine im Veda öfters vorkommende schöne construction, die für eine eigentümliche syntactische erscheinung des altnordischen und angelsächsischen von wichtigkeit wird, ist in Ludwigs übersetzung fast völlig verwischt. wenn nämlich von zwei personen die rede ist und die eine derselbe durch ein persönliches pronomen (ich, du, er) vertreten wird, so findet sich das verbum in den dual gesetzt, das eine durchs pronomen auszudrückende subject bleibt weg, während gleichwol das zweite subject mit der conjunction 'und' auftritt. also wenn zb. der sänger sagen will: 'wenn ich und Varuṇa das schiff besteigen' so drückt er dies aus: *ā yadruhāva varuṇaçca nāvam* (Rv. 7, 88, 3) 'wenn wir (beide) besteigen (dual) und Varuṇa das schiff'; es ist also das eine subject 'ich' aus dem dual des verbums zu ergänzen. es liegt auf der hand dass wir hierin die nächste analogie haben zu den bekannten altn. und ags. ausdrucksweisen: *sátuđ it Völundr saman í holmi? sátu vit Völundr saman í holmi* Völundarkv. 41. 42 (Grimm Gramm. IV 294). der unterschied besteht hauptsächlich darin dass altnordisch und angelsächsisch, da sie den dual im verbum verloren haben, das persönliche pronomen im dual zufügen müssen; dies ist aber deutlich ein durch den verlust des duals hervorgerufener notbehelf. auf grund obiger stelle des Rigveda hat Jacob Wackernagel in der Zs. f. vgl. sprachf. 23, 308 sehr schön die homerische formel *Αἴαντε Τεῦκρός τε* gedeutet, was nur den einen Aiax und den Teukros bezeichnet; JSchmidt hat aao. in einer note noch beispiele aus den slavischen sprachen beigefügt. auch das altirische hat die spuren dieser alten syntactischen eigenheit gewahrt: *Dulluid Pátricc othemiur hicrích laigen; conráncatur ocus dubthach* 'es gieng Patrick von Tara in das gebiet von Leinster; sie trafen sich [er] und Dubthach' Book of Armagh 18 a 2 (Goidelica s. 86). es ist diese construction, abgesehen davon dass der dual verloren ist, der vedischen völlig gleich, insofern die conjunction und steht; weitere beispiele aus dem altir. hat Stokes gegeben Beitr. zur vergl. sprachforsch. II 295, Ebel ibid. IV 357 ff. für diese ausdrucksweise nun will ich noch einige belege aus dem Rigveda geben. Rv. 8, 1, 6 sagt ein sänger: *Vasyāṅ indrāsi me pitur uta bhrāturabhuñjataḥ / mātā ca me chadayathaḥ samā vaso vasutvanāya rādhase* 'gütiger bist du gegen mich Indra als ein vater und als ein karger bruder; [du] und die mutter ihr scheint mir gleich, o gütiger, zur gewährung von gut.' Rv. 8, 34, 16: *Ā yadindraçca dadvahe sahasraṁ vasurocishaḥ* 'die tausend die

wir beide empfangen, [ich] und Indra, von Vasurocis.' Rv. 8, 69, 7: *Udyadbradhnasya vishṭapaṁ gṛhamindraçca ganvahi* 'wenn wir beide aufsteigen, [ich] und Indra, zu der roten sonne behausung'. Rv. 9, 111, 3: *Agmannukthāni pauṁsyendraṁ jaitrāya harshayan | vajraçca yadbhavatho anapacyutā samatsvanapacyutā* 'den mannhaften rühmende preisgesänge kamen heran, zum siege begeisterten sie Indra, damit [du] und der donnerkeil nicht zu vertreiben seid, in schlachten nicht zu vertreiben seid.' Rv. 9, 95, 5: *Indraçca yatkshayathaḥ saubhagāya suvīryasya patayaḥ syāma* 'da [du, scil. Soma] und Indra herschet zum glücke, mögen wir gebieter von heldenfülle sein.'

Eine weitere discussion von einzelheiten der übersetzung will ich jetzt nicht antreten; ich werde mich derselben nicht entziehen, sobald nur die commentierenden anmerkungen vorliegen, für den fall dass Ludwig nicht etwa eine sachliche discussion durch rein persönliche poltereien unmöglich macht. ehe ich mich zum dritten bande wende, will ich noch meinem dissens gegenüber einer ansicht Ludwigs in der vorrede zum 2 bande seite VII ausdruck geben. er polemisiert daselbst gegen einen ihm von Delbrück gemachten vorwurf dass ihm der sinn für das einfache und wahrscheinliche abgehe und sagt: 'wir haben verzweifelt wenig einfaches im Veda gefunden . . . der Rigveda ist unzweifelhaft sehr alt, aber niemand sollte doch heutzutage mehr behaupten dass das ältere zugleich das einfachere ist. aber auch hiervon abgesehen, kann doch nicht bezweifelt werden dass wir in den vedischen stücken proben aus einer sehr bewegten zeit des religiösen denkens und glaubens, zweifels und unglaubens vor uns haben, dass denken und glauben auch in der vorvedischen zeit bedeutsame wandlungen erfahren hat, von denen die deutlichen spuren vorliegen. hier ist nichts einfach; selbst was sich als einfach präsentiert, darf nicht ohne weiteres als solches hingenommen werden. wie viele fehler werden in der auffassung des Veda eben dadurch begangen? oder stammen bei uns die sogenannten einfachen anschauungen, erkenntnisse, erklärungen aus den zeiten Thales oder Platons oder auch nur Aristoteles?' Ludwig ist hier in einer wunderbaren begriffsverwirrung befangen. wenn die neueren anschauungen, erkenntnisse, erklärungen vielfach einfacher sind als die der alten, folgt denn daraus dass, was die alten über bestimmte gegenstände geschrieben, nun dunkel und unverständlich sein muss? gewis hat Hegel manches richtiger und besser gesehen als Plato und Aristoteles; will aber Ludwig etwa behaupten dass Hegel dasselbe auch einfacher und verständlicher ausgedrückt habe, als Plato und Aristoteles ihre anschauungen? zudem könnte doch auch zu Ludwig die erkenntnis gekommen sein dass ein grofser zweig der indischen litteratur existiert, ich meine die sūtralitteratur, von dem

die feste regel gilt: je älter desto einfacher und verständlicher, je rätselhafter desto jüngeren ursprungs, vgl. Weber Ind. litteraturgesch. s. 17.

Ich wende mich nun zum dritten bande, der die Mantralitteratur und das alte Indien als einleitung zur übersetzung behandelt. vorerst sind einige worte nötig über die vorrede, eine höchst unerquickliche partie des werkes. Ludwig leistet hier, ich weifs nicht, ob ich in bezug auf polemik sagen darf, alles mögliche. todte forscher werden mit fufstritten behandelt, noch lebende brüder in Brahman begeifert; die ganze gesellschaft der sanskritisten ist eine gegen Ludwig verschworene bande, die vergleichende indogerm. sprachwissenschaft ist ein wissenschaftliches gebiet, 'wo alles aus rand und band gegangen ist, jede objectivität verschwunden ist, und die persönlichen velleitäten entscheidend sind.' das bild ist 'eckelerregend' (s. XVIII). dass in dieser vorrede auch referent wegen seiner anzeige des ersten bandes übel mitgeholt wird — hat er sich doch 'allein auf besprechung einzelner stellen eingelassen' —, ist ganz in der ordnung, muss sich doch 'jemand ganz anderer, professor Aufrecht', einige liebenswürdigkeiten gefallen lassen. hierbei tritt nun der psychologisch höchst interessante umstand ein dass Ludwig, der bei anderen sofort einen gesinnungsfehler hinzudichtet, wo höchstens ein denkfehler vorliegt, dass e r sich direct einer u n w a h r h e i t schuldig macht. er sagt in der polemik gegen meine recension: 'über den ersten fall, der mir zum vorwurfe gemacht wird, genügt es zu bemerken dass dr Z. *çaryaṇāvān* als fluss überhaupt, entgegen, wie wir behaupten, der überlieferung und dem sinne der einzelnen stellen versteht.' meine worte Anz. II 293 sind: 'Rigv. x 35, 2 *divaspṛthivyorava ā vṛṇīmahe mātṝnt-sindhūnparvatāñcharyaṇāvataḥ* . . . übersetzt Ludwig 235, 2: 'des himmels und der erde gnade nehmen wir in anspruch, der mütterlichen ströme, der berge, des Çaryaṇāvān.'... es handelt sich hier um *çaryaṇāvataḥ*. an sich kann die form abl., gen. sing. und acc. plur. sein; in unserem zusammenhang aber nach einfacher, gesunder auffassung nur acc. plur. mit 'des himmels und der erde huld nehmen wir in anspruch' beginnt der dichter; statt nun 'der mütterlichen ströme usw.' im genet. folgen zu lassen, stehen sie im acc. von dem vorausgehenden acc. *avaḥ* beeinflusst; dass aber nach den drei acc. plur. *çarynāvataḥ* wider als gen. sing., von *avaḥ* abhängig, folgen könne, ist unmöglich.' diese worte zeigen nur die unmöglichkeit von Ludwigs übersetzung, enthalten aber nicht einmal eine spur von anhaltspunct für Ludwigs behauptung in der antikritik. genug, nachdem er mir so eine törichte ansicht angedichtet, sei es aus leichtsinn, sei es mala fide, macht er sich in echt rabulistischer weise an eine polemik. wie nennt professor Ludwig ein solches verfahren? nicht uninteressant ist dass Ludwig der characterisierten vorrede

das motto gibt: *'Titikshe abhiçastiṁ janānāṁ.* — nach Rigveda III 30, 1' dh. ich ertrage geduldig die verwünschung der leute!

Das werk selbst zerfällt äufserlich in zwei teile: die eigentliche einleitung (s. 1—415) und textbeilagen (s. 419—554).

Eine einleitung zum Rigveda ist eine sehr schwierige aufgabe; der verfasser einer solchen kann sich fast nirgends auf einzeluntersuchungen stützen und muss doch die verschiedenartigsten, ihrer lösung noch harrenden probleme berühren. dies bringt es mit sich dass eine solche einleitung jetzt noch, soll sie nicht eine bändereiche reihe von specialuntersuchungen werden, vieles nur streifen kann. dies gilt auch von einzelnen teilen von Ludwigs werk. einen vorwurf wird ihm kein mit den schwierigkeiten vertrauter daraus machen; im gegenteil, man wird anerkennen müssen, auch in fällen, wo man mit den resultaten nicht übereinstimmt, dass ein gut stück redlicher arbeit hier niedergelegt ist. um so unangenehmer müssen unfehlbare aussprüche berühren, die sich Ludwig des öftern anmafst in fällen, wo er absolut keine berechtigung dazu hat durch seine untersuchung. ein beispiel: Aufrecht, Grassmann, MMüller, Roth, Weber und andere pflegen, wenn sie vedische verse metrisch übersetzen, strophen wie Anushṭubh, Tṛshṭubh, Jagati usw. in 4 zeilen zu zerlegen; Ludwig, in seiner besprechung der 'siebenzig lieder des Rigveda', sagt categorisch (seite VIII): 'wir misbilligen also zunächst die zerfällung der zweiversigen strophe in vier zeilen, weil sie den metrischen eindruck höchst wesentlich modificiert.' es ist ganz gewis keine unberechtigte erwartung dass jemand, der ein solches urteil entgegen der ansicht anerkannter forscher fällt, die pflicht hat, dasselbe zu begründen. s. 47—69 behandelt Ludwig 'die metrische gestalt' der lieder, macht aber nicht den entferntesten versuch, den angeführten ausspruch zu begründen; abgesehen von einigen fleifsigen zusammenstellungen über das vorkommen einzelner metra besteht das ganze capitel aus landläufigen ansichten, von denen einzelne ('Anushṭubh ist 4 × 8 silben') sehr schlecht mit seinem spruch ex cathedra harmonieren. zu denen, die sich am eingehendsten mit der vedischen metrik beschäftigt haben, gehört ohne zweifel Bollensen, wie seine hoffentlich Ludwig bekannten untersuchungen in Orient und occident und in der Zeitschrift der deutschen morgenl. gesellschaft beweisen; dieser gelehrte sagt nun auf grund seiner forschungen: 'in der mitte des satzes trifft man ihn (den Anunāsika) selten, am häufigsten in den pausen *a c*, die durch die falsche zweiteilung verwischt worden und nun den angeblichen gesetzen des Sandhi unterliegen sollen. da aber die metrik die aufhebung der zweiteilung der strophen gebieterisch fordert' usw. ZDMG 22, 622. ein bischen mehr 'autoritätsattitude' und etwas weniger

streben nach originalität um jeden preis dürfte Ludwig nichts schaden.

Die einleitung selbst zerfällt in zwei bestandteile. völlig neu sind nahezu 6 capitel, etwas mehr als ein drittel des ganzen; sie behandeln: 1. den Veda. 2. entstehung des Veda, der einzelnen lieder; die sammlungen. 3. die metrische gestalt. 4. den text und seine schicksale. 5. die vedischen dichter. 6. personennamen solcher, die nicht als dichter erwähnt werden. am meisten auf vollständigkeit und erschöpfung des materials können capitel 5 und 6 anspruch erheben. die 4 ersten capitel gehen vielfach nicht über allgemeinheiten hinaus, wie dies bei dem beschränkten raum, den sie einnehmen (95 seiten), kaum anders möglich ist; hier laufen viele schiefe auffassungen und behauptungen mit unter, auf die ich, eben weil sie ohne begründung vorgetragen sind, nicht näher eingehe. als interessant will ich noch aus capitel 4 den § 15 hervorheben, der den 'text des Sāmaveda' behandelt. Weber sprach Indische litteraturg. s. 10. 70, auf allgemeinen erwägungen fufsend, die ansicht aus dass die lesarten der Sāmasamhitā vielfach altertümlicher seien als die der Ṛksaṁhitā, dass die verse der ersteren den liedern in einer zeit entlehnt seien, wo deren zusammenstellung als Ṛksaṁhitā noch nicht stattgefunden hatte. dieser im wesentlichen auch von Benfey geteilten ansicht sind neuerdings Burnell in der vorrede zum Ārsheyabrāhm. s. XVI f und Aufrecht Hymnen des Rigveda s. XXXIX ff entschieden entgegengetreten. nach letzterem ist der alte text des Rigveda mit willkür und zum teil unwürdiger weise in diesem gesangbuch (Sāmaveda) behandelt. 'weder von den altertümlicheren grammatischen formen, noch den variantes doctiores ist mir bei genauerer prüfung des ersten Ārcika eine spur aufgestofsen. dagegen sind mir viele lesarten dieses Ārcika allerdings 'dunkler und unverständlicher', sogar zum teil entweder so unverständlich oder so seicht erschienen, dass ich die auf die vergleichung verwendete zeit für verloren erachtete' (s. XLI). dies wird von ihm an beispielen erläutert. Ludwig hegt s. 83 die meinung dass wir für den Sāmaveda eine von dem recipierten Ṛigveda (?) dh. doch der Çākala-çākhā abweichende recension als quelle ansehen müssen — hierin stimmten alle, auch Aufrecht, überein — und kommt zu dem schluss d a s s d e r S ā m a v e d a - t e x t i m g a n z e n e i n e ä l t e r e g e s t a l t h a t a l s d e r R i g - v e d a (s. 90 oben, 91 unten) u n s e r e r r e c e n s i o n. hierbei wird nun der arbeit Aufrechts und Burnells mit keiner silbe gedacht, obwol s. VII die ausgabe Aufrechts 'mit höchst wertvollen beigaben' erwähnt wird! es ist dies e i n beispiel aus mehr als einem dutzend von fällen, wie Ludwig ansichten anerkannter forscher, die den seinigen diametral gegenüberstehen, absolut unberücksichtigt lässt, seine meinung in crassester form hinstellt und dann, womöglich schon in der einleitung zu derselben arbeit,

das ganze gelehrte publicum der cotterie und jedmöglicher verworfenheit zeiht, weil es nicht schon im voraus rief: Brahman ist grofs und professor Ludwig sein prophet.

Der rest der einleitung (nahezu drei fünftel) ist nicht neu: capitel VII Die zeit des Veda und alter desselben; capitel VIII Land und volk; capitel IX Die Ārya in ihrer staatlichen gliederung; capitel X Der staat der Ārya, sowie § 39 und 40 des VI capitels (also s. 167—253) sind im wesentlichen gleich mit der abhandlung Ludwigs Die nachrichten des Rig und Atharvaveda über geographie, geschichte, verfassung des alten Indiens, Prag 1875. der schluss endlich: capitel XI Die religion, ihre gebote und ihre grundbegriffe; capitel XII Die götter; capitel XIII Die bösen mächte und der zauber; capitel XIV Cult (s. 257—415) hat dasselbe verhältnis zu der festschrift Ludwigs: Die philosophischen und religiösen anschauungen des Veda in ihrer entwickelung, Prag 1875.

Über capitel VII—X kann ich mich hier sehr kurz fassen: in einer demnächst von mir erscheinenden arbeit Über die cultur der vedischen Arier kommen auch diese puncte zur sprache und ist daselbst Ludwigs genannte abhandlung eingehend berücksichtigt worden; die umarbeitung in der einleitung erschien, als die betreffenden capitel meiner arbeit, die begreiflicher weise den anfang bilden, bereits gedruckt oder im drucke waren. Ludwigs in vielen puncten mit entschiedenem erfolg gekrönter versuch geht vor allem dahin, dem historischen element im Rigveda mehr zu seinem rechte zu verhelfen, als es vor ihm gefunden hat. so pflichte ich ihm vollkommen bei gegenüber den auffassungen des Wbs. und Grassmanns in seiner ansicht über die Dasyu, über die fürsten der urbewohner (Çambara usw.); überzeugt haben mich auch seine bemerkungen über *çiçnadeva.* in einzelnen puncten ist die von ihm im gegensatz zu Roth vertretene ansicht schon früher von anderen ausgesprochen worden, wie dies der fall ist mit *pañca janāḥ*; das richtige hierüber hat schon AKuhn in der Hall. allgem. litteraturzeitung 1846, s. 1086, wie in meiner erwähnten arbeit s. 122 gezeigt ist. freilich neben vieler übereinstimmung bestehen auch scharfe gegensätze in unseren ansichten, auf die ich jedoch hier nicht noch einmal zurückkommen kann.

Vor allem geht mir Ludwig in der annahme des historischen und in seinen desfallsigen folgerungen oft zu weit. zwei klippen sind dabei zu vermeiden: einmal dürfen wir nicht liedfragmente, die in unserer Rigvedarecension häufig auf rein äufserliche anklänge hin zusammengestellt sind, als ein einheitliches ganze nehmen und nun bezüge statuieren zwischen personen und situationen, die in verschiedenen fragmenten vorkommen, und solche bezüge für historische facta ausgehen. andererseits müssen wir uns hüten, verse aus einem wolbeglaubigten und geschlossenen zusammenhang zu reifsen, um so den einzelnen wörtern be-

deutungen unterzulegen, die sie sonst haben können, aber nicht in dem zusammenhang, in dem der betreffende vers vorkommt. einen fall, in dem Ludwig nach meiner ansicht an letzterer klippe gescheitert ist, will ich anführen. das wort *varṇa* 'farbe' dient im Rigveda vielfach mit den adjectiven *dāsa* oder *ārya* verbunden zur bezeichnung der volkstämme der urbewohner und Arier, weil factisch eine ungleichheit bei der einwanderung zwischen beiden bestand; aus der bedeutung 'farbe, aussehen' entwickelte sich aufserdem die allgemeine 'art, gattung'. Ludwig sagt nun s. 216: 'es heifst von Agastya *ubhau varṇau puposha* er hat beide Varṇa gedeihen gemacht. es ist in der tat höchst wahrscheinlich dass die Ārya und die ihnen unterworfenen Dāsa gemeint sind, und wir nehmen unsere früher ausgesprochene ansicht, wonach darunter Brāhmaṇa und Kshatriya verstanden wären, zurück.' mit der ihm eignen rücksichtslosigkeit gegen den leser gibt Ludwig weder das citat seiner früheren behauptung noch die vedische stelle an; erstere findet sich in oben erwähnter abhandlung s. 39; die vedische stelle ist Rv. 1, 179, 6. der hymnus ist nach der in der Anukramaṇī niedergelegten tradition, der Ludwig in seiner übersetzung wesentlich folgt, von vers 1—4 ein zwiegespräch zwischen einem allmählich heranalternden ehepar, Rishi Agastya und seinem weib Lopamudrā, deren ehe kinderlos geblieben war. vers 1 und 2 sucht Lopamudrā den Agastya zu seiner ehelichen pflicht zu reizen, vers 3 gibt Agastya seine zustimmung zu erkennen; in vers 4 — hier weiche ich mit Ludwig von der tradition ab — teilt Lopamudrā mit dass sich Agastya anschickt, ihrem verlangen nachzukommen. in vers 5 und 6 stellt nach der Anukr. ein in der nähe sich aufhaltender schüler reflexionen an. von diesen beiden versen ist vers 5 sicher hier unecht: er ist in einem anderen metrum als 1—4. 6, er hat absolut keine beziehung zum vorhergehenden und nachfolgenden, der grund der einschiebung ist sonnenklar der anklang von *pulukāmaḥ* an *kāmaḥ* in vers 4; es bleibt so noch vers 6, in dem der dichter des ganzen über den erfolg der bemühungen der beiden dramatisch eingeführten personen auskunft gibt. der vers lautet: *Agastyaḥ khanamānaḥ khanitraiḥ prajām apatyaṁ balimicchamānaḥ / ubhau varṇāvṛshirugraḥ puposha satyā deveshvāçisho jagāma* 'Agastya grabend mit den werkzeugen zum graben, verlangend nach spross, geschlecht, kraft, *ubhau varṇau puposha* der gewaltige weise: bei den göttern fanden seine wünsche erfüllung.' Sāyaṇa fasst *ubhau varṇau* als *kāmaṁ ca tapaçca*; da *push* im Veda sowol die bedeutung 'zunahme einer sache (acc.) an sich erfahren, etwas sich mehren sehen, in reichlichen besitz einer sache kommen, erhalten, bekommen, besitzen' als 'gedeihen machen, ernähren' hat (s. Petersb. wb.), so kann meines erachtens nicht der geringste zweifel obwalten dass der sinn ist: 'der gewaltige weise kam in besitz, erlangte beide arten,

beides', nämlich was er sich durch erzeugung eines sprosses *(prajā)* gewünscht *(icchamāna)* hatte: geschlecht und kraft *(apatya bala)*; auf zahlreicher familie, heldenfülle beruhte ja die macht und kraft des vedischen mannes. dies waren seine wünsche, die bei den göttern erhörung fanden. wie in dieser stelle jemand 'Brāhmaṇa und Kshatriya', oder auch 'Ārya und die ihnen unterworfenen Dāsa' suchen und finden kann, ist mir unverständlich.

Ich komme nun zum schluss der einleitung, capitel XI—XIV, deren inhalt oben nach Ludwig kurz angegeben ist. am dankenswertesten ist capitel XIV, das den cult im Rigveda behandelt. gewis wird die frage, in wie weit die feier, für welche die vedischen hymnen gedichtet wurden, von der verschieden war, der jene lieder oder einzelne teile derselben nach ausbildung des orthodoxen brahmanismus dienten, noch auf geraume zeit verschieden beantwortet werden; Ludwig wird jedoch das verdienst unbestritten bleiben, für seinen standpunct hier zuerst eine detailuntersuchung geliefert zu haben. in bezug auf die religion des Veda, der im wesentlichen die 3 vorhergehenden capitel gewidmet sind, ist mein standpunct in einer reihe von entscheidenden fragen so sehr von dem Ludwigs verschieden, dass ich auf eine discussion von einzelheiten hier verzichten muss, zumal Ludwig es nur höchst selten der mühe wert hält, in ganz allgemeinen redewendungen abweichender, ja entgegengesetzter ansichten zu gedenken.

Auch in diesem teile des werkes finden sich viele geradezu aus dem ärmel geschüttelte behauptungen; so nennt Ludwig s. 315 die gleichung *Οὐρανός* = Varuṇa eine 'an und für sich schon allen gesetzen einer gesunden, gewissenhaften methode widerstreitende aber doch mit würklich rätselhafter zähigkeit festgehaltene etymologie.' eine probe Ludwigs, wie man nach der 'gesunden, gewissenhaften methode' verfährt, habe ich in meiner schrift s. 433 näher beleuchtet. weiterhin heifst es zb. s. 316: 'die stellung, die Mitra bei den ältesten Indern hat, ist consequenter gedacht und der entwickelung entsprechender als im system des Zarathustra, in welchem Ahura-Mazda fast in den schatten gestellt erscheint durch die weitgehende tätigkeit Mitras.' ich habe meinen augen kaum getraut, als ich diesen mit kennermiene hingeworfenen satz las, und ich fürchte, die leser dieses Anzeigers werden es schier für unmöglich halten, wenn ich ihnen die einfache, schlichte tatsache mitteile dass Mithra in den Gāthā, dh. im system Zarathustras absolut nicht vorkommt. erst als das philosophische system Zarathustras aus dem engen kreis seiner jünger heraustrat und anfieng religion des eranischen volkes zu werden, da fanden die altarischen, im volke bewahrten gestalten wie Mithra, Haoma, der cult der Fravashis eingang in die Ormazdreligion, wie sie uns im jüngeren Avesta vorliegt und von

den Griechen überliefert wird. dies sind tatsachen, die so fest stehen, wie Ludwigs werk nichts aufweisen kann und an einem bekannten orte Deutschlands, wo man aufser dem Veda auch das Avesta versteht, pfeifen die spatzen diese dinge beinahe von den dächern. schade dass diese tierchen keine zugvögel sind. höchst illustrierend für Ludwigs behauptung ist auch die allbekannte tatsache dass in den zahlreichen und umfangreichen inschriften des Darius und Xerxes der gott Mithra nicht erwähnt wird. 'ein grofser gott ist Auramazda, welcher der gröste der götter ist, welcher diese erde schuf, welcher jenen himmel schuf usw.,' so beginnen die edicte; 'Auramazda möge mich schützen sammt den göttern' lauten die gebete. erst in der kleinen verstümmelten inschrift des Artaxerxes Mnemon erscheint Mithra neben Anahitā, aber unter Auramazda; ebenso beginnt die inschrift des Artaxerxes Ochus noch mit der alten formel, und nur am schluss steht in der bitte statt 'Auramazda sammt den göttern' hier 'Auramazda und der gott Mithra.' wir können also auch auf diesem gebiete beobachten, wie der im systeme Zarathustras ganz verbannte Mithra erst allmählich aus dem volksglauben sich emporarbeitet und hoffähig wird.

Den beschluss des ganzen bandes machen textbeilagen: s. 419—427 Die im Rigveda nicht vorkommenden strophen des Sāmaveda, s. 428—554 Stücke aus dem Atharvaveda, die sich nicht ausschliefslich auf den preis der götter beziehen, sondern das häusliche und öffentliche leben betreffen. die letztere umfangreiche beilage ist eine höchst dankenswerte zugabe; sind auch durch Weber und Muir, um einmal mit Ludwig zu citieren, schon bedeutende stücke des Atharvaveda übersetzt, so ist immerhin bei diesem Veda noch viel mehr rohmaterialarbeit zu tun wie beim Rigveda. freilich manche stelle des Atharvaveda, die ich schon des öftern bei der lampe und bei tageslicht besehen habe, ist mir durch Ludwigs übersetzung nicht klarer geworden. hiermit soll nicht im entferntesten ein tadel gegen dieselbe ausgesprochen werden; es characterisiert blofs den allgemeinen stand unserer kenntnis dieses wichtigen denkmals. nur vereinte bemühung kann hier weiter helfen und jeder, der sein scherflein zur förderung beiträgt, verdient dank. den wird kein einsichtiger Ludwig vorenthalten. auch in der einleitung selbst sind, wie ich hervorheben will, verschiedentlich sprüche aus dem Atharvaveda übersetzt. an einen derselben möchte ich eine berichtigende bemerkung anknüpfen.

Atharvav. 3, 4 findet sich ein segenspruch über einen eben neu erwählten könig; vers 7 lautet nach Ludwigs übersetzung (s. 252): 'die reichen weggöttinnen, die an vielen orten, die verschieden gestaltigen, haben alle sich vereinigt und dir weite geschaffen; alle dieses eines sinnes geworden sollen dich rufen, wünsch dir als gewaltiger, als wolwollender das zehnte lebens-

alter.' ich nehme anstofs an der übersetzung des 4 pada: *Daçamīmugraḥ sumanā vaçeha.* es kommt *iha* nicht zu seinem recht; ebensowenig *ugraḥ sumanāḥ,* denn was hat es mit dem wolwollen des herschers zu tun dass er sich ein hohes alter wünschen soll? die ganze aufforderung ist überflüssig — da diesen wunsch jeder Arier hatte — und zum abschluss des segenswunsches farblos und pointelos. auch eine nicht zu unterschätzende grammatische schwierigkeit birgt Ludwigs übersetzung: die wurzel *vaç* flectiert sowol in der vedischen sprache als im sanskrit nur bindevocallos nach 2 classe *vaçmi, vashṭi, uçmasi, uçanti.* wenn an zwei stellen des Rigveda (8, 20, 17; 8, 28, 4) die form *vaçanti* erscheint, so ergibt sie sich einfach als eine rückbildung aus *uçanti* unter einfluss der singularformen und des conjunctivs: *vaçmi, vakshi, vashṭi, vaças* usw. ein imperativ *vaça* ist also unerwiesen. allen diesen schwierigkeiten gehen wir aus dem wege ohne jegliche änderung durch eine annahme, die nach Roths vorgang Ludwig an vielen stellen des Rigveda macht, durch die annahme, palatales *ç* stehe für dentales *s,* also genau geschrieben *vaseha:* 'bis ins zehnte lebensalter (oder noch das zehnte l.) weile (verbleibe) hier als gewaltiger (und zugleich) wolwollender.' dieser directe segenswunsch schliefst viel kräftiger ab, als der wunsch dass er sich dies wünschen soll; *iha, sumanās* kommen zur geltung und die grammatische schwierigkeit ist gehoben.

Noch eine andere stelle des Atharvaveda wird verständlich, wenn wir nach unzweifelhaften analogien den umgekehrten vorgang annehmen dass dentales *s* ein palatales *ç* repräsentiere. Atharvav. 5, 19, 5 heifst es von der mit gewalt weggenommenen und getödteten Brahmenkuh: *Krūramasyā āçasanaṁ tṛshṭaṁ piçitamasyate.* Ludwig übersetzt s. 452: 'blutig (in ihren folgen) ist ihr ausschroten, hart ist ihr fleisch für dich *(asyate).*' abgesehen davon dass hierbei der text doch übers erlaubte hinaus muss geändert werden, so ist die construction sehr hart. unter der vorgeschlagenen annahme lautet die stelle: 'eine gräueltat ist das anschauen derselben, unter kratzen wird das ausgehauene fleisch gegessen' *(asyate = açyate).* zu letztem pada vergleiche die parallele stelle Atharvav. 5, 18, 7: 'sie (des Brahmen kuh) die gleichsam mit hundert widerhaken versehen ist, verschluckt er, kann dieselbe aber nicht hinunterbringen, der tor, der von der Brahmanen nahrung denkt: ich will die gut mundende essen.'

Ich hege kaum die hoffnung dass Ludwig durch meine erörterungen bewogen werden wird, in dem einen oder anderen puncte nachzugeben; bei ihm ist es ja, wie die vorrede zeigt, zur fixen idee geworden dass ihn niemand etwas lehren kann, dass jeder, der eine vedische stelle nicht so versteht wie er, den Veda überhaupt nicht versteht. er hat für alle fälle, in denen man ihm nicht zustimmt, eine und dieselbe höchst einfache erklärung: autoritätsattitude, liebedienerei gegen den oder jenen

gelehrten, feigheit sind seine vorwürfe. bekanntlich liebt es eine richtung in der deutschen philologie in jüngster zeit mit gleichen erklärungsversuchen ihr unangenehme tatsachen aus der welt zu schaffen. mag nun Ludwig seine schmähungen noch so sehr häufen — nach den proben, die er vom 'geduldigen ertragen' gegeben hat, lässt sich ja noch manches erwarten —, er wird mich nie damit einschüchtern können, eine als richtig erkannte, von ihm bestrittene ansicht zu seinen gunsten aufzugeben; wo er richtiges und belehrung bietet, werde ich von ihm wie von anderen forschern zu lernen suchen, was ich glaube in dieser anzeige wie in meiner erwähnten schrift bewiesen zu haben.

Berlin, februar 1879. H. Zimmer.

Morphologische untersuchungen auf dem gebiete der indogermanischen sprachen von HOsthoff und KBrugman. erster teil. Leipzig, Hirzel, 1878. xxii und 290 ss. 8°. — 7 m.*

Die verfasser entwerfen s. iii ff der vorrede[1] ein in sehr dunklen farben gehaltenes bild von der forschungsweise der älteren sprachwissenschaft. unvermerkt verschieben sich unter ihren händen die 'anschauungen der älteren sprachwissenschaft' zu den 'bisherigen methodischen grundsätzen unserer wissenschaft', und sie meinen dann (s. x), es bleibe keine andere wahl, als diese grundsätze umzugestalten. allerdings, stände die vergleichende sprachwissenschaft noch heute auf einem so unreifen standpuncte, wie es die verff. uns wollen glauben machen, dann wäre es in der tat zeit, auf eine änderung der anschauungen über wesen und entwickelung der sprache zu dringen. glücklicher weise liegt die sache so, dass die anschauungsweise, gegen welche die verfasser polemisieren, der hauptsache nach längst als überwundener standpunct bezeichnet werden darf. will man lehren dass die gesprochene sprache nicht mit der sprache auf dem papier identisch sei, dass die sprache nur in sprechenden individuen ihre existenz habe, dass die ausdrücke 'jüngere' und 'ältere' sprachperiode nur in relativem sinne zu verstehen seien udglm., so lehre man das in einer 'einleitung in die vergleichende sprachwissenschaft für anfänger.' meint man, damit etwas neues zu sagen, oder gar 'die bisherigen methodischen grundsätze

[* vgl. Jenaer litteraturzeitung 1879 nr 13 (GMeyer). — Germ. 24, 243 (HPaul).]

[1] ich sage '*die* verfasser der vorrede'. vielleicht würde man richtiger sagen '*der* verfasser', denn das vorwort ist, nach dem tone und nach gewissen eigenheiten im ausdruck (zb. 'veranalogisiert' s. xvi, vgl. s. 104. 233. 276) zu schliefsen, allein von Osthoff verfasst. unterzeichnet aber ist es von beiden verfassern, und deshalb haben beide die verantwortung zu tragen für die haltung und den inhalt desselben.

unserer wissenschaft umzugestalten', so dürfte man sich doch sehr im irrtume befinden. es wäre wünschenswert dass die verfasser, wenn sie sich in zukunft wider über die bisherigen anschauungen der vergleichenden sprachwissenschaft auszulassen gedenken, zunächst über die beschaffenheit dieser anschauungen etwas eingehender sich informierten. — bedenklicher freilich sind andere expectorationen des vorwortes. 'die reconstruction der indogermanischen grundsprache war bisher immer hauptziel und mittelpunct der gesammten vergleichenden sprachforschung' heifst es s. v; und es werden dann die schädlichen folgen geschildert, welche dieser umstand gehabt habe. was soll denn in der neuen aera, welche uns die verfasser bringen wollen, den mittelpunct der vergleichenden sprachforschung bilden? etwa die feststellung der richtigen methode oder beobachtungen über das leben neuerer dialecte? ich denke, die richtige methode bleibt doch immer nur ein mittel zum zwecke, und die erforschung der neueren sprachen und der lebenden volksmundarten fällt weniger in das gebiet der vergleichenden sprachwissenschaft, als in das gebiet derjenigen wissenschaften, welche sich ausschliefslich mit der aufhellung derartiger sprachgebiete beschäftigen. die aufgabe der indogermanischen sprachwissenschaft wird nach wie vor bleiben, 'nachzuweisen, welches die formen der ursprache waren und auf welchen wegen daraus die der einzelsprachen entstanden sind' (Joh. Schmidt Zs. f. vgl. sprachf. 24, 321). wer eine abneigung hat gegen den 'hypothesentrüben dunstkreis der werkstätte, in der man die indogermanischen grundformen schmiedet' (vorw. s. IX) und 'die klare luft der greifbaren würklichkeit und gegenwart' (ebend.) vorzieht: nun, der folge doch seiner persönlichen neigung, aber er verlange nicht von anderen dass sie dieselbe antipathie haben sollen gegen das eigentliche gebiet ihrer wissenschaft und dieselbe sympathie für gegenstände, die wesentlich aufserhalb dieses gebietes liegen. — wenn übrigens die verfasser sich verpflichtet fühlen, uns darüber zu beruhigen dass nicht 'der ganze bau der vergleichenden sprachwissenschaft, so weit er sich bis jetzt erhoben, niedergerissen und von grund aus neu aufgeführt werden soll' (s. X), so beugen sie einem misverständnisse vor, auf welches unterrichtete leser schwerlich verfallen sein werden.

Auf die sonderbare darlegung der 'bisherigen methodischen grundsätze unserer wissenschaft' folgt das 'glaubensbekenntnis' der 'junggrammatischen richtung' — mit letzterem namen nämlich belegen die verfasser die partei, welche sie mit ihren gesinnungsgenossen bilden. die zwei wichtigsten methodischen grundsätze dieser 'neuen richtung' sind nach s. XIII f:

'Erstens. aller lautwandel, so weit er mechanisch vor sich geht, vollzieht sich nach a u s n a h m s l o s e n g e s e t z e n, dh. die richtung der lautbewegung ist bei allen angehörigen einer sprach-

genossenschaft, aufser dem fall dass dialectspaltung eintritt, stets dieselbe, und alle wörter, in denen der der lautbewegung unterworfene laut unter gleichen verhältnissen erscheint, werden ohne ausnahme von der änderung ergriffen.

Zweitens. da sich klar herausstellt dass die formassociation, dh. die neubildung von sprachformen auf dem wege der analogie, im leben der neueren sprachen eine sehr bedeutende rolle spielt, so ist diese art von sprachneuerung unbedenklich auch für die älteren und ältesten perioden anzuerkennen, und nicht nur überhaupt hier anzuerkennen, sondern es ist dieses erklärungsprincip auch in derselben weise zu verwerten, wie zur erklärung von spracherscheinungen späterer perioden, und es darf nicht im mindesten auffallen, wenn analogiebildungen in den älteren und ältesten sprachperioden in demselben umfange oder gar in noch gröfserem umfange uns entgegentreten, wie in den jüngeren und jüngsten.'

Ich gestehe dass ich den wert dieser beiden grundsätze, in der fassung wenigstens, wie sie das 'glaubensbekenntnis' bietet, nicht eben sehr hoch anschlage. der erste satz stellt eine theorie auf für fälle, welche in der praxis nicht leicht vorkommen werden, und auf den zweiten lassen sich die worte Lessings anwenden: derselbe enthält vieles richtige und neue, nur schade dass das richtige daran nicht neu und das neue nicht richtig ist.

Erstens. die verfasser behaupten dass die lautgesetze ausnahmslos sein müssen; dabei aber sind auch sie genötigt, eine reihe so gewichtiger ausnahmen zuzulassen, dass, wenn man diese ausnahmen recht versteht, die aufgestellte regel dadurch so gut wie hinfällig wird. — sie machen zunächst die einschränkung 'so weit er (der lautwandel) mechanisch vor sich geht.' aber wie weit ist der lautwandel mechanisch, wie weit ist er nicht mechanisch? die verfasser erkennen s. XIV anm. an dass gewisse dissimilationserscheinungen und lautversetzungen 'stets das leibliche abbild einer rein psychischen bewegung sind.' weshalb sollen dann nicht auch andere, anscheinend mechanische vorgänge schliefslich nur eben solche leibliche abbilder einer rein psychischen bewegung sein? ich bezweifle dass sich auf dem gebiete der sprache eine scharfe grenze zwischen psychischen und physischen vorgängen ziehen lässt und gestehe im übrigen dass ich der frage nach der scheidung dieser beiden gebiete in bezug auf die methode der vergleichenden sprachwissenschaft lediglich ein theoretisches interesse beizumessen vermag. für die practischen bedürfnisse der forschung genügt es, sich darüber klar zu werden dass diejenigen lautlichen veränderungen, welche wir gemeiniglich als würkung eines lautgesetzes bezeichnen, in der regel nicht auf rein mechanischem wege zu stande gekommen sind. ein lautgesetz pflegt zunächst nur bei einer geringen anzahl von individuen innerhalb einer sprachgemeinschaft und zwar

an einem ganz bestimmten puncte dieser sprachgemeinschaft aufzutreten. die lautliche umwandelung, welche hier — anfangs vielleicht als blofse lautneigung — auf beschränktem raume zum durchbruch gekommen ist, überträgt sich allmählich auf eine gröfsere anzahl von individuen. sie gefällt denen, welchen sie aufgefallen ist, sie wird mode, sei es dass man ihr aus bequemlichkeit, aus ästhetischen rücksichten oder aus irgend einem anderen grunde folgt. aber man folgt ihr nicht unbewust: man weifs dass man einem neuen brauche huldigt und man will diesem brauche huldigen. auch pflegt man zu schwanken, ehe man sich der aufkommenden gewohnheit consequent anschliefst. ein und dasselbe individuum kann in derselben minute in demselben satze seinem alten sprachgebrauche folgen und gleich darauf der neuen sprechweise seine worte assimilieren, oder umgekehrt erst der neuen mode sich anschliefsen und sogleich in die alte gewohnheit zurückfallen. so ist denn das vordringen des neuen lautgesetzes ein ganz allmähliches. generationen hindurch währt der kampf und erst nach geraumer zeit entscheidet der sieg zu gunsten des neuen principes. was den älteren leuten als neu aufkommende mode erschien, das erscheint jetzt den jüngeren als herschende sitte und was jenen als regelrecht vorkam, das gilt diesen für veraltet. schliefslich sind die letzten anhänger der alten weise ausgestorben; das neue lautgesetz der sprache ist fertig. es mag zwar scheinen als sei es mit einem schlage und gleichsam über nacht mechanisch und unbewust entstanden: in würklichkeit hat es eine lange geschichte hinter sich. — nun aber, muss denn ein derartiger kampf immer mit einem siege endigen? müssen wir erwarten, stets auf solche sprachperioden zu stofsen, in welchen die ausbildung eines lautgesetzes abgeschlossen ist? ich denke vielmehr, gerade darauf beruhe die weiterentwickelung der sprache dass sie stets von den verschiedensten richtungen her neue impulse empfängt und dass jederzeit die manigfachsten lautneigungen mit einander im kampfe um das dasein liegen. was hier mit dem grundsatze genützt sein soll dass ein mechanisches gesetz keine ausnahme gestatte sehe ich nicht. die lautgesetze sind ihrer natur nach eben nicht rein mechanische veränderungen. und wenn also ein parteigenosse der verfasser (Paul in den Beitr. vi s. 1) den satz aufstellt dass ein lautgesetz ebenso wenig eine ausnahme gestatte, wie ein chemisches oder physikalisches gesetz, so ist darauf zu erwidern dass es von vornherein verfehlt ist, eine parallele ziehen zu wollen zwischen lautgesetzen und zwischen chemischen oder physikalischen gesetzen. man verkennt dabei das wesen der lautgesetze und man verkennt die beschaffenheit der factoren, welche zum zustandekommen eines lautgesetzes mitwürken.

'Die richtung der lautbewegung' sagen die verfasser weiter 'ist bei allen angehörigen einer sprachgenossenschaft, aufser dem

fall dass dialectspaltung eintritt, stets dieselbe.' das heifst so ziemlich mit dem zweiten worte zurücknehmen, was man mit dem ersten gesagt hat. es gibt eben keine sprachgenossenschaft, welche ohne dialecte ist, und es gibt keine lautbewegung bei den angehörigen einer sprachgenossenschaft, welche nicht zunächst eine rein dialectische wäre. und zwar ist die 'dialectspaltung' nicht eine von dem allgemeinen lautwandel unabhängige und ihm gegenüberstehende bewegung, sondern eine allgemeine lautbewegung findet nur dann statt, wenn die einzelnen dialecte entweder jeder für sich oder einer von dem andern beeinflusst denselben lautprocess vollziehen. auch ist diese 'dialectspaltung' keineswegs eine gleichmäfsige und in sich constante. ein lautgesetz kann sich über die drei kreise A, B und C erstrecken, ein zweites sich nur auf die kreise A und B ausdehnen, ein drittes den kreisen B und C gemeinsam sein, ohne bis zum kreise A durchzudringen, ein viertes sich auf den kreis A und B oder C beschränken. dasselbe spiel aber widerholt sich innerhalb der einzelnen kreise. es kann also auch der fall eintreten dass nur ein teil des kreises A eine bestimmte lauterscheinung mit dem kreise B oder C oder mit einem teile dieser kreise gemeinsam hat. ja man darf die behauptung aufstellen dass jeder angehörige einer sprachgemeinschaft einen besonderen dialect spricht. zwar wird der sprachunterschied bei denjenigen individuen, welche auf einem geographisch eng begrenzten terrain zusammen leben, in der regel nur ein minimum betragen; aber die merkmale, welche die sprache der einzelnen individuen einer und derselben gegend von einander abheben, diese merkmale sind nicht principiell verschieden von denjenigen eigentümlichkeiten, durch welche sich der dialect einer bestimmten gegend von dem dialecte einer anderen in characteristischer weise unterscheidet. in anbetracht dieser verhältnisse glaube ich der wahrheit näher zu kommen als die verfasser, wenn ich sage: die richtung der lautbewegung ist bei den einzelnen gliedern einer sprachgenossenschaft in der regel eine verschiedene. jeder dialect und jeder einzelne geht zunächst mehr oder weniger seinen eigenen weg.

Zweitens. dass analogiebildungen auch in den älteren und ältesten sprachperioden vorkommen ist eine anerkannte tatsache; ich erinnere, um nur éin beispiel anzuführen, an die worte Benfeys (Orient und occ. III 255) von der 'fülle der falschen analogien, durch welche die Vedensprache gewissermafsen nach den verschiedensten richtungen hin getrieben wird.' und nicht allein überhaupt anerkannt ist die existenz der analogiebildungen, sondern auch auf die bedeutung der formübertragung für das geistige leben der sprache ist vor allem, wie bekannt, von Scherer zGDS nachdrücklich hingewiesen. den letzteren umstand müssen ja auch die verfasser (s. III ff) anerkennen und wir sind unsrerseits gerne bereit, zuzugeben dass von einzelnen hervorragenden

sprachforschern die tragweite des hier in frage kommenden princips unterschätzt ist. darum freilich braucht man noch nicht mit den verfassern die anschauung zu teilen dass wir erwarten dürfen, in älteren sprachperioden mehr analogiebildungen zu finden, als in jüngeren; und man braucht ferner nicht der art und weise das wort zu reden, in welcher die verfasser jenes princip zur anwendung bringen. ihnen ist dasselbe eine art universalheilmittel, das überall da helfen soll, wo eine andere erklärung mangelt. die 'lautgesetze' sollen eben um jeden preis durchgeführt werden, was sich den aufgestellten regeln nicht fügen will, das wird ohne viel umstände als analogiebildung gebrandmarkt und der radicalkur unterworfen. wer nicht geneigt ist, das tolle treiben mitzumachen, gegen den wird die beschuldigung erhoben, er verfahre den lautgesetzen gegenüber mit 'subjectivismus und willkür' (s. xv), und man polemisiert gegen ihn, als wolle er die deutlichsten formübertragungen nicht anerkennen, oder gar, als habe er die existenz der analogiebildungen überhaupt geläugnet. und dadurch, meint man, könne 'eine verständigung und einigung zwischen den verschiedenen richtungen, die sich zur zeit in unserer wissenschaft bekämpfen, herbeigeführt werden' (s. xix)?

Die verfasser sind offenbar der meinung, in sachen der methode den allein selig machenden glauben gefunden zu haben. je deutlicher aber sie uns zu verstehen geben dass die von ihnen befolgten methodischen grundsätze darnach angetan seien, alles bisher dagewesene auf dem gebiete der sprachforschung in schatten zu stellen, um so schmerzlicher sind wir enteuscht, wenn wir finden dass die von ihnen gelieferten arbeiten sich im durchschnitt nicht über das niveau des mittelmäfsigen erheben, zum teil sogar — und zwar gilt letzteres wesentlich von den beiträgen Osthoffs — beträchtlich zurückbleiben hinter den anforderungen, die man heutzutage an arbeiten, welche die wissenschaft würklich fördern sollen, zu stellen berechtigt ist.

Die sammlung wird eröffnet durch eine abhandlung Brugmans, welche den titel führt: Das verbale suffix *â* im indogermanischen, die griechischen passivaoriste und die sogenannte aeolische flexion der verba contracta (s. 1—91).

Brugman stellt für die behandlung des verbalstammes vor suffixalem *â* (oder, wie man bisher gewöhnlich zu sagen pflegte, vor der 'wurzelerweiterung' *â)* die regel auf: 'die anfügung des *â* an die wurzel geschieht von alters her stets in der art dass die wurzel die schwächste gestalt annimmt, die sie überhaupt haben kann' (s. 2). er scheidet die in betracht kommenden verbalstämme in 5 categorien (1. die wurzel endet auf *i* oder *u:* zb. *i-â-* von *i* gehen, *ghu-â-* von *ghu* rufen. — 2. die wurzel besteht aus *a*+geräuschlaut, der wurzelvocal fällt in der schwachen form ab: zb. *k-â-* von *ak* scharf, spitz sein. — 3. die wurzel

besteht aus *a* + nasal oder liquida, der wurzelvocal fällt wie bei 2 ab: zb. *m̥-â-* von *am* einsammeln, schöpfen, mähen. — 4. die wurzel beginnt consonantisch und endet auf einen geräuschlaut, der wurzelvocal ist *a* und fällt in der schwachen form aus: zb. *bhs-â-* von *bhas* malmen, kauen. — 5. die wurzel beginnt consonantisch und endet auf nasal oder liquida, der wurzelvocal *a* fehlt in der schwachen form: zb. *pr-â-* von *par* füllen), und gibt sodann (s. 3—68) eine nach diesen 5 categorien geordnete sammlung der einzelnen fälle, in denen ein 'suffix *â*' vorliegt, wobei an den betreffenden stellen die annahme eines solchen suffixalen elementes anderen auffassungen gegenüber gerechtfertigt wird. mit recht legt Brugman dabei das hauptgewicht auf die fünfte categorie, da man bisher bekanntlich formen wie *prâ-* vielfach durch metathesis aus *par-* entstehen liefs. aber Brugman sagt zu viel, wenn er am schlusse seines aufsatzes die annahme einer metathesis für solche fälle einfach als 'die bisherige ansicht' bezeichnet. es gab über diesen punct bisher zwei ansichten: 1) die annahme einer metathesis, die sich anschloss an die lehre der griechischen grammatiker und allerdings von den meisten gelehrten geteilt ward. 2) die annahme einer wurzelerweiterung. die letztere, von JSchmidt Voc. II 239 f als eine möglichkeit in betracht gezogene ansicht ist zb. stets vertreten von Fick. Fick hat seine auffassung kurz begründet in dem nachworte zu seinem Vergl. wörterb.[3] IV 44 f. dort heifst es: 'schon in der indog. ursprache bestand eine anzahl wurzelformen, welche durch ein ableitendes *a* aus älteren wurzeln entstanden sind. das auslautende *a* konnte dann . . . zu *â* gedehnt werden und in dieser form werden sie denn auch im sanskrit angesetzt. als indogermanisch haben wir folgende zu verzeichnen: *gya* bewältigen, verkommen, viescere aus *gi* gleicher bedeutung — *gna* erkennen aus *gan* dasselbe — *ghva* rufen aus *ghu* rufen — *tra* bewahren aus *tar* retten, hinüberführen — *dra* laufen aus *dar* . . . — *dhya* sehen aus *dhi* sehen — *pra* füllen aus *par* dass. — *bhra* ferre nur in *bhrâ-tar* bruder, das eigentlich wie sskr. *bhar-tar* den erhalter bezeichnet — *bhsa, psa* kauen aus gleichbedeutendem *bhas* — *mna* gedenken aus *man* dass. — *ya* gehen, fahren aus *i* gehen — *va* flechten, weben aus *u*. . . . eine andere deutung, als seien *mna, pra* usw. blofse umstellungen aus *man, par,* wird ausgeschlossen durch die erweiterungen vocalisch auslautender wurzeln: *gya* aus *gi*, *ghva* aus *ghu*, *dhya* aus *dhi*, *ya* aus *i*; man müste sonst diese von *pra*, *mna* usw. trennen, was seine bedenken hat.' man beachte dass Fick die in rede stehenden verbalstämme nicht allein wesentlich in derselben weise auffasst, sondern auch diese seine auffassung wesentlich in derselben weise motiviert wie Brugman. ebenso erklärt Fick im Vergl. wörterb.[3] I 68 *gnâ* kennen aus *gan* durch *â* weiter gebildet, 160 *bhsâ* essen, kauen von *bhas* durch *â*, 167 *mnâ*

meinen aus *man* durch *â*; und wenn also s. 139 bemerkt wird '*prâ* füllen aus *par* füllen', so lässt Fick nicht *prâ* durch metathesis aus *par* entstehen, sondern er betrachtet *prâ* als eine durch die mittelstufe *para* aus *par* hervorgegangene erweiterung.[1] — ich zweifle nicht dass die abhandlung Brugmans der erwähnten ansicht durch die übersichtliche zusammenstellung des einschlägigen materials und durch die systematische behandlung des gegenstandes neue anhänger gewinnen wird.

Brugman nimmt an (s. 60 f. 68 f) dass *â*-formationen, welche nur in einer einzelnen indog. sprache angetroffen werden, zunächst als analogiebildungen zu gelten haben, die erst im sonderleben der betreffenden sprache nach dem muster der altüberlieferten *â*-formationen gebildet seien. dass in einzelnen fällen ein derartiger vorgang stattgefunden habe, will ich nicht in abrede stellen; in dem umfange jedoch, wie Brugman es zu tun geneigt ist, vermag ich derartige neubildungen nicht anzuerkennen. die anschauung Brugmans ('wir sind darauf angewiesen, das, was nur in éiner sprache sich vorfindet, als erst in dieser entwickelt anzusehen') führt zu unhaltbaren consequenzen. es geht sicher sehr vieles, was sich nur in einem einzigen sprachzweige findet, auf die grundsprache zurück und es würde voreilig sein, wortformen, für welche bis jetzt ein aequivalent in einer verwandten sprache nicht nachgewiesen ist, ohne weiteres zu anlogiebildungen zu stempeln.

Ebensowenig ist es Brugman gelungen, die 'anderen analogiebildungen nach den urindog. -*â*-formationen', welche er s. 69 ff statuiert, als analogiebildungen zu erweisen. Brugman betrachtet als neubildungen solche formen, 'in denen das *â*-suffix nicht als wurzelvocal erscheint, wie zb. in altind. *drâ'ti*, gr. *ἔσκλην*, sondern in denjenigen teil des wortes gerückt ist, den jeder notwendiger weise als suffixalen wortteil anerkennen muss, auch der, der in dem *â* von *drâ'ti* den wurzelvocal zu sehen gewohnt ist.' nun aber bezeichnet ja Brugman den 'wurzelvocal' *â* seinerseits als 'suffix' *â*; was berechtigt uns zu läugnen dass es neben diesem 'suffixalen wurzelvocal *â*' ein 'nicht wurzelhaftes suffix *â*' gegeben habe? weshalb müssen die formationen der zweiten art den formationen der ersteren nachgebildet sein und weshalb dürfen nicht beide arten als gleichberechtigt und vielleicht ursprünglich identisch angesehen werden? ich vermisse bei Brugman die motivierung für die annahme einer analogiebildung. —

[1] Fick hält jetzt (vgl. Bezzenbergers Beitr. I 1 ff) *para* für ursprünglicher als *par*, setzt also nunmehr die reihenfolge an:

```
      par                par
     /                  /
para — pra  oder  para — pra
        |           |
       prâ        parâ — prâ
```

Brugman behauptet zunächst (s. 69 f) dass 'das *â (â ê ô)*, welches in den europäischen sprachen so oft aufserhalb des präsensstammes der sogenannten verba auf *-ajâmi* vor den ableitungsendungen erscheint, als unter wesentlichster mitwürkung unserer verba mit dem *â*-suffix eingetreten und durchgedrungen anzusehen ist . . . bei welchem bildungsprocess die qualität des langen vocals natürlich stets nach der qualität des im präsensstamm vor der silbe *-ia-* erscheinenden vocals sich richtete (zb. πεφίλημαι mit η wegen φιλέω, μισθώσω mit ω wegen μισθόω).' also πεφίλημαι soll durch analogiewürkung ein η erhalten haben, weil im präsens nicht etwa ein η, sondern ein ε stand und μισθώσω ein ω, weil im präsens nicht ein ω, sondern ein ο sich fand? das überschreitet meiner meinung nach das mafs dessen, was wir der analogiewürkung zutrauen dürfen.[1] man erinnere sich dass Schrader in Curtius Studien x 281 ff die in mancher beziehung ähnliche hypothese aufstellte, das urspr. *â* sei im griechischen da zu *ê* (= gemeingr. η) umgefärbt, wo ein *ĕ* daneben gelegen habe. nun aber ist von Fick (Bezzenbergers Beitr. ii 204 ff) nachgewiesen dass das gemeingr. η die directe fortsetzung eines europäischen *ê* ist, und dieses europ. *ê* erweist sich als unmittelbarer reflex eines grundsprachlichen *ê* (s. Bezzenbergers Beitr. ii 304. iii 210): wo bleibt da Schraders hypothese? — ich fürchte, es steht mit der annahme Brugmans nicht besser als mit derjenigen Schraders. so wenig das gemeingr. η auf griechischem boden aus *â* umgefärbt ist, so wenig ist meiner ansicht nach das aufserpräsentische -η- und -ω- der verba contracta auf griechischem boden erwachsen, sondern es liegt in der flexion φιλέ-(j)ω : φιλή-σω und μισθό-(j)ω : μισθώ-σω die regelrechte fortsetzung der europäischen und wahrscheinlich auch grundsprachlichen flexion der denominativen verba vor. eine eingehende begründung dieser aufstellung würde hier zu weit führen; ich verweise vorläufig auf die bemerkung Bezzenbergers zGLS s. 115. — dass das element *-je-* *(-jo-)* = indoiran. *-ya-* einzig dem präsensstamme zukomme (anders Schleicher Comp.³ 801, Leskien in Curtius Stud. ii 77. 81) hat Windisch Zs. f. vgl. sprachf. 23, 256 mit recht hervorgehoben.

[1] der forscher Osthoff freilich ist anderer ansicht. derselbe bezeichnet es (Morph. unters. i 260) als 'durchaus treffend', wenn Paul (Beitr. iv 353) das η in griech. ποιμήν so zu erklären sucht 'dass das η des nom. sich zu dem ε der obliquen casus gebildet hat, nach analogie des verhältnisses von ω und ο.' ich erlaube mir, trotz der beredten beistimmung Osthoffs die annahme Pauls als eine nicht genügend motivierte und höchst unsichere hypothese zu bezeichnen. ehe man das η in ποιμήν verdächtigt, zeige man doch zunächst, weshalb gerade das griech. η und nicht umgekehrt zb. das lit. *ů* in *pėmů* als product einer analogiebildung gelten muss und weshalb der ablaut η : ε neben dem ablaute ω : ο in ποιμήν : ποιμένα neben ἄκμων : ἄκμονα weniger berechtigt ist, als in τίθη-μι : τίθε-μεν neben δίδω-μι : δίδο-μεν.

Brugman sucht sodann (s. 71 ff) nachzuweisen dass die griechischen passivaoriste wie ἐφάνην und ἐλύθην als analogiebildungen nach der flexion der mit *d* gebildeten verba zu gelten haben. weshalb aber haben denn überhaupt jene passivaoriste als neubildungen zu gelten? dass sie griechische neuschöpfungen sind, erwidert Brugman, 'ergibt sich zunächst[1] schon daraus dass keine der andern indog. sprachen ihnen etwas analoges an die seite zu stellen hat.' Brugman hat sich in der tat seine begründung etwas leicht gemacht. wäre das urspr. medium im indoiranischen durch eine neubildung ersetzt, wie dies factisch im italokeltischen geschehen ist und wären uns die wenigen gotischen und altsloven. formen, welche man zum medium rechnet, nicht erhalten: würde Brugman in diesem falle das griechische medium für eine einzelsprachliche neuschöpfung ansehen? schwerlich. dürfen wir denn aber erwarten, so frage ich weiter, dass ein an das system des medium sich anschliefsender einfacher aorist mit intransitiver bedeutung anderswo erhalten sei, als da, wo das medium als solches erhalten ist? und hält nun Brugman es für undenkbar dass im indoiranischen ein solches tempus verloren gieng? die möglichkeit dass der griechische einfache passivaorist aus der grundsprache stamme lässt sich nicht in abrede stellen. ehe man die frage aufwirft, nach welcher analogie dieses tempus gebildet sei, muss zunächst die von Schleicher (Comp.[3] 812) mit einem 'möglicher weise' eingeführte ansicht dass dasselbe in die categorie der analogiebildungen gehöre, zu gröfserer wahrscheinlichkeit erhoben werden. — ähnlich steht es mit der ebenfalls wesentlich auf Schleicher (Comp. aao.) zurückgehenden auffassung der schwachen aoriste wie ἐλύθην, welche Brugman s. 78 ff weiter zu begründen versucht. Brugman meint dass Schleichers auffassung 'eine in jeder beziehung befriedigende, wie umgekehrt die andern bisher vorgebrachten erklärungen unbefriedigend' seien. es kommt neben der von Brugman gebilligten auffassung vor allem die von Bopp Vergl. gr. II[2] § 630, Pott Et. f. I[2] 472 ff, Scherer zGDS 202 (=[2] 322 f), Fick Zs. f. vgl. sprachf. 20, 359 f, Curtius Gr. verb. II 349 ff ua. vertretene ansicht in betracht dass jene aoriste auf einer alten composition mit dem verbalstamme *dhé*- = gr. θη- beruhen. die griechischen aoriste auf -θη-ν wären hiernach ursprünglich identisch mit dem germanischen schw. perfect und (wie Scherer hinzufügt) mit dem lateinischen und litauischen imperfectum. ich

[1] ein diesem 'zunächst' entsprechendes 'ferner' habe ich bei Brugman nicht gefunden. — übrigens kann nicht einmal zugegeben werden dass keine andere indog. sprache den griechischen passivaoristen etwas analoges an die seite zu stellen hat, denn nach der von Brugman s. 78 f anm. erwähnten ansicht steht der aorist auf -θην im zusammenhange mit bildungen der verwandten sprachen. wenn Brugman dort gegen diese ansicht ua. den einwand erhebt dass 'die aoriste wie ἐλύθην als einzelsprachliche neuschöpfungen angesehen werden müssen,' so liegt darin eine petitio principii.

bin nicht im stande, mich mit dieser ansicht so leichten kaufes abzufinden, wie es Brugman s. 78 f anm. tut. er führt allerdings 4 argumente gegen dieselbe ins feld, aber diese einwände sind sammt und sonders wenig stichhaltig. nach Brugman ist die erwähnte ansicht unbefriedigend '1) weil ihr zu folge die beiden eng zusammengehörigen formationen ἐφάνην und ἐλύθην von zwei total verschiedenen principien aus erklärt werden. 2) weil die flexion des aoristischen -θην von der flexion des *ἔθην principiell abweicht, indem, wie namentlich aus der übereinstimmung von ἔθετο und altind. *ádhita* hervorgeht, ἔθην von jeher mit stammabstufung conjugierte. 3) weil *ἔθην, ἔθεμεν, θεῖναι trans. bedeutung hat, also ἐλύ-θην, 'ich lösen tat' gerade das gegenteil von dem bedeuten würde, was es tatsächlich bedeutet, und 4) weil die aoriste wie ἐλύθην als einzelsprachliche neuschöpfungen angesehen werden müssen und wir kein recht haben zu der annahme dass noch im sonderleben des griechischen eine solche zusammensetzung eines verbalstammes mit *ἔθην oder *θῆν bewürkt werden konnte.' — ich entgegne: 1) die passiven aoriste ἐφάνην und ἐλύθην gehören nicht enger zusammen, als die activen aoriste ἔστην (*ἔθην) und ἔβλην. die letzteren erklärt auch Brugman von verschiedenen principien aus, wie kann er die verschiedene erklärung der ersteren unbedingt verwerfen? den satz dass zwei ähnliche bildungen stets auf ähnliche weise erklärt werden müsten, darf man nicht aufstellen. andrerseits schliefst die ansicht dass formen wie ἐλύθην eine composition mit -*dhē*- enthalten nicht die notwendigkeit ein, ἐφάνην principiell von ἐλύθην zu trennen; man könnte ja zb. mit Pott Et. f. I² 479 und Scherer zGDS² 322 umgekehrt wie Brugman den einfachen aorist für eine analogiebildung nach dem aorist mit -θη-ν erklären. 2) der flexionsunterschied zwischen dem aoristischen -θην und dem einfachen *ἔ-θην darf nicht als ein principieller bezeichnet werden. denn erstens ist die ursprüngliche 'stammabstufung' oder 'formabstufung' in allen indog. sprachen mehr oder weniger ausgeglichen; -θημεν für -θεμεν vergliche sich mit ἔ-στημεν für ἔ-σταμεν oder mit βήτην für hom. βάτην (man sehe JSchmidt Zs. f. vgl. sprachf. 23, 282; derselbe nimmt 24, 306 in überzeugender weise eine solche ausgleichung in sskr. *çétê* = av. *çaêtê* = gr. κεῖται bereits für die grundsprache an). zweitens brauchen für die flexion eines componierten verbalstammes nicht dieselben gesetze zu gelten, wie für die flexion des simplex; ich erinnere zb. an avest. *yaozhdhā*-. 3) es ist eine häufig im sprachleben zu beobachtende erscheinung dass worte und formen im laufe der zeit so ziemlich den entgegengesetzten sinn ihrer ursprünglichen bedeutung annehmen. natürlich ist der übergang ein ganz allmählicher. in unserem falle würde, wie dies ja zur genüge von Fick Zs. f. vgl. sprachf. 20, 359 f auseinandergesetzt ist, ein übergang von activer

bedeutung zu neutraler oder reflexiver und erst von da zu passivem sinne anzunehmen sein. übrigens muss ja auch Brugman einen ganz ähnlichen bedeutungswandel bei seiner erklärung der einfachen passivaoriste statuieren. — 4) die betreffenden aoriste werden eben nicht als einzelsprachliche neubildungen angesehen, sondern, wie dies Scherer aao. ausdrücklich hervorhebt, als fortsetzer eines periphrastischen aoristes der 'westarischen' oder 'europäischen' grundsprache. gesetzt aber, sie wären einzelsprachliche neuschöpfungen: weshalb ist denn die annahme unberechtigt dass in einer einzelsprache eine zusammensetzung eines verbalstammes mit dem aorist des verbums *di-dhê-mi* stattfinden konnte? weshalb soll die composition eines aus der verbalflexion abstrahierten stammes mit einem flectierten tempus eines hilfsverbums für das griechische unmöglich sein, wenn sich nachweislich derartige compositionen in neueren sprachen finden? — Brugmans einwände können nicht als eine widerlegung der von ihm verworfenen ansicht gelten und die von ihm vorgetragene erklärung der passivaoriste ist nicht der art, dass sie ohne weiteres die abweichenden auffassungen zu verdrängen vermöchte. die frage nach der herkunft der griechischen passivaoriste und die damit eng zusammenhängende nach der herkunft des germanischen schwachen perfects bleibt nach wie vor eine offene. eine einigermafsen überzeugende und abschliefsende lösung wird sich nicht gewinnen lassen, ohne dass die früheren ansichten eingehender geprüft und die vorhandenen möglichkeiten der deutung sorgfältiger gegen einander abgewogen werden, als dies von Brugman geschehen ist.

Brugman wendet sich weiter (s. 85 ff) zu der sogenannten aeolischen flexion der verba contracta. er verteidigt die von Hirzel (Zur beurteilung des aeol. dial. s. 56 ff) aufgestellte, von Schleicher (Kuhns Beitr. I 324 anm.), Scherer (zGDS² 217) ua. geteilte ansicht dass die aeol. flexion *φίλημι* jünger sei als die flexion *φιλέω*, gegen die darstellung von Curtius (Gr. verb. I² 39 f. 358 ff), der umgekehrt *φίλημι* für das ältere hält. ich stimme Brugman bei in der annahme dass wesentlich die categorie der verba mit *ā*-suffix für die neugestaltung der verba contracta das muster lieferte; doch meine ich den entwickelungsgang in etwas anderer weise auffassen zu müssen, als er es tut. wir werden schwerlich annehmen dürfen dass verba wie *φιλέω* ohne weiteres der flexion von *ἄημι* folgten; man begreift nicht, wie ein *ἄημι* unmittelbar auf ein *φιλέω* würken konnte; es fehlen dazu die nötigen anknüpfungspuncte, es fehlt das 'gemeinsame element', welches Scherer (zGDS² 27 anm.) mit recht für unentbehrlich bei der annahme einer analogiebildung hält. vielmehr werden wir uns den hergang so zu denken haben, dass zunächst der präsentische stammausgang auf kurzen vocal (zb. *φιλέ-(j)ω)* durch den aufserpräsentischen langen vocal (zb. *φιλή-σω)*

verdrängt wurde. nachdem so der stammausgang der verba contracta uniformiert war, und nun zb. das *η*- in **φιλή-ω* mit dem *η*- in *ἄη-μι* in einklang stand, konnte die flexion der verba auf *-ω* mit vorhergehendem langen vocal durch die flexion der verba auf *-μι* mit vorhergehendem langen vocal beeinflusst werden. so treten denn die überlieferten aeol. formen wie *καλή-ω, ποθή-ω, ἀδική-ει* (Ahrens I 133. 146. Curtius Verb. I² 361) in ein anderes licht. ich sehe in denselben weder eine lautliche 'dehnung des *ε* und *ο* vor dem *-ια*-suffix' noch eine 'rückkehr von formen wie **πόθημι, *στεφάνωμι* in die analogie der verba auf *-ω*', sondern betrachte dieselben als die notwendigen mittelstufen der flexion *φιλέ-ω* und der flexion *φίλη-μι*.

Wenn ich somit die sätze, welche Brugman s. 90 f als hauptergebnisse seiner untersuchung hinstellt, nicht durchweg als solche anzuerkennen vermag, so stehe ich doch nicht an, die abhandlung Brugmans im grofsen und ganzen als eine verdienstliche und wertvolle zu bezeichnen.

Mit dem aufsatze Brugmans durchaus nicht auf eine stufe zu stellen ist die arbeit Osthoffs: Formassociation bei zahlwörtern (s. 92—132). Osthoff will die von Brugman Zs. f. vgl. sprachf. 24, 66 anm. aufgeführte liste von zahlwörtern, bei denen association stattgefunden hat (jene 'liste' enthält zwei beispiele), um einige ihm gesichert scheinende fälle vermehren. unglücklicher weise aber erscheint ihm vieles als gesichert, was anderen als fraglich, unwahrscheinlich oder unrichtig erscheinen dürfte; und so kommt es denn dass der aufsatz wenig brauchbare bemerkungen, aber desto mehr unreife einfälle und übereilte hypothesen enthält. dabei zeigt sich an mehreren stellen eine auffallende unwissenheit in der sprachwissenschaftlichen litteratur, auch ungenauigkeit in der widergabe fremder ansichten und ungenügende sprachkenntnis. doch hindert dies den verfasser nicht, mit seinem vorgeschrittenen standpuncte zu renommieren und von seinen annahmen zu rühmen, sie seien 'ganz deutlich' s. 102), 'ohne allen zweifel' (s. 131), 'unzweifelhaft richtig' (s. 111), 'wol unstreitig' (s. 124), 'unstreitig' (s. 132), 'durchschlagend' (s. 131), 'notwendig' (s. 100), oder auch man könne sie 'gar nicht entbehren' (s. 131).

Es heifst s. 93: 'abulg. *devętĭ* und lit. *devynì* '9' haben offenbar [!] ihren anlaut *d*- statt *n*- von dem benachbarten *desętĭ*, *dészimtis* '10'. so lehrt es schon Schleicher Comp.³·⁴ § 237 s. 483.' die ansicht Schleichers ist incorrect widergegeben. allerdings sagt Schleicher aao. (vgl. Ksl. formenl. s. 116, Comp.³ § 180 anm. 2) von altsl. *devętĭ*: 'der unregelmäfsige anlaut verdankt seine entstehung der analogie des folgenden zahlwortes.' in bezug auf lit. *devynì* aber bemerkt er: 'über das junge *d* für *n* vgl. § 189, 1 anm.' jene anm. lautet: 'in lit. *devynì* (neun) steht, wie in slav. *devętĭ*, *d* für urspr. *n*, welches sich im preufsi-

schen *nevints* (nonus) erhalten hat; ebenso steht *debesis* (wolke) für **nebesis,* vgl. ai. *nábhas,* gr. *νέφος* usf. auch hier hat das nahverwandte slav. noch *nebo,* st. *nebes-* (himmel). vgl. oben unter *d* § 186, 2 anm. 2.' die letztere anm. besagt: 'in *náma-s* (haus) steht *n* für *d* (vgl. *d* für *n,* § 189, 1 anm.), da es doch wol für urspr. *dama-s* steht, vgl. slav. *domŭ,* gr. *δόμο-ς,* lat. *domu-s,* ai. *damá-s* oder vielleicht *damá-m.*' so wenig nun Schleicher *debesis* und *náma-s* für analogiebildungen erklärt, so wenig wollte er, wie es scheint, in lit. *devynì* das *d* für *n* auf analogie zurückgeführt wissen.[1] statt auf Schleichers Comp. hätte sich Osthoff auf Bezzenberger zGLS s. 41 anm. berufen sollen, wo gesagt ist: 'das folgende zahlwort übt öfters einfluss auf die lautform des vorhergehenden aus, vgl. lit. *devynì,* ksl. *devętĭ* für **nevynì, *nevętĭ* wegen *dészimtis, desętĭ;* germ. *fedvôr* statt **hvedvôr* wegen *fimf,* dieses selbst durch assimilation [anders Verner Zs. f. vgl. sprachf. 23, 121] aus **fenhvi-; volfa* aus **volhva-* wegen des anlautenden labials; *-lif-, -libi-* aus *lik-* [vgl. Schleicher Comp.³ 484, Scherer zGDS² 584, Fick Wb.³ II 454, JSchmidt Verwandtschaftsverh. 7] durch einfluss des verbs *liban.*' — Osthoff fährt fort: 'durch das altpreufsische *newints* wird mit sicherheit [!] erwiesen dass in der baltischen grundsprache noch der alte anlaut *n-* bei diesem zahlwort bestand, so dass Ficks letto-slavische urform **deven-* vgl. Wörterb. II³ 588 unwiderruflich [!] hinfällt.' Fick bemerkt an jener stelle ausdrücklich: 'das *n* ist bewahrt im preufsischen *newint-s* der neunte.' wenn er also trotzdem eine lettoslavische grundform *deven* ansetzte, so wollte er vermutlich damit sagen: während in dem preufsischen dialecte der lettoslavischen grundsprache das *n-* erhalten blieb, trat in den übrigen dialecten dieser grundsprache zur zeit der lettoslavischen spracheinheit statt des *n-* ein *d-* ein. dass die lettoslavische spracheinheit so gut wie die jetzige deutsche spracheinheit dialectische verschiedenheiten aufweisen konnte, wird Osthoff doch nicht läugnen wollen. ich glaube also nicht dass jene auffassung Ficks durch Osthoffs worte 'unwiderruflich hinfällt.'

S. 94 meint der verfasser, in lat. *quinque,* altir. *cóic,* kymr. *pimp* '5' seien die anl. *q, c, p* durch den anl. der vierzahl (lat. *quatuor,* altir. *cethir,* kymr. *petguar)* veranlasst. umgekehrt sei die 4 durch die 5 beeinflusst in got. *fidvôr;* in got. *fimf* beruhe das zweite *f* augenscheinlich auf assimilation des auslauts, resp. früher inlauts, an den anlaut. — er fährt dann in seiner wortreichen weise fort: 'übrigens soll überhaupt nicht in abrede gestellt, sondern ausdrücklich erwähnt werden dass sich sowol bei den formbeeinflussungen zwischen 4 und 5 im lateinischen und keltischen und im germanischen, als auch bei derjenigen zwischen 9 und 10 im slavischen und litauischen die

[1] anl. *d* für *n* im slav., lit. und lett. sucht Benfey Gött. nachr. 1877 nr 23 s. 573 ff lautlich durch annahme einer mittelstufe *nd* zu erklären.

association natürlich um so leichter vollzog, als ja *qu* und *p*, *hv* und *f*, endlich *d* und *n* schon von vorn herein unter einander nahe verwandte laute sind. aber trotz dieser nahen phonetischen verwandtschaft wäre es dennoch unstatthaft und falsch, den lautwechsel aus sich selbst zu stande kommen zu lassen, d. i. ohne das hinzukommen der formassociation: vielmehr ist diese das eigentliche agens bei der sache.' man sollte meinen dass Osthoff bei der sache selbst zugegen gewesen sei, mit solcher bestimmtheit äufsert er sich über den hergang derselben. dessen ungeachtet hat er nicht erwiesen dass bei der umwandlung des vorauszusetzenden **pinque* zu *quinque* die formassociation überhaupt im spiele war. lat. *quinque* für **pinque* steht auf einer linie mit *coquo* = **quequo* für **pequo* (vgl. Benfey Or. und occ. I 574, JSchmidt Voc. II 268 anm.); will Osthoff für *quinque* nicht assimilation des anl. an den inl., sondern analogiebildung nach *quatuor* annehmen, so führe er auch die entstehung von *coquo* auf analogiebildung zurück; ehe er das letztere nicht getan hat, wird man auch die erstere annahme nicht glaublich finden. — ir. *cóic* und kymr. *pimp* (= altgall. *pempe*) lassen sich gleichfalls durch annahme von assimilation erklären. die zurückführung des *f* in got. *fidvôr* statt **hvidvôr* auf analogiewürkung und in *fimf* statt **finhv* auf assimilation rührt von Bezzenberger (an der oben s. 331 angeführten stelle) her.

S. 95 f wird angenommen dass anl. *s* für *sv* in lat. *sex*, got. *saihs* auf einwürkung der siebenzahl beruhe. statt des unnötigen geredes über methode, welches der verfasser anstellt, hätte er lieber methodisch verfahren und die weiteren fälle herbeiziehen sollen, in denen man den übergang eines anl. *sv* in *s* annimmt. Fick Wb.[3] I 838 ff. III 360 ff und sonst bietet dazu hinreichendes material. mit den lautgesetzen ist nicht allein 'nichts anzufangen für den, der sie nicht biegen und nicht dehnen mag', sondern auch für den, der sie nicht kennt. oder macht sich Osthoff anheischig, auch zb. das *s* in engl. *sister* gegen *sv* in got. *svistar* durch formassociation zu erklären?

Der aspirierte anlaut in ὀκτώ, ὀκτακατίοι, ἐννέα der herakl. tafeln soll nach Osthoff (s. 96) dem spir. asper von ἑπτά nachgebildet sein, 'vielleicht auch weiterhin nach ϝέξ, da dies wahrscheinlich ja hϝεξ ausgesprochen wurde.' der methodische forscher verfährt nämlich hier wider so, dass er aus einer reihe zusammengehöriger fälle ein par beispiele herausgreift und diese auf eine weise erklärt, welche für die übrigen fälle nicht passt. er citiert zwar die abhandlung Meisters im 4 bande von Curtius Studien, aber die besonderheiten der herakl. tafeln im gebrauche des spir. asper und lenis, welche Meister daselbst s. 397—403 aufführt, kümmern ihn nicht. und während Curtius und Meister vorsichtig genug waren, die annahme einer analogiebildung mit einem 'vielleicht' vorzubringen (Curtius Gr. et.[3] s. 642: das

herakleische ὁκτώ, ἑννέα richtete sich vielleicht nach ἕξ, ἑπτά; Meister aao. 399: fortasse . . . analogia reliquorum numeralium . . . ὁκτώ, ἑννέα formas simili modo aspero donavit), versichert Osthoff im tone der unfehlbarkeit: 'der spiritus asper kann, wie auch schon Curtius und Meister richtig erklärten, seinen grund nur in der analogiebildung . . . haben.'

S. 97—102 handeln über den accent des gr. ἑπτά und des ved. *saptá*. sehen wir zunächst, ohne uns durch Osthoffs meinungen beirren zu lassen, was sich über den accent des grundsprachl. wortes für die siebenzahl feststellen lässt. für die widerherstellung desselben kommen, da im litauischen und in den slavischen sprachen das urspr. zahlwort durch eine neubildung ersetzt ist,[1] nur altind. *saptá* (= sskr. *sápta)* und gr. ἑπτά in betracht. das classische sanskrit zeigt der älteren vedischen betonung gegenüber, wie in anderen fällen, eine versetzung des accentes nach dem anfange des wortes. diejenigen zeugen also, welche befragt werden können, sprechen dafür dass das zahlwort für 7 in der grundsprache auf der endsilbe betont war. als auslaut dieses zahlwortes ist für die grundsprache ein silbenbildender nasal anzunehmen (Brugman in Curtius Studien IX 326), wir werden also eine grundform *sept'ń* (nach Brugmans schreibung der 'nasalis sonans' *septḿ)* aufzustellen haben. daran dass hier der silbenbildende nasal den hochton trägt ist kein anstoss zu nehmen; steht doch auch in anderen fällen zb. in grundspr. *vŕko-s* (oder *vĺko-s)* = sskr. *vŕka-s*, gr. λύκο-ς, got. *vulf-s* ein silbenbildender consonant in hochtoniger silbe. — zu einem anderen resultate kommt Osthoff kraft der ihm eigenen methode. er geht von der betonung des späteren sanskrit aus und zwar deshalb, weil 1) seiner ansicht nach die zahlwörter für 7, 9 und 10, da sie auf gleiche weise gebildet seien, auch einen gleichen accent haben müssen, 2) weil er in einem, jetzt Zs. f. vgl. sprachf. 24, 415 ff erschienenen aufsatze nachgewiesen zu haben glaubt dass ein hochtoniger silbenbildender nasal im sanskrit durch *án*, im griech. durch άν, im germ. durch *ín* vertreten werde. nun aber sind bekanntlich im übrigen formell ähnliche wörter sehr häufig verschieden betont; ved. *saptá* verhält sich zu *náva* und *dáça*, wie ved. *pitā́* und *mātā́* zu *bhrā́tā* (vgl. Verner Zs. für vgl. sprachf. 23, 117). was zweitens den vermeintlichen nachweis

[1] für eine solche neubildung muss auch das got. *sibun* angesehen werden. denn mit gutem grunde hat Scherer (zGDS² 580 ff) für die germanischen zahlwörter von 4—12 vorgermanische grundformen auf *-i* angesetzt. speciell verhält sich *sibun* zu **sibuni* (= *sib'ni)* wie lett. *septin* zu dem ebenfalls noch gebräuchlichen *septini* = lit. *septynì*. daher vermag ich nicht der von Sievers (Beitr. v 119 f) aufgestellten ansicht beizustimmen, es folge aus got. *sibun, niun, taihun* dass die I sing. perf. got. *vait* nicht direct auf eine grundform mit urspr. ausl. silbenbildendem nasal zurückgehe, sondern aus einer angleichung an die III sing. (got. *vait*, gr. οἶδε, sskr. *vḗda)* hervorgegangen sei (vgl. unten s. 334, 337 f).

Osthoffs über die vertretung des hochtonigen silbenbildenden nasals betrifft, so stützt sich derselbe auf ungenügendes material. auf eine erörterung der betreffenden fälle kann ich mich an dieser stelle nicht einlassen, da eine solche den mir hier zu gebote stehenden raum überschreiten würde. ich bemerke deshalb hier nur dass *saptá* = ἑπτά eben einer von den fällen ist, welche gegen die hypothese Osthoffs sprechen. die vermutung dass drei verschiedene sprachen unabhängig von einander in dem zahlworte für 7 dieselbe umwandelung des accents nach analogie des zahlwortes für 8 vorgenommen haben, ist völlig auf den sand gebaut.

S. 105—113 sucht der verfasser eine uniformierende ausgleichung in bezug auf den auslaut zwischen den zahlwörtern 7, 8, 9, 10 im altirischen nachzuweisen, wobei er uns s. 107 f anm. — einen nachtrag bringt s. 227 f anm. — mit einer neuen ansicht über die gestalt der I sing. perf. im germanischen beschenkt. nach Osthoffs meinung müste man für die I sing. perf. got. *vait* vielmehr **vaitu* erwarten, 'wie beim acc. sing. got. *fôtu*, *tunþu* schliefsendes *-u* = *m* ist.' ich denke, das *-u* im acc. der *u*-stämme *fôtu* und *tunþu* erklärt sich wie dasjenige der übrigen *u*-stämme; es ist viel verlangt dass man Osthoff auf seine blofse behauptung hin (bei Brugman in Curtius Studien IX 470) glauben soll, dieses *-u* sei eigentlich der regelrechte ausgang der consonantischen stämme.[1] je schwächer aber die argumente des verfassers sind, desto stärker ist der wortschwall, mit welchem er dieselben umgibt. er erhebt gegen die von Sievers (vgl. oben s. 333 anm.) aufgestellte annahme das bedenken: 'würde wol das germanische, wenn es eine deutlich von der III sing. unterschiedene I pers. **vaitu* besafs, diese jemals aufgegeben haben, um mit éiner form für beide personen hinfort sich zu begnügen? massenhafte beispiele beweisen zwar dass die sprache niemals aus scheu vor formenzusammenfall oder um formendifferenzierung zu erhalten lautgesetze in ihrer würkung inhibiert;

[1] Paul freilich teilt Osthoffs ansicht über die herkunft des got. *fôtus*, indem er (Beitr. VI 124 anm. 1) bemerkt: 'die länge [des *ó* in *fôtus*] hat sich wol [!] vom nom. des im urgermanischen noch consonantisch flectierten [?] wortes aus verallgemeinert. derselbe wird [!] einmal mit ausstofsung des stammauslautes und ersatzdehnung **fôs* (vgl. πους) gelautet haben. damit [?!] wäre wider [?] ein einwand von Collitz gegen Brugmans vocaltheorie beseitigt.' aus dem worte 'wider' ist wol zu schliefsen dass Paul auch meine übrigen einwände in ähnlicher weise beseitigt hat. ich bedauere sehr dass mir diese beseitigungen bis jetzt nicht zu gesicht gekommen sind. oder meinte Paul dass einige meiner einwände in den Morphol. unters. s. 207—212 anm. beseitigt seien? in diesem falle erlaube ich mir zu bemerken dass ich den an jener stelle gemachten versuch, die aufstellungen Brugmans zu verteidigen, für mislungen erachte. ich meinerseits sehe mich bis jetzt nicht veranlasst, auch nur ein wort von meinen ausführungen gegen Brugman zurückzunehmen. ein näheres eingehen auf diese fragen behalte ich mir für eine andere gelegenheit vor.

massenhafte beispiele zeigen auch dass die widerdifferenzierung zweier lautgesetzlich zusammengefallener formen durch vorgenommene analogiebildung bezweckt und erreicht wird. aber kaum dürfte aus dem weiten bereiche der sprachgeschichtlichen erscheinungen ein beispiel aufzutreiben sein dass die sprache, im besitze zweier lautlich geschiedener für zwei geschiedene und noch als geschieden gefühlte functionen, die eine derselben fallen liefs, um ungeschiedenheit der formen zu haben.' dem verf. scheinen bestimmtere nachrichten über das sprachgefühl vergangener geschlechter zu gebote zu stehen, als sie anderen sterblichen vergönnt sind. um so mehr ist zu bedauern dass er es versäumt hat, auf grund seiner anschauungen über 'verschieden gefühlte functionen' und auf grund seiner kenntnisse in 'dem weiten bereiche der sprachgeschichtlichen erscheinungen', zb. das gotische paradigma präs. pass. sg. I *haitada,* (II *haitaza,)* III *haitada,* pl. I *haitanda,* II *haitanda,* III *haitanda* zu erklären.

S. 113—126 zieht der verf. das armenische heran, um auch in dieser sprache eine formbeeinflussung zwischen den zahlwörtern 9 und 10 aufzudecken. ich habe mich bislang zu wenig mit dem armenischen beschäftigt, um mir ein urteil über die richtigkeit oder unrichtigkeit der annahmen, welche Osthoff in diesem teile seiner arbeit über die betreffenden armenischen bildungen aufstellt, zu erlauben. dafür will ich etwas näher eingehen auf einige anmerkungen zu diesem passus, die sich auf andere indogermanische sprachen beziehen. es kommt hier zunächst die anm. s. 115 ff in betracht. über die herkunft des *ksh* in sskr. *akshán-* und *akshi-* n. 'auge' hat sich Osthoff eine eigentümliche ansicht gebildet. ersteres sollte seiner meinung nach **akan-* (**akn-*), letzteres **aci-* lauten. er fährt dann fort: 'sonach kannte also das arische dermaleinst eine declination des nomens 'auge', wie folgt: sing. gen. **akn-ás,* instr. **akn-á́* usw., aber nom. acc. **aci* (ursprünglicher noch **á́ci,* da *á* = a_2 in offener silbe ist nach Brugman Stud. IX 380 f, doch konnte diese form sehr leicht und frühzeitig von der anderen **akn-* das kurze *a* adoptieren). erwägt man weiter dass *c* phonetisch = *tś* ist, so sieht man dass beide formen **atśi* und **akn-* nun in der weise sich gegenseitig etwas nachgeben konnten, dass **átśi-* sich von **akn-* das *k* anstatt seines *t,* **akn-* von **átśi* sich das *ś* zu und hinter seinem *k* aneignete nach folgendem contaminationsschema:

**akn-* *átśi*

akśn- *ákśi.'*

allerdings, stünde es fest dass *akshan-* und *akshi-* ein **akn-* und **aci-* voraussetzen (bis jetzt ist diese annahme nichts als ein einfall Osthoffs), wäre ferner *c* phonetisch = *tś* (Osthoff scheint nicht zu wissen dass Ascoli Fonologia § 38 vor dieser gleichsetzung warnt), und dürfte man endlich dem sanskrit zutrauen

dass es ein *-kn* und ein *-tši* zu einem *-kšn-* und *-kši* entstellte (vorläufig bleibt diese 'contamination' ein taschenspielerstückchen): dann, aber auch nur dann, könnte man dem verf. beistimmen. — wir erfahren gleichzeitig dass in wörtern wie sskr. *kirná-, kírti-* ua. das *ir* 'nach Sievers ermittelung Beitr. v 130 anm.' eine ziemlich späte entartung des *r̥*-vocals sei. die ermittelung ist nicht so jung wie Osthoff meint. dass *r̥* in vielen fällen in *ir* und *ur* übergeht, und dass diese *ir* und *ur* vor folgendem consonant gedehnt werden können, lehren die indischen grammatiker und nach deren vorgang unsere sanskritgrammatiken. ich verweise zb. auf Stenzler Elementarbuch der sanskritsprache §§ 41. 42, Benfey Kurze sanskritgrammatik zum gebrauche für anfänger § 23 f, weiterhin auf Benfey Vollst. sskr. gr. §§ 57, 2) und 59, sowie auf Schleicher Comp.[3] s. 22.[1] — sodann heifst es: 'was noch die entstehung des arischen *c* aus k^2, *j* aus g^2 anbelangt, so ist es wol im interesse unserer wissenschaft, wenn ich bei dieser gelegenheit einen gedanken publiciere, welchen mir vor etwa 1½ bis 2 jahren herr Karl Verner ausgesprochen und dessen richtigkeit sich mir inzwischen immer mehr bestätigt hat. nach Verners vermutung entwickelten sich arische *c* und *j* aus k^2, g^2 aufser vor *i* (*ī*) auch vor demjenigen *a*-laute, welcher europäisch zu *e* geworden ist, also vor a^1.' bereits an anderer stelle (in Bezzenb. Beitr. III 207 f anm.) habe ich anlass genommen, über diese veröffentlichung Osthoffs mich auszusprechen. wenn ich es an jener stelle für nötig hielt, mir zu meinem teile mein recht

[1] der ord. professor der vergleichenden sprachwissenschaft und des sanskrit scheint auch sonst mit der sanskr. elementargrammatik auf gespanntem fufse zu stehen. oder wie kam er dazu, s. 269 anm. den 'starken casus *gā́vam*' anzuführen als stütze der Brugmanschen theorie dass dem griech.-lat. *ŏ* im arischen in offener silbe ein *ā* gegenüberstehe? der acc. von *gaús* heifst bekanntlich im sanskrit *gā́m;* und so hiefs er auch schon in indoiranischer zeit: das beweist die übereinstimmung mit av. *gām* (vgl. JSchmidt Jen. litt.-ztg. 1877 art. 691). im Rgv. ist durchweg *gā́m* überliefert; die form *gā́vam* findet sich nur in Grassmanns Wörterbuch (sp. 408) und bei Brugman in Curtius Studien IX 307. das metrum erfordert an den stellen, an denen nach Grassmanns ansicht *gā́vam* zu sprechen ist (Rvg. I 151, 4; V 52, 16; VI 45, 7; 46, 2; VIII 1, 2; 4, 21), an stelle des überlieferten *gā́m* lediglich eine zweisilbige form; ob in dieser postulierten form die erste silbe lang oder kurz zu sprechen ist, lässt sich aus metrischen kriterien nicht entscheiden. meinte Osthoff mit dem 'starken casus *gā́vam*' die für jene 6 stellen des Rgv. von Gr. angesetzte form, so hätte er gut getan, dies ausdrücklich zu bemerken und aufserdem die annahme zu begründen dass die erste der beiden zu lesenden silben eine länge war. Osthoff äufsert ja (aao.) über Ficks Wörterbuch die zweifellos richtige ansicht 'nicht dadurch dass ein wort in Ficks vergleichendem wörterbuche als indogermanisch verzeichnet steht, ist es auch sogleich ein solches, sondern es bedarf für den forscher immer erst der nachprüfung, ob es ein wort der grundsprache sein kann.' er wird also anderen erlauben der meinung zu sein dass es auch bei der benutzung von Grassmanns Wörterbuch, vor allem wenn es sich um formen wie *gā́vam* handelt, für den forscher einer nachprüfung bedarf.

zu wahren, so benutze ich um so lieber die hier sich bietende gelegenheit, um bereitwillig das vorrecht anderer anzuerkennen. die in rede stehende beobachtung ist, wie ich jetzt erfahre, zuerst von herrn prof. Thomsen in Kopenhagen gemacht und von ihm schon vor einigen jahren in seinen vorlesungen vorgetragen worden. ferner sei hervorgehoben dass auch herr prof. JSchmidt diese erklärung der indoiranischen palatale gefunden und sie in seinen vorlesungen gelehrt hat, ehe auf dieselbe von mir hingewiesen wurde. — Osthoff schliefst seine ausführungen über die palatale mit dem bemerken dass er demnächst einmal nachzuweisen gedenke, 'wie anzeichen dafür da sind dass auch diese jüngere arische palatalisierung des k^2, g^2 nicht eine speciell arische war, sondern auch ihrerseits eine bereits gemeinindogermanische affection des k^2, g^2 gewesen zu sein scheint.'[1] es folgen dann einige tatsachen, die auf den ersten blick wol zur aufstellung jenes satzes verleiten können, bei näherem zusehen aber als nicht beweiskräftig sich herausstellen. jedesfalls wird Osthoff, wenn er jenen satz demnächst nachweisen will, bessere argumente für seine behauptung beibringen müssen. — s. 123 meint Osthoff, man könne gr. *ἐννέα* 'sehr bequem' als contaminationsproduct aus einer vorausgesetzten form *ἔννα* (= **ἐνϝα*) und einer vorausgesetzten form *νέα* (= **νεϝα*) erklären. ebenso soll gr. *ὄνομα* aus *ὄνμα* und **νόμα*, lat. *nanc-* in *nancisci* aus *anc-* und *nac-* contaminiert sein. ich gebe zu dass diese erklärungen sehr bequem sind, bin aber der ansicht dass sich jene griechischen und lateinischen formen auf eine so bequeme art nicht erklären lassen.

S. 130 will der verf. aus got. *fôtu* und *tunþu* (vgl. oben s. 334) den schluss ziehen, es hätten got. *sibun, niun, taihun* regelrecht **sibu*, **niu*, **taihu* zu lauten und es sei ein 'wideranwuchs des *-n*' nach analogie der entsprechenden ordinalia anzunehmen. 'eine andere erklärung' meint er 'für das *-n* in *sibun* usw. scheint sich nicht zu bieten. von einer flectierten form, etwa einem nominativ plur. consonantischen stammes mit *-es*, einer grundform also wie **dá₁km-a₁s* indog., **tehm-iz* germ. würde man ja im gotischen nur zu einem **taihun-s* gelangen. und einen unflectierten vocalischen stamm, etwa **tehmi-*, zu grunde zu legen, haben wir schon allein aus sprachchronologischen gründen, da es sich ja nicht um bildungen der ursprachlichen 'periode der themenbildung' handelt, nicht das recht, wie das schlagend [!] Leskien Declin. im slav.-lit. und germ. s. XXVI gegen JSchmidts auffassung

[1] andere würden sagen 'es scheint etwas gewesen zu sein' oder 'es sind anzeichen da dass etwas gewesen ist'; Osthoff sagt: 'es sind anzeichen da dass etwas gewesen zu sein scheint'. offenbar hat man zu seiner entschuldigung zu berücksichtigen, dass er in seinen Forschungen im gebiete der indogerm. nominalen stammbildung II 121 den grundsatz ausspricht: 'man soll grammatische dinge nicht mit dem mafsstabe der logik messen.'

von got. *fidvôr* erwiesen hat. die im gotischen belegten dativformen *taihun-i-m, fidvôr-i-m,* sowie *ainlib-i-m, tvalib-i-m* sind ohne allen zweifel [!] sämmtlich als analogiebildungen von *þri-m* ausgehend, so dass Leskiens zweifel aao. s. XXVII, ob irgend ein historischer zusammenhang zwischen den *i*-formen der entsprechenden zahlwörter im slavischen und litauischen und den germanischen formen stattfinde, um so gerechtfertigter erscheint.' Osthoff bedenkt nicht dass die frage nach dem gegenseitigen verhältnis der zahlwörter im germanischen, litauischen und slavischen durch leere einfälle nicht gefördert wird, auch dann nicht, wenn er diese einfälle mit der wendung 'ohne allen zweifel' einführt. er bedenkt nicht dass Leskiens ausführungen jetzt in manchen puncten der modification bedürfen (oder, wenn Osthoff — vgl. s. 113 — lieber will 'in einem interessanten neuen lichte erscheinen'), und dass gerade seine auffassung des got. *fidvôr* schwerlich haltbar ist. er bedenkt weiter nicht dass man auch andere flectierte formen der zahlwörter voraussetzen kann, als einen 'nominativ plur. consonantischen stammes mit *-es*.' Scherer hat zGDS 447 f [=² 580 f] got. *fidvôr* in überzeugender weise mit altind. *catvā́ri* verglichen, und angenommen dass sich nach der analogie der vierzahl alle cardinalia bis zwölf richteten. Osthoff lässt diese auffassung unberücksichtigt, trägt an stelle derselben eine verfehlte ansicht vor und wagt zu sagen: 'eine andere erklärung . . . scheint sich nicht zu bieten'!

Es folgen zwei aufsätze Brugmans. zunächst beiträge 'zur geschichte der personalendungen' (s. 133—186). den einzelnen aufstellungen ist eine principielle erörterung voraufgeschickt, in welcher der verf. des näheren ausführt, wie ungerechtfertigt es sei, derartige urformen für die grundsprachlichen personalendungen aufzustellen und derartige verstümmelungen dieser endungen innerhalb der einzelsprachen zu statuieren, wie dies früherhin meistens geschehen sei. gewis ist Brugman im rechte, wenn er zb. die aufstellung eines *-ma* für die I sg. und eines *-ma-tva* für die I pl. verwirft; aber ebenso gewis ist Brugman nicht der erste, welcher diese aufstellungen aufgibt. das wird auch nicht Brugmans meinung sein, denn er bemerkt ja selbst: 'dieses verfahren ist in letzterer zeit bei vielen forschern in miscredit gekommen.' die 'letztere zeit' muss jedenfalls von dem jahre 1868 an gerechnet werden, denn damals bereits sagte Scherer zGDS 216 [=² 334 f]: 'man muss nur nicht durch willkürliche annahme grofsartiger verstümmelungen klarliegende dinge in verwirrung bringen. die sprachen, deren leben und geschichte wir beobachten können, lehren uns dass feste gesetze über allen wandlungen des auslautes wachen', 'der beweis gegen die verstümmelungstheorien wird dadurch geführt dass man ohne sie auskommt.' — und ich darf wol hinzufügen dass die lehrer der sprachwissenschaft, an deren vorlesungen ich teilgenommen habe, bei der er-

klärung der personalsuffixe sämmtlich ausgekommen sind ohne die verstümmelungstheorie, eine theorie, welche vor nicht allzulanger zeit allerdings noch in mode war, heutzutage aber sicherlich von sehr wenigen forschern nur beibehalten ist.

Im einzelnen erstrecken sich die ausführungen Brugmans auf folgende puncte:

1. Die primärform des suffixes der I sing. act. (s. 139 ff). — von Scherer ist (zGDS 173 ff =[2] 213 ff) die ansicht aufgestellt dass die scheidung der verba auf *-â* und *-mi* (gr. *-ω* und *-μι)* aus der grundsprache stamme und dass abweichungen von dieser scheidung (zb. sskr. *bhárâ-mi* gegen gr. *-φέρω*, got. *baíra)* auf analogiebildung beruhen. Brugman will diese ansicht ausführlicher begründen, indem er eingehender (für das germanische, s. 141 ff, von Sievers unterstützt) zeigt dass die formen der einzelsprachen derselben nicht entgegenstehen. gegen die darlegung Brugmans wird wenig zu erinnern sein. doch muss erwähnt werden, weil Brugman es nicht erwähnt, dass der verf. auch darin Scherer (zGDS 226 =[2] 345) zum vorgänger hat, wenn er (s. 147, vgl. s. 13 anm.) für das medium der *ô*-conjugation nicht von einer dem gr. *φέρομαι*, sondern von einer dem sskr. *bhárê* entsprechenden form ausgeht. — dass **bharâ* für '*bhara*$_2$*-a*', **bharai* für '*bhara*$_2$*-ai*' stehe (s. 146 f. 186), ist nicht erwiesen oder auch nur wahrscheinlich gemacht.

2. Das suffix der I pl. act. (s. 151 ff). — Brugman will eine reihe von puncten hervorheben, welche bei der reconstruction der grundform zu beachten sind und zeigen, in welcher richtung etwa die lösung des problems zu suchen ist. er schliefst sich dabei wesentlich den von JSchmidt Jen. litt.-ztg. 1878 s. 179 aufgestellten ansichten an. — Brugman neigt zu der annahme dass die grundform der I pl. primär nicht auf *-masi*, sondern auf *-mas* ausgieng; der annahme eines primären *-masi* sollen sich gr. *-μες* und ir. *-m* (zb. *beram)* widersetzen, da in diesem falle statt *-μες* im gr. * *-μει* zu erwarten wäre und das *i* im kelt. nicht spurlos hätte untergehen können. die bedenken Brugmans lassen sich heben durch die voraussetzung dass das ausl. *-i* der grundform im griechischen schon zu der zeit beseitigt war, wo intervocalisches *σ* sich verflüchtigte,[1] und im keltischen ebenfalls schon zu der zeit, wo ausl. *-es* abfiel.

3. Das suffix der III sg. perf. act. (s. 158 ff). — der verf. sucht nachzuweisen dass die grundsprachliche form des suffixes durchweg '-a_1' (= europ. *e)* gewesen sei.

4. Die imperativformen auf *-tâd* (s. 163 ff). — ich hebe einige stellen aus Brugmans darlegung aus, und setze daneben

[1] ebenso lassen sich *ἵστης, τίθης, δίδως* (welche Brugman s. 179 für analogiebildungen ausgibt) gegenüber sskr. *tishṭhasi* (av. *histahi), dádhâsi, dadâsi* erklären.



die entsprechenden partien aus der ersten auflage von Scherers zGSD (s. 221 f =² 339 f).

Brugman.	Scherer.
[1] Dass die [lat.] II pl. auf *-tôte (vehitôte)* . . . für nichts anderes gelten darf, als eine pluralisierung der II sg. *vehitô* mittels der endung *-te (vehi-te)* und demnach zur II sg. *vehitô* genau in demselben verhältnis steht, in dem gr. *ἴτω-ν* und *ἴτω-σαν* zu *ἴτω* stehen, liegt auf der hand.	Im lat. *tôte* ist ganz einfach das gewöhnliche imperativ- und einstige secund. suff. der II plur. *te* an *tô* getreten wie in dem jungen gr. *τωσαν* die endung der III pl. *σαν* an *τω*.
[2] Wir sehen dass die endung *-tâd* . . . auch als pluralendung fungiert. ferner dass die formen auf *-tâd* sowol als II wie als III pers. stehen. . . . woher hat man nun das recht, in *bharatâd* überhaupt personalendungen zu suchen? wir sehen oft genug nominalformen als imperative fungieren (zb. nhd. *aufgepasst!*); bei solcher nominalen befehlsform hat die verwendung als II und III pers. zugleich und die gleichzeitige anwendung auf einzahl und mehrzahl gar nichts auffallendes. daher ist es mir durchaus wahrscheinlich dass *bharatâd* eine nominalform ist. man kann daran denken, es sei eine ablativform von einem stamm auf *-ta-*, . . . und gut würde hierzu die betonung *φατῶς, ἐλθετῶς* in jenen von Hesych überlieferten formen passen.	So reducieren sich alle formen auf das blofse *tât* mit seiner ausgedehnten anwendung für II und III person, für singular und plural. ich sehe darin ein ablativisches adverbium vom part. perf. pass. auf *ta*. der accent stimmt: vedisch *tấ't*, ebenso gr. *ἐλθετῶς* bei Hesychius ... trägt wie suff. *tá* den ton. unser *aufgemerkt! achtgegeben!* fällt jedem ein.
[3] Dasselbe [wie von den lat. imperativformen auf *-mino*] gilt von der umbr. II. III sg. imper. auf *-mu*, wie *persni-mu* 'precamino', in welcher form das participialsuffix *-mo-* steckt. . . . für diese auffassung von lat. *antestamino* und umbr. *persnimu* sprechen zunächst die lautge-	Neben dem medialparticip auf *mana* gab es eine ältere form mit dem suff. *ma*. . . . daher die umbr. II. III sing. imperat. pass. auf *mu*, ursprünglich, denk ich, ein ablativ, *-mâd*. der plur. *mumo* nach analogie des activen *tuto* durch reduplication.

setze, die der erklärung der formen als nom. sing. entschieden ungünstig sind. zweitens dann die umbr. pluralbildung *persnimu-mo* 'precantor'. denn es liegt auf der hand dass *persnimu* sich zu *persnimumo* genau ebenso verhält, wie *futu* zu *fututo* und *etuto*. . . . so enthält demnach auch *persni-mu-mo* eine verdoppelung des ausgangs *-mo*.

[4] . . . da aind. *-dhvât* nur in der II plur. vorkommt, so ist klar dass diese form so entsprang, dass man, wie man zu *ta-* die emphatische nebenform *-tâd* hatte, so auch zu *-dhva, -dhvam* eine emphatische nebenform auf *-âd* nachbildete.

Desgleichen halte ich ved. *dhvât* der II plur. imper. med. (neben *dhvam* und *dhva)* für eine übertragung: das neugeschaffene mediale *dhvât* verhält sich zu *dhva*, wie das active *tât* zu *ta*.

Man könnte versucht sein, die kürzere fassung für einen auszug der breiteren darlegung zu erklären. aber man wird in unserem falle wol die erstere für die ursprünglichere halten müssen, da sie ein volles jahrzehnt früher erschienen ist. Brugman freilich erwähnt nicht dass die von ihm vorgetragenen erklärungen von Scherer herstammen. er citiert zwar in einer anm. [1] zwei stellen aus Scherers werk, aber nur als beleg dass für got. *hiri* noch keine probable erklärung gefunden sei. dafür erfahren wir dass ihn auf die umbrischen formen als stützen seiner hypothese von dem nominalen ursprung des imperativsuffixes *-tâd* freund Osthoff aufmerksam gemacht habe.

5. Die gr. II. III sg. praes. act. (s. 173 ff). — gr. *φέρεις* und *φέρει* sollen auf **φέρεσι* und **φέρετι* = sskr. *bhárasi* und *bhárati* in der weise zurückgehen, dass **φέρεσι* zunächst auf lautlichem wege zu **φέρεϊ*, **φέρει* wurde, dann von den formen mit secundärer personalendung aus am schlusse ein *-s* erhielt und nun zu *φέρω : φέρεις* nach dem verhältnisse von *ἔφερον : ἔφερες : ἔφερε* und *φέροιν (φέροιμι) : φέροις : φέροι* eine entsprechende III sg. *φέρει* (an stelle von **φέρετι)* gebildet wurde. in analoger weise sollen die zugehörigen conjunctivformen *φέρῃς* und *φέρῃ* an stelle ursprünglicher **φέρησι* und **φέρητι* stehen. — ich will gegen diese deutung nicht den umstand geltend machen dass sie keineswegs einfach ist: die compliciertheit einer construction gibt keinen beweis gegen die richtigkeit derselben ab. aber es erheben sich einwände anderer art und darunter einer,

[1] in derselben anm. (s. 166) scheint Brugman bei gelegenheit des gr. *δεῦρο, δεῦτε* die letzte behandlung dieser formen (bei Bezzenberger in seinen Beitr. II 270) übersehen zu haben.

welcher meiner ansicht nach gegen die auffassung Brugmans entscheidend ist. wäre das *ει* in *φέρεις* durch contraction aus *ε* + *ι* für *εσι* entstanden, so wären wir genötigt, die contraction zweier ursprünglich durch *σ* getrennter vocale in eine sehr frühe zeit zu verlegen. denn jene contraction soll nach Brugman stattgefunden haben, ehe die II sg. *φέρεις* ihr *-ς* erhielt; und dieses *-ς* soll an die II sg. angetreten sein, ehe für die III sg. die form *φέρει* bestand. nun ist allerdings das 'lautgesetz, dem zu folge *σ* zwischen vocalen schwinden muste, urgriechisch'; aber auch die formen *φέρεις* und *φέρει* sind urgriechisch und vielleicht können diese bildungen mit gröſserem rechte auf jene benennung anspruch machen. das lautgesetz, auf welches Brugman sich beruft, liegt gewis nicht allzuweit vor der periode unserer denkmäler; es ragt ja insofern noch in die historische zeit hinein, als die vocale, welche ursprünglich durch *σ* getrennt waren, besonders im altjonischen häufig noch offen bleiben. bei *φέρεις* aber und ähnlichen formen findet sich keine spur von diäresis; diese formen treten uns schon beim beginn der überlieferung als etwas fertiges entgegen. wir sind nicht berechtigt, die beseitigung der durch verflüchtigung eines *σ* entstandenen diäresis durch contraction früher zu datieren, als die ausbildung der formen *φέρεις* und *φέρει*. — an diese chronologische schwierigkeit reihen sich andere bedenken. die annahme, *φέρει* sei zu *φέρω* und *φέρεις* nach dem schema *ἔφερον* : *ἔφερες* : *ἔφερε* und *φέροιν* (*φέροιμι*) : *φέροις* : *φέροι* gebildet, ist nicht so leicht, wie sie auf dem papiere aussehen mag. wir dürfen schwerlich den Griechen den schluss zutrauen: weil *ἔφερε* und *φέροι* um ein *ς* kürzer seien, als *ἔφερες* und *φέροις*, müsse man auch zu *φέρεις* eine III sg. haben, der das *ς* fehle. weit eher erwartete man dass ein urspr. **φέρετι* neben *φέρεις* durch die analogie *ἵστᾱτι* : *ἵστᾱς*, *τίθητι* : *τίθης*, *δίδωτι* : *δίδως* usw. erhalten wäre. — auch die vermutung, *φέρεις* habe sein *ς* von den formen mit secundärer personalendung bezogen, erscheint wenig plausibel. Brugman weist auf jon. *εἷς* (oder *εἴς*) für *εἶ* hin; aber dieses *εἷς* ist entstanden zu einer zeit, wo es bereits ein *φέρεις* und *τίθης* gab, beweist also für die entstehung jener formen und für Brugmans hypothese über ihre entstehung gar nichts. — Brugman bemerkt gegen Corssen (Ausspr. I[2] 600 uö.) und Bezzenberger (zGLS s. 194 f), die lat. messungen *îs*, *ît* seien kein beweis dafür dass diese endungen von haus aus langen vocal gehabt haben. er wird aber zugestehen müssen dass jene messungen auch kein beweis gegen diese annahme sind. und er hätte gut getan, zu berücksichtigen dass Bezzenberger an jener stelle für die erklärung des diphthongs im gr. *-εις* nicht allein auf lat. *-îs*, sondern auch auf die endung der II sg. im litauischen sich beruft, und auſserdem das sskr. *ê* in formen wie *bô'dhê-thê*, *bô'dhê-thâm* usw. zur vergleichung heranzieht. die

deutung Bezzenbergers bleibt eben bis jetzt die wahrscheinlichste.

6. Die homer. conjunctivformen ἐθέλωμι, ἐθέλῃσθα, ἐθέλῃσι (s. 179 ff). Brugman erklärt derartige formationen (wie er selbst angibt, nach dem vorgange alter und neuerer grammatiker) für weiterbildungen der gewöhnlichen formen ἐθέλω, ἐθέλῃς, ἐθέλῃ.

7. Conjunctive mit secundärer personalendung im griechischen (s. 182 ff). meiner ansicht nach, die ich hier nicht näher begründen kann, sind die erscheinungen, in welchen Brugman spuren solcher conjunctivformationen im griechischen zu erkennen glaubt, durchweg anders zu beurteilen.

Der folgende aufsatz Brugmans behandelt 'die arische passivbildung mit suffix *-ya-* und die futurparticipia auf *-ya*' (s. 187—206). Brugman sucht nachzuweisen dass das passiv der arischen sprachen eine aus dem part. fut. pass. auf *-ya-* entsprungene denominative bildung sei, dass also zb. *dṛç-yá-tê* für *dṛçya-yá-tê* 'er wird gesehen' von *dṛ́çya-* 'sichtbar' stamme. es stehen dieser aufstellung erhebliche schwierigkeiten entgegen und ich glaube nicht dass es Brugman gelungen ist, dieselben aus dem wege zu räumen. zunächst ist die function des passivs von derjenigen des part. necessitatis durchaus verschieden; die drei beispiele, welche Brugman s. 200 anführt, beweisen mit nichten einen bedeutungszusammenhang. freilich kann man Rv. I 41, 1 *nû́ cit sá dabhyatê jánaḥ* mit 'dér mensch ist nimmer zu beschädigen' und IV 51, 6 *ná vi jñâyantê* mit 'lassen sich nicht unterscheiden' übersetzen; daraus aber folgt eine urspr. bedeutungsverwandtschaft von *dabhya-* und *dabhyatê* so wenig wie aus *invictus* 'unbesiegbar' die bedeutungsgleichheit von *victus* und *vincendus*. der besondere sinn, welcher sich an jenen beiden stellen in das passiv legen lässt, ist eben lediglich durch die nebenstehende negation bedingt. an der dritten stelle aber (I 101, 6 *yáḥ çû́rêbhir hávyô yáç ca bhírúbhir yố dhā́vadbhir hûyátê yáç ca jigyúbhiḥ | índraṃ yáṃ víçvâ bhúvanâbhi samdadhúr marútvantaṃ sakhyā́ya havâmahê)* heifst *yố — hûyátê* nicht 'der anzurufen ist' sondern, wie aus dem folgenden halbverse hervorgeht 'der angerufen wird'; das vorausgehende *hávyô* gibt Ludwig (Übers. bd. II s. 31) treffend wider durch 'gegenstand der anrufung'. Brugman also sucht vergeblich an dem factum zu rütteln, dass das passiv als solches nur das tatsächliche geschehen ausdrückt. — andererseits bezeichnet das part. fut. pass. eine handlung, die erst geschehen soll, und Brugman selbst gibt ja zu dass zb. der gebrauch von *yújya-* in der bedeutung 'verbunden' secundär ist. es berechtigt dies nicht zu der annahme, die ganze categorie des passivs habe ursprünglich nicht eine würkliche sondern eine erst zu verwürklichende handlung bezeichnet. — zu weiteren bedenken gibt die auffassung der passiva als denominativa anlass.

die constante und einförmige verwendung des passivs als ausdruck des einfachen geschehens würde im widerspruche stehen mit der ausgedehnten und manigfachen bedeutungsnüancierung der übrigen denominativa (vgl. über letztere zb. Benfey Vollst. sskr. gr. s. 98 ff). — nach Brugman (s. 201) hängen mit dem particip auf *-ya-* aufs engste die absolutive auf *-ya, -yá* zusammen. diese aufstellung ist nicht neu, denn bereits Benfey Vollst. sskr. gr. s. 429 anm. 1 bemerkt zu den absolutiven auf *-ya*: 'ved. auch *-yá* (zb. *dhṛ́tyá, nicáyyá, vimúcyá, praprúthyá*), alter instrumental . . ., in *ya* verkürzt . . ., des particip fut. pass. auf *ya* . . .; vgl. den zusammenhang des lateinischen gerundium mit dem particip fut. pass.'[1] eine derartige herleitung aber der absolutiva lässt sich nicht durch ungenaue übersetzungen, wie Brugman sie gibt, begründen. Rv. I 53, 3 heifst *sa . gṛ́bhya* nicht 'zusammenraffend' sondern 'zusammengerafft habend'; die handlung, welche mit *saṃgṛ́bhya* bezeichnet wird, geht derjenigen, welche durch *á bhara* ausgedrückt ist, zeitlich voraus. ebenso steht es Rv. I 104, 1 mit *vimúcyá* und *avasáya* im vergleich zu *á ni shída*.[2] will man diese stellen ins lateinische übersetzen und die absolutiva durch den abl. absolutus widergeben, so hat man dieselben nicht durch ein gerundiv, sondern durch ein part. perf. pass. auszudrücken.

Den schluss des buches bilden 'Kleine beiträge zur declinationslehre der indogermanischen sprachen I' von Osthoff (s. 207—290). die beiden aufsätze, welche unter diesem titel vereinigt sind, verdienen den namen 'kleine beiträge' nicht sowol hinsichtlich ihres umfanges — die probe, welche uns mitgeteilt wird, füllt 86 druckseiten —, wol aber hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen bedeutung, denn dieselben sind in der tat so gut wie wertlos.

Der erste beitrag behandelt: die bildung des gen. plur. im indogermanischen (s. 207—232). — das verfahren des verf. ist besonders in methodischer hinsicht sehr lehrreich. der verf. geht nicht aus von 'den ältesten und best conservierten der sprachen, wie vornehmlich arisch und griechisch', sondern von denjenigen sprachgruppen, in welchen der auslaut anerkanntermafsen die erheblichsten umgestaltungen erfahren hat: vom slavischen und keltischen. der gen. pl. consonantischer stämme weist im slavischen und keltischen auf denselben grundsprach-

[1] als parallele mag angeführt werden dass Benfey in den Gött. nachr. 1873 nr 7 s. 181—186 in den absolutiven auf *-tva, -tvá* den erstarrten instr. sg. ntr. eines indogerm. part. perf. pass. auf *-tua-* oder *-tva-* (wie lat. *mor-tuu-s)* erkennt.

[2] auch sonst ist Brugman incorrect in seinen übertragungen. er identificiert ohne bedenken sskr. *dṛçya-* lat. *videndus*, deutsch *sichtbar*, während doch die lat. schulgrammatik lehrt dass *videndus est* so wenig durch 'er ist sichtbar' wie etwa *patria amanda est* durch 'das vaterland ist liebenswürdig' übersetzt werden darf.

lichen auslaut hin, wie der gen. pl. der *a*-stämme. der verf. folgert hieraus (s. 210 ff) dass der gen. pl. consonantischer stämme in der grundsprache einen anderen ausgang gehabt haben müsse, als der gen. pl. der *a*-stämme und dass allein im slavischen und irischen ('das altirische stimmt wunderbar schön zum slavischen' s. 212) das ursprüngliche verhältnis der consonantischen stämme bewahrt sei; also 'das suffix des gen. plur. war indogerm. gar nicht *-ām,* sondern *-ăm,* genauer *-a₂m.*' offenbar wäre es unmethodisch, den satz aufzustellen dass die slavische form hier wie in anderen fällen ('noch unerklärt ist die kürze des *-jĭ* [im opt. sg., zb. *jaždĭ* aus **jadjĭ]* gegenüber indog. *-iā-s*' JSchmidt Zs. f. vgl. sprachf. 24, 305) nicht hindern darf, für die grundsprache diejenige endung anzusetzen, auf welche die formen der übrigen indogerm. sprachen zurückgehen und dass für den grundsprachlichen ausgang des gen. plur. consonantischer stämme durch bildungen wie sskr. *pad-ā́m* = gr. *ποδ-ῶν* der lange vocal hinreichend gesichert ist. offenbar verfährt der verf. methodischer, wenn er die eigentümlichkeit des irischen, lange vocale auslautender silben zu kürzen und in bestimmten fällen, zb. vor *-m,* ebenso wie die urspr. kurzen vocale, gänzlich schwinden zu lassen (vgl. Zeufs² 172 ff, Schleicher Comp.³ 115, Windisch Beitr. IV 204 ff) — wenn er diese eigentümlichkeit benutzt, um zu beweisen, der vocal, welcher vor dem urspr. **-m* des gen. plur. consonantischer stämme im irischen geschwunden ist, könne nicht urspr. lang, sondern müsse urspr. kurz gewesen sein. freilich kann man zweifeln, ob diese entdeckung dem verf. durch seine vortreffliche methode oder durch seine vortreffliche kenntnis des irischen an die hand gegeben ist. ähnlicher art sind die argumente, welche der verf. (s. 218 ff) aus den italischen sprachen beibringt. er beseitigt aufserdem (s. 225 ff) ein principielles bedenken und kommt auf diese weise zu dem resultate (s. 231): 'von keiner seite also stellen sich unserer annahme des *-a₂m* als grundsprachlichen gen.-plur.-suffixes schwierigkeiten entgegen.' der schluss seines aufsatzes eröffnet die aussicht auf einen weiten hintergrund, in welchem sich die frage erhebt 'ob nicht auf grund unseres nachweises etwas neues in betreff der etymologie des indogerm. bildungselementes für den gen. plur. sich ergibt, beispielsweise die möglichkeit eines genetischen zusammenhanges mit dem formengleichen acc. sing. neutr. der *a*-declination oder dergleichen.' doch glaubt der verf. das den liebhabern glottogonischer probleme [1] überlassen zu müssen.

[1] versteht Osthoff unter den 'liebhabern glottogonischer probleme' dieselben jüngeren talente, welche sich nach der bezeichnung JSchmidts (Jen. litt.-ztg. 1875 art. 588) 'mit besonderer vorliebe an glottogonischen problemen abmühen'? oder ist nur zufällige ähnlichkeit des ausdruckes zu constatieren, wie bei der redewendung 'dies zur beherzigung für Gust. Meyer, welcher' usw. (Osthoff s. 227 anm., vgl. JSchmidt Zs. f. vgl. sprachf. 23, 272 anm. 'dies beiläufig zur erwägung für GMeyer, welcher' usw.)?

Gegenstand des zweiten beitrags ist der gen. plur. im germanischen[1] (s. 232—290). — Osthoff will das gesetz bestimmen 'nach welchem innerhalb der altgermanischen sprachen jene bekannte differenz im ausgange des gen. plur. entsprungen ist, der zufolge einerseits ahd. *tago*, alts. *dago* nicht zu got. *dagê* stimmen, andererseits im gotischen selbst das *-ô* der femininen *â-* und *n*-stämme in *gibô, tuggônô,* und im gen. plur. des artikels *þizô* von dem *-ê* in *dagê, hananê, þizê* abweicht.' nach der vermutung des verf. (s. 240) 'entsprang das *-ê* des gen. pl. lautgesetzlich an den *i-* und *ja*-stämmen.' nun weifs zwar der verf. selbst dass das gotische diese vermutung nicht begünstigt ('aus dem gotischen selbst' sagt er 'hätten sich wol kaum jemals bestimmtere indicien ergeben, welche darauf geführt hätten, das *-ê* bei *harjê* anders zu beurteilen, als bei *dagê*, dort als lautgesetzmäfsig entsprungene, hier als übertragene endung'); darum macht er seine hypothese dadurch wahrscheinlich dass er auf einen 'ganz analogen lautvorgang in einer der verwandten sprachen' hinweist, auf die tatsache nämlich dass im slavischen statt eines aus **-ân* entstandenen *-y* hinter *j* ein *-ę* erscheint (s. 241—248). freilich zeigt dann die prüfung der entsprechenden fälle im germanischen (s. 249—275) dass eine ähnliche beeinflussung des **-ân* durch vorausgehendes *j* sich hier nicht auf exactem wege nachweisen lässt, weder im nom. sg. der masc. *-n*-stämme (s. 249 ff), noch im nom. sg. masc. der *-nt*-stämme (s. 261 ff), noch im acc. pl. der masc. *a*-stämme (s. 266 f); ebensowenig aber im acc. sg. der fem. *a*-stämme (s. 267 ff). dessen ungeachtet gelingt es dem verf., dank seiner vortrefflichen methode, die einwände zu beseitigen, welche man auf grund der germanischen sprachen gegen seine aufstellung erheben könnte. es gelingt ihm dies vor allem dadurch dass er die lautlichen erscheinungen in einer seiner aufstellung entsprechenden weise gruppiert. geht auch die aufstellung dahin, dass zb. *-a*-stämme und *-ja*-stämme verschieden behandelt werden sollen, so sind doch gerade die fälle besonders interessant, in denen beide auf gleiche weise behandelt sind. denn entweder widersprechen die *-a*-stämme der regel: dann liegt analogiebildung nach den *-ja*-stämmen vor. oder es widersprechen die *-ja*-stämme der regel: dann liegt analogiebildung nach den *-a*-stämmen vor. nachdem der verf. so den beweis für die unterscheidung eines *-jê* = **-jôn* und eines *-ô* = **-ôn* geführt hat, glaubt er s. 275 ff die ursprüngliche germanische bildungsweise des gen. plur. und die art und weise ihrer be-

[1] ich muss es mir versagen, die manigfachen neuen ansichten vorzuführen, welche der verf. gelegentlich aufstellt. als probe wenigstens mag die folgende vermutung (s. 257 f) mitgeteilt werden: 'dürfte es denkbar sein dass in den wunderlichen oskischen nominativformen von *-iôn*-stämmen wie *úittiuf, fruktatiuf, tribarakkiuf* . . . das *-uf* weiter nichts wäre, als eine freilich wol recht unbeholfene graphische darstellung des nasalvocals?'

seitigung sehr einfach reconstruieren zu können. er schliefst die reconstruction mit der bemerkung, die gen.-plur.-formation sei seines erachtens 'eins der interessantesten beispiele, wie in dem leben der sprache strömung und gegenströmung bei den neubildungen immerfort einander die wage halten, wie oft der nach der einen richtung hin würkende formassociierende trieb kreuzung und lahmlegung der manigfaltigsten art durch andere gleichartige von anderer seite her in bewegung gesetzte triebe erfährt.' der verf. verbreitet sich dann noch s. 282 ff über die gen.-plur.-bildung im altnordischen, wobei wir ua. erfahren, wenn altn. *belgja* = **balgjê* sein sollte, so wäre es die best conservierte form des gen. plur. des stammes *balgi-* im gesammten altgermanischen und müste gegen Sievers cursiven druck in den Paradigmen bl. 2 in schutz genommen werden. er bemerkt weiter s. 287 'wenn wir mit unserer hypothese von dem entstehen eines germ. *-jê* aus grundsprachlichem **-jôn* nicht alle auslautenden got. *-ê* erklären können, so begründet das natürlich keinen einwand gegen die richtigkeit derselben.' zum schlusse hält er es für nicht unzweckmäfsig, sein 'neugefundenes lautgesetz, demgemäfs aus grundsprachlichem *-jôn* germ. *-jê* wird', etwas näher zu präcisieren; man mag diese präcisierung beim verf. selbst s. 288—290 nachlesen. — gewis wird man zugestehen dass der zweite beitrag des verf. methodisch ebenso lehrreich ist, wie der erste war. doch bedürfen wol zwei puncte seiner ausführungen noch einer eingehenderen motivierung. zunächst die voraussetzung dass immer da eine analogiebildung zu statuieren ist, wo es dem verf. passt und immer eine solche analogiebildung, wie sie dem verf. passt. wodurch begründet er zb. die annahme dass das *-ê* in *dagê* auf analogiebildung, in *hairdjê* aber auf rein lautlicher entwickelung beruhe? und wodurch die dass bei *dagê* eine analogiebildung der *a*-stämme nach den *ja*-stämmen, bei *sibjô* aber eine analogiebildung der *ja*-stämme nach den *a*-stämmen vorliege? zweitens bedarf es einer näheren begründung, weshalb man für die erklärung des got. *ê* im gen. pl. ein neues lautgesetz aufstellen soll, durch welches man nicht in den stand gesetzt wird, jenes *ê* zu erklären; und weshalb man nicht lieber hinsichtlich des got. *ê* im gen. plur. eingestehen soll, was der verf. hinsichtlich des got. *ê* in den adverbien *þê*, *hvê* eingesteht: dass man dieses *ê* bis jetzt nicht zu erklären weifs. — ich erlaube mir, schliefslich noch zwei anmerkungen in betracht zu ziehen, welche ebenfalls in hohem grade geeignet sind, von dem methodischen verfahren des verf. zeugnis abzulegen. zunächst heifst es s. 258 anm.: 'gr. *ἐγώ*, lat. *egô* . . . gelten mir als analogische verwandlungen von **ἐγόν*, **egom* = altind. *ahám*, altbulg. *azŭ* unter dem einfluss der so häufig damit verbundenen I sing. praes. ind. *φέρω*, *fero*.' der verf. hatte hierbei wol die bekannte tatsache im auge dass unserem 'ich trage' in der regel ein ein-

faches *φέρω, fero* entspricht. seine vermutung würde noch an wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn er dieselbe durch statistische nachweisungen über die verbindung der personalpronomina mit verbalformen stützen würde. — sodann einige worte über die anm. s. 264. Grassmann glaubte (Wörterb. zu Rv. s. VII) in schreibungen wie *mâtā́'n̐* (Rv. v 45, 6) oder *vibhvā́n̐* (Rv. IV 33, 3) vor folgendem *ṛ* veraltete nominativformen **mâtā́r*, **vibhvā́n* zu erkennen. diese anschauung ist als irrig erwiesen von Bechtel, der in diesem Anz. III 218 f zeigte dass aus der nasalierung des *ā* in *mâtā́* vor folgendem *ṛ* eine veraltete form dieses wortes mit ausl. -*n* oder gar -*r* so wenig gefolgert werden darf, wie man eine solche aus der lesart *yā́n̐ ṛṇaṃcayé* (Rv. v 30, 14) für *yā́* erschliefsen wird.[1] nun aber würde eine theorie Osthoffs über den nom. sg. der *n*-stämme 'noch zuversichtlicher vorgetragen werden können', als sie der verf., auf mehrere unrichtige annahmen gestützt, vorträgt, 'wenn die arischen nominative der *r*-stämme wie altind. *dâtā́*, *pitā́* nicht da wären, diese ebenso *r*-los, wie *ukshā́* *n*-los' (s. 258 anm.). hier hilft nun dem verf. seine zuversicht zu Grassmanns Wörterbuch aus der verlegenheit. 'natürlich stellt Grassmann Rgv. v 45, 6 mit fug und recht das *mâtā́r* her anstatt der auch dort überlieferten schreibung *mâtā́'n̐*, denn schreibungen wie *mâtā́'n̐* an dieser stelle und ähnliche . . . sind wol nur consequenzmacherei der Inder.' nach Osthoffs ansicht nämlich hat die nasalierung eines -*ā* vor *ṛ*- in homogenen fällen 'natürlich nicht dieselbe sprachgeschichtliche bedeutung'; denn seine anschauung der sprachgeschichte berechtigt ihn, im Rigveda eine 'veraltete nominativform **matā́r*' herzustellen, während bereits in gemeinsam indoiranischer zeit die nominativform *mâtā́* bestand.

[1] man vgl. jetzt dazu Benfeys ausführungen über *svávas* und *svátavas*, Gött. nachr. 1877 nr 15 s. 341 ff, durch welche ua. Brugmans annahme (Zs. f. vgl. sprachf. 24, 71), der nom. dieser wörter beruhe auf analogiebildung, hinfällig wird.

Göttingen im februar 1879. HERMANN COLLITZ.

Rýmovaná kronika česká tak řečeného Dalimila. Di tutsch kronik von Behemlant (Fontes rerum Bohemicarum tom. III 1—3) vydal JOSEF JIREČEK. Prag, 1878. XXVIII und 302 ss. 4°.*

Der hauptwert dieses buches beruht ohne zweifel in der ausgabe der čechischen chronik des sogenannten Dalimil, die hier zum ersten mal in einem sorgfältigen auf vergleichung aller

* vgl. Litt. beilage zu den Mitteilungen des Vereins f. geschichte der Deutschen in Böhmen XVI 49 ff (Loserth). — Slavisches archiv III 182 (VJagić).

hss. basierten abdrucke vorliegt. während aber in den früheren bänden der Fontes rer. Boh. dem ursprünglichen texte des betreffenden autors eine neučechische übersetzung an die seite gestellt war, erscheint in dem vorliegenden neben dem original die gereimte altdeutsche übersetzung; eine art einleitung zur letzteren findet sich s. 231—237. s. 238 folgt dann die Cantilena de rege Bohemiae, s. 257—297 die prosaische deutsche Dalimilübersetzung, aufserdem finden sich verschiedene an den Dalimil sich anschliefsende kleinere čechische stücke und proben aus den hss. in dem werke vereinigt.

Jireček setzt gleich auf den titel: die chronik des sogenannten Dalimil. dieser name findet sich zuerst bei dem bekannten fabulisten Hájek von Liboczan und entbehrt daher jeder autorität, nur der kürze wegen behält man den einmal geläufigen namen. man hat aber in unserem jahrhundert den unbekannten autor aus seinem werke zu erkennen gesucht, und Dobrowský (Geschichte der böhm. sprache und litt., 1818, s. 143) hat gemeint, er sei ein böhmischer dichter gewesen 'der vermutlich um bewirtung und sold auf der burg eines herren (etwa Wilhelms von Hasenburg) die taten seiner vorväter in reime brachte.' Palacký (Würdigung d. a. böhm. geschichtschreiber, 1830, s. 98 ff) leiteten 'unverkennbare spuren' zu der ansicht, der verfasser sei 'ein zu seiner zeit ansehnlicher böhmischer ritter' gewesen. J. jetzt (s. x) sieht in ihm einen abkömmling des alten geschlechtes der Hronovice und mitglied des johanniterordens. dieser merkwürdigen standeserhöhung des chronisten gegenüber halte ich noch immer die ansicht Dobrowskýs für die wahrscheinlichste. dass ein chronist des 14 jhs. adelige wappen bespricht, beweist doch nicht dass er selbst von adel war. doch ist hier nicht der ort, näher auf diese dinge einzugehen, sondern wir beschränken uns auf eine betrachtung der deutschen stücke, die J.s werk enthält.

Was zuerst die Cantilena de rege Bohemiae betrifft, um mit dem kleinsten zu beginnen, so ist mir nicht klar geworden, warum diese hier wider abgedruckt wurde. sie findet sich im Chronicon Colmariense und ist dort (MG SS XVII 251 ff) von MHaupt herausgegeben, von Palacký in der čechischen ausgabe seiner Geschichte Böhmens (II 1, 161 ff) sammt einer nhd. übersetzung abgedruckt und, sollte man meinen, dadurch dem čechischen volke hinlänglich zugänglich gemacht worden. Palacký hat die Cantilena auch viel correcter abgedruckt. bei J. sind eine menge grofser anfangsbuchstaben hereingebracht, die interpunction ist vielfach geändert, *nicht* für *niht, hand* für *hant, recht* für *reht* geschrieben; dann findet man eine reihe von worten getrennt, die Haupt zusammenschrieb, darunter *adel-ar* v. 16, und *er leiden,* wodurch v. 13 ganz unverständlich wird. verbessert ist der text wahrlich nicht.

In einer wesentlich bessern gestalt wird uns aber die prosaische übersetzung des Dalimil hier geboten, in so fern als eine weit bessere hs. abgedruckt ist, als dies von HPez (J. schreibt consequent: Petz) in den Scriptores rer. austr. II 1042 ff geschehen war. schon Dobrowský aao. s. 147 hatte von einer älteren SEmmeramer hs. (E) dieser übersetzung nachricht gegegeben, Palacký von einer dritten auf der universitätsbibliothek in Leipzig (L), eine vierte befindet sich in Breslau, s. Martin, Anz. III 111. diese letztere scheint J. nicht gekannt zu haben, wenigstens ist sie mit keiner silbe erwähnt. E stammt aus der mitte des 15 jhs. (in der hs. steht vor der chronik der Schwabenspiegel und an dessen schlusse das datum 1444) und J. sieht in ihr die vorlage für die von Christoph Hoffmann geschriebene und von Pez abgedruckte zweite SEmmeramer hs. (Hfm.), denn in beiden fehlt cap. LV und in E finden sich randbemerkungen von ChrHoffmanns hand. der text beider hss. weicht aber beträchtlich von einander ab und Hfm. hat dann seine vorlage mit wenig sorgfalt abgeschrieben, dennoch aber zum öfteren glücklich verbessert, zb. s. 262[a] *begunden* E, *punden* Hfm.; 264[b] *bulem* E, *Pusen* Hfm.; 286[b] *nemlichen* E, *menlich* Hfm. (J. hat aus L *menniglichen* aufgenommen!) ua. dazu kommt dass die abweichungen von Hfm., obgleich es im allgemeinen E viel näher steht, häufig mit L übereinstimmen, so dass es mir zweifelhaft erscheint, ob E würklich die vorlage für Hfm. war. der mönch konnte sehr wol E erst in die hand bekommen haben, nachdem er sich seine abschrift aus einer andern hs. schon gemacht hatte. die frage ist nach J.s ausgabe nicht sicher zu entscheiden. findet sich zb. die stelle 264[a] *[wenne sich die manne ..... perte]*, die, nach den klammern zu schliefsen, in E fehlt, in L? und ebenso, findet sich das *[was]* 263[a], *[scholde]* und *[des]* 271[a] in L? woher ist das *[mit eren]* 264[a], das auch Hfm. fehlt? L ist überhaupt viel zu wenig berücksichtigt. man kann sogar die frage stellen, ob nicht L einer ausgabe zu grunde zu legen wäre. J. sagt s. XXVI, er habe E und nicht L abgedruckt wegen des höheren alters und wegen der verhältnismäfsig gröfseren fülle des textes. L stammt aber aus dem 15 jh. wie E und, was Loserth hervorhob, auch aus der mitte des 15 jhs., denn die übrigen stücke der hs. konnten am ende des jhs. kein interesse mehr erregen und darum schwerlich noch abgeschrieben werden. und die gröfsere fülle des textes? als ob die jemals ein kriterium für die originalität eines textes bilden könnte! der unterschied ist auch gar nicht bedeutend. dagegen hat aber J. ganz unberücksichtigt gelassen dass L oft viel besser zum čechischen original stimmt als E (vgl. 276[b 4]). 294[b]*), manchmal selbst noch in seiner kürzeren fassung einen satz enthält, der E in seiner weiteren fehlt und der trotzdem durch das čechische als echt erwiesen ist, vgl. 284* bis *: die fassung von E stimmt im all-

gemeinen zum čechischen, aber es fehlt der v. 68, 28 entsprechende satz *also das bis an den dritten tag das blut als ein flisz ran*, der in L vorkommt — oder ist diese ganze stelle, wie sie unter dem strich steht, nicht aus L? ein buchstabe ist nicht dabei.

E zeigt im allgemeinen bairisch-österreichische sprachformen, L soll nach s. xxvi md. sein, wogegen sich aber schon aus den spärlichen lesarten und den vollständig abgedruckten capitelüberschriften (in E finden sich keine solchen) manches einwenden liefse. über die sprache des übersetzers lässt sich deshalb nach der vorliegenden ausgabe gar nicht urteilen. wir wissen von diesem überhaupt nichts. selbst seine vorrede ist fast nur freie übertragung der vorrede zum čechischen werk, doch aber sagt er über seine eigene tätigkeit: *darumb ist mir gar swere, dise Cronica in dewcz czu brengen, wen ich sie ausz mancherleyen spruchen zu reymen aus pehemischer czungen mus brengen in ein sin vnd in dewcze sprache.* darnach ist klar dass er nichts anderes als übersetzt hat und dass seine vorlage eine gereimte čechische chronik war, was eben nur der Dalimil gewesen sein kann.

OLorenz hat die frage aufgeworfen (GQ i² 242): 'sollte nicht der deutsche Dalimil eine versificierung dieser prosaischen deutschen chronik von Böhmen sein?' diese frage muss verneint werden, eine endgültige beantwortung derselben ist aber überhaupt erst durch J.s ausgabe des čechischen Dalimil möglich. wol war es schon früher bekannt dass die verschiedenen hss. mehrere recensionen darstellen, aber die ganze überlieferung liegt uns doch erst jetzt vor und wir können erst jetzt dieselbe genau überblicken. die 12 hss. repräsentieren nämlich 3 recensionen, 7 gehören der ersten, 4 der zweiten, eine einzige der dritten an. J. hat den ursprünglichen text hergestellt auf grundlage der hss. der ersten recension und die vielen abweichenden lesarten aller hss. mitgeteilt. die zweite recension zeichnet sich aus durch viele und grofse interpolationen und erweiterungen, auch hat hier die chronik in cap. 107—110 eine fortsetzung erhalten. mit dieser zweiten recension nun stimmt die prosaische deutsche übersetzung, mit der ersten ursprünglichen die gereimte überein.[1]

Von cap. 107 ist in der prosaübersetzung nur der anfang gegeben bis v. 47, von 108 nur der schluss v. 45—56, 76 vv. sind übergangen, auch das letzte 110 cap. ist nur bis v. 22

[1] die gereimte übersetzung ist von J. nicht nur unmittelbar neben den čechischen text gesetzt, sondern auch nach demselben in capitel abgeteilt und in diesen sind dann die verse gezählt. die übereinstimmungen der prosaischen übersetzung sind durch ein neben die betreffende lesart gesetztes Hfm. angedeutet. merkwürdiger weise citiert J. hier durchweg die ausgabe von Pez und nicht seine eigene.

übersetzt. ob seine vorlage hier lückenhaft war oder ob das absichtlich übergangen ist, wird schwer zu entscheiden sein. allzu streng hält sich dieser übersetzer nirgends an seine vorlage. er übersetzt mehr frei als wörtlich, gibt aber dabei den inhalt gewöhnlich viel besser und oft auch richtiger wider als der reimist. er übergeht auch manches oder zieht das, was in seiner vorlage breit erzählt ist, kurz zusammen. so ist die fabel von den fröschen und dem storch (cap. XL) zu einer blofsen anspielung geworden. čech. 60, 41—48 sind cap. XLIV unübersetzt geblieben; čech. 64, 1—10 findet sich erst am schlusse vom ersten abschnitt des XLVII cap. statt am anfang; čech. 73, 14—21 sind nicht übersetzt, cap. LIV weicht die übersetzung sehr stark von der vorlage ab — in all den angeführten beispielen stimmt die gereimte übersetzung genau zum čechischen text, und es würde dies allein hinreichen zum beweise dass die prosa keineswegs ein mittelglied für das deutsche reimwerk gewesen sein könne.

Dass dieses reimwerk direct aus dem čechischen übersetzt ist, beweisen auch die vielen fehler in der übersetzung. J. hat die auffallendsten derselben s. XI zusammengestellt, ich will davon nur zwei beispiele anführen. čech. 9, 8 *Vlasta jim da v pitiu smieru* oder nach anderer lesart *mieru* (dh. Wlasta gab ihnen im trinken ein mafs = mäfsig zu trinken) ist übersetzt 9, 12f *Dez gab si en czu trinkin schir Daz do heiszit mirren.* 74, 18f *Abir do er nit waz gesunt und niht ein rechtiz **houbt** het:* mit *houbt* ist *vlahy* (= humores) übersetzt, das für *hlavy* (= caput) genommen wurde. aufserdem kann man als beweis dass das werk aus dem čechischen übersetzt ist, formen von namen anführen wie *Pelbrzimus* (= Pelhřim, Pilgrim) 75, 29. 79, 80, und die häufigen etymologien von ortsnamen, die im deutschen sinnlos werden, zb. čech. 7, 23 *Pro **práh** městu vzdějte Praha* gegen deutsch 7, 45 *Durch das drisschowel do Do wart dy stad gnant Prog* oder 36, 10 *Obir wan si an der stat hetten ein **hut** (strážiu) Darvm gab man Sdrahow (Strahov) den nom gut.* klüger ist gesagt 77, 16 *Si sprachin al 'Wokursim' (vz kúřim* = im rauch, dampf) *Dovon man nant dy stat Cursim* (Kúřim).

Der urheber der gereimten deutschen übersetzung war ein geistlicher, der in Böhmen (bestimmter in Prag) lebte. das führt J. s. XI—XIII aus und das resultat ist richtig, wenn auch die rechnung mehrfach unrichtig ist. dass er ein geistlicher war, sagt J., lasse sich schliefsen aus der vorliebe für klöster und klostergründungen, die sich in dem annalistischen abriss zeigt, der der übersetzung der chronik als eine art einleitung vorangestellt ist. dieser abriss sei nach allen inneren gründen von demselben verfasser, wie die chronik selbst. was das für gründe sind wird nicht gesagt. diese hat aber Loserth schon 1876 beigebracht (was J. nicht erwähnt) in den Mitteilungen des vereins

für geschichte der Deutschen in Böhmen xiv 304 ff; die gründe sind freilich äufsere, übereinstimmung von sprache und reim in dem abriss und in der chronik. es findet sich kein unreiner reim dort, der nicht auch hier vorkäme. die verse sind in dem abriss aber besser, es finden sich keine mit 5 oder 6 hebungen, die in der chronik nach dem muster des čechischen ganz häufig sind, gegen das ende hin aber immer seltener werden, und ich sehe darin einen beweis dafür dass der abriss erst nach vollendung der chronik übersetzt wurde.[1] blofs übersetzt wurde eben auch der abriss und zwar aus den Annales aulae regiae, was Loserth aao. gleichfalls nachgewiesen hat, und demnach darf man aus deren inhalt im allgemeinen keine schlüsse für die person des übersetzers bauen. nur so viel sehen wir daraus dass er aufser deutsch und čechisch auch latein verstand, und darum ist die annahme J.s, dass er wegen der latinisierten namensformen, die in der übersetzung der chronik erscheinen, vielleicht einen gehilfen bei seiner arbeit gehabt habe, mindestens überflüssig.

Wir können genaueres über die person des übersetzers nur durch vergleichung seiner arbeit mit seiner vorlage erfahren. da finden wir denn dass er im anfang ziemlich wörtlich übersetzte. der reim machte grofse schwierigkeiten. wenn er alle worte schon übersetzt hat und es will sich doch kein reim ergeben, so ist er um ein flickwort nicht verlegen: *so, do, ser, zu hant, schir, besunder, alsam, mit* oder *bi namn, snel, gar,* auch schon *gar fein* ua. sind sehr häufig im reime, am häufigsten aber *drate,* das als *drat, drot, drote* auf *bat, rat, stat, kemnat, got, gebot, Otte, sinflut* ua., als *droter, drater* auf *ger, abgoter, vater,* selbst auf *erhorte* und *tochter* reimen muss. reicht das alles nicht aus um einen reim zu gewinnen, so erlaubt er sich auch andere zusätze, zb. 59, 25

Der keiser gebot vnd irloubt
vel hern abslan dy houbt,

oder 51, 11 *daz dy Bemin dy Vngirn obirwunden:* damit ist der vorlage genügt, er braucht aber einen reim und setzt deshalb hinzu 51, 12 *Der von Behem vertreib dy Vngirn zcu den hundin.* den ärgsten ausfällen gegen die Deutschen weicht er damit aus

[1] die verse bei J. ii 51—52 des abrisses sind nicht dagegen anzuführen, obwol sie mindestens 5 oder 6 hebungen haben, denn diese verse sind erst von J. nach einer vermutung Hankas so gestaltet, der aber doch die verse in seiner ausgabe s. 6, 14—17 so abgedruckt hat, wie sie in der hs. stehen. *der viert : erpurt* ist derselbe reim, wie J. 55, 32 *diern : entpurn.* die bedeutung von *erpurt* und *entpurn* ist auch gleich, es muss erheben, erwählen udgl. heifsen. vielleicht darf man lesen *entbörn* und *erbört.* die nächste zeile (52) sind wider zwei verse. hinter *geburt* stand in der hs. noch ein wort, ein *w* ist noch ganz deutlich zu erkennen und das wird im reim auf *ist wist* geheifsen haben. solche anreden der leser finden sich auch sonst.

dass er statt 'die Deutschen' sagt 'die fremden' vgl. zb. cap. 41. im verlaufe der arbeit wird er weniger ängstlich mit zusätzen, vgl. cap. 67, wo er aus 55 vv. seiner vorlage 158 gemacht hat. da zeigt sich besserer, öfter sogar viermaliger reim, wie in allen übrigen partien seines werkes, wo ihm der inhalt näher zu herzen geht. hier ist es die entrüstung über die grausamkeiten des herzogs Soběslav, der allen Deutschen in Böhmen die nasen und ohren abschneiden liefs, die ihn von seiner vorlage abweichen heifst, vgl. v. 55—72 mit čech. 17—22 und dann v. 151—154 wo er sein urteil über den herzog ausspricht: *davon er immer ist geschant.* je weiter gegen das ende, desto freier steht er seiner vorlage gegenüber. 68, 86—90 ist ein gebet zugesetzt für die seelen der im kampf gefallenen und für die *gloubigen seln* überhaupt; 75, 8 der stofsseufzer: *Got helf uns ouch in sin rich!* besonders stark weicht er ab in der darstellung der geschicke Ottokars II. ganz sein eigentum sind 92, 46—56 (6 + 4 gleiche reime): *er wolt dy Tutschin mern mit richtum vnd mit eren,* dafür soll ihm gott lohnen mit der himmlischen krone! weiter die rührende klage um den tod desselben königs 92, 138—149: *Do verschied er leidir. Di Deutschin ir cleider vor leid mugen riszen . . . er waz der Tutschin ere . . .* dafür gebe ihm gott das ewige leben. *Di Tutschen al mit nomen wunschin im dez vnde sprechin amen.* dann 94, 17—26: die hungersnot war nur eine strafe gottes für die Böhmen, die treulos *irn konig virderbt hettin in dem strit.* 98, 48—65 hebt er hervor, die mörder Wenzels III und die sie gedungen haben würden mit der ewigen verdammnis bestraft werden. 105 stammt die erklärung der überschwemmung als gottes *virhengnizz* und das gebet für die seelen der ertrunkenen wider von dem übersetzer her. das letzte 106 cap. weicht fast ganz von dem čechischen ab.

Ich beabsichtigte nicht eine vollständige aufzählung aller zusätze zum čechischen original, aber ich denke, in den angeführten zeigt sich der geistliche wie der Deutsche deutlich. nur wenig von seiner vorlage hat er unübersetzt gelassen, doch finden sich auch davon beispiele. darunter will ich 98, 28—29 hervorheben, die erwähnung der ritterfahrt des Johann von Michelsberg nach Paris, die Heinrich von Freiberg in einem eigenen gedicht besungen hatte. — wo der übersetzer lebte, sehen wir aus III (ich citiere mit römischen ziffern die abschnitte des abrisses) 207 *hy in dem rich czu Beheim* und III 240 *hy by Prage in Beheimlant.* die zeit der übersetzung der chronik fällt zwischen 1330 und 1346; da aber Loserth aao. gezeigt hat dass der annalistische abriss nicht vor 1343 gereimt sein kann, so dürfte das ganze werk in den vierziger jahren verfertigt sein. aus dieser zeit, den regierungsjahren könig Johanns von Luxemburg, ist uns das werk nicht nur litterarhistorisch interessant,

es darf auch für die geschichte der sprache als ein wichtiges denkmal angesehen werden. leider ist die überlieferung desselben gar so schlecht.

Nur in einer einzigen hs. vom jahre 1389 ist uns dasselbe erhalten und diese hs. ist eine sehr schlechte. Hanka hat dieselbe herausgegeben als 48 publication des Stuttgarter litt. vereins, aber dieser abdruck ist sehr ungenau. Hanka hat nicht einmal bemerkt dass die hs. zweimal durchcorrigiert ist und dass aufserdem von viel späterer hand auf den ersten blättern über viele worte erklärungen geschrieben sind. er hat nur ein par mal correcturen namhaft gemacht und diese gehören mit wenig ausnahmen gerade zu den letzten einzeichnungen; noch dazu hat er sie häufig schlecht gelesen. der lesefehler im text selbst ist legion.

J. wollte wider nur einen abdruck der hs. geben, wie es scheint einen diplomatisch genauen abdruck. wenigstens sind alle ungeheuerlichkeiten der orthographie der hs. beibehalten, wodurch nur das lesen erschwert wird. aber die genauigkeit des abdrucks entspricht keineswegs irgend strengeren ansprüchen. ich konnte die hs. wenigstens teilweise vergleichen und will die abweichungen von der hs. für den abriss und den anfang der chronik hier angeben. zunächst aber noch ein par worte über die schon berührten correcturen. J. bemerkt bei der beschreibung der hs. s. XXV nur: der fertige text der hs. ist von zwei händen verbessert und ergänzt worden, aufserdem hat irgend ein leser im anfang (bl. 1—5) erklärende glossen beigeschrieben. — diese letzteren hat J. bei der chronik nicht angegeben und das mit recht, bei dem abriss sind sie mit dem buchstaben C unter dem text angeführt, es kann sich dadurch wenigstens jeder von deren wertlosigkeit überzeugen. die älteren correctoren sind mit A und B bezeichnet. A gehört sicher noch ins 14 jh. und dessen verbesserungen scheinen auf eine hs. des werkes zurückzugehen, vielleicht auf die vorlage der uns erhaltenen. ich möchte auch manches noch A zuschreiben, was J. unter B anführt. doch sei dem wie ihm wolle, jedesfalls muste der herausgeber diesen correcturen gegenüber eine feste stellung einnehmen und das ist bei J. gar nicht der fall. mit der reinsten willkür sind die correcturen einmal in den text gesetzt, einmal als lesarten aufgeführt, manchmal auch stillschweigend aufgenommen oder ganz verschwiegen. doch ich will schon die ergebnisse meiner collation selbst anführen.

I überschr. *inbehem.* im innern des verses sind eigennamen immer klein geschrieben. 3 *dar nach* immer. 7 *dar czu* immer. 12 *můze got.* so gehen fast alle *uo* und *ue* von J. zurück auf ein *u* mit einem bald *o* bald *e* mehr ähnlichen haken. vor 15 *einē.* 16 *do mede wol*[d] (das *d* von A). 50 *waz.* II von dem ersten wort ist nur *r* übrig, ebenso sind v. 4—6 die ersten

buchstaben *na tus ri* ergänzt. 8 *der selbe* so stets getrennt. 14 *waz.* 38 *czweilfh.* aus *achh.* gebessert. 40 *richte.* 51 *vierd*. s. oben s. 353 die anmerkung. 53 nach *iar* noch ein *e* zu lesen. 54 vom letzten wort nur noch *czwe* übrig. 55 *iach* unsicher. vielleicht sind die ersten striche *gi,* vom *ch* keine spur. 72 *vnd* B *vff* MS. 77 *mit* und 78 *dy* sind ergänzt. 80 *vaz.* 99 *der* B *Dy* MS. 106 *ist* B? fehlt MS. 119 *hochgeburn.* 130 *spart* MS, *ge* von B darübergeschrieben. 135 *virwor.* 140 *vor.* III die initialen wie bei Hanka. 9 *neunhund't.* 17 *nünhūd't.* 40 *nünvndnünczig.* 64 *si.* 85 *neundin.* 97 *allczumal.* 101 *Dar by.* 105 *czweilfhundert* immer zusammengeschrieben. 107 *Hercog.* 109 *czwelfh.* 112[d] C (nicht MS) *begraben.* 134 *Holt.* 154 *dar vmb* regelmäſsig. 170 *insolde.* 190 *werdin.* 200 *tÿr.* 205 *Vnd'* E. 255. 294 *hochgeborn.* 281 am ende der zeile *wart* durchstrichen. 283 *wazser.* 284 *vorbas.* 285. 287 *do vor.* 316 *blebin* MS, *e* von B. 321 *vne.* 328 *Inhort.* 1, 28 *Do midde* regelmäſsig. *sy.* 29 *wolsam* MS. A streicht *sam* durch und schreibt *tzam* daneben. 34 *ein andir.* 2, 4 *hir nach* immer. 16 *alcū.* 20 *and aschiln* MS *achsyln* A. 26 *mv* MS *műde* A. 46 *weint* MS *vynt* A. 48 *gen* MS, A hat ein *h* darübergeschrieben. 56 *Vmb grubin sy vir war.* 60 *Da von.* 3, 14 *indem.* 21 *en andir.* 26 *vn ere.* 41 *Sei vnd (er* fehlt). 44 *in geldin.* 54 *den* A, fehlt MS. 69 *do.*

Aus dem folgenden nur noch ein par schwerere fälle. 6, 7. 25 *czwei* MS, *g* von B dazugeschrieben. 27 *wirt.* 8, 6 *t richtin.* 27 *Vn dy.* 42 *Al.* 84 *sich* A, fehlt MS; ebenso 10, 28 *der,* 35 *do* und 54 *sie.* 11, 16 ist in zwei zeilen geschrieben *Vnd,* ebenso 30 *Dy,* 37 *Fundin,* 44 *Torheit,* 46 *Dar* und 58 *Si.* 12, 34 *virdribin* usw. die richtigkeit meiner behauptung, dass der abdruck ein verlässlicher nicht genannt werden darf, ist wol aus dem angeführten zu ersehen. J. s. xxv hat aber an der ausgabe Hankas auch getadelt dass die lesefehler der hs., die aus der vergleichung mit dem čechischen sich leicht hätten bessern lassen, nicht entfernt sind. bei J. finden sich also auch verbesserungen des textes, freilich unter der unzahl von verderbnissen sehr spärlich, und welcher art diese sind mögen ein par proben zeigen.

2, 93 f *wem vnrecht geschen were*
es wer einir adir der (andere).

andere fehlt in der hs. 24, 21 f *er grub . . . .*
mit einer houwin steticlichin.
Nach sibin iaren der koning

hs. liest *koning rich.* 85, 20 ist statt *wislich* der hs. ein mir unverständliches *vrizlich* in den text gesetzt, und was heiſst wol 86, 21 *Der konig gein Juden wink?* die hs. liest *kein iuden vink.*

Die fehler dieser schlechten hs. zu verbessern und daraus

das ursprüngliche zu finden, halte ich überhaupt für ein äufserst schwieriges unternehmen. freilich sind eine menge von verbesserungen auf den ersten blick zu machen, vieles ergeben die reime, aber über eine gewisse grenze hinaus ist jeder schritt unsicher. man muss immer fürchten den übersetzer zu verbessern. das scheint mir schon von J. 44, 64 geschehen zu sein. die hs. hat *Der Prokoss gink* . . . J. setzt dafür *der herzog g.* ich traue dem übersetzer zu dass er den ihm vorliegenden vers čech. 44, 41 *Provodiv Prkoše* . . . so übersetzte, wie die hs. überliefert, wenn es auch falsch übersetzt ist und unsinn gibt.

Die sprache des übersetzers ist im allgemeinen md. aber er bedient sich auch rein oberdeutscher formen, namentlich machen sich die bairisch-österr. *ei, au, eu* statt *î, û, iu* in seiner sprache schon sehr breit. er reimt noch[1] *bin : sîn* 44, 63. *in : sîn* 34, 3. 66, 37. *: schîn* 82, 77. *: gesîn* 63, 93. *: vingerlîn* 78, 37. *sîn : Rîn* 82, 29. *vlîz : Kiss* 47, 45. *wîp : liep* 27, 43. *sînen : dienen* 77, 5. *blîben : dieben* 50, 59. dem gegenüber eine gröfsere anzahl reime *î : ei. allerlei : bî* 95, 19. *schrei : bî* 33, 33. *Österrîch : streich* 92, 29. *sîn : gemein* 4, 5. *: allein* 18, 83. *pîn : wein (= weinen)* 37, 49. *erschein : fîn* 59, 91. *gewîst : geist* 28, 21. *nît : gîtekeit* 59, 45. *zît : kuonheit* 69, 3. *: geleit* 67, 155. *wît : bestreit* 57, 11. *: beit* 68, 35. *reit : strît* 20, 21. *zeichen : glîchen* 19, 35. 77, 51. *gestîgen : zeigen* 47, 80. *bereiten : strîten* 18, 79. *freuden : strîten* 84, 33 (vgl. auch *deycht : villicht* 99, 39).

Darnach dürfte er statt *liute*, das häufig auf *nît, strît, wît* udgl. reimt, *leut* gesprochen haben, möglicher weise aber auch *lût. friunt : vînt* 102, 59. *: begund* 49, 57. sonst steht *iu* nur noch ein par mal im reime auf *û*. sicher ist die auflösung von *û* in *au: mûl : Paul* 83, 25. *ûf : kouf* 77, 45. 60, 54. *: louf* 8, 89. 18, 33. 78, 21. 79, 79. 96, 10. II 109. *busûn : juncfroun* 13, 43. *busûnte : goumte* 34, 79. *bûwen : juncfrouwen* 11, 7. dagegen *busûnen : komen* 34, 49.

Bezüglich des umlauts herscht ebenfalls grofses schwanken. so steht zb. im reim *den handen : bestanden* 67, 133. *henden : überswemten* 91, 23. *in den nôten : boten* 67, 97. *: verspotten* 55, 17. 84, 17 ua. *(in) nœten : gebeten* 67, 61. *: keten* 103, 45. *: teten* 15, 81 ua.

Zu diesen schwankungen im dialect des übersetzers kommt noch hinzu dass er sehr häufig unreinen reim verwendet, einen versbau so gut wie gar nicht beachtet. dadurch wird es der elenden hs. gegenüber zur puren unmöglichkeit im einzelnen anzugeben wie der verfasser geschrieben hat. man kann dem ursprünglichen viel näher kommen als die hs., ein lesbarer text wird sich gewinnen lassen; aber wenn sich nicht noch einmal eine bessere

[1] um nicht fast jedes wort zweimal schreiben zu müssen, gebe ich hier die mhd. gestalt.

hs. findet, so ist uns das original wol unerreichbar. dennoch wäre eine neue ausgabe, die die überlieferung treu gezeigt, die schreibweise behutsam geändert und namentlich die vielen offenbaren fehler der hs. soweit als möglich methodisch verbessert hätte, nicht unerwünscht gekommen. J.s buch bietet dazu nur das wichtigste hilfsmittel, die čechische vorlage.

Berlin 3. 1. 79. W. Toischer.

Wigamur. eine litterarhistorische untersuchung von Gregor Sarrazin. Quellen und forschungen xxxv. Strafsburg, Trübner, 1879. 33 ss. 8°. — 1 m.

Über die verdienstliche arbeit hrn Sarrazins eine recension abzufassen liegt mir leider besonders nahe. seit längerer zeit nämlich beschäftigte ich mich mit dem gedichte Wigamur, und eine über dasselbe geführte untersuchung wurde von mir vor einem jahre bei der Grazer philosophischen facultät als doctordissertation eingereicht. meine bemühungen, nachträglich reicheres material beizuschaffen, wurden durch fünfmonatlichen kriegsdienst in Bosnien unterbrochen. im december vorigen jahres zurückgekehrt schob ich die publication meiner arbeit abermals auf, da ich die von RMWerner aufgefundenen bruchstücke zu verwerten gedachte.

Die vorliegende schrift hatte das glück, der meinigen, welche eben der Wiener k. academie zur aufnahme in die Sitzungsberichte eingesandt werden sollte, um etwas zuvorzukommen. eine vergleichung zeigte mir dass hrn Sarrazins arbeit und die meinige in der anlage so übereinstimmen, dass, wenn beide abhandlungen gleichzeitig gedruckt würden, man notwendiger weise an beeinflussung der einen durch die andere denken müste, obschon herr Sarrazin und ich von unseren bestrebungen nach gleichem ziele ganz ohne kenntnis geblieben waren.

Es ergibt sich aus diesem verhältnis schon dass ich als recensent nur meine anerkennung über alles wesentliche, von hrn Sarrazin vorgebrachte, äufsern kann. ich habe daher nur wenige irrtümer zu berichtigen und will dies jetzt tun, während ich nachträge und selbständige kleine erörterungen, welche aus der gröfseren reichhaltigkeit meiner sammlung sich ergeben, mir für einen aufsatz verspare, der in einem der nächsten hefte der Zs. gedruckt werden soll.

Die resultate, zu denen herr S. gelangt ist, sind kurz folgende: der dichter des Wigamur war vertraut mit den besten höfischen dichtungen, er kannte Hartmanns werke, den Lanzelet, Wigalois, Parzival, vielleicht auch Fleckes Flore. Wigalois übte unter allen den bedeutendsten einfluss auf ihn aus. die

abhängigkeit von den Artusromanen wird sehr deutlich in den eigennamen und fremdwörtern, auch ist die nachahmung des höfischen stiles allenthalben zu erkennen. auf der anderen seite ist die einwürkung der spielmannsdichtung auf den vorstellungskreis und die sprache des dichters eine sehr bedeutende; es tritt uns an vielen stellen eine gewisse roheit der sitten und lebensverhältnisse entgegen. die reime und der wortschatz zeigen dass die dichtung Baiern angehört, der stil ist nachlässig und voll freiheiten, welche verbieten, den dichter dem bürgerlichen stande zuzuweisen; auch ritter kann er nicht gewesen sein, sondern ein fahrender, der aus den beliebtesten Artusromanen den stoff für sein machwerk zusammentrug. der uns vorliegende text ist übrigens interpoliert, wenigstens findet sich eine lange reihe von versen bei Suchenwirt wider.

Dies die resultate der schrift. ich gebe nun meine bemerkungen zu einzelnen puncten derselben.

Von der hs. (W) wäre noch zu sagen dass ihre vorlage in abgesetzten zeilen geschrieben war, wie aus den fehlern 4660 *si nam al besunder* und 2620 *mang hercz fro von ir gesas* hervorgeht.

Zu s. 6. auf das Tristanplagiat hat schon vor EHMeyer Gervinus[5] II 44 aufmerksam gemacht. herr S. will von einer nachahmung Gottfrieds nichts wissen, doch überzeugt mich meine sammlung der parallelstellen aus dem Tristan vom gegenteile. auch einzelne motive scheinen aus diesem epos zu stammen, wörtliche entlehnung fand ich freilich nur noch in den versen Wigam. 1162 ff, wozu Trist. 367, 13, wonach gewis zu emendieren sein wird:

nu stuont dâ dâ der brunne vlôz
manic lind und ölboum grôz.

Zu s. 7. die behauptung dass die stärkste einwürkung auf den Wigamur der Wigalois Wirnts ausgeübt hätte, halte ich für zu kühn. den anlass dazu dürfte wol 'die nachahmung im namen des helden' gegeben haben, aber in der tat ist die beeinflussung durch Hartmann, Wolfram und Gottfried keine geringere als die durch Wirnt, und von den einzelnen motiven sagt herr S. selbst dass nur wenig ähnlichkeit zu finden sei; aber seine nachweisungen haben doch die kenntnis des Wigalois für den Wigamurdichter ganz unzweifelhaft gemacht. die stellen Wigam. 467 und 1506 freilich fallen nicht ins gewicht, noch weniger 4489, deren 'abstammung' aus Wigal. 792 mehr als zweifelhaft ist (man vgl. zb. Lanz. 240. 3987), doch lassen sich noch folgende weitere parallelstellen beibringen: erwähnung der spiele in Caridol *zallen zîten* Wigam. 36. 2393 wie Wigal. 9, 10. 10, 1, das gesinde des königs Wigam. 2532, Wigal. 10, 30. die grofse *milte* Wigam. 2521 und Wigal. 9, 26. 10, 19, der preis des gastfreundlichen hofes Wigam. 1371 ff und Wigal. 44, 35. ferner jene

scene, in welcher Wigamur erklärt nicht zu wissen, wer er sei 1261 ff zu Wigal. 44, 20. und wol auch die beschreibung des misgeschaffenen meerwunders Wigam. 170 ff, wozu Wigal. 178, 30. 162, 23; von kürzeren stellen:

Wigam. 3918	Wigal. 39, 11
sît ich aller liute gruoz	*ich wil verdienen der besten gruoz*
mit dienste erkempfen muoz	*und daz man mich erkennen muoz*
sô sol ich dâ zuo sîn bereit (ähnl. 1429).	*oder ich vliese mînen lîp.*

4591	47, 22
dô vür den tisch gegangen kam	*. . . die spilliute*
manic stolz spilman.	*spilten alle enwiderstrît*
si hovierten wol ze wîse	*vor der tavelrunde*
und sungen wol nâch prîse.	*ieglîcher als er kunde.*

vielleicht kann man auch hierher rechnen die erwähnung der von den königinnen geschenkten waffenröcke Wigam. 2035 und Wigal. 51, 8.

Von dem, was herr S. an wörtlichen entlehnungen beibringt, hat das wenigste beweiskraft, da es wol nur aus derselben quelle — den volkstümlichen dichtungen — geflossen sein wird. dies gilt gewis für die farbenvergleiche, aufserdem für (3891) *wand er hât eines lewen muot,* wozu vgl. zu Wolfd. B 485, 1, wo sich auch eine reihe von parallelstellen angegeben finden, denen ich anreihe: Eilh. Tr. 5060, Virg. 751, 3. 776, 9. 787, 13. 839, 13. 852, 9. 904, 2. 945, 2. Gold. 9, 5. Sig. 12, 9. Ecke 55, 13. 120, 10. gar nichts beweist (2411) *wie Troie wart zevüeret,* da aufser Wigalois auch zur vergleichung kommt Trist. 73, 11 *wie Troie zevüeret wære,* Krone 528 *wie Troie lac zevüeret,* Flore 1642 *wie Troie lac erbermeclîche zevüeret unde schadehaft.* ob schliefslich 'für die mode der damenkleider' würklich nur der Wigalois verantwortlich ist, lasse ich dahingestellt.

Bei der anführung der eigennamen (s. 11) wäre wol vollständigkeit wünschenswert gewesen, da in der bildung derselben der dichter einige originalität verrät. über nachahmung des höfischen stiles im allgemeinen hätte sich genaueres sagen lassen, weil die muster, welche bei den motiven mafsgebend waren, auch im sprachlichen ausdrucke erkennbar sind.

Zu s. 12. *Sælde* erscheint auch personificiert 3900 *(frouwe Schœne* gehört dem interpolator an), als höfisches wort ist *sælde* dem Wigamurdichter auch sonst geläufig (1359. 3876. 3899. 3923). in der aufzählung der unhöfischen und veralteten worte vermisse ich vollständigkeit ungern, da mir die gesichtspuncte, nach denen die auswahl getroffen wurde, nicht deutlich sind. wichtig ist zb. der gebrauch der adjectiva *balt, gemeit, küene,*

milte und der zusammengesetzten. *balt* findet sich nach Pudmenzky (Über Wirnts sprache, Halle 1875) bei Gottfried und Flecke nie, bei Hartmann nur einmal im Erec, bei Wirnt nur zweimal, im Wigam. 14 mal, *küene* bei Wirnt und Wolfram häufig, im Wigam. 12 mal, *milte* aufser in verbindung mit Artus (wie bei Wirnt) nur 11. 1832. von zusammengesetzten adj. sind nachzutragen *wol behuot* 5466, *wol gemuot* 1267. 1702. 3882, *wol getân* 3110. 4183. 4450. 5849, *wol gevar* 4431. 5325. 5738. 5815, *wol gezogen* 4256, *guot gezogen* 3716 (?). zum subst. *wîgant* bemerkt herr S. nur 'sehr häufig'; dieses ist unrichtig, ich fand es nur 485. 1831. 2085. 3711. 4189. 5224. ebenso wenig ist *degen* 'sehr häufig'; es steht ohne adj. 2151, *der junge* 676, *der werde* 1344, *guot* 1817, *ritterlicher* 2529, *triwelich* 2987, *balt* 3251, *des lîbes ein degen* 5310. gar nicht verzeichnet ist *helt,* von Gottfried, Wolfram, Flecke und Hartmann nur als bezeichnung eines sehr tapfern mannes gebraucht, nicht so im Wigam. zb. 1875. 1999. 2045. 2840. 2983. 3218. 3446. 3796. 3885. 4730. 5183. 5272.

Zu loben ist die untersuchung über die unritterlichen, roheren anschauungen des Wigamurdichters, doch ist sie nicht erschöpfend. was aber das motiv der bezaubernden schönheit anlangt, so scheint mir der vergleich der stelle Wigam. 2623 ff mit Parz. 301, 8 oder Erec 1736 oder auch Wigal. 48, 25 näher zu liegen als Morolt 82 ff *(vor liebe ertôren* Meler. 7355, *durch gesanc* Tr. 276, 6).

Zu den beispielen, die herr S. anführt (s. 16), um die 'urwüchsigkeit der lebensverhältnisse' zu illustrieren, bemerke ich dass 2984. 5250 wol unzweifelhaft nachahmungen Wolframs sind: Parz. 212, 23. 265, 12 und 542, 18; als parallelstelle zu 4005 lässt sich gewis Trist. 138, 1 *(ûf iuwern lîp wil ichz bewern)* anführen und 2237 ff gehören, wie ich zeigen zu können glaube, einer interpolation an. die verse, in denen das bad und die wasserkünste beschrieben werden (1151), vergleicht herr S. mit Herzog Ernst 2660 ff. näher liegt vielleicht Meler. 448 ff.

Zu s. 17. die erwähnung Wigamurs bei Tanhäuser ist nur mit einschränkung für die bestimmung der abfassungszeit zu gebrauchen. Tanhäusers worte sind:

her Wigamur dâ vor Camvoleis
wol tet als wir hân vernomen.

im gedichte aber erfahren wir von einer tat vor Camvoleis nichts. Grässe und Wackernagel (LG i³ 247) sind in der tat geneigt anzunehmen dass dem T. ein anderes gedicht von Wigam. vorgelegen habe. für die zeitbestimmung kann daher des T.s citat nur bei der annahme dass in der verlorenen partie von Wigamurs tat vor C. die rede gewesen sei, verwendet werden.

Die aufzählung der ungenauen reime (s. 18—22) leidet an unvollständigkeit. ich vermisse von vocalisch ungenauen folgende: *wâr : var* 1116, *: dar* 2825, *: adlar* 3085, *clâr*

:var 5421, *hâr:var* 4599. 4923; *ûz:vluz* 2673, *vluz:hûs* 2749. 2759; *Wigamuor* reimt 22mal, *Wigamur* 11mal, *Wigamûr* nur 5183; *machen:wochen* 69, *moht:naht* 1516, *ahte :mohte* 7 mal, *wol:gestal* 5133. 5992; *geslehte:ahte* 60, *erkande :hende* 5945; *lobene:ebene* 2100 (nur unter den dreisilbigen aufgezählt); *muo:zuo* 1816; *güete:muote* 4195. hrn S.s conjecturen 2815. 2660. 160. 6059 sind wol nicht zu bezweifeln, dagegen ist der reim *stên:magetîn* 5972 unhaltbar *(abestân :lân?)* und in *mir:schier* (5949) und *ir:schier* (5916) steckt sicher der name des königs *Hartzir.* von consonantisch ungenauen reimen vermisse ich: *s:z* 81. 374. 2445. 2749. 2759. 3027. 3069; mit eigennamen: 2913. 3505. 3663. 4671. 4843. 6060; *dingen:gewinnen* 4309; *sit:iht (?)* 1566, *bort:geworht* 2112, *stat:haft* 3527; *munde:dar under* 866, *erden:gerde* 608, *minne:gewinnen* 5187, *genôze:grôzen (?)* 2921. bei den 'eigennamen im reime' fehlt *Lypundrigun:tuon* 5137; *Lendrî* findet sich 5mal, *Lendrîe* 8mal, *Lendrie* 1mal, *Isopê* 2mal, *Isopî* 3mal. falsch citiert ist *getragen:schaden* 3719 (nicht 3726). *Lendrîe:sîe* 5437 (nicht 5037). wenn der reim *Lendrîe:witwe* 3814 ursprünglich ist, was ich nicht glaube, so ist nur *Lendrîe,* nicht *Lendrîê* zu schreiben möglich; 1493 sind vielleicht die vollen formen *sagete:habete* herzustellen. der reim 2026 *was :gar* ist möglicher weise unecht, herr S. übergeht ihn.

Zu s. 25. mit recht macht herr S. auf die merkwürdige unsicherheit im gebrauche des pronomens in der anrede aufmerksam, aber auch hier ist das material nicht vollständig. die frau (jungfrau) duzt den fremden ritter auch 5732. 5773. 6053, umgekehrt der ritter die frau 5117. 5123. 5737; dass sich die ritter unter einander duzen, ist ganz gewöhnlich, während des kampfes 655. 662. 739. 766. 776. 786. 1406. 2987. 3705. 3773. 5237. 5252. 6032, könige gebrauchen sowol unter einander als gegen fremde ritter das 'du' 2461. 3157. 3896. 5892; der rasche wechsel des pronomens dürfte wol auch ursprünglich sein in 5696 ff, zugleich mit wechsel der redenden person 5112—17.

Zu s. 26. zu den stellen, in welchen der dichter auf die 'fürsorge und fügung gottes' hinweist, kommen noch: 886. 1044. 1372. 3408. 3575. 3713. 3876. 3898. 3923. 3932. 3982. 3986. 4030. 4132. 4170. 4231. 4234. 5080. 5100. 5118. 5203. 5309. 6103. auch wol 4895. 5309. endlich gehört hierher: *durch sanct Pêter er mich behielt* 907. — zu der im folgenden angeführten stelle Wigam. 4535 vgl. man übrigens Crane 2168 *dâ wart munt an mundelîn vor lieve gar gedrücket* und Ulr. Rennewart 536, 36 *die munde si zesamene nusten.*

Was zum schlusse die verse 4905 ff betrifft, die einem gedichte Suchenwirts angehören, so haben die von Werner ververöffentlichten bruchstücke (Zs. 23, 100), die herr S. auffallender

weise noch nicht verwertet[1], das vorhandensein der interpolation zur evidenz erwiesen. in S fehlen die verse, aufserdem noch 4755—70. mit recht hat herr S. die verse auch aus inneren gründen als verdächtig bezeichnet, doch lässt sich der beweis dafür noch genauer führen.

Es kommen hier in betracht namentlich die stellen 1526 ff. 2554 ff. 2680 ff. 4450 ff. 4951 ff (von denen die zweite und vierte auch herr S. anführt). in allen werden mehr oder minder ausführlich nur folgende stücke beschrieben: *gesmîde* 4505, *gürtel* 1534. 2588. 4954, *hârbant* 2702, *hemde* 1529. 2562. 4480. 4953, *mantel* 1543. 2607, *pfelle* 1557. 4471, *roc* 1532. 2566. 4469. 4951, *satel* 1551. 2599. 2685, *spangen* 2583. 4503. 4962, *underzoc* 4477, *vürbüege* 2691, *zoum* 1553. 2576. 2692, *vürspan* 2577. 4507. 4957; dem entgegen wird 4905—50 fast nur der körper selbst beschrieben und dabei eine masse von verkleinerungswörtern aufgeboten, wie sie der dichter der echten teile durchaus meidet. ebenso wenig ist die höfische ironie 4948 dem Wigamurdichter zuzutrauen. aufserdem verrät der übergangsvers 4950 *noch mêr ich iu sagen sol* das spätere einschiebsel, welches zudem als an falscher stelle stehend bezeichnet werden muss; denn im verse 4903 hat der dichter bereits seinem schema von derlei beschreibungen gemäfs mit dem *hemde* begonnen, er gieng dann auf den *roc* (4950 ff), den *gürtel* usw. über, also ganz denselben gang, den er in den anderen fünf stellen genommen, auch hier einhaltend. daher hätten die körperlichen schönheiten der *maget* doch wenigstens unmittelbar nach 4902 herausgestrichen werden sollen. — natürlich sind auch jene 4 verse, 'denen bei Suchenwirt nichts entspricht', durch S als unecht gekennzeichnet.

Was herr S. (s. 32) über die vermutlich spätere einschiebung der Tristanstelle vorbringt, ist zwar ansprechend, beruht jedoch auf der irrigen ansicht dass im Wigamur von nachahmung Gottfrieds nichts zu finden sei.

[1] sie erschienen bekanntlich in den ersten tagen des januars laufenden jahres.

Graz, 8. 5. 79. FERDINAND KHULL.

Die zeitfolge der abhängigen rede im deutschen. von dr Otto Behaghel. Paderborn, Schöningh, 1878. 85 ss. 8°. — 1,50 m.*

Für die conjunctivischen sätze der abhängigen rede, deren begriff jedoch nicht überall scharf und gleichmäfsig bestimmt wird, sollen nach dem verfasser folgende regeln gelten: 1) bis zum ausgang des mittelalters 'folgt nach präsens des hauptsatzes präsens im nebensatz, nach präteritum folgt präteritum' (s. 37). 2) im neuhochdeutschen 'kommt das präsens auch nach präteritum zur verwendung' (s. 52); und dies hat nach Behaghel dahin geführt (s. 67) dass es in der heutigen sprechweise 'allgemein für correct und der gebildeten, sorgfältigen rede angemessen gilt, nach präsentischer wie präteritaler verbalform des hauptsatzes im nebensatze den conjunctiv des präsens anzuwenden.' doch gilt diese regel (mit ausnahme des verbums *sein)* nur für den singular (s. 67); auch erstreckt sich nach s. 68 'die herschaft des allgemeinen gesetzes' nicht auf 'die absichtssätze, die hypothetischen und die rein futurischen' sätze. auch sonst gibt es noch ausnahmen (s. 69) und 'der sprachpedant wird durch mancherlei schwankungen zur verzweiflung gebracht' (s. 67), doch hr Behaghel lässt sich darauf nicht weiter ein. 3) in den heutigen dialecten dagegen soll folgende scheidung eingetreten sein: a) in den niederdeutschen, mitteldeutschen, fränkischen und österreichischen wird ausschliefslich der conj. prät. selbst nach präsens angewendet (s. 69); b) alemannisch, schwäbisch, bairisch stimmen zu der von Behaghel als schriftdeutsch bezeichneten redeweise, ja sie sind in der anwendung des präsentischen conjunctivs noch consequenter als diese. dies wird durch proben aus der modernen dialectlitteratur belegt s. 70—74; auf historische untersuchung verzichtet der verf. hier.

Der bedeutendste teil der schrift beschäftigt sich mit den beiden ersten sätzen und mit verschiedenen zu denselben in näherer oder entfernterer beziehung stehenden fragen. seinen ersten satz begründet Behaghel s. 37 ff dadurch dass er die demselben widersprechenden fälle, im ahd. namentlich für Otfrid, zu erklären sucht. selbstverständlich gilt die ganze regel nur für die in die gegenwart gelegte mitteilung eines noch in der gegenwart stattfindenden und für die in die vergangenheit gelegte mitteilung eines in der vergangenheit gedachten ereignisses. das hat aber Behaghel anfangs nicht ausdrücklich gesagt und deshalb muss er den fall der gegenwärtigen erwähnung eines vergangenen ereignisses als einschränkung seines grundsatzes anführen. auch aus seinen nachweisen ergibt sich übrigens dass in diesem falle der conj. des einfachen prät. sehr lange ein übergewicht über den

[* vgl. Litt. centralbl. 1878 nr 43 (H. P.). — Germania 24, 83 (LTobler).]

des mit *sîn* und *habên* umschriebenen behalten hat. s. 39—41 wird gezeigt dass auch nach einem prät. im hauptsatze der conj. präs. von würklich noch in die gegenwart hineinreichenden handlungen gebraucht wird; aber von den angeführten Otfridstellen können nur wenige als 'abhängige rede' in der von Behaghel sonst meist festgehaltenen bedeutung dieser worte gelten. s. 42—44 werden die fälle des umschriebenen prät. im hauptsatze, s. 45 f die des conditionalen conj. prät. behandelt. alle diese fälle hätte Behaghel nicht nötig gehabt als ausnahmen zu bezeichnen und zu motivieren, wenn er gleich seine hauptregel bestimmter gefasst und seine untersuchung auf diejenigen fälle beschränkt hätte, die einen klaren gegensatz zu den in der zweiten regel besprochenen bilden. in der oben angegebenen beschränkung gilt Behaghels erste regel, wie ich Unters. I § 50. 53 angegeben hatte, im ahd. überwiegend. aber auch aufser der gleichfalls von mir Unters. I § 51 besprochenen formel *ni sî* (Behaghel s. 47) bleiben etwa 10 beispiele, in denen bei Otfrid nach einem prät. des hauptsatzes in abhängiger rede conj. präs. steht. Behaghel motiviert dies teils (s. 49) durch reimzwang, teils (s. 51) durch übergang in die directe rede; und er ist so streng es für die zeit nach Otfrid s. 50 als 'absolut sprachlich unrichtig' zu erklären, dh. natürlich nur (s. o.) bis zum ausgang des mittelalters. ich halte, was jene Otfridstellen betrifft, beide erklärungen Behaghels für unzureichend; über den einfluss des reimes auf Otfrids construction halte ich das gegen Behaghel schon Anz. III 85 gesagte aufrecht; die s. 51 von Behaghel als 'directe rede' mit anführungszeichen versehenen sätze könnten, wie jeder bei näherer betrachtung sehen wird, in der vorliegenden fassung niemals directe rede gewesen sein; sie haben bei bewahrung der form des abhängigen satzes von der directen rede nur das tempus, nämlich das präsens (s. Unters. I § 49. 51), und das ist eben die freiheit, um die es sich hier handelt.

An den meisten stellen hat der im conj. präs. stehende satz finalen sinn; es bleibt aber doch auch ein beispiel einer einfachen mitteilung IV 20, 17 *quâdun ... 19 (er) zelle ouh in giwissi, thaz er selbo Krist sî, in thia beldida gigange, then namon imo felge;* in anderen fällen sind es abhängige nebensätze zweiter ordnung III 6, 22ᵇ. IV 20, 24. die tatsache bleibt also bestehen dass Otfrid den conj. präs. in abhängiger rede nach einem prät. des hauptsatzes nicht für so 'schlechterdings sprachlich unrichtig' gehalten hat, dass er ihn nicht in einer ganzen reihe von stellen (auch mehrere der von Behaghel s. 39 f behandelten fälle können wol hieher gezogen werden) gebraucht hätte, wir werden ihm eine gewisse freiheit in dieser beziehung, die ja Behaghel s. 50 auch dem Vulfila Mc. 10, 2. Luc. 8, 9 für zwei abhängige fragesätze nicht versagt, doch gönnen müssen. die erklärung des conj. präs. in den einzelnen stellen würde ich nicht durch nur

für Otfrid zulässige motive, sondern ebenso wie im nhd. (s. u.) vor allem durch allgemein gültige erwägungen versuchen.[1]

Seinen zweiten satz begründet herr Behaghel von s. 52 an in der weise dass er aus verschiedenen nhd. prosawerken, deren frühestes bis in die mitte des 15 jhs. zurückgeht, beispiele des conj. präs. in abhängiger rede nach einem prät. des hauptsatzes anführt. selbst romane des 17 jhs. hat er einer genauen zählung und berechnung der procentsätze gewürdigt, und wer an derartigen rechenexempeln vergnügen findet mag s. 62 ff nachlesen; controlieren wird die einzelnen zählungen schwerlich jemand und ohne genauere unterscheidung der verschiedenen gruppen von sätzen haben sie wenig wert; dass Behaghel bei der auswahl der gezählten sätze im 18 jh. andere grundsätze befolgt habe, als vorher, sagt er s. 66 selbst. die krone für die verwendung des conj. präs. trägt im 18 jh. Wielands roman Don Sylvio von Rosalva davon (s. 65 ff), der dann s. 67 ohne weiteres als vertreter von Wielands sprache überhaupt genommen wird, von der nur noch ein kleiner schritt weiter auf den 'boden der heutigen sprechweise' führe. ich kann als sicheres resultat der untersuchung nur das anerkennen dass von der freiheit, den conj. präs. nach prät. zu gebrauchen, die sich in ahd. sprachdenkmälern hier und da findet, in vielen denkmälern des 17 und 18 jhs. ein ausgedehnterer gebrauch gemacht ist und dass manche stilisten den conj. präs. sehr bevorzugt haben. dass die entwickelung eine innerhalb der nhd. schriftsprache constant diesem ziele zuschreitende gewesen sei, und dass die von Behaghel ausgesprochene regel gegenwärtig eine allgemein anerkannte und befolgte sei, kann ich nicht zugeben, wie es zb. auch der recensent des Litt. centralbl. nicht zugibt, der den von Behaghel als einzig regelrecht hingestellten gebrauch für Norddeutschland geradezu als 'geziert' bezeichnet. was den sprachgebrauch unserer classiker betrifft, so zeigt sich bei Goethe in seinen jugendwerken (ich habe einen teil des Werther darauf hin durchgesehen), bei Schiller zb. in der Geschichte des abfalles der Niederlande (vgl. Wilmanns Deutsche grammatik s. 52) durchaus nicht die von Behaghel für jene zeit als herschend angesehene bevorzugung des conj. präs. vor dem des prät.; bei Schiller namentlich findet sich in längeren reihen von abhängigen sätzen manchmal ein solches schwanken zwischen beiden formationen, dass man daraus wol nur auf völlige gleichgültigkeit gegen ihre unterscheidung oder vielleicht gerade auf neigung zum wechsel des ausdrucks schliefsen

[1] herr H. P. im Litt. centralbl. 1878 sp. 1416 empfiehlt es den syntaktikern, nach dem beispiele des herrn Behaghel bei der modernen entwickelung in die schule zu gehen, um die vorgänge in den älteren sprachperioden richtig zu beurteilen. an dieser stelle seiner arbeit hat herr Behaghel dies gerade nicht getan. dass gleiche producte aus gleichen factoren hervorgegangen sein können (nicht: müssen), ist nicht erst 'neuerdings' bekannt geworden.

kann. vielleicht haben in ihren späteren werken beide grofsen dichter den conj. präs. mehr bevorzugt, doch habe ich nur kleinere stücke darauf hin verglichen. unter den neueren grammatischen arbeiten kenne ich keine, die eine so humane ansicht über diese schwankungen des nhd. sprachgebrauches und zugleich ein so feines gefühl für die verschiedenartigen motive bewiese, die unter umständen für die wahl der einen oder der anderen formation bestimmend gewesen sein können, als die von Behaghel nicht eingesehene abhandlung von Hoegg, gymn. progr. Arnsberg 1854, s. 13 ff.

Die von Behaghel selbst s. 75 ff gegebenen erklärungen für das häufigere eintreten des conj. präs. kann man gröstenteils billigen; öfters wünschte ich freilich eine weniger an äufserlichkeiten haftende fassung derselben. Behaghel macht zunächst s. 75 (und dann s. 81 ff) auf den gebrauch des erzählenden präsens aufmerksam. ich glaube jedoch dass Behaghel auch hier zu sehr an der vorstellung einer mechanisch fortschreitenden und in sich continuierlichen entwickelung festhält. zu grunde liegt dem gebrauche des präs. hist. die fähigkeit, sich etwas vergangenes als gegenwärtig vorzustellen; dies ist eine fähigkeit, die bei zeitlich und artlich sehr verschiedenen schriftstellern ausdruck finden kann, auch ohne dass jedesmal ein zusammenhang mit früherem sprachgebrauche anzunehmen ist; sie gehört mehr in die stilistik als in die syntax. dieselbe fähigkeit kann den conj. präs. in abhängiger, auf ein in würklichkeit vergangenes ereignis bezüglicher rede hervorgerufen haben, auch wenn bei demselben schriftsteller oder in derselben zeit ein praesens historicum im hauptsatze sich nicht nachweisen lässt (wie zb. bei Otfrid). zweitens macht Behaghel aufmerksam (s. 77) auf die ausbreitung des mit einer präsensform des hilfsverbums zusammengesetzten perfectums, die ihre analogie auf abhängige sätze erstreckt haben könne. dies mag vielleicht zutreffen für diejenigen dialecte, in denen das einfache präteritum überhaupt durch diese zusammengesetzte form mehr oder weniger verdrängt ist; für die schriftsprache schwerlich. drittens endlich hebt Behaghel s. 76 das streben nach differenzierung von dem hauptsächlich in conditionalem sinne gebrauchten conj. prät. hervor. treffender sagt Hoegg s. 17: 'in manchen fällen mag der character der unentschiedenen möglichkeit, der unbestimmtheit, welche dem conditionalis eigen ist und dem gedanken ein anderes gepräge verleihen könnte, als es in der absicht des redenden liegt, für die wahl der präsentischen zeiten mafsgebend sein.' der conj. prät. konnte ohne rücksicht auf die zeitstufe gewählt und in anderen fällen vermieden werden, weil er stärker oder deutlicher als der conj. präs. den satzinhalt als unwürklich oder blofs vorgestellt bezeichnete; dies nehme ich für Otfrid (Unters. I § 55—58, vgl. 25) ebensogut an wie für das nhd. erschöpft

aber sind mit diesen drei erklärungen die möglicher weise würksamen motive nicht. gerade bei feinerer stilistischer durchbildung können persönliche neigungen und abneigungen im ganzen und bei einzelnen wortverbindungen manigfach würken; der einfluss der analogie (Behaghel s. 19) ist kein einfacher, sondern er kann sehr verschiedene und auch sich durchkreuzende strömungen hervorbringen.

Soviel über den im titel angegebenen hauptgegenstand der schrift. herr Behaghel berührt aufserdem in der einleitung und in abschweifungen, welche die übersicht nicht erleichtern, teils die allgemeine methode, teils specielle fragen der syntax und sprachgeschichte, wozu ich einiges bemerken will. s. 5—19 handelt er hauptsächlich von der personenverschiebung. die erörterung derselben, wenn ich sie richtig verstehe, kommt darauf hinaus dass es zwei formen für die mitteilung fremder worte oder gedanken gibt (s. 18), beispielsweise: 1) *er erzählte: ich war in Griechenland.* 2) *er erzählte, er war in Griechenland.*[1] die zweite form ist selbständig, unabhängig von der ersten ausgebildet; beide formen sind nicht stufen einer entwickelung, sondern unabhängig von einander entstandene redeweisen (s. 13). die zweite form ist die grundlage der ausgebildeten abhängigen rede: *er sagte, er wäre in Griechenland gewesen* (s. 18), und also als wenigstens in gedanken jedesmal vor einem solchen satze möglich gewesene anzusetzen. ich halte alle diese sätze für unbestreitbar richtig und wundere mich nur dass Behaghel mit der entwickelung derselben soviel umstände macht, ja dass er den letzten s. 22 nur vermutungsweise ausspricht. Delbrück, der meines wissens Synt. forsch. I 80 zuerst den ausdruck 'personenverschiebung' gebrauchte, hat sich nach den folgenden auseinandersetzungen s. 81—83 die sache auch nicht anders gedacht. die motivierung, welche Behaghel s. 18 für die steigende ausbreitung der zweiten form und der aus ihr entwickelten indirecten rede gibt, ist eine sehr äufserliche ('man wurde nicht oder falsch verstanden .. und wurde schliefslich so klug, von vorn herein die unzweideutige redeweise zu gebrauchen'). das bestreben nach genauer widergabe einer fremden rede kann immer dazu führen, die erste form anzuwenden und dies kann sehr wol in bestimmten sprachdenkmälern das herschende werden, auch wenn jene andere sprechweise bereits bestanden hat (vgl. Delbrück s. 81. 83). andererseits gehört zu einer längeren indirecten rede, in der alle personenbezeichnungen vom standpuncte desjenigen, der den hauptsatz spricht, gewählt sind, bereits ein solcher überblick, eine solche beherschung fremder

[1] so, nicht mit einem colon, würde ich interpungieren; der gedankeninhalt der letzten form wird für uns verständlicher so ausgedrückt: *er war in Griechenland und dies war der inhalt seiner erzählung.*

gedanken, dass dieselbe nur bei entwickelteren geselligen und litterarischen zuständen häufig vorkommen und richtig gewürdigt werden wird. anakoluthien und schwankungen im gebrauche der pronomina können da, wo eine solche entwickelung nicht fest ausgebildet ist, nicht befremden.

Dass der germanische conj. ohne weiteres 'die functionen der beiden ursprünglich getrennten modi' [indogerm. conj. und opt.] 'in sich vereinigt' habe (s. 19) ist eine ganz unbewiesene behauptung, die herr Behaghel kritiklos herrn Westphal nachgeschrieben hat; und noch weniger hätte er s. 22 den conj. des germ. prät. mit den modis des gr. aorist vergleichen sollen. jene ansicht kann allerdings zu einer behandlungsweise führen, die der kritiker des Litt. centralblatts (1878 sp. 1416) mit recht als schablonenhaft bezeichnen könnte. ich habe mich bereits Zs. f. d. ph. IV 456. V 212. Wissensch. monatsbl. III 55. Anz. IV 343 gegen dieselbe ausgesprochen. soweit wir die germanische syntax empirisch zurückverfolgen können, ist (abgesehen vom imp.) das gebiet sämmtlicher sätze und satzverbindungen zwischen zwei modis zweier tempusstämme verteilt. nun kann man ja versuchen, die einzelnen functionen, die sich an den zahlreicheren formationen zb. des griechischen nachweisen lassen, mit den von den germanischen vertretenen zu vergleichen und auch für jede dieser functionen eine geschichtliche entwickelung anzusetzen. man wird aber finden dass manche scharf zu begrenzenden functionen des altgriechischen conj. (bestimmt erwartete zukunft, aufforderung in der 1 pers. pl.) im gotischen gerade mit vorliebe durch den indicativ ausgedrückt werden. ich bekenne übrigens sehr gern dass ich auf diese auffassung der sache, welche Scherer Zs. f. öst. gymn. 1878 s. 14 so freundlich ist, als die meinige anzuführen, hauptsächlich erst durch die von ihm erhaltenen anregungen geführt worden bin.

Über die ausdehnung des gebietes, welches der conj. in verschiedenen perioden beherschte, spricht Behaghel, der doch sonst grofse neigung zur statistik hat, s. 20. 21 sehr unrichtige behauptungen aus. dass der 'optativ' in der oratio obliqua im gotischen sehr wenig zahlreich sei (s. 20), ist falsch, wie Behaghel sich aus jeder der verschiedenen darstellungen des gotischen conjunctivgebrauches hätte überzeugen können. allerdings ist für den modus des abhängigen satzes im gotischen immer der grad von gültigkeit oder gewisheit, welche seinem inhalte ohne rücksicht auf die formale abhängigkeit von seinem hauptsatze zuerkannt wird, entweder ausschliefslich entscheidend oder doch mitbestimmend; dies gilt aber von allen germanischen sprachen, und im grofsen und ganzen nimmt die vorliebe für den indicativ zu, wie schon Lidforss (Upsala 1862) und jetzt Bock QF XXVII s. 1 ff es ausgesprochen haben. wenn Behaghel s. 21 sagt: 'heutzutage gibt es kaum ein verbum, nach dem wir nicht den

conj. setzen können', so gilt dasselbe vom ind. noch viel allgemeiner.

Statt des von Behaghel s. 21 angefochtenen ausdrucks, den ich Unters. I § 308 f gebraucht hatte, hätte ich vielleicht besser sagen sollen: der conj. hebt mehr die subjectivität des urteils hervor. dass eine mitteilung, welche ausdrücklich nur als subjective ansicht einer person bezeichnet wird, zugleich einen geringeren grad von objectiver gewisheit erhält und dass beides durch den gebrauch des conj. bewürkt werden könne, war der grundgedanke meiner erörterung und dieser scheint mir weder 'mystisch' noch 'spiritualistisch' zu sein.

Vereinzelte beispiele von formübertragung ohne bewusten unterschied der bedeutung im mhd. *(tæten, næmen, bræhten, wæren)* nimmt Behaghel s. 28 vielleicht mit recht an; manche pluralformen des conj. prät. auf *-in* statt *-un* sind wol schon bei Notker ebenso zu beurteilen. vielleicht aber beruhen die mhd. beispiele (ebenso wie die nhd. von Behaghel s. 46 f angeführten redewendungen) doch auf einer bedeutungsübertragung aus der indirecten rede oder aus den conditionalen sätzen.

Über Behaghels auffassung und erklärung einzelner stellen, namentlich der beipiele aus Otfrid, hätte ich viel zu sagen, wenn ich die besprechung noch mehr ausdehnen wollte. ich will nur kurz bemerken dass die s. 30 angeführten gotischen stellen Matth. 25, 44. 1 Cor. 1, 13 zu denjenigen gehören, in denen der conj. erst im zweiten von zwei sonst gleichartigen sätzen eintritt; dieser moduswechsel ist von mir Unters. I § 31. 134 ff. Zs. f. d. phil. V 214, sowie von Bernhardt ebenda VIII 10 berührt. die bemerkung, welche Behaghel s. 36 note über Hel. 1 gegen mich macht, verstehe ich nicht; dass neben der relativverbindung durch flectiertes pronomen *der* sich auch verbindung durch nicht als casusformen geltende partikeln mit oder ohne personalpronomen findet, habe ich für Otfrid Unters. I s. IX f und § 230 nachgewiesen und für den Heliand nie bestritten. die erklärungen, welche Behaghel für die stellen Otfrid II 11, 21 auf s. 22; I 2, 41. I 4, 12. V 15, 25 f (man berücksichtige die ähnlichen einschiebungen in demselben buche V 4, 54. 55. 6, 20. 8, 27. 11, 17. 13, 22. 16, 2. 17, 14. 15. 18, 2, sowie die grofse selbständigkeit, mit der Otfrid seine nichtbiblischen quellen benutzt). I 1, 9 auf s. 23; III 9, 10. III 14, 20 auf s. 24; II 14, 97 f auf s. 25; I 1, 83—86 auf s. 39; II 13, 28 auf s. 48; III 6, 22 auf s. 51; sowie für Psalm 138, 23 auf s. 48 gibt, halte ich für ganz oder teilweise verfehlt und die aus der erklärung gezogenen folgerungen deshalb für mehr oder weniger hinfällig. ich rate daher jedem, der sich ein eigenes urteil bilden will, den ahd. grundtext, und, soweit es sich um polemik gegen mich handelt, meine eigenen worte mit Behaghels

erörterungen zu vergleichen; s. 24. 48 hat er mich sehr ungenau citiert.

Auch den s. 38 gegen Haupts interpunction von Erec 1446 gerichteten tadel kann ich nicht billigen.

Zur erläuterung der einwürkung des reimzwanges bei Otfrid citiert Behaghel s. 26 die verse aus Goethes Totentanz: *der thürmer, der schaut zu mitten der nacht hinab auf die gräber in lage.* dagegen ist zu bemerken dass der Goethesche ausdruck keinen constructionsfehler enthält, sondern nur eine kurze und nicht ganz gewöhnliche fassung statt der deutlicheren: *die gräber, welche reihenweise unter ihm lagen*; und dass eine neigung zu knappem und originellem ausdruck in Goethes gedichten auch sonst hervortritt.

Ich weifs nicht, ob die von mir berührten mängel und schwächen der schrift des hrn Behaghel zu denjenigen gehören, welche er selbst im schlussabsatz s. 85 genauer als jeder andere zu kennen behauptet. sollte es der fall sein, so hätte er doch vielleicht besser getan, die arbeit nicht ohne ausmerzung derselben drucken zu lassen. dass, worauf er ebendort hinweist, auch neuere und neueste sprachperioden interessante probleme bieten, sowie dass in dialecten nicht blofs die lautverhältnisse zu untersuchen sind, wird kein verständiger bezweifeln; aber würklich gedient wird der wissenschaftlichen erkenntnis dieser gebiete nur durch untersuchungen, die im ganzen und im einzelnen durchgearbeitet sind.

Königsberg, januar 1879. OSKAR ERDMANN.

Die relativsätze bei den ahd. übersetzern des 8 und 9 jhs. von KARL TOMANETZ. Wien, Gerold, 1879. IV und 102 ss. 8°. — 2,40 m.

Diese herrn prof. Heinzel gewidmete schrift gibt uns aus Tatian, Isidor, den Monseer Matthäusbruchstücken und den kleineren in MSD abgedruckten übersetzungen des 8 und 9 jhs. eine zusammenstellung sämmtlicher relativsätze in einer gruppierung, welche die ausdehnung genau überschauen lässt, die in diesen quellen jedes mittel und jede art der satzverknüpfung, jeder der beiden modi und jeder typus der wortstellung einnimmt. aus diesem material zieht der verfasser schlüsse über das verhältnis der sprache dieser übersetzer zu der Otfrids und über die stellung beider teile zur verkehrssprache des volkes und (soweit davon die rede sein kann) zur schriftsprache. die allgemeinen sätze, zu denen er dabei gelangt ist, halte ich im wesentlichen für richtig. die sprache Otfrids ist ihm eine auf

grundlage der volkstümlichen rede entwickelte, aber durch kunstmäfsige gestaltung über dieselbe emporgehobene dichtersprache; sie hat besonders in den ältesten teilen des werkes alte fügungen bewahrt, die in der verkehrssprache schon 'aufser curs gesetzt' waren, so die relativsätze ganz ohne pronomen s. 11; andererseits hat sie zu poetischen und rhetorischen zwecken manche fügungen über den gebrauch der verkehrssprache hinaus bevorzugt; hierher gehören manche in der übersetzungsprosa seltene conjunctivsätze s. 53. den übersetzern (die aber unter sich mehr hätten geschieden werden sollen) räumt er eine mittelstellung zwischen der lateinischen bücher- und geschäftssprache und der gewöhnlichen deutschen rede ein. neben vielen latinismen, die (was an einzelnen stellen berücksichtigt, im allgemeinen aber zu wenig betont ist) die Tatianübersetzung oft als recht mechanisch angefertigt erscheinen lassen, zeigen sich doch häufig, wenn auch nicht nach demselben zahlenverhältnis, eigentümliche fügungen und modusverwendungen, die mit den otfridischen übereinstimmen und ihre volkstümlichkeit bezeugen. für den modusgebrauch hätten einige allgemeinere beobachtungen gemacht werden können; die ziemlich häufigen fälle des ind. präs. für lateinischen conj. s. 44 f erklären sich fast alle durch futurische bedeutung; einigemal (Dkm. LX 2, 15) kommen hilfsverba in betracht.

Mit recht aber hebt der verf. s. 25. 35 ua. hervor dass gerade durch diese übersetzungen, die gelesen, vorgetragen, bei predigten benutzt wurden, auch eine directe einwürkung auf die deutsche verkehrs- und schriftsprache geübt werden muste; dass bei ihnen rücksichten der zweckmäfsigkeit und deutlichkeit eintraten, die für den dichter weniger bindend waren, und dass sie insofern in manchen puncten eine weitere stufe der entwickelung mit herbeiführten und selbst zuerst repräsentieren, als die in Otfrids werke vorliegende. ein stärkeres gefühl für die abhängigkeit der relativsätze muste bei ihnen, die beständig das lateinische *qui* zu übersetzen hatten, eintreten. eine völlige uniformierung der relativsätze hat ja freilich noch nicht stattgefunden; beständig — und noch bis in das mhd. hinein (s. 15), wo man meinetwegen auch von assimilation reden darf — schieben sich verschiedene arten der verbindung neben einander her, und die neue mit *wer* und seiner sippe beginnt erst aufzutauchen. Tomanetz meint s. 39 dass auch hier Tatian auf einer vorgerückteren stufe stehe, als Otfrid; aber in der einzigen stelle, in welcher er das masc. *wer* als relativ gebraucht nachweist, kann dasselbe wenigstens auch als interrogativum, wenn auch mit abweichung von der im lateinischen texte vorliegenden construction genommen werden: T. 158, 7 *quaerentes inter se, quis esset ex eis, qui hoc facturus esset* = *suohenti untar in, wer iz wâri fon in, wer sulih tâti.*

In betreff der relativpartikeln stimme ich T. s. 38 voll-

kommen darin bei dass sie, die früher allein zur satzverbindung gebraucht werden konnten, von den übersetzern jetzt als differenzierung des relativen *der* betrachtet und deshalb von ihnen mit vorliebe, häufiger als von Otfrid verwandt wurden.[1] mit recht macht T. s. 84. 86 darauf aufmerksam dass bei ähnlicher differenzierung durch *da* noch mhd. und nhd. (Luther Mt. 4, 13) auf die sonst den relativsatz kennzeichnende wortstellung verzichtet wurde.

Auf die entwickelung dieser wortstellung des nebensatzes hat T. im dritten teile seiner schrift besondere sorgfalt verwandt. das zahlenverhältnis der verschiedenen fälle wird genau constatiert; doch nicht überall ergeben sich ganz einfache resultate. ein durchkreuzen verschiedener motive in dem flüssigen sprachmaterial wird immer zugegeben werden müssen. am meisten beschäftigt den verf. die untersuchung der im ahd. und auch schon bei den übersetzern des 8 und 9 jhs. vorhandenen, aber noch nicht so ausschliefslich als in nhd. prosa herschenden neigung, das verbum finitum des relativsatzes nicht nur hinter das subject, sondern auch hinter alle anderen satzteile zu stellen. diese neigung bewürkt die stärkste und klarste unterscheidung des nebensatzes vom hauptsatze, in dem gerade diese wortstellung im ahd. fast ganz ausgeschlossen ist. dies ist, wie T. sehr richtig bemerkt, in jedem falle festzuhalten, wie man sich auch sonst zu der meinung Behaghels (Germ. xxiii 284. xxiv 173) stellen mag, dass gerade diese wortstellung ursprünglich dem hauptsatze angehöre. dass sie zu irgend einer früheren zeit die allein gültige gewesen sei, wird sich schwerlich beweisen lassen. das klarste neue resultat von T.s sammlungen ist dieses (s. 95 f) dass besonders die pronomina und partikeln schon in seinen quellen sehr häufig im relativsatze vor das verbum traten, während nomina namentlich in verbindung mit präpositionen häufig noch selbständig hinter demselben platz fanden. er meint nun dass diese leichteren wörtchen durch analogie schliefslich auch auf jene gewürkt haben. neben dem schon vorher berührten allgemeinen bedürfnis nach differenzierung des nebensatzes vom hauptsatze verdient auch diese erklärung beachtung, wenn ich sie auch für sich allein nicht als genügend betrachten möchte.

Nicht alle fragen, zu denen die schrift des herrn T. anregt, können hier erschöpfend behandelt werden; die von redlichem eifer zeugende arbeit wird sich überall anerkennung erwerben.

[1] zu s. 32 sei bemerkt dass T. 1, 2 gegen Sievers zu interpungieren ist: *thaz thâr getân was, thaz was in imo lîb* = J. 1, 4 *quod factum est, in ipso vita erat* nach der von Alcuin verteidigten satzteilung. so auch Otfrid ii 1, 41. 43. also auch hier vorangestellter relativsatz mit *thaz thâr*.

Königsberg. OSKAR ERDMANN.



Heinrich Leopold Wagner, Goethes jugendgenosse. von Erich Schmidt. zweite völlig umgearbeitete auflage. Jena, Frommann, 1879. x und 166 ss. 8°.
Lenz und Klinger, zwei dichter der geniezeit. dargestellt von Erich Schmidt. Berlin, Weidmann, 1878. iv und 115 ss. 8°. — 2,40 m.*

i. Nicht nur um ein drittel ihres früheren umfanges vergröſsert, sondern auch innerlich umgestaltet erscheint ESchmidts schrift über Wagner zum zweiten male. während sie in der ersten auflage als eine frische studie sich darstellte, die den leser aufforderte, der untersuchung des verfassers folgend sich in den gegenstand hineinzuarbeiten, ist sie jetzt eine, soweit die durch Wagnersche briefe und den aufgefundenen nachlass seines gönners Ring noch vermehrten quellen es gestatten, abgeschlossene darstellung dessen, was von jenem jugendgenossen Goethes bekannt ist. die anordnung dieses vermehrten materials ist übersichtlicher geworden, die litteratur- und sittengeschichtlichen ausblicke sind vielfach erweitert; manche dem kenner entbehrlichen ausführungen sind fortgelassen oder kürzer gefasst, zum teil in die anmerkungen verwiesen. dies gilt gleich von den allgemeinen bemerkungen der einleitung, während die entstehung und fortbildung einzelner poetischen motive und redewendungen noch eingehender als früher verfolgt wird (s. 2 f). der biographische abschnitt s. 5—22 gewährt feste daten über die verschiedenen perioden von Wagners leben und gestaltet aus seiner familien- und jugendgeschichte, aus seinem hauslehrerleben in Saarbrücken und aus seinem späteren litteraten- und advocatenleben in Frankfurt interessante culturbilder.

Der zweite abschnitt 'Wagner als dichter und schriftsteller' s. 23—116 lässt in klar gesonderten gruppen seine litterarische tätigkeit als lyriker, satiriker, dramaturg, dramatiker, romanschriftsteller (auch der Sebastian Sillig ist dem verf. jetzt zugänglich geworden), recensent, übersetzer erkennen. viele interessante beziehungen und gegensätze werden festgestellt und erörtert; belehrend war mir namentlich die s. 69 nachgewiesene anspielung auf Wagners Reue nach der tat in Schillers abhandlung Über das gegenwärtige teutsche theater von 1782; die s. 70 (vgl. auch s. vii und Lenz s. 33) characterisierte verschiedene behandlung des standesunterschiedes in der bürgerlichen tragödie von Diderot bis Schiller; der s. 93 berührte gegensatz in der sittlichen auffassung des verbrechens zwischen jener zeit und den schicksalstragöden; die s. 95 gemachten bemerkungen über den einfluss der Diderot-Lessingschen technik auf die würkliche composition des ernsthaften dramas in Deutschland. interessant ist die zum schluss analysierte satire Wagners auf Voltaire (s. 112 ff). der dort auftretende 'genius des 19 jhs.' ist auch ein glied in der kette allegorischer verkörperungen von zeitideen, welche durch

[* vgl. Litt. centralblatt 1879 nr 19.]

die litteratur des 18 jhs. zu verfolgen interessant genug wäre. im allgemeinen zeigt die satire dieselbe damals herschende misachtung Voltaires, gegen die ein mann wie Klinger öfters gelegenheit nahm zu protestieren, zb. im Faust, buch v, cap. 1 am ende (zusatz der ausgabe von 1794).

Überall behandelt der verf. seinen gegenstand als objectiver historiker; er verlangt für den 'strebenden' Wagner nur gerechtigkeit des urteils. auch das was an dem menschen und dem schriftsteller für sich allein betrachtet wenig erfreulich ist, gewinnt so innerhalb der geschichtlichen entwickelung betrachtet für ihn und für uns interesse.

II. Die anziehende besprechung der beiden oft verglichenen dichterisch bedeutendsten jugendgenossen Goethes erscheint höchst geeignet ihnen die teilnahme weiterer kreise zu erhalten und neu zu gewinnen. die hauptzüge ihres lebens und dichtens sind zu zwei so abgerundeten bildern vereinigt, dass ich darauf verzichte durch einen referierenden auszug der eigenen lectüre vorzugreifen; und auch zur polemik bieten die überall wol erwogenen urteile mir fast nirgends gelegenheit. mit ruhiger unbefangenheit des urteils ist namentlich Lenz behandelt (s. 4—61); seine schwächen werden weder verschwiegen noch beschönigt, ohne dass sich der verf. die freude an dem originellen und bedeutenden seines strebens verkümmern lässt. mit recht legt Schmidt s. 22 das hauptgewicht für die richtige würdigung von Lenz als dramatiker auf den Hofmeister und die Soldaten; neben allem anstöfsigen, das doch mit den sittlichen anschauungen der zeitgenossen zusammenhängt, erfreuen uns lebensvolle gestalten wie der schulmeister Wenceslaus und das naive bauermädchen Liese, mit dem Lenz in der tat eine neue gattung begründete. aus der Lenzschen lyrik werden einige durch kraft und wahrheit der empfindung hervorragende gedichte s. 12. 48 ff zur zeichnung seines characters verwertet; wie vielfach gerade die lyrischen gedichte in der äufseren technik auf frühere perioden zurückweisen, hatte der verf. nicht veranlassung zu betonen. zu ängstlich scheint mir alles gelehrte beiwerk vermieden zu sein; für die in der Tieckschen ausgabe fehlenden dichtungen von Lenz würde mancher leser genauere citate wünschen.

Klingers jugendzeit ist in dem zweiten aufsatze s. 62 ff liebevoll dargestellt; aus seiner umgebung heben sich die fein gezeichneten characterköpfe von Agnes Klinger und Albertine von Grün hervor. für die trennung von Goethe in Weimar hätte die schlussscene von Sturm und drang als illustration benutzt werden können; es ist mir sehr wahrscheinlich dass die worte Bushys zu Berkley unmittelbar unter dem eindrucke des selbsterlebten geschrieben sind. Klingers werke bis zum Plimplamplasko sind eingehend besprochen; ich bin mit der analyse und dem urteil

des verf. fast überall einverstanden.[1] auch hier will er nicht ausartungen verteidigen oder sie einem vorgeschrittenen geschmacke anpreisen, sondern sie historisch erfassen und mit den gedanken, welche grofse und kleine geister der zeit bewegten, in beziehung setzen. gerade bei Klinger, der rasch von neuen ideen erfasst wurde und, gleich stark in liebe und hass, zu ihnen stellung nahm und sich zur reproduction getrieben fühlte, sind solche beobachtungen besonders lehrreich. viele seitenblicke des verf. würken aufklärend; so auch der rückblick auf das 17 jh. s. 94 und der vorblick auf das neunzehnte s. 92. 96. überraschend, aber treffend ist die bemerkung (s. 101) über die anschaulichkeit der situationen, namentlich am schlusse der scenen, in Klingers sämmtlichen stücken vom L. weib bis zu beiden Medeen hin; wer so scharf beobachtete und alle aufgaben so ernst nahm wie Klinger, der konnte sich über die möglichkeit einer würksamen aufführung nicht so leicht hinwegsetzen wie Lenz. eben deshalb möchte ich über die versuche komische effecte zu erzielen, wie sie namentlich in Sturm und drang zum teil unter dem einflusse Shakespeares hervortreten, etwas günstiger urteilen, als der verf. auf s. 93 getan hat. anmut des ausdrucks und der form wird in den jugendwerken Klingers allerdings vermisst (s. 74); später ist der mildernde einfluss der liebevollen beschäftigung mit den altclassischen dichtungen merklich. in versen freilich hat Klinger nach den vereinzelten in die jugenddramen eingelegten lyrischen stücken sich später kaum wider versucht; nur im Giafar (Werke 1842 v 296 f) kommt ein kleines gedicht in reimlosen jamben verschiedener länge (teils alexandriner, teils vierfüfsige, zum schluss ein zweifüfsiger vers) vor. aber die metrischen übersetzungen der classiker scheint er sofort studiert zu haben. im Rafael kommen zwei stellen aus Sophokles nach der übersetzung von graf ChrStolberg (1787), eine aus der Ilias nach Voss (1793) vor; ich weifs freilich nicht, ob schon in der ersten ausgabe des romans. die stellen aus Tyrtäus am schlusse des Aristodemus aber hat Klinger doch wol selbst in edle, bisweilen in metrische reihen übergehende prosa übersetzt; und im Damokles und der ersten Medea finden sich milde und zarte stellen, die zu der schönen prosa der romane hinüberführen.

Die spätere schriftstellerische tätigkeit Klingers von Russland aus hat ESchmidt s. 104 ff nur kurz besprochen; es wäre dankenswert gewesen, wenn er die Anz. IV 223 gegebenen andeutungen schon bei dieser gelegenheit ausgeführt hätte. nach Hettners vorgange pflegt man den in manchen stellen der vor- und nachworte im Theater 1786 ausgesprochenen bruch Klingers mit

[1] zum L. weib bemerke ich mit bezug auf Anz. IV 216 dass nach Redlichs freundlicher mitteilung das act I sc. 4 erwähnte werk Wielands das später unterdrückte gedicht: Juno und Ganymed ist (Komische erzählungen. o. o. MDCCLXV s. 103—159). die citierte stelle steht s. 111.

seiner jugenddichtung besonders zu betonen. aber dieser bruch war kein vollständiger; eine so früh und fest ausgeprägte individualität konnte sich nicht ganz verlieren. obwol verschiedene gruppen von werken und auch verschiedene perioden der entwickelung sich absondern lassen, so gehen doch gemeinsame züge durch alle hindurch, und stoffe, motive, grundgedanken der jugendwerke tauchen in den spätesten romanen und den Betrachtungen wider auf. ich gestatte mir einige in meiner schrift Über Klingers dramatische dichtungen gemachte bemerkungen hier weiter auszuführen.

Widerkehr derselben poetischen motive lässt sich von den jugenddramen bis in die spätesten schriften Klingers verfolgen. der gegensatz der verschieden beanlagten und feindlichen brüder, von denen Schmidt s. 85 f einen stammbaum entwirft, wird auch in der Medea in Korinth wider benutzt (Mermeros und Feretos II 2); er kommt wider vor im Faust b. IV cap. 12 (Cäsar Borgia und sein bruder), und noch das erste stück der Betrachtungen deutet auf ihn zurück: optimismus und pessimismus sind zwillingsbrüder, zwischen denen das recht der erstgeburt unentschieden bleibt.

Interessant in mehr als einer beziehung sind die beiden umarbeitungen der Zwillinge. schon auf die äufsere bühnengerechtigkeit der ersten fassung macht Schmidt s. 85 (auch OLudwig, Shakespearestudien s. 31) mit recht aufmerksam. Klinger erkannte dieses 1774 verfasste, zuerst 1776 erschienene stück allein von seinen jugendarbeiten bis zuletzt an und hat es deshalb, nachdem er es 1786 im Theater I nach der ersten fassung hatte abdrucken lassen, zweimal nach mafsgabe späterer einsicht erheblich umgearbeitet, nämlich 1792 für die 1794 erschienene Auswahl seiner dramatischen werke und sodann nochmals für die gesammtausgabe von 1815. die abweichungen sind so erheblich, dass in einer historisch-kritischen ausgabe von Klingers werken alle drei fassungen vollständig abgedruckt werden müsten. vielleicht hat die von Meyer, Schröders leben II 172 erwähnte theaterbearbeitung auf einzelheiten wenigstens der scenischen einrichtung eingewürkt, zumal da Klinger über die aufführung in Wien mit Schröder in verkehr getreten war.

Am meisten unterscheidet sich die ausgabe von 1794 von der ersten fassung. der ausdruck ist gemildert, verdeutlicht, verständig gemacht, so dass man die sprache des jungen Klinger kaum wider erkennt. man vergleiche Guelfos worte (I 1): *ich kann eigentlich den nur recht durchschauen, ganz meinem herzen nah fühlen und bestimmen* (1776. 1786) und: *ich kann mir nur den ganz eigen machen* (1794). (II 1): *wär' Kamilla nicht mein worden, und ich hätt' in den armen der liebe den löwen Guelfo abgelegt? wär' still und friedlich geworden? sie hatte Guelfos ganze seele* und: *wäre ohne ihn Kamilla nicht die meinige geworden; ich*

hätte in ihren armen, all meinen ungestümm abgelegt und selbst das vergessen, was mich nun ihnen zum schrecken machen muss. oder Grimaldi (II 1): *ich schwirre nun in trauergedanken . . . sie starb, sie starb! und da sie starb, starb Grimaldi!* und: *nun schwärme ich unter den düstern trauerbildern ... sie starb, und mit ihr Grimaldi.* der schauplatz ist von der Tiber an den Arno verlegt. der einzige scenenwechsel innerhalb des actes (II 6) ist vermieden, indem Grimaldis monolog (II 5) fortgefallen und Kamillas zurückbleiben motiviert ist (II 4). auf genauere und wahrscheinlichere exposition und bessere verknüpfung der ereignisse hat Klinger viel sorgfalt verwandt, namentlich sind die entschlüsse Guelfos besser motiviert und seine wildheit erheblich gemildert. statt des durch die lunge geschossenen Della Forza (I 1) kommt ein Visconti vor, der im auftrage Ferdinandos um Kamilla geworben und ohne dessen auftrag (II 5) dem leben Guelfos nachgestellt hat. der von Guelfo mishandelte pächter wird widerholt verwertet; III 1 hat ihm Guelfo sein geld geschenkt, das er nach der ersten ausgabe einfach in die Tiber warf. die gleich in der anfangsscene durch den 'tisch mit weinflaschen' angedeutete und später mehrfach betonte trunksucht Guelfos ist ausgemerzt; sein ehrgeiz erhält (merkwürdig genug für das jahr 1792) ein bestimmtes ziel dadurch dass Grimaldi in ihm den gedanken an die politische einigung Italiens weckt. der argwohn Guelfos, dass er der absichtlich zurückgesetzte erstgeborene sei, ist von einem verstoſsenen diener Baptista geweckt (I 2); die aussagen des arztes und der mutter sind bestimmter; noch in der schlussscene bekennt der alte Guelfo, dessen eigenwille und jähzorn überall stärker betont ist, dass er nur nach neigung seines herzens zwischen beiden zwillingen entschieden habe. der früher ganz unklar gehaltene Grimaldi hat jetzt einige deutlichere züge erhalten; planmäſsig steigert er aus rache den hass Guelfos gegen den bruder. auch Ferdinando und Kamilla sind etwas bestimmter gezeichnet. Guelfo selbst macht mehrere wandlungen durch. dass sein schicksal nur in seinem herzen sich entwickele, wird öfters betont (I 3 ua.); II 5 bietet er (wie Guido dem Julius bei Leisewitz III 3) dem bruder einen compromiss an, den dieser zurückweist; nach der unterredung mit der mutter III 2 schwankt er, er will fliehen und schutz bei den ungläubigen suchen (wie Rafael de Aquillas in dem 1793 herausgegebenen roman Klingers); das zusammentreffen beider brüder im walde ist nicht von Guelfo beabsichtigt, auch nicht, wie in der ersten ausgabe, ein zufälliges, sondern durch Ferdinando herbeigeführt (IV 1). in der schlussscene endlich beharrt Guelfo nicht in dumpfer verstocktheit, sondern die thränen der mutter erwecken in ihm reue und er unterwirft sich der strafe.

Die ausgabe von 1815 folgt nicht nur, wie unter dem titel bemerkt ist, in einigen stellen der zweiten ausgabe von 1794,

sondern sie sucht einen mittelweg zwischen der ersten und der zweiten einzuschlagen. nur ein teil der zahlreichen sachlichen änderungen und zusätze ist beibehalten. die höfliche anrede *Sie* der beiden ersten ausgaben ist in *Ihr* verwandelt. im ausdruck ist der alte Klinger in sehr vielen fällen wider zu der leidenschaftlicheren aber natürlicheren sprache des jungen zurückgekehrt oder er hat sich mit geringeren änderungen begnügt; bisweilen sind beide fassungen verbunden; nur weniges in dieser ausgabe ist ganz neu. seine grundsätze über umarbeitung von jugendwerken spricht Klinger aus Betr.[1] 355 f ([2]308 f).

Interessant ist es auch die stellung Klingers zu Schiller durch die verschiedenen perioden zu verfolgen. dass zuerst Klingers jugendwerke auf Schillers geist mit kraft einwürkten, bezeugt dieser noch 1803 selbst. im einzelnen nachweisen lässt sich dies bei der selbständigen durcharbeitung und weiterbildung, die Schiller stets den von ihm aufgenommenen ideen zu teil werden liefs, weniger als man erwarten könnte; doch scheinen mir einige stellen in Schillers Räubern und Fiesco deutliche reminiscenzen an Klingers Otto zu enthalten.[1] aber viel später wird Schiller die Zwillinge und zwar in der ersten fassung (vgl. Schiller an Körner I 80. 81) nochmals studiert haben; einwürkungen dieses stückes zeigen sich deutlich in der Braut von Messina. jene äufserung über Klinger in dem briefe an Wolzogen machte Schiller bald nach vollendung dieses stückes.

In ausgedehnterem mafse würkten andererseits Schillers erstlingswerke auf Klingers spätere dramen ein. es ist wahrscheinlich dass Klinger die Falschen spieler unter dem einfluss der Schillerschen Räuber vollendete, so merkwürdig es auch ist dass er aus diesem stoffe ein lustspiel machen und die sittlichen conflicte im sande verlaufen lassen konnte; die moral seiner lustspiele erhebt sich nicht über die von Goethes Mitschuldigen. gewis ist dass der Günstling unter dem einfluss des Fiesco, der Roderico unter dem des Don Carlos steht. in ihrer blütezeit wurden Schiller und Klinger unabhängig von einander von denselben ethischen und ästhetischen fragen bewegt; nicht nur in der wahl und ausführung der stoffe, sondern auch in den sittlichen anschauungen bieten Klingers schriften zu Schillerschen dichtungen sehr überraschende parallelen, nur dass die pessimistische auffassung der würklich in der menge der menschen

[1] die von dem unerkannten Fiesco (v 1) an Andreas Doria gerichtete warnung erinnert lebhaft an den warnenden unbekannten im Otto IV 7 (der selbst in Goethes Götz DjG. II 173 sein vorbild hat); *'siebenzig jahr! siebenzig jahr!'* ruft dort der alte herzog als antwort. vgl. auch Otto s. 121 *'o hätt' ich sie (die welt) zwischen meinen händen, wie wolt' ich sie zerreiben, zerreiben!* mit Fiesco v 13; s. 122 *vatermord! huh, euer gebrüll ist nachtigallsgesang gegen das kleine wort: vatermord!* mit der ähnlichen stelle in den Räubern v 1; s. 129 erinnern Normann und Gisela an Franz Moor und Amalie.

vorhandenen zustände bei jenem viel bitterer ausgesprochen wird als bei diesem. in den spätesten schriften Klingers dagegen nimmt man eine entschiedene wendung gegen Schiller wahr. vielleicht schon die verherlichung des katholischen cultus in der Maria Stuart, gewis aber und besonders die anwendung der schicksalsidee in der Braut von Messina erfüllte ihn geradezu mit persönlicher gereiztheit. sie mochte ihm als abfall von den grundsätzen erscheinen, die Schiller 1792 in der abhandlung über tragische kunst ausgesprochen hatte. die im ersten teile der Betrachtungen (1803) enthaltenen anerkennenden urteile über Schiller nr 145 (vgl. dazu [1]702 [2]828) und 167 sind in der zweiten ausgabe in den Gesammelten werken fortgelassen; der zweite teil enthält eine bittere bemerkung über Schillers bearbeitung von Lessings Nathan [1]356 [2]309; der 1805 erschienene dritte teil macht ausfälle gegen Schillers Braut von Messina [1]738 [2]618. [1]808 [2]683. [1]810 [2]685. [1]820 [2]695. über die von Schmidt nicht berührte stellung Klingers zur Kantschen philosophie verweise ich auf meine bemerkungen Altpreufs. monatsschrift xv 57 ff.

Bietet also auch Schmidts schrift mannigfache gelegenheit, ja aufforderung zur erweiterung und ergänzung des gegebenen, so will ich doch nicht unterlassen, zum schluss nochmals meine volle anerkennung der von ihm befolgten methode auszusprechen. die streng historische forschung, welche es nicht verschmäht, auch einzelheiten der poetischen technik und des stiles als individuen in ihrer entstehung, fortbildung und würkung zu beobachten, ohne deshalb kleinigkeiten für grofs auszugeben und die sehkraft und richtige würdigung für grofse und weitreichende zusammenhänge zu verlieren, wird sich für die litteraturgeschichte ebenso heilsam erweisen als für die sprachwissenschaft.

Königsberg. OSKAR ERDMANN.

Joachim Wilhelm von Brawe der schüler Lessings. von AUGUST SAUER. Quellen und forschungen xxx. Strafsburg, Trübner, 1878. 145 ss. 8°. — 3 m.*

Schon aus dem titel der vorliegenden monographie ersieht man, in welchen allgemeineren zusammenhang der verfasser die person seines helden gestellt hat. es ist ein beitrag zur Lessinglitteratur und gewis keiner von den geringsten. das innige verhältnis zwischen Lessing und Brawe, von dem man bisher nur obenhin wuste dass er mit Lessing in verbindung gestanden, hat

[* vgl. Jenaer litteraturzeitung 1878 art. 746 (ESchmidt). — Beilage zur Wiener abendpost 1878 nr 233—235 (RMWerner). — Litter. centralblatt 1879 nr 15 sp. 488 (RBoxberger).]

Sauer überzeugend nachgewiesen. unter der hand ergab sich dem verfasser die datierung eines der wichtigsten entwürfe Lessings, des Kleonnis, welcher schon des verses halber eine chronologische fixierung wünschen liefs. auch die vergleichung des fünffüfsigen jambus bei lehrer und schüler hat manche feine beobachtung über den Lessingschen vers möglich gemacht. weitaus die bedeutendsten ergebnisse aber enthält das capitel, welches die litterarischen würkungen der Miss Sara Sampson eingehend, fast erschöpfend erörtert. ich komme unten darauf zurück.

Das erste capitel behandelt Brawes kurzes, nicht inhaltloses leben (s. 1—18). schon hier erweitert sich dem verfasser der gesichtskreis, als er auf die von Kleist im winter von 1757 auf 1758 veranstalteten abendgesellschaften zu reden kommt (s. 5f). er erkennt dass es sich um mehr als eine der oberflächlichen verbindungen handelt, welche in Leipzig immer und zwischen den verschiedenartigsten schriftstellern bestanden. gerade deshalb aber möchte ich den kreis der verbundenen enger einschränken, als der verfasser es nötig findet. ChFWeifse liefs man noch mitgehen; ihn konnte Lessing, der mit ihm vor einigen jahren auf vertrautem fufse gestanden und ihn noch vor kurzem mit Kleist bekannt gemacht hatte, nicht geradezu abweisen. aber schon bei Thümmel ist die teilnehmerschaft an dem bunde fraglich. Gruner erwähnt in seiner biographie Thümmels (Sämmtliche werke 7 band s. 24) wol Kleist und Weifse als freunde Thümmels, sagt aber von Lessing kein wort, was er sicher nicht unterlassen hätte, wenn er irgend eine andeutung in seinen quellen gefunden hätte. von Clodius indes ist es ganz entschieden dass er nicht mit dabei war. seine gattin sagt in der biographie ihres mannes (Neue vermischte schriften von CAClodius, VI teil) ausdrücklich: Clodius habe nach 2 jahren (1758), durch krankheit genötigt, die universität verlassen und sei auf eine zeitlang wider ins väterliche haus zurückgekehrt: 'zu seinem vorteile machte er damals (also in Zwickau) bekanntschaft mit dem dichter Kleist ... welcher ... daselbst im winterquartiere stand.' von Zwickau, nicht von Leipzig gilt auch das folgende: 'eine feurige einbildungskraft, verbunden mit einem lebhaften witze, welcher den allgemeinsten sachen eine interessante wendung zu geben wuste, blieben dem kennerauge des vortrefflichen Kleist nicht lange in dem jünglinge verborgen. er gewann ihn so lieb, dass er sein unzertrennlicher gefährte ward und in diesem zeitpuncte entwickelte sich in dem jungen Clodius das talent für die dichtung' (vgl. Jördens I 318). und ganz damit übereinstimmend erzählt CFWeifse (Selbstbiographie s. 46): 'Clodius, welcher sich nach seinen universitätsjahren dort (in Zwickau) aufhielt, begleitete ihn (Kleist) wie sein schatten.' [1]

[1] das gedicht von Michaelis (Sauer s. 7 anm. 5) kann nicht an Weifse gerichtet sein, da von ihm immer in der dritten person die rede ist,

Aber, wenn ich auch mit Sauer den wert dieser freundschaftlichen verbindung sehr hoch anschlage, so glaube ich doch nicht dass bei ihren zusammenkünften über tragödie discutiert wurde (Sauer s. 10). Brawe scheint vielmehr in bezug auf diese interessen der einzige vertraute Lessings in Leipzig gewesen zu sein. vor seinem alten freunde Weifse verbarg Lessing alle seine beschäftigungen mit der tragödie; er schien Weifsen nach der rückkehr aus Holland alles interesse am theater und an theatralischen arbeiten verloren zu haben (Selbstbiogr. 42). tatsächlich aber setzte er sich gerade um diese zeit mit seinen Berliner freunden über die Aristotelische theorie vom drama auseinander. aber auch vor Kleist muss Lessing seine pläne geheim gehalten haben, obwol er ihn zum Seneca ermunterte. denn Gleim schreibt von ihm den 17 october 1757: 'er hat nicht unrecht dass er mit seinen arbeiten so geheim ist! denn in der tat, es hilft nichts dass man viel criticos zu rate zieht' (Pröhle, Lessing 200). auch die bürgerliche Virginia schrieb er ja nach Berlin einem jungen tragikus zu. Lessing gilt deshalb in Leipzig als faullenzer und verderber seines talentes. Uz schreibt am 28 januar an Grötzner (Henneberger, Briefe von Uz an einen freund s. 82): 'Lessing, von dem der Parnass noch viel hoffen kann, wird nächstens wider ein par bände edieren, denn er hat seine anfälle der faulheit und des fleifses.' den 4 dec. 1758 (aao. s. 88): 'Lessing hat wider nichts geschrieben und er wird es auch so lange nicht tun, als ihm seine schulden ruhe lassen.' Weifse meldet am 25 juli, nachdem Lessing bereits in Berlin war, Cronegks und Brawes tod an Nicolai (Goedike, Berlinische zeitschrift 1824, II 255 ff) und fügt hinzu: 'Lessing ist nun der einzige, der die ehre der deutschen schaubühne behaupten kann. halten Sie ihn ja dazu an.' in der vorrede zum ersten band des Beitrags zum deutschen theater hält er Lessing selber öffentlich dazu an. es heifst: 'einige dieser lieblinge der muse (Cronegk und Brawe) sind in der morgenröte ihres witzes verblüht und haben uns durch ihre ersten früchte gezeiget, was für eine angenehme hoffnung wir mit ihnen verloren, andere lassen, wir wissen nicht, aus was für unglücklichen ursachen, die jahre des genies vorbeifliehen: sie schmeicheln uns mit hoffnung und lassen sie unerfüllt, bis sie die geschäfte des lebens überhäufen oder sie sich in andere sorgen verteilen — —.' unter den letzteren ist Lessing verstanden, der denn auch im 81 litteraturbriefe die antwort gibt.

Der grund, warum Lessing seine pläne so geheim hält, ist nicht schwer zu finden. er führt auf die Nicolaische preisausschreibung zurück, welche von Sauer zuerst eingehend und ihrer

während die zweite person für den adressaten gebraucht wird. auch konnte man Weifsen im jahre 1769, wo er schon mehr als zuviel geschrieben hatte, nicht mehr zurufen: 'schreib auch! und mehr als sie, weil alles schreiben will.'

bedeutung würdig behandelt worden ist. Lessing wollte nämlich schon bei der ersten concurrenz den preis gewinnen; und seine ehrlichkeit gebot ihm deshalb wenigstens den Berliner freunden gegenüber seine pläne geheim zu halten. sie hätten ihn als verfasser eines fertigen stückes wol ohnedies durchgemerkt. aber sonst erlaubt sich Lessing manchen eingriff in die entscheidungen der preisrichter. am 22 oct. 1757 meldet er Moses von einem jungen menschen, der an einem trauerspiele arbeite, worunter seine Virginia verstanden ist. am 25 november hofft er in 3 wochen damit fertig zu sein und wünscht deshalb den preis hinausgeschoben. er schreibt unter diesem datum an Nicolai (Maltzahns ausg. XII 123): 'die tragödie, an der ein junger mensch hier noch arbeitet, sollen Sie in 3 wochen haben. sie verdient es, mit gedruckt zu werden (dh. mit den preisstücken). ich glaube nicht dass Sie nötig haben, den preis schon in dem vierten stücke zu erkennen; Sie dürfen nur hinten mit einfliefsen lassen dass die preisstücke ehestens gedruckt werden sollen, woraus man das mehrere ersehen werde.' auch an der zweiten concurrenz wollte er sich, als er bei der ersten trotz bewilligter hinausschiebung des termines zu spät gekommen war, beteiligen. sobald er von dem tode Cronegks kenntnis erhalten hat, tritt er der ansicht der beiden anderen kunstrichter bei, welche Cronegks stück protegierten, während Lessing bisher den Freigeist hatte krönen wollen. er schrieb an Nicolai (21 januar 1758): 'da Sie unterdes eigentlich nicht wissen sollten, dass er der verfasser des Codrus gewesen, so darf Sie sein tod auch nicht abhalten, sein stück zu krönen.' er rät, den jetzigen preis zu einem zweiten zu schlagen und das nächste mal 100 rthlr auszusetzen. während aber Nicolai willens war, den zweiten preis auf ein lustspiel zu setzen, meint Lessing dass es nochmals bei einem trauerspiele bleiben müsse. was er hinzufügt, war gewis auch für Nicolai, der seinem wunsche willfahrte, ziemlich durchsichtig: 'unterdes würde mein junger tragicus fertig, von dem ich mir, nach meiner eitelkeit, viel gutes verspreche; denn er arbeitet ziemlich wie ich. er macht alle sieben tage sieben zeilen, er erweitert unaufhörlich seinen plan und streicht unaufhörlich etwas von dem schon ausgearbeiteten wider aus.'

Auch Weifse beteiligte sich an der concurrenz, aber nicht schon an der ersten (Sauer s. 10), sondern erst an der zweiten. erst 1758 wandte er sich der tragödie zu; nachdem Cronegk und Brawe gestorben waren (Selbstbiographie s. 48 f) und Lessing und Kleist Leipzig verlassen hatten. vorher scheint ihm in der umgebung gröfserer talente der mut gefehlt zu haben. dass sich der plan zu Richard III aus der lectüre Shakespeares ergeben habe, ist mir nicht wahrscheinlich. Weifse selbst sagt in der vorrede zum ersten bande seines Beitrages, er 'würde es niemals gewagt haben, diesem grofsen meister nachzuarbeiten und den

schrecklichen zug aus dieses königs geschichte zum inhalte eines neuen trauerspiels zu machen, wenn er sich nicht zu spät daran erinnert hätte. sollte er ja bei der vergleichung zu viel verlieren, so wird man wenigstens finden dass er keinen plagiat begangen, indem das seinige fertig war, ehe er das englische gelesen; aber vielleicht wäre es ein verdienst gewesen, an Shakespeare einen plagiat zu begehen.' Lessing (im 73 st. der Dramaturgie) hält offenbar nicht viel von dieser aussage; es ist deutliche ironie, wenn er sagt: 'schon Shakespeare hatte das leben und den tod des dritten Richards auf die bühne gebracht; aber hr Weiſse erinnerte sich dessen nicht eher, als bis sein werk bereits fertig war.' auch Danzel (s. 446 anm.) verwirft sie; Guhrauer dagegen traut dem ehrlichen Weiſse nicht so viel verstellung zu (I 317 anm.). sicher ist dass Weiſse schon damals mit Shakespeare bekannt war; er citiert bereits in der ersten ausgabe der Scherzhaften lieder (Leipzig 1758) die worte Shakespeares: *these world was made for fools* (vorrede). im 39 stück der Neuen erweiterungen der erkenntnis und des vergnügens (1756), welche zu Leipzig in Lankischens buchhandlung erschienen, steht (s. 193—223) der Versuch einer übersetzung einiger stellen aus Shakespeares Richard III. es sind folgende stellen: I 2; IV 4. 5, bis zum ende des fluches der herzogin von York; das gebet Richmonds aus dem V act 3 scene, die anrede der geister an Richard und sein folgender monolog. diese scenen scheint Weiſse allerdings gekannt zu haben; schon der traum zu anfang seines stückes mit den geistererscheinungen weist auf Shakespeare. bei Weiſse rufen die geister: 'du wirst verzweifeln, du wirst sterben!' wie bei Shakespeare: 'verzweifl' und stirb!' auch werden Vaugham, Grey und Rivers zusammen genannt, wie sie bei Shakespeare mit einander erscheinen. im III act 4 scene wirbt Richard bei Weiſse um Elisabeth, wie bei Shakespeare (I 2) um Anna. dabei fallen einige reminiscenzen auf.

Richard (bei Weiſse):

Allein die ursach selbst von meinen missetaten,
So schön sie immer ist, hat man dir nicht verraten —
Wenn du sie wissen willst, nur du bists, du allein!

Elisabeth:

So wünscht ich, heuchler, gleich vom blitz gerührt zu sein!

Richard (bei Shakespeare):

Ist, wer verursacht den zu frühen tod
Der zwei Plantagenets, Heinrich und Eduard,
So tadelnswert als der vollzieher nicht?

. . . .

Eur reiz allein war ursach dieser wirkung.

Anna:

Dächt ich das, mörder, diese nägel sollten
Von meinen wangen reiſsen diesen reiz.

Elisabeth spottet bei Weiſse, Richard habe könig Heinrich und den prinzen Eduard nur getödtet

Damit sie hier, frei von der krone bürden
Die du so gerne trägst, des himmels bürger würden.

Anna bei Shakespeare nennt könig Heinrich gütig, mild und tugendsam (Richard bei Weiſse von der gestorbenen Anna: *ja sie war liebenswert, gut, edel, tugendhaft)* und

Richard sagt:

So taugt er, bei des himmels herrn zu wohnen.

Anna:

Er ist im himmel, wo du niemals hinkommst.

Richard:

Er danke mir, der ihm dahin verholfen:
Er taugte für den ort, nicht für die erde.

dass die historischen voraussetzungen in Weiſses stücke mit Shakespeare stimmen, beweist noch nichts. denn diese sind in einer alexandrinertragödie sehr gering; und konnten in einer historischen darstellung ebenso gefunden werden. da nun Weiſses erstes stück, Eduard III, gleichfalls der englischen geschichte entnommen ist, liegt es nahe, für die beiden, in ihrer entstehung unmittelbar auf einander folgenden stücke eine quelle anzunehmen. in der tat gibt ChrHSchmid in seiner Theorie der poesie nach den neuesten grundsätzen (s. 494) an, die Britischen jahrbücher hätten den stoff zu Richard und Eduard gegeben.

Unter den durch diese preisausschreibung angeregten dichtern ist auch noch Gerstenberg zu nennen; die aufmerksamkeit, welche Codrus und der Freigeist erregten, bestimmte auch ihn, sich in diesem fache zu versuchen. er wählte die geschichte des Turnus aus Virgil zum gegenstande und zum vehikel desselben den alexandriner (vgl. Biographie HWilhelms von Gerstenberg von PGSchmidt von Lübeck im Freimüthigen 1800 nr 210, Jördens VI 166 f).

Zu den stimmen, welche den tod Brawes beklagen (Sauer s. 17), mag man hinzunehmen, was Weiſse am 25 juli 1758 an Nicolai schreibt (Gödike, Berlinische zeitschrift 1824, II 255 ff): 'ebenso frühzeitig für die welt (als Cronegk) ist der verfasser des Freigeistes gestorben; ein vortrefflicher junger mensch von 18 jahren und Cronegk völlig an verdiensten gleich. unser Lessing wird ihnen sein lob besser sagen können; er war auch sein freund und dies ist schon ruhm genug für ihn. wie viel hat die tragische schaubühne der Deutschen in diesen beiden jungen leuten verloren.'[1]

[1] Weiſse ist auch, wie Sauer richtig vermutet (aao. anm. 1), der recensent der trauerspiele in der Bibliothek der wissenschaften; trotzdem die recension nicht mit *Chr.* unterzeichnet ist. denn auſserdem dass die characteristik, welche Weiſse dort von seinem verstorbenen freunde gibt, mit der in der Selbstbiographie (s. 47, Sauer 16) vollkommen übereinstimmt,

Brawe und Cronegk werden überall neben einander genannt. Kleist sah in Brawe einen deutschen Corneille voraus, Uz in Cronegk (Henneberger s. 84). die frage, ob beide nebenbuhler sich persönlich gekannt haben, ist nicht leicht abzuweisen. Uz (in der biographie Cronegks vor dessen werken) erzählt, Cronegk habe im jahre 1755 seinen freunden in Leipzig einen besuch gemacht, dort Gleim kennen gelernt und mit Weifse freundschaft geschlossen. Weifse in der Selbstbiographie (s. 23) will erst 1754 mit Cronegk bekannt geworden sein; nach einem briefe von Cronegk an Weifse, der mir handschriftlich vorliegt, ist diese angabe unrichtig. Weifse ist offenbar von Uz abhängig und, weil ihm das jahr 1755 noch in der erinnerung zu spät erschien, schob er seine bekanntwerdung mit Cronegk um eines zurück auf 1754. schon 1750—52, in welchen jahren Cronegk in Leipzig studierte, muss er mit ihm bekannt geworden sein. bei seinem besuche in Leipzig im jahre 1755 mag Cronegk dann mit Weifse engere freundschaft geschlossen haben und gewis ist er damals mit Gleim bekannt geworden (vgl. Henriette Feuerbach, Uz und Cronegk s. 126). damals kann Cronegk also gar wol auch mit Brawe zusammen getroffen sein und vielleicht dass der gedanke des Brutus länger in dem letzteren lebte als Sauer (s. 61) vermutet. denn auch in Cronegks werken (2 aufl. 1763, 2 bd. s. 336, vgl. Sauer s. 60) findet sich eine 'anrede des Brutus bei Philippi an seine freunde.'

Der kritik des Freigeist, welche Sauer (s. 28—32) gibt, pflichte ich bis auf einen punct vollständig bei. s. 28 f heifst es: 'Clerdon und Henley haben ihre diener zu vertrauten; beide diener sind tugendhaft oder beweisen sich so im stücke. ist es wahrscheinlich dass Henley, der einen so tief angelegten racheplan durchführt, den diener, dessen entsetzen er sieht, weiter einweihen wird?' aber Widston, der diener Henleys, ist weder tugendhaft, noch beweist er sich so im stücke. als ihm Henley von seinem teuflischen plane kunde gibt, sagt er: 'Clerdon ist Ihr nebenbuhler und noch mehr ein begünstigter? und Clerdon lebt noch?' und später: 'mir erweckt er grausen, der ich ein so gefälliger diener der bosheit meines herrn bin; mir, der ich verbrechen genug verübt, selbst dieses unmenschen vertrauen zu gewinnen.' Widston will durch den verrat seines herrn seine eigenen verbrechen tilgen: 'mich selbst lehrt er die vergessene menschlichkeit wider. ja, ich folge ihrem rufe, ich folge dem deinigen, o himmel! vielleicht öffnest du mir hier einen weg, alle meine verbrechen zu vergütigen.' dieser Widston gehört mit unter die typischen figuren des bürgerlichen trauerspiels, welche Sauer im vierten capitel (s. 95 ff) behandelt. schon

begeht Weifse in der Bibliothek denselben fehler, wie in der oben von mir beigezogenen stelle: er nimmt hier wie dort an dass Brawe mit 18 jahren gestorben sei, während er doch über zwanzig war.

Norton in der Miss Sara Sampson schweigt zu den verbrechen seines herrn. Mellefont: 'verfluche mich in deinem herzen; aber — verfluche auch dich . . . weil du einem elenden dienst, den die erde nicht tragen sollte und weil du dich seiner verbrechen mit teilhaft gemacht hast.' in Rhynsolt und Sapphira ist Sigmund, der secretär Rhynsolts, derselbe typus. er hat die gefälschten beweise gegen Sapphiras gemahl aufgesetzt; der neue frevel macht ihm aber doch bange. er sagt (I 1): 'zu wie viel neuen lastern ist man doch gezwungen, wenn uns eine eitle hoffnung zu dem ersten verführt hat.' noch in Lessings Emilia Galotti ist Pirro, der sich den teufel bei einem haare hat fassen lassen und dadurch auf ewig sein wird (II 3), die letzte ausbildung dieses typischen characters.

Das capitel über die freigeisterei (s. 34 ff) zeugt wider von dem löblichen bestreben des verfassers, seinem speciellen thema einen allgemeineren hintergrund zu geben. nur scheint mir Sauer hiebei den vermittelnden einfluss Frankreichs nicht hoch genug angeschlagen zu haben. schon das lustspiel Die schule der freigeister, welches Sauer s. 40 treffend zum vergleiche herbeizieht, weist uns nach Paris. das freidenken ist mode geworden. 'ein starker geist, ein atheist (heifst es im Freigeist von Lessing), wie es jeder ehrliche kerl nach der mode sein muss.' daher wird die freigeisterei bei Brawe auch so oft als 'unpöbelhaftes denken' bezeichnet. in Frankreich finden wir dieselben vorstellungen über die freigeister ausgebildet, welche die deutschen dichter als poetische motive benutzen. Bayle (s. v. Desbarreaux II 296) erzählt von einem bekannten freigeist und wollüstling Desbarreaux, dass er in seiner krankheit in einem sonnette die gottheit angerufen habe. Boursault in einem briefe hielt ihm vor dass, wenn es etwas ungereimteres gebe, als keinen gott zu glauben, solches die schwachheit wäre, ihn anzurufen, ohne dass man an ihn glaubte. dazu macht Bayle die bemerkung: 'er hat grund zu sagen dass dieses die gröfseste ungereimtheit wäre, wenn man sein gebet an eine gottheit richten wollte, die man nicht glaubte: allein ich weifs nicht, ob Desbarreaux diese torheit jemals begangen hat. . . . mir scheint es sehr möglich zu sein dass diejenigen, welche nichts gewisses, sowol von dem dasein als nichtdasein gottes entschieden, ihm bei erblickung einer grofsen gefahr gelübde tun und ihn anrufen können. nun ist dieses der zustand fast aller ungläubigen. sie zweifeln, ob ein gott ist, sie erkennen sein dasein nicht deutlich; allein sie erkennen auch nicht deutlich dass er nicht da ist. . . . es ist natürlich dass dergleichen leute bei annäherung des todes die sicherste partei erwählen und ad maiorem cautelam sich der göttlichen gnade und barmherzigkeit empfehlen.' gerade so Hendey im Freigeist. 'sie hoffen etwas von ihrem gebete, im falle es ein wesen gibt, das sie verstehen und erhören kann, und sie

haben nichts zu befürchten, im falle es kein solches wesen gibt.... solche freigeister wie Desbarreaux sind von demjenigen nicht sonderlich überzeugt, was sie sagen.. sie haben nicht viel untersucht; sie haben etliche einwürfe gelernt, sie betäuben die welt, sie reden aus grofssprecherei und widersprechen sich in der gefahr.'

Der freigeist am sterbebette als tragische situation — und der freigeist als grofsmaul in komischer situation ergaben sich daraus als motive für die dichtung.

Der freigeist am sterbebete, wozu man den 'gottesläugner sterbend in der feldschlacht' am anfange des vierten gesanges der Messiade vergleichen mag (aufser den bei Sauer citierten stellen), ist durchaus eine erfindung der Franzosen. Bayle (s. v. Bion I 580[a]) erzählt: 'ich habe von einem edelmanne sagen hören, der bei dem grafen von Soissons gewesen . . . dass Sainthibul, ein berufener freigeist, sich beklaget dass niemand von ihrer secte die gabe der beharrlichkeit hätte. 'sie bringen uns keine ehre', saget er 'wenn sie sich auf dem todbette sehen; sie schimpfen sich selbst, sie strafen sich lügen, sie sterben wie alle andere, mit richtig abgelegter beichte und genossenem sacramente.' er hätte noch hinzusetzen können dass sie gemeiniglich bis auf die kleinigkeiten des aberglaubens geraten.' . . . Boileau hatte diesen gedanken schon (in der I satire v. 153 ff) behandelt:

Der unerschrockne mann, der vor erschrecken bebt,
Glaubt, wenn sein fieber brennt, dass gott im himmel lebt;
Er hebt die hände stets gen himmel bey dem wetter;
Doch wird der himmel klar, ist er der gröste spötter.

in diesem sinne hat JASchlegel in den Bremischen Beiträgen (II 47—69; Vermischte gedichte I 169—197) das motiv behandelt: 'der gottesläugner. an herrn Johann Andreas Cramern. 1745.' und zwei abhandlungen JACramers (Vermischte schriften. Kopenhagen und Leipzig 1757. s. 101—127), welche nach Jördens (V 829) gleichfalls in den Beiträgen sollen gedruckt sein, beschäftigen sich mit vergleichung des aberglaubens und der freygeisterei. als grofssprecher erscheint der freigeist in den gedichten Gisekes (Gärtners ausg. 303 ff). der gereiste 'freigeist' sucht alle laster, die er sieht, zu begehen, zittert aber doch insgeheim vor manchen und weifs nicht, warum? dennoch erzählt er sie prahlend in der gesellschaft. ein alter mann aber tritt ihm auf einer gasterei entgegen und nennt ihn einen prahler, wenn er lüge; wenn man ihm aber glauben solle, dann sei er gar ein bösewicht. ein anderes mal (s. 310—314) treffen sich der freigeist, der philosoph und der dichter beim wein. der freigeist beginnt zu disputieren, indem er gegen die religion loszieht. der philosoph streitet vergebens gegen ihn; die anderen alle geben dem freigeist recht. endlich wird der dichter aufgefordert zu reden,

der bisher geschwiegen. er wagt es nicht mit dem freigeist zu streiten:

Denn sie sind nicht zu überzeugen.
Ein freygeist ihrer art ist meistens so gelehrt,
Dass er das gegenteil nicht hört.

Thümmel schickte im jahre 1761 folgendes (noch ungedruckte) epigramm an Weifse:

Der freygeist.

Sonst glaubt ich weder gott noch teufel
Und spötterey war stets mein zeitvertreib,
Doch itzo hebt sich aller zweifel
Durch gottes huld und durch mein weib.

wie der ausdruck freidenker nach dem englischen gebildet ist, so stammt das wort starkgeist aus dem französischen *esprit fort* (vgl. aufser den bei Sauer s. 34 anm. 2 citierten stellen noch Gotters Epistel über die starkgeisterei, Merkur 1773, julius s. 3—38, auf den tod des jungen Jerusalem gedichtet). La Bruyère war damals ein gelesener autor, den besonders Rabener glücklich nachahmte. in seinen Charactères de Theophraste avec les charactères ou les moeurs de ce siècle, Paris 1697, ist auch ein aufsatz über *les esprits forts.* Thümmel, der ihn sicher schon in seiner jugend gekannt hat, erinnerte sich noch auf dem todtenbette an diesen artikel und liefs sich ihn von seinem sohne vorlesen (Thümmels leben von Gruner s. 350 ff).

Am meisten wird, wie man sieht, die freigeisterei von den Bremer beiträgern und gleichzeitigen dichtern als motiv benützt, welche dasselbe aus der französischen litteratur übernommen zu haben scheinen, wie sie ja zum teile an der übersetzung Bayles mit beteiligt sind. Lessing und Brawe halten den begriff des freigeistes schon nicht mehr so rein fest; sie verwirren ihn vielmehr durch beimischung ideal-sittlicher elemente. später schliefst sich (Sauer s. 34) an die periode der freigeisterei die genieperiode an. interessant ist es in der mitte beider geistesströmungen FrLStolbergs Lied eines freigeistes (1776) zu betrachten, welches ganz den genialen character der neuen zeit trägt. hier will der freigeist bereits hohnlachend sich unter den trümmern der welt begraben und feierlich sein possenspiel ausspielen. also nichts mehr von umkehr und reue am todtenbette.

Das dritte capitel behandelt den Brutus von Brawe[1]; das

[1] dr Sauer macht mich noch rechtzeitig darauf aufmerksam dass die fabel von Brawes Brutus durchaus nicht originell, sondern fast ganz aus Bodmers epischem gedicht 'der Noah' entlehnt ist. Wieland hatte (Werke, Hempels ausgabe, 40 band s. 391 ff) auf die schönheiten derselben aufmerksam gemacht und bei Selim, welcher der lieblingsfigur unseres dichters (Marcus) entspricht, ausgerufen: 'wider ein neuer und sonderbarer character!' daher also wol die anregung. — noch bestimmter als in den Räubern (Sauer s. 119) knüpft Schiller in dem entwurfe zu einem zweiten teile derselben (Gödeke xv 1, 133 ff) an das thema des verwandtenmordes

vierte, weitaus das bedeutendste, 'die litterarischen würkungen der Miss Sara Sampson'. vollständigkeit des verglichenen materiales wäre bei solchen aufgaben allerdings wünschenswert, ist aber nur selten oder gar nie erreichbar. Sauer hat sich indes ein ziemlich ansehnliches contingent von bürgerlichen trauerspielen zu verschaffen gewust. nach meiner kenntnis hat er nur einige stücke Weifses übersehen, welche seine resultate aber kaum erweitert hätten. das interessanteste unter den verglichenen stücken ist Martinis Rhynsold und Sapphira. Sauer kennt nur die zweite fassung desselben (1767); auch mir war die erste nicht zugänglich. Gerstenberg schreibt im jahre 1762 an Weifse (ungedruckt): 'das trauerspiel aus H***, das die veranlassung zum 7 stück (des Hypochondristen) gegeben hat, hiefs Rhynsolt und Sapphira, welches der verfasser ganz umgeschmolzen hatte und es so unserer kritik überliefs, mit der er zwar nicht zufrieden war, aber doch sein stück bald darnach unterdrückte.' aus der kritik im Hypochondristen ergibt sich aber nur dass die situation im kerker (Sauer s. 81), welche in der zweiten fassung erzählt wird, in der ersten bearbeitung würklich dargestellt worden sein muss. in zwei beziehungen scheint mir dieses nunmehr ganz vergessene trauerspiel auf den schluss von Lessings Emilia Galotti eingewürkt zu haben. es ist erstlich das einzige der von Sauer behandelten bürgerlichen dramen, in welchem ein regierender fürst auftritt. um aus dem geiste und den motiven des bürgerlichen trauerspiels nicht herauszufallen, kehrt sich natürlich die polemik gegen den fürstlichen stand. so heifst es: 'warum muss doch ein fürst so oft verläugnen dass er das unglück seiner untertanen empfindet.' . . . 'o ihr regenten! warum ist euch dieser reizende anblick verborgen, warum bedeckt ihn die dunkelheit der nacht!' . . . 'ihr prinzen! wann wird euer unglücklichstes schicksal aufhören, dass ihr euch so oft, nichts als lerneische ungeheuer, lauter vielköpfigte schlangen in eurem busen erwärmt?' . . . das stück schliefst: 'wie elend sind doch die fürsten! flöfsen sie furcht ein: so werden sie schrecklich und verhasst; und ist die güte ihr augenmerk: so verleitet man sie zur ungerechtigkeit oder sie werden verächtlich! . . . ihr beherscher der welt! müsst ihr nicht erzittern, so oft ihr die stufen eures thrones betretet, wenn ihr menschlich seid . . Danfeld! . . Rhynsold! der getreuste untertan wird plötzlich umgebracht und der gröste bösewicht regiert mein ganzes herz und fällt erst nach so viel grausamen bubenstücken! . . . verflucht sei doch der scepter, der sich gegen solche bluturteile neigen muss!' so

an. es heifst dort: 'ein parricida muss begangen werden, fragt sich von welcher art. vater tödtet den sohn oder die tochter. bruder liebt und tödtet die schwester, vater tödtet ihn. vater liebt die braut des sohnes. bruder tödtet den bräutigam der schwester. sohn verrät oder tödtet den vater.'

beginnt auch sogleich Lessings Emilia Galotti mit einem seufzer des prinzen: 'klagen, nichts als klagen! bittschriften, nichts als bittschriften! — die traurigen geschäfte; und man beneidet uns noch! — das glaub' ich; wenn wir allen helfen könnten; dann wären wir zu beneiden.' später (I 6): 'ein fürst hat keinen freund! kann keinen freund haben!' wie Rhynsolt schliefst auch die Emilia mit einer klage über den fürstlichen stand, welche noch dazu ganz denselben inhalt hat, wie eine der oben citierten stellen aus Rhynsolt: 'gott! gott! — ist es zum unglücke so mancher nicht genug, dass fürsten menschen sind? müssen sich auch noch teufel in ihren freund verstellen?' in der form des letzten satzes (frage mit: *muss?, soll?, darf?)* scheint mir der einfluss Rhynsolts nach der zweiten richtung zu liegen. in der Miss Sara Sampson gebraucht Lessing nur vier mal diese ausdrucksweise: 'muste er sie zu vermehren auch ein noch weiteres reich von einbildungen in ihm schaffen?' . . . (I 7). 'müste mir nicht die gerechtigkeit des himmels jede seiner tränen, die ich ihm auspresste, so vermehren' . . . (III 3). 'ach miss, warum haben wir so einen göttlichen mann betrüben müssen?' . . . (III 5). 'warum muss mir eine plötzliche beklemmung das reden so schwer machen?' (V 4). in Rhynsolt und Sapphira hat die entrüstung überhaupt keinen anderen ausdruck als diese frageform und aus den folgenden beispielen wird man ersehen, wie nahe viele dieser ausrufe auch dem sinne nach zu Lessings schlusssatz stehen: 'tyrann! mustest du zu deiner seele noch eine menschliche gestalt bekommen?' . . . 'gott! ist den falschen freunden, den bösewichtern, mein leben nicht genug! raubten sie dir nicht alles, was dich äufserlich glücklich machte; wollen sie auch noch deinen grösten stolz, wollen sie vielleicht deine tugend ihrer verfluchten wut noch aufopfern?' . . . man beachte in allen diesen beispielen, wie auch bei Lessing, die steigerung der frage durch *noch, auch, auch noch*. . . . 'muss ich noch dieses schreckliche geheimnis erfahren, um einen doppelten tod zu leiden!' . . . 'so raubt man mir auch noch die freiheit! hat man die unmenschlichkeit noch nicht hoch genug getrieben?' . . . 'untier! was für laster verlangst du noch? bin ich nicht schon tadelnswert, dass ich den vorsatz fasste dir zu folgen? soll ich alle ehre und pflicht vergessen, soll ich mir die strafen des himmels dadurch noch schrecklicher aufhäufen? . . . gott! habe ich nicht schon deinen ganzen zorn gereizt, da ich nur zusagte, lasterhaft zu sein? muste sich denn der redlichste fürst durch seine woltaten den grösten bösewicht erzeugen?' . . . übrigens ist Martinis quelle nicht Gellerts erzählung Rhynsolt und Lucia, sondern das 491 stück des Zuschauers, welches von Rhynsault und Sapphira handelt.

Der anhang enthält zuerst die 'collation der beiden ausgaben des Freigeistes' (s. 120 f), welche mir sehr entbehrlich vorkommt.

zweitens die 'textgestaltung des Brutus', welche der Ramlerschen änderungen und des verses wegen eingehend (s. 122—127) zu behandeln war. das capitel über den 'fünffüfsigen jambus bei Lessing und Brawe' erhält seine volle bedeutung allerdings erst im zusammenhange mit einer anderen arbeit des verfassers, mit der vollständigen geschichte des reimlosen fünffüfsigen jambus bis zu Lessings Nathan, welche er in den Sitzungsberichten der Wiener academie xc 625 ff veröffentlicht hat. wie in der genieperiode, ungefähr um den wendepunct des 3 und 4 viertels des 18 jhs., jeder dichter nach einer eigenen genialen maxime strebt, nach einem schlagwort, in dem er dichtet, so hat um die mitte des jahrhunderts jeder der grofsen dichter seinen eigenen vers: Gottsched den alexandriner, Klopstock den hexameter, Kleist den hexameter mit der vorschlagsilbe, Lessing den fünffüfsigen jambus. Klopstock und Lessing haben dabei ganz denselben ausgangspunct: beide gehen von der verwerfung des reimes aus. Lessings entwurf des Giangir in reimlosen alexandrinern (1748, vgl. Lessings werke (Hempel) xi 2, 363—7) zeigt deutlich diesen weg. Weifse in der anzeige von Lessings Philotas (Bibliothek d. sch. wiss. v 2, 311—7) wünscht ein metrum für das trauerspiel, ohne reim aber, welcher dem tragischen dichter nicht anzupreisen sei. der fünffüfsige jambus habe zu wenig wahrscheinlichkeit. desgleichen sagt er in der vorrede zum Beitrag zum deutschen theater 2 teil (1763): 'wären unsere deutschen schauspieler gewohnt, trauerspiele ohne reim vorzustellen, so würde er (der verfasser) diesen unnötigen zierrat, den man allenfalls den kleinen liedern lassen muss, gleich den Engländern und Italienern gern abgeworfen haben: aber man muss sich notwendig mit einer gesellschaft verstehen, ehe man dieses wagen will, wofern man nicht blofs für den leser, sondern auch für eine schaubühne schreiben will.' schon der nächste band des Beitrages (3 teil 1764) enthält ein trauerspiel in fünffüfsigen jamben (vgl. Sauer aao. 676). die kunstrichter waren damals über die verwendbarkeit dieses metrums in der tragödie schon einig, nur die praxis auf dem theater liefs warten. die Befreiung ist des ungewohnten verses wegen nicht aufgeführt worden. der nächste (4) teil des Beitrages (1766) brachte trotzdem eine neue tragödie in fünffüfsigen jamben, nur dass Weifse, um der declamation noch mehr abwechselung zu verschaffen, bisweilen auch weibliche ausgänge zuliefs. die anzeige dieses bandes in den Hamburgischen unterhaltungen (i 455 f) bemerkt dazu: 'es freut uns auch dass der hr verf. uns wider ein trauerspiel in der versart der zehnsilbigen jamben liefert, die uns noch immer dem pathos des tragischen dialogs, auch in unserer sprache am angemessensten zu sein scheinen; ob man sich gleich (gott weifs aus welchen ursachen) zur aufführung solcher stücke noch nicht hat verstehen wollen.' diesmal aber verstand sich das theater dazu; das stück wurde am 28 januar 1767 zuerst gegeben.

wie Lessing, von dem Weifse nur das echo ist, so wurde auch Schiller durch die forderung der reimfreiheit des tragischen verses auf den fünffüfsigen jambus geführt. Wieland (Teutscher merkur 1782, october s. 82. 1784, märz s. 228 f. 251) empfiehlt vers und reim für die tragödie. auf seinen ausspruch hin schrieb Schiller Don Carlos in jamben (Gödekes ausg. v 1 s. 3), aber in reimfreien jamben — denn Wielands zweite forderung dass der reim zum wesen des guten dramas gehöre, wollte er so wenig unterschreiben, dass er ihn vielmehr für einen unnatürlichen luxus des französischen trauerspiels, für einen trostlosen behelf jener sprache, für einen armseligen stellvertreter des wahren wolklanges in epopöe und tragödie erklärte.

In diesem teile des anhanges datiert Sauer auch aus gründen des versmafses und aus inneren gründen den entwurf des Kleonnis. er findet den terminus ad quem — 1758 vor dem Philotas — mit grofser wahrscheinlichkeit heraus. vielleicht bin ich im stande, einen terminus a quo zu fixieren. Lessings pläne entwickeln sich in dieser zeit mit grofser zähigkeit. dasselbe motiv sucht er an den verschiedensten stoffen zur darstellung zu bringen; dann wendet er einen dieser stoffe nach einer neuen seite, dabei fällt ihm ein anderes motiv in die augen und nun wird auch dieses in den verschiedensten situationen erprobt. Cronegks Codrus regt ihn (Werke xi 2, 633—5) zu dem plane eines trauerspiels über den gleichen gegenstand an. zur selben zeit entwickelt sich das sujet der bürgerlichen Virginia in ihm, wobei er anfangs noch immer republikanische tugend des altertums, wie im Codrus zu verherlichen vor hat. in dieselbe zeit fällt ferner auch der plan zum Seneka (aao. 678 f). am 21 januar 1758 ist aus der Virginia der plan zur Emilia Galotti entstanden; ein anderes motiv an dem stoffe hat seine aufmerksamkeit gefesselt (aao. 630 f), er hat die geschichte der römischen Virginia von alle dem abgesondert, was sie für den ganzen staat interessant machte, er hielt nunmehr das schicksal einer tochter, die von ihrem vater umgebracht wird, dem ihre tugend werter ist, als ihr leben, für sich tragisch und fähig genug, die ganze seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein umsturz der ganzen staatsverfassung darauf folgte. dieses motiv nun versuchte er gleichfalls an verschiedenen stoffen, und auf diese weise, glaube ich, bot sich ihm zuerst die geschichte des Kleonnis an. es fällt wenigstens auf dass Lessing aufser den historischen voraussetzungen nur jene situation aufzeichnet, wo Aristodemus seine des beischlafes beschuldigte tochter tödtet, ihren leib aufschneidet, und alle anwesende von ihrer unschuld augenscheinlich überzeugt. das ist ganz dasselbe motiv, welches Lessing an der Virginia so tragisch gefunden hat. dann aber ergab sich zu der zeit, als Gleim seine kriegslieder sang, Kleist den Cissides dichtete und Weifse sein grablied auf einen in der schlacht gebliebenen

jungen helden, für Lessing aus demselben stoffe des Kleonnis, wenn er ihn nach einer anderen seite kehrte, leicht das motiv des Philotas: tod des jungen helden fürs vaterland. eine briefstelle, welche sich nur auf den Kleonnis beziehen kann, kommt meiner conjectur zu hilfe. Gleim schreibt am 16 april 1758 an Lessing: 'wird diese messe uns nicht Ihre bisherigen arbeiten zu lesen geben? erfreuen Sie mich doch ehe als der buchladen damit; denn ich verspreche mir ganz gewis einen neuen band und bin insonderheit nach der tragödie in jambischen versen sehr ungeduldig' (Werke xx 2, 128). also etwa januar 1758 mag sich Lessing mit dem Kleonnis beschäftigt haben; und Brawes Brutus, welcher diesen voraussetzt, kann nicht schon anfang 1757 (Sauer s. 53) begonnen sein. dem widerspricht schon was Lessing am 18 februar 1758 an Mendelssohn schreibt: 'der verfasser des Freigeist hat jetzt einen Brutus gemacht.'

Weil hier von Lessings plänen die rede ist, möchte ich eine irrige vermutung Danzels, welche auch in die neue ausgabe der Lessingschen entwürfe und fragmente übergegangen ist, berichtigen. Weiſse erzählt in der Selbstbiographie (s. 13), er habe mit Lessing den Spieler von Reignard übersetzt, und Danzel vermutet: 'eine übersetzung des Spielers findet sich in dem ersten bande der Schönemannschen sammlung; doch liegt der einzige grund, welcher dafür sprechen könnte dass es die Weiſse-Lessingsche sei, darin dass sich von Weiſse noch ein anderes stück zu Schönemann verirrt hat' (s. 107 anm.). das stück, welches sich zu Schönemann verirrt haben soll, ist die Matrone von Ephesus, von welcher KLessing (s. 64) allerdings irriger weise erzählt dass sie in Hamburg (nicht aber in Schönemanns sammlung) gedruckt worden sei. in der Schönemannschen Schaubühne (Goedeke 550) sucht man sie deshalb auch vergebens.[1]

Die 'höchst elende' sammlung, in welcher das stück nach Weiſses angabe in der vorrede zur 2 auflage des Beitrages (II) zuerst gedruckt sein soll, ist nicht die Schönemannsche, sondern die Sebastianische, deren voller titel lautet: Sammlung neuer schauspiele, so wie sie auf dem Sebastianischen schauplatze aufgeführt worden. erster band. Augsburg, bei Cletts witwe, 27½ bogen, in gr.-8°. die anzeige in der Allg. d. bibl. I 1, 297 (1765) sagt: 'die Matrone von Ephesus ist ein stück, das einer unserer besten köpfe in sehr jungen jahren gemacht, und es vermutlich itzt, ohnerachtet es nicht ganz schlecht ist, seiner nicht würdig hält, weil er es seinen Beiträgen zum theater nicht einverleibt hat. aber wie sehr geschieht diesem stücke nicht unrecht, dass es zwischen den abscheulichen übersetzungen und

[1] den angaben KLessings liegt ein aufsatz Weiſses über Lessings studentenjahre und aufenthalt in Leipzig zu grunde, den er durch Garves vermittelung für KLessing schrieb, vgl. Briefe von Garve an Weiſse I 421. 383 f. 388. 394 f. 404 f. II 137. 145.

originalem unsinn herumziehender comödianten stehen muss.' für die autorschaft Lessings spricht also bei der Reignard-übersetzung in der Schönemannischen Schaubühne nichts. bei der übersetzung des Catilina von Crebillon (Hempel xi 2, 512 ff) ist die autorschaft Lessings durch eine briefstelle gesichert. aber nach Weiz, Gelehrtes Sachsen s. 267, soll auch Weifse den Catilina übersetzt haben; und Lindner in seinem Verzeichnis der schriften Weifses (Iphofen, Weifsens leben s. 95) setzt als erste nummer an: 'mit Gottb. Ephr. Lessing: Catilina, ein trauerspiel von Crebillon. aus dem franz. Dresden (175.) 8°.' auch der anfang der Weifseschen übersetzung der Geheiligten andachtsübungen der frau Rowe (herausgeg. von Watts. aus dem engl. Erfurt 1754 gr. 8°) wird daselbst Lessing zugeschrieben; die autorität, welche diesen angaben zu grunde liegt, ist mir nicht bekannt.

Berlin 18. 1. 79. JAKOB MINOR.

Goethe und Charlotte von Stein. von EDMUND HOEFER. Stuttgart, Krabbe, 1878. 78 ss. 8°. — 2,40 m.*

Goethe und frau von Stein — wie manches buch ist schon über dieses thema geschrieben worden, ohne dass je der gegenstand erschöpft, ohne dass auch nur die bescheidenen ansprüche des litterarhistorisch gebildeten und mit empfänglichem sinn für die kunst begabten lesers befriedigt worden wären! trotz der stattlichen bände, in denen — um nicht von Adolf Stahrs und Robert Keils unglücklichen machwerken zu reden — Heinrich Düntzer unter verschiedenen titeln Charlotte von Stein und ihren bund mit Goethe behandelt, oder vielleicht zum teil gerade wegen des ansehnlichen umfangs dieser bände bekommen wir kein würdiges, nicht einmal ein völlig getreues bild der beiden grofsen menschen und ihres einzigartigen verhältnisses. dazu gehörte nicht blofs ein gründlicher kenner der Weimarer zustände, ein mit Goethes sein und schaffen innig vertrauter geist, ein gelehrter, dem Charlottens nachlass zum ausgibigsten gebrauch überlassen wäre, sondern vor allem auch ein schriftsteller, der diese papiere zu benützen wüste, der uns nicht in ermüdender breite die einzelnen briefe der liebenden in directer oder indirecter rede vorlegte, nicht langweilig von jeder zusammenkunft, jedem gemeinschaftlichen mittagessen, jedem frühstück, das Goethe der freundin sendet, erzählte, sondern die einzelnen züge zu einem grofsen, übersichtlichen, klaren gesammtbilde zusammenfasste, den blick stets auf das ganze gerichtet hielte, durch welches das

[* vgl. Jenaer litteraturzeitung 1879 nr 8 (BSeuffert).]

für sich oft unbedeutende einzelne erst wert und gehalt bekommt, dabei aber die philologische gründlichkeit keineswegs vermissen liefse. dann aber, wenn ein buch über Goethe und frau von Stein diese eigenschaften in sich vereinigte, könnte es auch bei mäfsigem umfang ein herliches werk werden.

Diesem bedürfnis kommt die vorliegende schrift nicht im geringsten entgegen; ja in ihr findet sich überhaupt nichts über deutsche litteratur und am allerwenigsten ein annehmbares wort über goethische poesie. aber herr Hoefer will auch keinen beitrag zur litterarhistorie liefern; er beschränkt sich darauf, den menschen Goethe allein, von dem dichter völlig getrennt, zu betrachten, ein bestimmtes verhältnis dieses mannes blofs nach seiner menschlichen und sittlichen bedeutung darzustellen. für einen augenblick zugegeben, was keiner, der eine ahnung von Goethes wesen hat, zugeben wird, dass es erlaubt, dass es nur möglich sei, den menschen von dem schriftsteller Goethe loszulösen — was lernen wir nun aus der broschüre Hoefers? neues absolut nichts: der kern seiner mitteilungen findet sich schon bei Stahr und Keil; aber sogar diese litteraten wusten den gegenstand geschickter zu behandeln und waren wenigstens nicht so dreist, ihren lesern blofs solche grobe speise ohne andere feinere gerichte vorzusetzen. herr Hoefer dagegen gibt nichts als einen höchst entbehrlichen weiteren commentar zu Goethes briefen an frau von Stein. noch dazu unvollständig: denn er befasst sich nur mit der 'liebesgeschichte' — ich will der kürze halber so sagen und mich auf den von Hoefer gebrauchten ausdruck 'liebesbriefe' berufen (s. 8 und 11). und wie wird diese 'liebesgeschichte' behandelt? — seltsam! im anfang (s. 13; vgl. auch später s. 57 und 58) verurteilt Hoefer selbst die untersuchung über das wesen eines bundes wie zwischen Goethe und Charlotte von Stein und über den grad ihrer annäherung; und rechnet es dem ersten herausgeber zum schweren vorwurf an dass er sich über diesen punct überhaupt nur ausgesprochen. Hoefer glaubt, Schöll habe damit allen etwaigen künftigen zweifeln schon im voraus begegnen wollen, und vergisst dass man sich in dem klatschsüchtigen Weimar nach des dichters tode nicht scheute, den bereits 1772 geborenen Fritz Stein als Goethes sohn zu bezeichnen, dass der herausgeber der goethischen briefe an Fritzens mutter also grund genug hatte, solchen verleumderischen gerüchten entgegen die reinheit der liebe unseres dichters auf das nachdrücklichste zu betonen. dann aber beschäftigt sich Hoefer selbst auf sechszig seiten ausschliefslich mit diesen fragen und zwar so, dass es scheint, als müsse das verhältnis der beiden freunde erst in den kot gezogen werden, um verstanden werden zu können.

Ich denke dabei weniger an Hoefers ansicht über den grad der annäherung der beiden liebenden. zwar bin ich auch jetzt

noch, nach der lectüre der schrift, fest überzeugt dass das par, um mich eines ausdruckes des verfassers zu bedienen, 'niemals der irdischen schwäche unterlegen' sei. darüber mag aber ein jeder sich seine meinung bilden, wie er will.[1] ja es wird jedem herausgeber, jedem commentator, jedem leser der briefe Goethes an frau von Stein unverwehrt, ja unerspart bleiben, sich sein urteil auch über diesen punct zu bilden: wer aber eine solche auf sein subjectives gefühl gegründete anschauung durch belegstellen aus Goethes briefen stützen und zur wissenschaftlichen evidenz erheben will, schöpft in das sieb der Danaiden, oder ohne bild gesprochen, wenn sein buch weiter nichts als die untersuchung jener frage enthält, verdient es nicht gedruckt zu werden.

Nicht sowol also Hoefers urteil über den grad der innigkeit des goethischen verhältnisses zu frau von Stein meine ich, wenn ich an den eigentümlichen weg durch sumpfige niederungen erinnere, auf dem er zu dem verständnis dieses liebesbundes gelangt. herr Hoefer fasst diese freundschaft allerdings nicht ideal und mystisch auf wie einige der beständig getadelten und verhöhnten 'ausleger', sondern realistisch im schlimmsten sinn, geradezu ordinär. wie er die geschichte dieser liebe während der ersten fünf jahre darstellt, ist frau von Stein eine gemeine kokette und Goethe ein leicht geköderter, oft genarrter, aber immer gleichmäfsig verliebter einfaltspinsel. überhaupt scheint Charlotte sich der huld des herrn verfassers nicht sehr zu erfreuen. sie ist ihm eine halbnatur, welche immer und überall zwischen gut und böse schwankt, bald einen klaren, ruhigen verstand und ein hohes ideales streben, bald eine krankhaft überspannte, zu törichten grillen hinneigende phantasie offenbart, heute tief, rein und zart empfindet und morgen auffallend oberflächlich, gleichgiltig und kalt ist, jetzt vorurteilsfrei, nachsichtig und selbstlos, dann wider engherzig, unduldsam und entschieden egoistisch erscheint und alle diese entgegengesetzten eigenschaften willkürlich nach ihrer laune hervorkehrt, kurz eine frau 'nicht von character, aber von temperament und zwar im allerhöchsten grade'. diese Charlotte hätte allenfalls einen Zimmermann angezogen, dessen weibliches gegenbild sie — nur auf einer bedeutend niedrigeren stufe — nach Hoefers characteristik dargestellt haben würde; nimmermehr aber hätte diese frau auf die hervorragendsten personen des Weimarer kreises, am wenigsten auf Goethe einen solchen einfluss geübt. aber hätte sie auch einen augenblicklichen

[1] man stimme hierin mit Hoefer überein oder nicht, die ansicht wird nicht leicht jemand mit ihm teilen wollen dass der bruch der geistigen ehelichen treue erst durch den der leiblichen erklärt und entschuldigt werde (s. 58). seiner neigung kann vielleicht nicht jeder gebieten: gerade je tiefer und edler ein mensch angelegt ist, desto dauerhafter und unauslöschlicher wird seine liebe sein, die äufseren verhältnisse seien, welche sie wollen; der gemeinsinnlichen tat aber kann sich jeder enthalten.

eindruck auf ihn gemacht, der zauber wäre bald verschwunden, wenn frau von Stein in der folgezeit mit dem herzen des dichters würklich nur kokett 'gespielt' hätte, wie herr Hoefer ihr benehmen während der ersten fünf jahre ihres bundes mit Goethe zu deuten beliebt. Goethe war damals kein kind mehr, kein neuling den frauen gegenüber; er, dem im leben und in der dichtung die wahrheit am höchsten galt, hätte ein solches durchaus unwahres wesen nicht so bald durchschaut, als er sich mit abscheu davon abgewandt haben würde.

Auch Schiller war sogleich bei seinem ersten aufenthalt in Weimar 1787 von frau von Stein eingenommen. er urteilte ganz anders als herr Hoefer von ihrem character; in ihrem gesicht nahm er einen sanften ernst und eine ganz eigene offenheit wahr, in ihrem gesammten wesen einen gesunden verstand, gefühl und wahrheit. Schillers kritischer meisterblick wird sich auch hier kaum verläugnet haben; ich wüste wenigstens nicht dass er später, nachdem er mit Charlotten von Stein sehr nahe bekannt geworden war, diesen ausspruch je widerrufen hätte. aber was gilt herrn Hoefer Schillers urteil, was die ansicht der übrigen mit den Weimarer verhältnissen vertrauten zeitgenossen! ihre äufserungen sind für ihn sämmtlich geringfügig und bedeutungslos; unselbständig sagen die leute nur nach, was man gerade in Weimar ihnen über die sache mitzuteilen für gut findet. auf diese weise kann man freilich alles aus allem machen.

Trotz aller mühe aber, die sich der verfasser sichtlich gibt, ist sein buch nichts weniger als geistreich geschrieben, nicht einmal piquant. und das letztere war doch nicht schwer, da herr Hoefer auf wissenschaftliche gründlichkeit von anfang verzichtete und bei der aufgabe, die er sich stellte, darauf verzichten muste, da er überhaupt seinen gegenstand von einer möglichst piquanten seite zu packen sich bestrebte. aber dazu gehörte mehr als blofse spötteleien über die worte compromittieren, ideale seelenfreundschaft und mystische liebe, unsittlich und sinnlich, als die beständigen sticheleien auf die früheren commentatoren der goethischen briefe sowie auf künftige kritiker, die sich mit den resultaten des herrn Hoefer nicht einverstanden erklären sollten.

Selbst daran hat der verfasser schon gedacht! in der hochmütigsten weise lehnt er das urteil aller derer, die durch sein buch nicht überzeugt werden sollten, von vorn herein ab, indem er sie zu dem servum pecus der blinden 'Goethegemeinde' oder der unzurechnungsfähigen 'Steinritter' stellt. daher sollen auch diese zeilen nur einen energischen protest gegen solche bücher überhaupt einlegen. ich darf es mir deshalb nicht nur ersparen, des weiteren verschiedene ungeschickte phrasen, die ich mir aus der broschüre zusammengeschrieben habe (zb. s. 23: 'es geht merkwürdig rasch mit dieser liebe!' usw.), tadelnd hervorzuheben, sondern ich brauche mich auch auf einzelne tatsächlich falsche

behauptungen nicht näher einzulassen. sonst würde ich unter anderm namentlich fragen, ob unsere litteratur nicht schon vor dem anfang der siebenziger jahre 'wundervoll aufzuknospen' begonnen habe (s. 23); auch das übertriebene, im vergleich zu der härte, mit welcher Schölls arbeiten kritisiert sind, geradezu parteiische lob des 'gründlichen, einsichtsvollen und klaren' buches von Lewes über Goethe (s. 16 usw.) möchte zu einer ausführlichen widerlegung herausfordern. in wissenschaftlichen kreisen pflegt man es meist als schlimmes vorzeichen für den wert einer schrift über deutsche litteratur zu betrachten, wenn der verfasser es sich beikommen lässt, schon auf den ersten seiten Lewes werk über Goethe, Stahrs biographie Lessings und dergleichen mehr oder minder oberflächlich gearbeitete bücher überschwänglich zu loben. das ungünstige vorurteil wird auch hier erweckt; gleichwol findet man sich beim weiterlesen noch entteuscht.

Doch ich will auch nicht ungerecht sein und freue mich daher, zum schluss wenigstens in einem punct herrn Hoefer völlig beistimmen zu können. ich meine seinen versuch, den von Düntzer in den anfang des mais gesetzten undatierten brief Goethes aus den ersten monaten des jahres 1789 in die letzten tage des februars oder in die ersten des märz zurückzuverlegen (s. 69); mit den gründen, mit denen der verfasser diese seine annahme stützt, kann ich mich nur einverstanden erklären. also wenigstens eine gehaltvolle seite unter achtundsiebenzig leeren, doch ein brauchbarer gedanke auf fünf druckbogen!

FRANZ MUNCKER.

Wielands Abderiten. vortrag von dr BERNHARD SEUFFERT, privatdocent an der universität Würzburg. Berlin, Weidmannsche buchhandlung, 1878. 52 ss. 8°. — 1,20 m.*

Es steht zu hoffen dass die historisch-philologische betrachtung sich bald energischer als bisher der persönlichkeit und den werken Wielands zuwenden wird. nicht für die jugenddichtungen allein ist noch unendlich viel zu leisten, wenngleich das bedürfnis für diese sich am dringendsten äufsert. mit freude begrüfsen wir die vorliegende untersuchung Seufferts, der bereits in seinem Maler Müller auf die beziehungen der Abderiten zu Mannheim und auf Lessing-Euripides hingewiesen hatte. hier sucht er in der seinen arbeiten eigenen besonnenen und gründlichen weise des näheren darzulegen, wie bedeutend Wielands

[* vgl. Jenaer litteraturzeitung 1878 art. 748 (EBrenning). — Zs. f. d. österr. gymn. 1878 s. 936 f (RMWerner).]

Mannheimer eindrücke auf die fortsetzung dieses seines für die gegenwart geniefsbarsten romans gewürkt haben. die entstehungsperioden werden scharf aus einander gehalten, aber schon für die erste einzelne hineingeheimniste anspielungen auf süddeutsche städte über das allgemein bekannte hinaus glücklich erklärt. gegen Ofterdingers deutung der Gulleru auf Bibi (vgl. Scherer Anz. I 56) verhält Seuffert sich mit recht skeptisch. ich glaube, die scherzhaft eingekleidete darlegung Wielands über der Aethiopier *einerlei begriff oder modell von schönheit und hässlichkeit* und dass griechische hässlichkeit aethiopische schönheit sei deuten auf das von Winckelmann aufgestellte hellenische ideal hin und geben namentlich mit einschlägigen bemerkungen Herders ua. hand in hand.

1778 geht Wieland an die fortsetzung. im december 1777 und im januar 1778 hatte er in Mannheim verweilt, das ihm alsbald in abderitischem lichte erscheint. die briefe beweisen das klärlich. sie fordern den litterarhistoriker geradezu heraus, dem *feinen mährchen*, zu dem sich die *geschichte von Mannheim* allmählich in seinem kopf zusammendämmerte (s. 26), in der fortsetzung der Abderiten nachzuspüren. Seuffert reiht möglichst viele briefliche äufserungen an einander, wodurch die übersicht über die basis seiner folgerungen erleichtert, die darstellung aber in diesem abschnitt zu schwerflüssig wird. wir kommen seitenlang nicht aus unverbundenen citaten heraus; der gewis recht interessante bisher ungedruckte brief an Müller liegt s. 27 ff wie ein verhau im wege, nachdem der verfasser in dem Wieland nacherzählten eingang ein überaus flottes tempo genommen hatte. im allgemeinen müssen wir die deutung der abderitischen theater- und schriftstellerverhältnisse auf das nationaltheater zu Mannheim, auf das dortige publicum, die pfälzischen dichter, schriftgelehrten, schauspieler und sänger, Klein, Schwan, Dalberg usw., den grofsen fremdling Lessing als wolüberlegt und sicher begründet anerkennen. eine geschlossene kette in einander greifender argumente liegt vor. ihrer beweiskraft kann sich eine ruhige, von voreingenommenheit freie erwägung nicht entziehen. auch HUhde würde jetzt wol Seufferts hypothese wahrscheinlicher finden. ich habe den ausfall des gelehrtesten kenners unserer theatergeschichte gegen die erwähnte stelle des Maler Müller (Beilage zur allg. zeitung 1878 nr 211 f) nochmals mit bedacht gelesen, aber mich trotz der warnung *den dichter der lüge zu zeihen* nicht abhalten lassen können, mit Seuffert in des Paraspasmus Niobe eine anspielung auf die Müllersche zu finden. Seuffert geht in der ausdeutung des romans und der briefe nicht über das mafs des erlaubten hinaus. er erörtert klar dass Wieland keine directe localsatire schreiben wollte, aber motive dankbarst aufgriff, die farben mischte, dies und jenes geschickt amalgamierte, dass ihm modelle unbewust vorschwebten (s. 8), reminiscenzen bemerkt

und unbemerkt aus der feder flossen. übrigens kann ich den nicht verdammen, der bei Wieland einen hang zu klatsch und zweideutigkeit findet. das passte zu seiner behenden gabe, alles zu besehen und zu bereden, von überallher nachrichten an sich zu ziehen, zu seiner oft lavierenden verträglichkeit und behaglichen gutmütigkeit ganz wol.

In dem einen abderitischen dramatiker (19, 215) erblickt Seuffert Lenz und zieht speciell den Neuen Menoza heran. dagegen geht dass *ein vierter sich selber ohren und nase abschneidet* wol auf die selbstverstümmelung des Hofmeisters. warum s. 38 meine vermutung, Hyperbolus sei Klinger, abgelehnt wird, leuchtet mir nicht ein. gewis bezieht sich die ganze caricatur nicht ganz ausschliefslich auf Klinger, aber doch offenbar in erster linie, so wie etwa Riesbeck, der reisende Franzose, für sein zerrbild des geniedramas hauptsächlich das Klingersche benutzte. im hinblick auf Klinger schuf Wieland den Hyperbolus in den Hegesias Hyperbolus um. natürlich habe ich nicht nur die hyperbeln und den bombast, sondern auch den *löwengrimm und sturm und drang* im auge gehabt. Hyperbolus hat 120 dramen geliefert; wie sorglos schleuderte Klinger drama auf drama hin! wenn Hyperbolus zugleich an einem epos von 48 gesängen arbeitet, so braucht Wieland nicht an Klinger gedacht zu haben, oder er meinte spafsend, einem solchen schnellschreiber sei alles möglich, oder er hatte, vielleicht von Klinger selbst, gehört dass dieser in seiner jugend würklich ein epos begonnen hatte (Werke 9, 22 *Der weltmann: ich vergafs bei deinem letzten besuche, dich nach dem heldengedichte zu fragen, das du schon auf der schule anfingst; wie steht es jetzt damit?).* ferner war Klinger eine zeit lang theaterdichter bei der gerade in den rheinischen gegenden beliebten Seylerschen truppe. endlich scheint *Hyperbolus* ein verbreiteter neckname Klingers gewesen zu sein, oder verschiedene kamen unabhängig dazu ihm diesen passenden titel zu geben: Lenz nennt ihn *Klinger-Hyperbolus* (Stoeber JGRöderer nachtrag s. 16).

Schielt Wieland so spöttisch auf die Mannheimer bühne, so möchte man andererseits wünschen dass einmal die weitreichende bedeutung derselben für die geschichte des deutschen dramas, des bürgerlichen zumal, im zusammenhange vorgeführt würde. hier zeitweise die Seylersche truppe, deren mitglieder mehrfach die personalunion von poet und mimen aufweisen, Möller, Brandes, Grofsmann, hier Gemmingen usw., hier eine neue reihe von dichter-schauspielern, hier tauft Schiller das Verbrechen aus ehrsucht und Iffland Kabale und liebe.

Noch sei bemerkt dass, äufserlich angeregt von Wieland (vgl. die vorrede), Schink 1787 ff Das theater zu Abdera schrieb, ein unsauberes werk mit anspielungen auf Wiener zustände, und dass Kotzebue in seinen plattkomischen Krähwinkeliaden Wielands

lucianische art gemein vergröberte. ich will das für den Carolus Magnus (1806) nicht näher zeigen, der von litterarischen anspielungen und spötteleien wimmelt; ferner hat Kotzebue die weitschweifige onoskiamachie der Wielandschen Abderiten für Des esels schatten oder der process in Krähwinkel ausgenutzt. aber er selbst wurde von seinen romantischen gegnern als abderitischer dramatiker dem gelächter preisgegeben, und so sei denn zum schluss als eine parallele zu Wielands satire, aber als ein gerade aus auf sein ziel zuschreitendes seitenstück das neunte capitel der Tieckschen Schildbürger erwähnt, welches die durchsichtigste verspottung des bürgerlichen rührstückes und seiner hauptvertreter enthält; Augustus und Hans Kopfmacher sind Iffland und Kotzebue.

ERICH SCHMIDT.

Ernst Christoph Bindemann. ein beitrag zu literatur- und culturgeschichte der letzten hundert jare von HERMANN PETRICH. Leipzig, Jenne, 1878. 30 ss. 4°.

Dieses Stargarder programm führt uns zu den *musen und grazien in der Mark*. Bindemann ist ein dichtgenosse des durch Goethes spott zu unliebsamer unsterblichkeit gelangten Schmidt. für die mit recht sehr knapp gehaltene biographie konnte Petrich zuverlässige familienmemoiren benutzen. wir erhalten die darstellung eines behaglichen, sinnigen pfarrerlebens im geiste der Grünauer idylle; das land- und familienleben sind die gegenstände der Bindemannschen dichtung, die antiken poeten die gefährten seiner friedlichen abgeschiedenheit, an denen er sich für seine eigene land- und hauspoesie schult, die er mit glück zu verdeutschen bemüht ist.

Bindemanns aneignende und seine selbständige tätigkeit ist im schatten der Vossischen erwachsen, wie Petrich des näheren richtig hervorhebt. 1793 erschien sein Theokrit, den noch Mörike benutzt und rühmt. die gelungenste Theokritübersetzung neuerer zeit scheint mir übrigens die Rückertsche. Bindemanns vorrede zeigt dass er einen hauch der neuen classischen zeit verspürt hat. seine grundsätze sind dieselben, denen die erste Vossische Odyssee ihre epochemachende vollendung dankt. Petrich nennt ihn nicht eben geschmackvoll einen *Voss in duodez*. Bindemanns erläuterungen zeigen ihn als realphilologen. auch seine metrische theorie hat er von Voss. die *trochäushetze* — Petrich liebt solche sachlich zutreffende, aber stilistisch anstöfsige ausdrücke — konnte zugleich als ein kampf gegen die zunehmenden schrullen Klopstocks bezeichnet werden, wenn einmal von Klopstock und Voss die rede ist. über die schwer zugängliche über-

setzung hätte ich gern etwas mehr gehört. die s. 6 herangezogene recension ist von FJacobs (Parthey s. 39).

Der satz s. 4 *zu allen zeiten hat die deutsche bildung sich durch übertragung fremder geisteswerke bereichert, aber nur zweimal* [durch Luther und Voss] *hat die übersetzung auf die entwickelung unserer literatur und sprache einen mitbestimmenden einfluss ausgeübt* kann in dieser allgemeinheit unmöglich bestehen. man darf dagegen an die mhd. höfische poesie, an die für unsere prosa so wichtige einfuhr romanischer erzählender dichtungen im 15 jh., an den ungeheueren import namentlich im 17 jh., der im weitesten begriffe einen neuen stil in Deutschland durchsetzte, erinnern.

Das capitel über Bindemanns lyrik gibt eine willkommene, die dürftigen andeutungen unserer compendien und die ganze zu sehr durch Goethe und die romantiker beeinflusste tradition verbessernde übersicht über die mitarbeiter am Berlinischen musenalmanach, allen voran Schmidt und Bindemann. die characteristik verfolgt den grofsen litterarhistorischen zusammenhang und weifs, was das verhältnis der beiden speciell betrifft, das gemeinsame und das abweichende sicher zu entwickeln. einige gedichte Schmidts liest man nicht ohne behagen in Storms trefflichem Hausbuch s. 97 ff. wer nur die von Petrich eingeflochtenen proben kennt, würde leicht allzu einseitig urteilen. vgl. auch die rettung in Pfeiffers Goethe und Klopstock s. 115 ff.

Es ist gewis richtig, was s. 11 über den *aristokratischen klassicismus* und andererseits die *demokratische linke* gesagt wird; richtig dass der hausdichter Voss als führer der letzteren genannt wird, wie denn bereits AWSchlegel in einem vorzüglichen artikel des Athenäums den Mecklenburger zu den Märkern gesellte; richtig dass Bindemann auch in seinen rationalistischen anschauungen der norddeutschen sphäre, aber mehr in Spaldings, als in Nicolais oder Vossens weise angehört; richtig dass sein vorsprung vor Schmidt, namentlich formell, seinen grund in dem innigeren weihevollen verhältnis zur antike hat. doch möchte ich einiges erweitern, ohne die eingehende ausführung zu geben.

Den ausgang bildet allerdings das altertum, aber zunächst nur indirect als mutter der bukolischen poesie. für die lyrik der Voss, der Schmidt usw. ist schon an die keime im 17 jh., besonders an zahlreiche abschnitte bei Brockes zu erinnern. ein mangel ist sodann dass Petrich den Laublinger SGLange vergessen hat. da haben wir zuerst den classisch gebildeten dorfpastor, der *mit erhabener scheitel* in die höhen horazischer odenpoesie strebt, aber zugleich das *placidum lumen* der muse auf seine ländlichen freuden, sein familienglück, die geselligen mahlzeiten *(butterbrot, schinken)* mit Doris, Hylas und Thyrsis usw. fallen lässt. so steht dieser Horazianer den märkischen landpoeten bereits sehr nahe. ferner kommt Goethes bedeutung bei Petrich

nicht zur vollen geltung, wenn er s. 12 nur auf Hermann und Dorothea verweist. schon der junge Goethe hat seinen Homer und auch den Theokrit gelesen und aus ihnen *der natur nachgehn* gelernt. die poesie des hauses liegt bereits im Werther. man fühlte und anerkannte das. es kam in den würkungen auf publicum und dichter zum ausdruck. blicken wir nun von Goethe und seinem werk auf die späteren Niederdeutschen, so liefsen sich manche gegensätze formulieren. zb. Goethe las in der Wertherzeit den Theokrit mit einem allgemeinen gewinn für seine kunst, ohne irgend welche nachahmung im einzelnen — eine solche ist bei jenen auf den ersten blick deutlich. oder: Goethe empfand und veranschaulichte die poesie des nächstliegenden, häuslichen, alltäglichen, ohne plattheit, ohne lehrhaftigkeit; gerade daher kam die grofse würkung, auch die belehrende, bessernde, wie denn etwa Miller zweifellos aus der würklichkeit ein mädchen berichten lässt Beytrag zur geschichte der zärtlichkeit s. 96 *ich danks Göthen und seiner Lotte, dass sie mich gelehrt hat, meine geschwister nun mit weit gewissenhafterer sorgfalt zu erziehen* usw. — jene empfanden mehr das behagen, sprachen es platt aus und machten endlich ihre landlyrik zu einer art von landcatechismus, vgl. Petrich s. 14. vater Gleim ua. waren darin vorausgegangen. also es wäre mehr an traditionen anzuknüpfen. mehrfach ist Petrich zu abhängig von Herbst oder Cholevius. warum s. 14 für Vossens gedanken, als badischer landdichter angestellt zu werden, ein verweis auf Herbst statt unmittelbar auf seine eingabe an den markgrafen Briefe 3², 106 ff? die stellung zu den Göttingern müste sich noch klarer und voller herausarbeiten lassen. scenen im Siegwart, im Academischen briefwechsel, die bauernlieder, Millers nie befriedigte sehnsucht nach poetischer mufse und familienglück in einer stillen landpfarre gehören in das bild. bei der geburtstagspoesie s. 22 fallen uns Brockesische verse und mehr noch NDGisekes obligate festoden an seine gattin ein, denn schon vor 1770 hatte die poesie begonnen über bar bezahlte gelegenheitsreime hinaus ein schmuck des lebens zu werden. nach längerer pause hatten die Deutschen von Hagedorn wider gesellschaftslieder erhalten. auch Klopstock ist zu nennen. später mit nachdruck Claudius.

Bindemann ist ein ungleich vornehmerer und zarterer dichter als Schmidt. erinnert Schmidts *Der hase rammelt, die biene sammelt, . . . der tauber dammelt* aufs haar an die Pegnitzschäfer, vieles an die nüchternsten stellen des Irdischen vergnügens, so mahnt Bindemann, immer freilich entfernt, an neuere, edlere vorbilder. er bedient sich neben dem reim classischer formen, die er aber inhaltlich nicht recht ausfüllen kann. einiges zeigt in stimmung und wort offenbar Höltysche anklänge. leise Claudiussche töne hallen nach. Der freund der natur mag geradezu seine entstehung dem süfsen Stolbergischen lied An die natur

verdanken, mit dem es auch das versmafs und einige wendungen gemein hat. unverkennbar ist eine starke einwürkung Klopstocks. der Sternenhimmel mit seinen *goldenen nächte söhnen*, seinen *heeren von welten*, seinen *die laufbahn durchrollenden langen aeonen* beweist das allein; es bedürfte darin gar nicht einzelner entlehnungen aus der Frühlingsfeier *(tropfen)*, nicht des nachgesprochenen emphatischen *ich bin staub*, um den hymnus als klopstockisierend zu bezeichnen. oder das gedicht Der eislauf behandelt ein Klopstocksches thema; allerdings in grundverschiedener weise, aber die fünfte strophe mit ihrem spotte über den *zärtling, der jeglichem nordwind erbebt* und der des pelzes bedarf usw. deutet auf Klopstocks im wolfspelz am feuer hockenden *zärtling*, auf den *weichling behager* und die überschrift ist von Klopstock entlehnt. so wäre im einzelnen manches zu bemerken. ich verlange durchaus nicht und wünsche es auch nicht dass die gedichte eines immerhin sehr untergeordneten dichters ausführlicher erörtert werden sollen, als es in dieser schrift geschieht. die analysen sollen nur vorarbeit sein, in der darstellung dürften allein die ergebnisse raum finden. dieser wäre auch hier wol frei gewesen. im ganzen ist nochmals zu betonen dass der verfasser seine gelungene und belehrende abhandlung zu einem beitrag zur geschichte der deutschen dichtung überhaupt, nicht der märkischen allein, erweitert hat. der anhang s. 24 ff bietet eine auswahl Bindemannscher gedichte.

ERICH SCHMIDT.

Die nordische und die englische version der Tristan-sage. herausgegeben von EUGEN KÖLBING. erster teil. Tristrams saga ok Ísondar. Heilbronn, Henninger, 1878. CXLVIII und 224 ss. 8°. — 14 m.*

Seit 1864 sind in Deutschland aufser der Edda hervorragende werke der altnordischen litteratur wenige herausgegeben worden. ich wüste neben Möbius Analecta und Íslendingabók nichts zu nennen, denn weder Kölbings Riddara sǫgur noch Gerings Finnboga saga kann ich zu den hervorragenden zählen; Möbius Íslendingadrápa, Maurers Skíðaríma ua. sind an umfang unbedeutend; die färöischen lieder kann ich aus anderen gründen hier übergehen. sehen wir von der poetischen litteratur ab und scheiden wir von der prosaischen gesetzeswerke und wissenschaftliche (computistische, geographische), sowie religiöse schriften (heiligenleben, homilien) aus, so bleiben uns die eigentlichen sǫgur: erzählende darstellung gleichzeitiger oder vergangener, geschichtlicher oder halb- ja ganz erdichteter, nordischer und auswärtiger begebenheiten. Island hat nun sǫgur all dieser ca-

[* vgl. Litt. centralblatt 1879 nr 23 (HPaul). — Jenaer litteraturzeitung 1879 nr 25 (HLöschhorn).]



tegorien aufzuweisen, Norwegen — dessen litteratur ja unter der altnordischen mit verstanden wird — mit verschwindenden ausnahmen nur solche der letzten gattung, deren stoffe natürlich in der regel auch im ausland ihre erste mafsgebende gestalt empfiengen, mit anderen worten ins nordische herüber mehr oder minder frei übersetzt wurden. hiermit wäre die norwegische sagalitteratur hinreichend characterisiert: es fehlt ihr selbständigkeit und nationaler inhalt; doch zwingt die ähnliche stellung unserer mittelhochdeutschen epik etwas weiter zu gehen und die art der bearbeitung ins auge zu fassen. die übersetzungslitteratur beginnt in Norwegen im ersten drittel des 13 jhs. unter und durch könig Hákon Hákonarson (1217—63); in Island nimmt sie erst ungefähr ein jahrhundert später überhand. während nun aber hier die tradition des sagastiles und der freien erzählung, die bekanntschaft mit den damals erst recht durch abschriften verbreiteten Íslendinga sǫgur ihren einfluss übte und die eigentümlich freie art der copierung der eigenen litteratur auch, und in noch höherem grad, bei der bearbeitung der fremden zur anwendung kam [1], fehlte dem Norweger so zu sagen die epische vorbildung und er war auf getreue übersetzung angewiesen, wenn er nicht unbeholfen und geschmacklos werden wollte. es fragt sich nun, ob diese theoretisch gewonnenen voraussetzungen wirklich und wie weit sie eintreffen. da ist denn vor allem zu bemerken dass in vielen fällen auch in Norwegen Isländer, zumal im dienst der könige (Sverrir — Hákon Hákonarson), litterarisch beschäftigt waren, und dass Norweger die isländische litteratur recht wol sich mehr oder minder genau angesehen haben konnten, nur freilich mehr die Noregs konúnga sǫgur als die später niedergeschriebenen und ihnen weniger interessanten Íslendinga sǫgur. meines erachtens lässt sich ein resultat nur durch ins einzelne gehende untersuchungen gewinnen, und die sind bisher noch nicht in dieser richtung angestellt worden. es wird sich also darum handeln, ob die nordischen übersetzungen freie bearbeitungen poetischer oder wenigstens phantasiebegabter leute gewesen seien; und hierfür ist das sicherste kriterium das mafs des specifisch nordischen; sodann ob ein unterschied zwischen norwegischen und isländischen bearbeitungen zu bemerken, event. ob aus der art der bearbeitung bei mangel anderer hilfsmittel die nationalität des nordischen erzählers ermittelt werden kann. die im folgenden eingestreuten bemerkungen wollen nur zeigen, wie sich referent eine ähnliche untersuchung vorstellt und behält sich derselbe, um seine diesmalige aufgabe nicht zu vergessen, eine weitere ausführung für spätere zeiten vor. die eine allgemeine erwägung mag noch platz finden: je weniger wir den

[1] was auch Kölbing in verschiedenen abhandlungen der Germania und andere hervorgehoben haben.

nordischen text die zu grunde liegende poetische diction anmerken, desto freier (wol auch desto besser) wird er uns gelten dürfen (natürlich kommen bearbeitungen, die selbst metrisch und auf poetische diction angewiesen sind, wie die Eufemia visor, nicht in betracht).

Nun zur Tristrams saga. wir sind in der glücklichen lage eine sicher norwegische und eine sicher isländische bearbeitung derselben neben einander zu besitzen. die letztere hat Gisli Brynjúlfsson 1851 herausgegeben, die erstere im letzten jahre (1878) ungefähr zur selben zeit, ein schon lange (eben 1851) gegebenes versprechen endlich lösend, derselbe Isländer und EKölbing. zur zeit liegt mir nur die deutsche ausgabe vor; sie soll, wie die binnen jahresfrist versprochene anfügung des Sir Tristrem und die ausführliche quellengeschichtliche einleitung zeigt, zunächst der erkenntnis des gegenseitigen verhältnisses der verschiedenen bearbeitungen des stoffes dienen, also wol in letzter instanz der reconstruction des französischen originals (s. s. CXLII), dann vor allem der würdigung des Tristan von Gottfried von Strafsburg. Kölbings vergleichungen im einzelnen zu verfolgen kann hier m e i n e aufgabe nicht sein; es wird wol nach erscheinen des Sir Tristrem die ganze frage von berufenerer seite noch einmal aufgenommen werden. Kölbings resultate sind s. CXLII ff zusammengefasst. darnach liegt Gottfrieds Tristan, dem Sir Tristrem und der norwegischen saga gleichmäfsig das französische original des Thomas zu grunde, freilich in verschiedenen redactionen, die teilweise durch die bearbeitung des Berox beeinflusst sein mögen. die saga ist, soweit nicht gekürzt wurde, wörtlich an das original angelehnt, Sir Tristrem wahrscheinlich nach dem gedächtnis gedichtet. für Gottfried bleibt nur das lob eines 'feinsinnigen übersetzers'.

Dass die einzeluntersuchung wie das resultat sich wesentlich gegen Heinzel kehrt, ist selbstverständlich; auch wird in der hauptsache niemand läugnen wollen dass die beiziehung der saga ganz neue gesichtspuncte eröffnet. im einzelnen mag vielleicht das eine und andere anzufechten oder gegen Kölbings anfechtung zu schützen sein; so will mir, um nur eines zu bemerken, Kölbings erklärung von Sir Tristrem v. 49 f s. XVIII mislich erscheinen; gerade zu K.s auffassung des englischen werkes passt die inconsequenz ganz wol, während gegen die neue teilung der zeilen der wortlaut vielleicht (darf die analogie eines *pair Rouland* würklich für das englische beigezogen werden?), die sonstige abteilung aber ziemlich entscheidend spricht; ich finde keine strophe, in der die 5 zeile eher mit der vierten als mit der sechsten zu verbinden wäre; auch in III 27 (ich citiere nach vdHagens abdruck) oder III 22 nicht, kaum in II 8. für übersichtlichkeit des ganzen ist durch teilung in 27 abschnitte und gruppierung der entsprechenden und nicht entsprechenden par-

tien gesorgt; für das auge ermüdend, aber freilich kaum zu vermeiden ist, wenn ganze seiten hindurch die ausgehobenen stellen in extenso, ohne absatz, mitgeteilt werden.

Also enger anschluss der saga an das französische original ist das resultat von K.s untersuchung nach dieser seite; aber an ein verlorenes original, und im einzelnen müssen wir immer noch oft genug zweifeln, ob das und jenes gröfsere oder kleinere stück dem original oder dem übersetzer sein dasein verdankt; nur specifisch nordisches dürfen wir unbedenklich als norwegische zutat bezeichnen (nicht wol als isländische, denn wir müsten sonst mehr anzeichen von der würksamkeit der isländischen abschreiber in der saga finden, s. u.). und hieran fehlt es denn auch nicht. kaum dürfen wir es als selbständigkeit ansehen, wenn wir zb. s. 21[24] *jarlar* genannt finden; man war in Norwegen wie Island längst gewohnt, die höchsten südländischen würden in nationale umzusetzen, so *dux, comes, imperator*, und umgekehrt in lateinischen werken die nationalen würden durch die im süden gebräuchlichen titel zu bezeichnen. anders steht es schon, wo, wie s. 27, 49, nicht ein titel übersetzt wird, sondern einer aufzählung südländischer, speciell französischer namen eine reihe specieller norwegischer substituiert wird, wenn wir also von britischen *hǫldar, lendirmenn, skutilsveinar, skjaldsveinar, skósveinar* hören; auch der *kertisveinn* fehlt nicht s. 75. von *goðar* ist nirgends die rede; *hǫfðingjar* darf nicht in betracht gezogen werden. verwandt ist, wenn einmal das land *Álfheimr* erscheint, der südöstlichste teil des alten Norwegens oder s. 19 die aufzählung *Danmǫrk, Gautland, Ísland, Orkneyjar, Hjaltland*, wo Gottfried — und zwar an anderer stelle — nur Norwegen und Dänemark, Sir Tristrem I 53 *seven kingriche and mare* nennt. nordische personennamen sind mir nicht aufgestofsen. von nordischen instituten ist nur die *hǫfuðkirkja* s. 104 in den süden übertragen, was nicht auffällig erscheint. wie zurückhaltend und seiner übersetzerpflicht eingedenk unser Nordmann war, zeigt sich recht deutlich in cap. XXVIII, wo es ihm sonst nahe gelegen hätte, dem nordischen *holmgángr* entlehnte züge einzuflechten: nicht einmal von einer insel, die doch Sir Tristrem kennt, wird gesprochen. ob dem *tjalda skip* s. 18 eine ähnliche angabe des originals zu grunde lag oder nicht, ist schwer zu entscheiden; vgl. zur sache Kölbings anmerkung. sicher neu ist dagegen die sachkundige aufzählung nordischer handelsartikel, die auch an und für sich nicht uninteressant ist, s. 17 und 43: pelzwerk: weifse felle, biberfelle, schwarzer zobel, wallroszahn, bärenfelle, *gáshaukr*[1], graue und weifse falken (isländische ausfuhrartikel), wachs und (rinds)häute, bocksfelle, *skreið* (stockfisch) und theer, thran und *brennisteinn* (schwefel; aus Island), honig. — ehe ich

[1] in lat. urkunden des 13 jhs. mit *astur* übersetzt.

ein par kleinere nordische spuren zusammenstelle, möchte ich noch auf s. 28 hinweisen, wo anklänge an verpflichtung zur blutrache sich erkennen liefsen, während bei Gottfried und in Sir Tristrem nur das rein menschliche gefühl des sohnes, nicht die juristische verpflichtung des verwandten in den vordergrund tritt. rein nordisch sind schliefslich die allitterationen, vgl. zumal s. 25[25-30] die spielerei mit *f*, s. 51 *gaurr ok gassi*; s. 66 *konungum — konungum*; s. 28 *fylking*, *fylkđi liđ* (Gottfr. 5549 uö. *mit einer ganzen rotte)*; s. 34 *fjórđungaskjǫld* ist mir unverständlich, vgl. Gottfr. 6609; vielleicht ist in dem *vier* von v. 6629 die erklärung zu suchen; s. 51 *hamstoli* wie 80 *álfakynn*, 75 *álfkona*, ein nordischer begriff, 54 *eindaga* norwegischer jur. terminus; specifisch nordisch ferner s. 68 *skíđgarđr*, 73 *vađmálskyrtil*, 83 *mansǫng* (vgl. auch *strengleikr)*, 76 *búþegnar*, 76 *troll*, öfter *hǫll*; die jagdausdrücke s. 22 sind sicher nicht national, sondern ziemlich misglückte neubildungen. nur einmal klingt etwas wie der stil der Íslendinga sǫgur durch, s. 72 in der schilderung der Ísond.

Meine zusammenstellung allein würde ein urteil über die norwegische bearbeitung nicht ermöglichen; es sei daher gestattet einige andere bearbeitungen südländischer stoffe zu vergleichen. zunächst die isländische Tristrams saga. was über die umgestaltung der fabel zu sagen ist, hat Kölbing s. xv ausgesprochen und früher Gisli Brynjúlfsson s. 157; die willkürlichste verwendung romantischer motive aus anderen französischen gedichten zur ausschmückung, andererseits bedeutende kürzungen haben den ursprünglichen text vollständig verändert. es fragt sich, ob nun blofs mechanische aneinanderreihung des im gedächtnis behaltenen oder ob freie dichterische — wenn auch im niedrigsten grade dichterische — mitwürkung der einbildungskraft des bearbeiters anzunehmen ist. ich lege im folgenden einiges material zur beurteilung vor. wir hören öfter von Wikingern; so s. 28, 38 *Ingres konungr var vikingr — hann herjađi á England*, Brangäne ist hier *fóstra* der Isodd (s. 56 uö.); sie bietet den liebestrank in einem *drykkjarhorn*; der zweikampf erhält durchaus nordisches gepräge s. 70: *gǫngu á holm, holmgaunguløg*; die *hǫfuđkirkja, jarlar* fehlen auch hier nicht. viel gewicht ist auf das freilich in echt nordischem sinn verwendete *húsœti, setja griđ, hǫll, skírsla* (das gottesurteil) nicht zu legen, wol aber auf das hereinziehen der namen *Sigurđr* und *Hringr* s. 68 und zumal auf das *let skera upp herǫr* s. 40, das eine durchaus nordische situation voraussetzt, wie wir sie in der norw. version nirgends finden, auch die schilderung Tristrams s. 36 ist immer noch etwas mehr im sagenstil gehalten als die oben erwähnte der Isond. es scheinen trotzdem die spuren nordischer zutaten hier nicht viel zahlreicher zu sein; doch ist vorsicht nötig. der Isländer kürzte sein original viel mehr als der Nor-

weger und hatte also wenig veranlassung durch ausschmückung seine erzählung zu erweitern; was er zu dem orginal aus französischen romanen hinzunahm, braucht nicht absichtliche und bewuste erweiterung zu sein. wenn hier nicht eben mehr Norwagismen oder Islandismen in die augen fallen, so ist das zum guten teil daher zu erklären, dass sich hier solche viel weniger von ihrer umgebung abheben, weil der südländische character des ganzen verblasst und die gesammte erzählung dem gedankenkreis des Isländers näher gerückt ist. anders sind etwa die Karlamagnus saga und Þidreks saga zu beurteilen; sie sind als geschichtswerke aufgefasst und von 'gelehrten' bearbeitet worden. für die nordischen elemente derselben verweise ich auf Gustav Storms treffliche bemerkungen in seinem buche Sagnkredsene om Karl den store og Didrek af Bern hos de nordiske folk, Krist. 1874, s. 24. 33. 137. die wider ganz anders liegende Magus saga jarls (ed. Gustav Cederschiöld, Lunds univ. årskrift t. XIII) steht an nordischem beiwerk der isl. Tristrams saga nahe; ich weise auf das vorkommen der bezeichnungen *jarlar, hǫll, ellibelgr, hálftrǫll, blámaðr, hirðmenn* hin, sodann aber auch auf die, neben den deutschen, wie es scheint nach dem gedächtnis aufgezeichneten namen (*Boslaraborg, Stransborg, Spiransborg, Werminzoborg, Meginzoborg, Rín; Aventroð, Aspilian, Viðólfr mittumstangan* ua.), vorkommenden nordischen formen wie *Sigurðr, Snækollr, Sveinn, Erlendr* usw. ebenso in der Konrads saga (ebd. s. 43—84): *jarl, fylkiskonungr, blámenn, flógdrekki, ægishjálmr.* die Bærings saga dagegen (ebd. t. XIV 1 ff[1]), demselben cod. entnommen wie die Magus saga, nimmt sich aus wie eine getreue übersetzung; ebenso die Partalopa saga, die wider in zwei anderen codd. mit der Magus saga beisammen steht (in deren einem einmal auch eine Tristrams saga gestanden haben soll, s. Klockhoff Partalopa saga, Upsala 1877, s. x), in einem weiteren mit der Konrads saga.

Es mag genügen, mit dem vorstehenden den weg angezeigt zu haben, auf dem ein neues kriterium für den litterarischen wert einer romantischen saga gefunden werden kann. sogleich aber die gesammtheit derselben nun herzunehmen und auf den gehalt an nordischen elementen zu prüfen ist auch für den nicht geraten, der zugang zu den ungedruckten materialien hat, da zur gewinnung von festem boden immer möglichst eingehende untersuchungen über die quellen des südländischen inhaltes die notwendige voraussetzung sind. bemerken will ich noch dass litterarischer und ästhetischer wert der einschlagenden nordischen bearbeitungen durchaus nicht im verhältnis stehen: es muss die verunzierung der originale, die das ebenmafs so bedenklich stört, als immerhin erfreuliches letztes aufflackern litterarischer selbständigkeit gelten.

[1] dies heft enthält auch eine version der Flovents saga vollständig, von einer zweiten den anfang.

Nach diesem excurs nun zurück zur ausgabe Kölbings. auf s. 3 f ist rechenschaft über die benutzten handschriften gegeben, die mancher wol etwas ausführlicher gewünscht hätte. die zu grunde gelegte (einzig vollständige) handschrift AM. chart. 543 4° (Klockhoff scheint 533 im gedächtnis mit 543 verwechselt zu haben) stammt wahrscheinlich aus dem 17 jh., die zwei blätter mit fragmenten AM. 567 4° aus dem 15; die varianten daraus sind an ihrer stelle s. 15—18, 31—35 in den text aufgenommen. die orthographie der ausgabe ist normalisiert, und zwar so ziemlich in der gewöhnlichen weise; vgl. Kölbings angaben s. 215 f. mir will die altertümliche schreibung, zumal der unterschied von *æ* und *œ*, nicht recht gefallen. wollte man der ausgabe ihre ursprüngliche gestalt geben, so hätte man sie eben — norwegisch machen müssen, wozu *æ* und *œ*, *þ* und *đ* wol stimmt, nicht aber zb. *hjálpa*.

Ganz anders stellt sich die frage, wenn Kölbing seine, von Gudbrandr Vigfússon gebilligte, schreibweise als normalen typus älterer altnordischer werke überhaupt angesehen und benutzt wissen will; hiergegen wird wenig einzuwenden sein. etwas zu weit scheint die vorliebe für isländische formen und worte aber doch gegangen zu sein. ich führe ein par änderungen Kölbings an: 24[16] cap. XXII *sparrhauka*; das neunorweg. *sporhauk* Aasen 737 verbietet das *sporhauka* (= *sporhaukr* aus *sparw-* = engl. *sparrow* sperber) zu ändern; 40[37] *kvinnu*; die form ist auch neunorwegisch, doch möchte ich hier nicht bestimmt behaupten, es sei die form der handschrift die alte norwegische schreibung; zumal das altschwedische lässt die herübernahme des *kvinn-* aus dem gen. pl. als späteren vorgang ziemlich sicher erscheinen; 43[11] ist vielleicht *hlóđu* nicht = luden, sondern dem altnorweg. *lóđ* entsprechend = neunorweg. *lod* f. halm und korn des getreides zusammen, wogegen wenigstens nicht das fehlen des *h* in den (nur norwegischen) quellen aus dem von Rietz mit unrecht vermuteten zusammenhang mit got. *liudan* als ursprünglich begründet werden darf; allenfalls liefse sich *hlóđ* auch als subst. = ags. *hlôd* mhd. *luot* last erklären, wenn nur ein einziges mal solch ein *hlóđ* belegt wäre; dass *hlóđu* = luden und gar *hlóđu af-* sich als ziemlich überflüssig und seltsam erweist, wird nicht zu läugnen sein. ist 52[34] *virtum* nicht besser in *vurtum* zu ändern? das erhaltene *v* wäre wider norwegisch. 56[12] *pika* darf in norwegischen schriften in älterer zeit vorausgesetzt werden als in isländischen und ist heutzutage im südlichen Norwegen viel gebraucht (s. Aasen; auch in Schweden, Dänemark). 65 *líđa* leiden ist auch neunorwegisch viel verbreitet; im schwedischen durch mancherlei ableitungen als altes eigentum erwiesen. auch sonst liefse sich vielleicht hie und da zweifeln, ob die verweisung der handschriftlichen lesung unter den text nötig sei, oder auch umgekehrt, ob immer der handschriftliche text unangefochten

bleiben soll, wo ihn Kölbing passieren liefs. meine bemerkungen wollen auch hier nichts anderes als meinung gegen meinung sein. s. 14^{24} l. *kómu fram* oder *fóru* statt *kómu*? 15^{23} l. *adrir* statt *allir*, oder ist *allir hvárstveggja barn* zu ändern? das folgende wäre dann blofs umschreibende widerholung desselben gedankens, die a vielleicht absichtlich vermied; die dreiteilung kommt auch 16^{14} ff wider. nicht immer scheint mir die lesung von A der von a vorzuziehen; zb. 17^{10} ist die ausdrucksweise von a stilistisch der in den text heraufgenommenen gegenüber mehr abgerundet (von dem *hánum* natürlich abgesehen) und ursprünglicher; A hat bei umwandelung des *var unnandi* in *unni* übersehen dass *var* auch noch zu *tignandi* gehört. vielleicht hätte es sich empfohlen, beide texte an der kurzen stelle von cap. XVI—XVIII neben einander abzudrucken. 19^{26} will mir trotz K.s anmerkung *med* nicht gefallen. 20^{25} *hvárt kristit edr bygt* ist kein gegensatz, ich schlage vor *kristit [edr heidit, óbygt] edr bygt* zu lesen. 20^{26} *sá* lässt sich vielleicht durch Lund Ordf. s. 256 halten. 24^{3} darf nach *ok* ein *er* kaum fehlen. 35^{2} liegt doch wol näher *miklu* in *mik(i)lri* zu bessern als *afli* zu ergänzen. 47 l. *hosu* statt *hofn*. *hofn* ist nach Vigfússon zunächst der rock. ich benutze die gelegenheit zu der mitteilung dass der wortschatz der T. S. von Jón Þorkelsson in seinem neuen supplementwörterbuch, dessen erstes heft (48 ss. in 8⁰ bis *bónarmadr* reichend) mir in diesem frühjahr zukam, berücksichtigt ist[1]; zahlreiche ἅπαξ λεγόμενα hat Kölbing s. 214 zusammengestellt.

Dem texte hat Kölbing eine übersetzung beigegeben, seinem im Litt. centralbl. 1879 sp. 21 ausgesprochenen grundsatz gemäfs. ich kann mich mit seiner anschauung nicht recht befreunden. soll man würklich bei kritischer benutzung nordischer romane mit einer deutschen übersetzung sich begnügen? höchstens eine ganz buchstäbliche übertragung (besser in das lateinische als in das deutsche) könnte allenfalls denselben dienst tun wie das original; will aber blofs der inhalt im grofsen und ganzen zugänglicher gemacht werden, so darf man andererseits sich getrost soweit von der nordischen vorlage entfernen, dass man eine deutsche, einheitlich stilisierte, erzählung daraus macht, dem verständnis des urtextes aber durch erklärende noten nachhilft. ich will auf einzelnheiten nicht eingehen, sie werden den nicht stören, der mit der ganzen methode einverstanden ist. einiges hat K. selbst s. 220 berichtigt; an anderem orte zur übersetzung s. 194^{27} die besserung von 'die königin' in 'Tristram', zur einleitung s. LXXIV (s. s. 56) die verweisung auf das frz. gedicht Tristan als narr v. 469 ff, zu s. XLIV eine bemerkung über die sitte bärenköpfe darzubringen, s. CXLIII^{14} die ergänzung v. 2628 f, endlich zum text s. 53. 7 f die lesung *herklædi þeim* nachgetragen.

[1] aufserdem zumeist biblische stücke, die Heilagra manna sǫgur usw.

Das inhaltsverzeichnis am schluss wird zur erleichterung der übersicht recht willkommen sein.

Die ausstattung ist, dem verlag entsprechend, trefflich. druckfehler habe ich wenige bemerkt; *rkatrinn*, *voll* lassen sich ja leicht bessern.

München 3. v. 79. OSCAR BRENNER.

Saga af Tristram ok Ísönd samt Mötulls saga udgivne af det kongelige nord. oldskr. selsk. Kjøbenhavn 1878. (II und) 457 ss. 8°. — 10 m.

Vorstehende anzeige war nahezu abgeschlossen, als die Kopenhagener ausgabe mir zu gesicht kam. sie ist von Gisli Brynjúlfsson bearbeitet. über die handschriften enthält die einleitung ganz kurze nachrichten. die bruchstücke in AM. 567 (Kölbings A) sind s. 200—213 vollständig abgedruckt in der schreibweise der handschrift. das übrige ist normalisiert bis auf die überschrift, die mit facsimiletypen widergegeben ist. unrichtige und jüngere formen sind hier stillschweigend verbessert; im ganzen der text minder scrupulös behandelt als von K., darum aber auch manche unzukömmlichkeit stehen geblieben, so *hann ihugaði* cap. VIII; *hegndi* cap. XI; ein andermal ändert Br. wo K. der handschrift folgt, so cap. XXII *Tristam hafði unned*, Br.: *hafði numit*; cap. XXV *hermdu*, Br.: *hefndu*; *á ný*, Br.: *af nýju*. von meinen oben mitgeteilten abweichungen von K.s ansicht teilt Brynj. einige: so behält er cap. XX *sá*; cap. XXII ergänzt auch er nach *ok* das verbum subst., nur das präteritum *var*, wogegen mir das folgende *kann* zu streiten scheint; cap. XXVIII gibt er sein früher vorgeschlagenes *afli* auf und schreibt *mikilli*. über das verhältnis der fragmente zur papierhandschrift, ihr alter und ihre sprache wird s. 3 und 200 f gehandelt; sie sind — genauer, als bei Kölbing zu lesen — von einem Isländer in der zweiten hälfte des 15 jhs. geschrieben.[1] auf seite 245 ff folgt eine dänische bearbeitung der Tristrams saga, in der 'der inhalt nur sehr verkürzt widergegeben' ist, die sich recht gut liest. ob das dänische publicum eine solche bearbeitung zum verständnis des in demselben band gegebenen urtextes braucht, kann und habe ich nicht zu beurteilen. wichtiger sind die beigaben von s. 327—456, bestehend aus dem dänischen, isländischen und färöischen Tristanliedern; nur die isländischen erwähnt Kölbing, nur sie und eine der dänischen kämpeviser waren bisher ediert. diese letzteren selbst werden in zwei hauptgruppen geteilt, von denen die erste sich noch an den alten roman anlehnt, die zweite nicht viel mehr als die namen bewahrt. von ihr sind 6 versionen mitgeteilt;

[1] von einer nicht benutzten handschrift ist s. 417 die rede.

die texte der lieder füllen 30 seiten. seite 371 ff wird von der keltischen, französischen, englischen usw. fassung des romans gesprochen. für die deutsche, englische, nordische bearbeitung wird dasselbe original des Thomas angenommen und die Saga als fast buchstäbliche widergabe bezeichnet. die bemerkungen über die anglonormannischen romane, über die jüngeren französischen prosaromane werden andere besser zu würdigen wissen. von neuerer litteratur finde ich wenig oder gar nichts benutzt; ganz auffallend ist mir besonders dass Brynjúlfsson die arbeiten seines landsmannes Gudbrandr Vigfússon so wenig berücksichtigt und immer noch ganz getrost die Íslendinga sogur zwischen 1148 und 1201 geschrieben sein lässt!

Sir Tristrem ist Br. die schönste bearbeitung, vielleicht mit ausnahme der normannischen gedichte, nicht Gottfrieds von Strafsburg Tristan 'der af Tydskerne anses for et mesterverk'. lieb wird bei der seltenheit von Michels ausgabe manchem der abdruck eines nicht unbeträchtlichen teiles der französischen fragmente auf s. 394—406 (413) sein.

Warum die Mottuls saga [1] der edition einverleibt wurde, sehe ich nicht ein; überhaupt gehe ich nur mit widerstreben an eine besprechung dieses teiles der dänischen publication. was soll man denken und sagen, wenn hier von den wenigen (3) alten fragmenten eines unbenutzt blieb; wenn eine der handschriften (in Kopenhagen!) als verloren bezeichnet wird, nachdem ein jahr vorher 1877 GCederschiöld in Lund die varianten sämmtlicher pergamentfragmente in einer trefflichen ausgabe der Saga [2] veröffentlichte, die 'verlorene' handschrift beschrieb und ein stück daraus abdrucken liefs? in der kurzen vorrede wird man nicht darüber belehrt, ob das buch jahrelang liegen geblieben sei (vgl. Knytlinga, Njála, Snorra-Edda III) oder ob der verfasser nicht willens gewesen ist, von fremden tüchtigen arbeiten notiz zu nehmen. der abdruck erfolgte nach AM. 179 fol. pap. mit berücksichtigung der beiden fragmente in AM. 598, 4° perg. er hat als nachfolger von Cederschiölds ausgabe nur den wert einer lese-, dh. unterhaltungsausgabe: wozu aber durch die verbindung mit der Tristrams saga und den excursen das buch so verteuern? übersehen wird man bei forschungen über die romantische litteratur des mittelalters das buch nicht dürfen.

[1] die mhd. version bei Müllenhoff Sprachpr.[3] s. 125.

[2] Versions nordiques du fabliau français le mantel mautaillié, textes et notes par GCederschiöld et FAWulff, Lund 1877. 4°. enthält auch das altfr. original und isl. Rímur desselben inhaltes.

München. OSCAR BRENNER.

Norges helgener. af LUDVIG DAAE. med 3 plancher. Christiania 1879. v und 229 ss. 8°. — 6,30 m.

Die bedeutung des heiligencultus und der heiligenlegenden für die kenntnis des mittelalters ist bekannt. man hat sich gewöhnt, in Scandinavien die katholische zeit und die aus ihr in das volk gedrungenen elemente zu übersehen. professor LDaae in Christiania hat nun in obigem buch eine sehr angenehm zu lesende und doch mit erstaunlicher gelehrsamkeit geschriebene geschichte der in Norwegen (und Island) entstandenen heiligenculte und, wo es nötig ist, auch eine kurze geschichte des einzelnen heiligen gegeben. die entschiedene kritik und die überall unter den text gesetzte rechenschaft über die in grofser menge benutzten oft recht versteckten (und zumal uns im süden verborgenen) quellen macht das werk zu einem wissenschaftlichen hilfsmittel von grofsem wert.

Nach einer einleitung über die entwickelung der heiligenverehrung überhaupt wird mit dem norwegischen landespatron könig Olaf Haraldssohn begonnen; ihm ist über die hälfte des buches gewidmet. von den übrigen möchte ich die heilige Sunniva und die leute von Selja s. 137 ff hervorheben. natürlich ist die legende von der heiligen Ursula und den 11000 jungfrauen und ihr zusammenhang mit der Sunnivalegende hier zur sprache gebracht und kommt Daae, gestützt durch sprachliche untersuchungen SBugges (s. 152) und andere von demselben gelehrten beigebrachte gründe, mit ihm zu dem resultat dass die Sunnivalegende ursprünglich eins mit der legende von den 11000 jungfrauen war und (durch norddeutsche geistliche unter Olaf dem heiligen) aus Norddeutschland importiert wurde; dass die localisierung auf Selja dem namen der insel zu danken sei. leider ist der abschnitt über die heiligen der nebenlande (Orkneyinseln und Island), freilich dem zweck und titel des buches angemessen, ziemlich kurz ausgefallen. — die beigegebenen drei bildertafeln enthalten darstellungen des heiligen Olaf; auf pl. II sind die buchstaben *a* und *b* vertauscht. die ausstattung und der druck des buches sind sehr zu loben.

München 6. v. 79. OSCAR BRENNER.

Die Basler bearbeitung von Lambrechts Alexander. untersucht von dr RMWERNER, privatdocenten an der universität in Graz. (Aus den Sitzungsberichten der phil.-hist. klasse der Wiener akademie XCIII s. 7—122.) Wien 1879. 118 ss. 8°.

Werner beabsichtigt mit seiner untersuchung eine einleitung zu dem abdruck der Basler hs. zu geben, welchen er demnächst veröffentlichen will. er behandelt in den beiden ersten capiteln das verhältnis von B zu V (Vorauer hs.) und M (Molsheimer hs., später in Strafsburg, wo auch sie bei der beschiefsung zu grunde gieng); im dritten B in bezug auf reimkunst und versbau, die sprache des verfassers und schreibers; im vierten die quellen der drei recensionen. — ich will zunächst mitteilen, wo ich an Werners aufstellungen anstofs genommen habe.

S. 6. V 211, 15

daz ir mere was der ime da toht belaib
tan der inerhalb tyre ware

M 1398 (nach Mafsmanns Deutschen gedichten)

daz ime me lute tot bleip
des sagen ih iv di warheit
dan der in tyro ware

B 1263

wand der sinen dot gelag
me den in tirye der stat.

hier sollen V und B einen gemeinsamen fehler haben, insofern ihnen die reimzeile auf *belaib* und *gelag* mangelt. nun zeigt Werner dass ein reim wie *bleip : warheit* in V nicht vorkommt, auch nicht, wie sein verzeichnis ergibt, die von M gebrauchte form der beteuerung. er gesteht ferner keinen grund zu wissen, weshalb VB die z. M 1399 sollten weggelassen haben. und dennoch stellt er es nur als eine möglichkeit hin dass die reimzeile zu *beleip* in den vorlagen aller drei recensionen fehlte. ich bezweifele das nicht. M schob ein, B schuf einen schlechten reim zu *stat*. aber in diesem steckt vielleicht dasselbe wort, welches einmal im originale stand. ich möchte lesen

daz ir mere was
der im da tot gelach.

vgl. 183, 16 *sach : vanitas.* 186, 12 *gescach : was.*

Die gleiche vorlage vermute ich auch für die s. 8 f besprochenen verse.

V 216, 7

unde bat daz si alexander. div scehf pe sparten
unde sin werten

M 1598

er hiz si sere biten des
daz si gegen alexandren kerten
vnde jm daz lant werten

B 1378 in prosa
Daryus zwen herzogen gebot daz sy allexander schiff zersteissen.

Werner constatiert nach *Alexander* eine gemeinsame lücke in VB, kommt jedoch in einer anm. dem richtigen näher. 'man könnte vermuten, in A [original] habe gestanden

unde bat daz si im diu sceff pesparten
unde sin [lende] werten,

allein die nennung des namens Alexander in allen drei hss. scheint dagegen zu sprechen, sowie der reimpunct den V nach *Alexander* bietet.' der punct ist kein reimpunct, ebenso wenig wie etwa die V 216, 13 und 14 hinter *sazten* und *bunten* stehenden. ich würde mit dreisilbigem auftact und krasis lesen

und bat daz si Alexander schef besparten
unde sin [lant im] werten

im anschluss an M. von *sin* auf *im* konnte der abschreiber leicht überspringen. M schaffte die lange zeile fort. der artikel bei *schiff* fehlt auch in B, welches nur *zerstiezen* aus dem gleich folgenden *widerstiezen* in VM entnahm, sonst genau zu V stimmt.

S. 10. der fehler in VB, der in die lücke von M fällt, kann für einen näheren zusammenhang der beiden nichts beweisen, da vielleicht M ebenso las.

V 208, 7

tů sach er stan dem herzogen dem al tyre was undertan.
kegen ime uf der mure

M 1256

do gesah er den herzogen
dem tyren was undertan
vor sih uf di muren stan

B 1163

nun sach er an der zinen stan
den herzogen dem diryus was vnder tan.

Werner meint, es müsse in der vorlage von M ein unreiner reim auf *herzogen* gestanden haben und scheint (er drückt sich nicht klar aus) in V eine lücke hinter *herzogen* anzunehmen, aus der sich dann die la. von B erklären soll. gleichviel, ich vermute für die drei dieselbe quelle, welche durch eigentümliche construction zu änderungen anlass bot. nämlich

do sach er stan
— dem herzogen was Tyre undertan —
gegen im uf der mure.

S. 11 gibt Werner nicht an dass in B 1246 f

die stat wer im gewessen diur
dene daz kreischy fiur

dene in *ane* zu bessern sei. wir haben also keinen andern als einen schreibfehler in B, und die la. dieser hs. erklärt sich aus M ebenso gut wie aus V. M zerrte die gemeinsame quelle aus einander.

V 219, 18

der ander hiez ivbal
der sich uil ungerne indem sturme hal

M 1772

do was ouh ein ander
ein riter der hiz iubal
der sih ungerne uerhal
sva iz in di not ginc

B 1476

ein graff der hies jubal
des lob in dem strit erhal.

hauptbeweis der zusammengehörigkeit von B und V ist dass M worte die der phrase *in dem strit* entsprechen nicht enthalten soll. Werner übersah die z. 1775.

'B liest vers 1324 mit offenbarem misverständnisse *wand es diuchte dich wider zem daz recht*, was syntactisch sich nicht in den zusammenhang fügt.' ich weiſs nicht wie die vorangehenden und ſolgenden zeilen in B lauten, aber in den zusammenhang von V und M würden die worte 'denn das recht, die rechtsauffassung würde dir widerwärtig erscheinen' vollkommen passen. in hinsicht auf VM finde ich B nicht fehlerhaft, ja es könnte sogar das ursprüngliche bewahrt haben.

S. 16 (vgl. s. 42). V 207, 26

unde liez do mit der werlte
den ernst sturm werden (nicht *wernden*)

M 1239

da nider an der erden
hiz er den sturm werden

B 1161

daz sy bi der erden
den ersten sturm liessen werden.

Werner will *ersten* in V eintragen. sollte nicht *ernststurm* ein altes compositum sein?

S. 17. in z. 1345 hat M nur eine formelhafte wendung eingesetzt, denn *fursten (forsten) die wol* ... *torsten* ist im Alexander und auch sonst nicht selten. ebenso braucht man s. 20 nicht nach einer graphischen erklärung für *danen* (= *dannen*) zu suchen. *endrar* ist natürlich statt *endran entran* geschrieben.

S. 28. ich möchte eher vermuten dass der reim auf *getân geslân* lautete, weil B *geslagen* hat. in M läge dann ein versehen vor. auch in der 11 zeile wird B *tůbhaft* das echte bieten. man erinnere sich an V 191, 2 *daz stunt insiner thobeiht scrien.*

S. 34. der hier behandelten stelle wird schwerlich ganz aufzuhelfen sein.

V 219, 10. *Alda wart ime der helm abge prochen. der manegen grozer slege der der chunich alexander finch. unde war*

er also wolge wafenht nieht. erne bescowet niemerz tages lieht. wane daz sines todes noch ne weht solte sin. ein riter der hiez daclym.

M 1749 . . . . . . *melm*
da wart alexandro sin helm
uon dem houbete gebrochen
da was uil nah gerochen
darius der ture degen
alexandro wart da gegeben
manjc stoz unde slach
di wile di er der nider lac
leit er ein bittere not
er was uil nah tot
doh halfin daz er genas
daz er so wol gewafent was
uil schire ime ouch zehelfen quam
daclym ein riter lobesam

B 1466 *den helm er im zerbrach*
vnd slůg vf in mit nide dar
allexander was mit flisse gewaffnet gar
dz half im dz er genas
nun kam ein ritter anne but
danklin was er genant.

Werner reconstruiert die letzten zeilen:
unde wâre er alsô wol gewâfent nieht,
er ne bescouwete niemerz tageslieht:
wane daz half im daz er genas.
nun quam ein rîter ane bat.
(sînes tôdes noch neweht solte sîn)
ein rîter der hiez Daclym . . .

tag in der composition lautet *tage-*. *wane* ist nicht gleich *wande,* vielmehr bedeutet *wane daz* 'nur dass'. statt *im* lies *in*, statt *nun nu*. *quam ane bat* wird schwerlich heifsen können 'kam zu hilfe.' da das wort sehr undeutlich in der hs. ist, könnte man an *stat*, *an die stat* denken. den punct nach *bat* würde ich streichen, hinter die parenthese comma setzen. *sînes* liefse sich aber nur gezwungen auf Alexander beziehen. — allein hätte würklich so im original gestanden, warum sollten dann M und B die zweite zeile verworfen und die erste verändert haben? die überlieferung muss in der quelle von V und B bereits verwirrt gewesen sein und beide versuchten sich auf eigene hand herauszuziehen. in V ist *helm* deutlich ein reimwort, wie in M. zwischen *ab* und *geprochen* fehlt *dem houbete*, vgl. M. was dann folgte wird etwa wie das in M überlieferte ausgeschaut haben, nur dass die hervorhebung der guten waffen der zeile *daz half in* usw. vorangieng. das lehrt die stellung in VB. *wane daz sines todes noch neweht solte sin* nennt Werner eine 'offenbare verderbnis',

wie es scheint des gen. wegen. der ist aber doch von *neweht* abhängig und der sinn ganz klar.

S. 41. V 190, 13 kann *den* dem dialect von V nach für *dem* stehen. von verbrechern ist auch hier die rede, denn *dem verteilet was daz leben* bedeutet 'der zum tode verurteilt war'.

S. 42 oben. B und M haben geändert, weil ihnen nicht deutlich war dass V 190, 25 f auf die meldung des boten in 190, 17 ff gehen.

Vers 1081 B. V hat 205, 11 nicht zum folgenden gezogen: es ist eine parenthese. die la. von M würde ich nicht betonen *ùnde bèrchfride stéllen* sondern *und bérchfride stéllen* schreiben. dann ist auch der auftact da, den Werner vermisst.

S. 43. V 212, 8
Ain richer chunich was darios
er wider dahter alsus.
M 1438 *Der riche kuninc darius*
der antworte jme alsus
B 1290 *der riche küng darius*
gedacht nach diser rede sus.

'V kann unmöglich richtig sein, es können MB das richtige erhalten haben.' im gegenteil, sie änderten. *er wider* ist *her wider* dagegen. vgl. Eilh. 6940 *dô gedachte he her wedir.*

S. 52 unten. *al die zît sôz kind wurde brâht,* hs. *so daz.* man kann den artikel durch den versaccent über sein subst. heben und die la. der hs. beibehalten.

S. 53 z. 3 v. o. lies *glouben.*

S. 57. 73 will Werner in der sprache des verfassers von B mitteldeutsches finden. für den reim *miet : scheid* schlägt er selbst s. 65 schon die besserung vor. für bindung von *ou : â* (s. 65) gibt Martin im Hermann vSachsenheim s. 41 belege. *â* wird in diesem falle wie *ô* oder richtiger wie *ôu* gesprochen worden sein. einmal ist in B *ô* geschrieben und reime der art gewährt zb. wider HvSachsenheim s. 43. *ei* statt *ôu* bezeugt die AG allerdings erst aus später zeit, indes ist diese nachlässige aussprache sehr erklärlich und gewis im älteren dialect auch schon vorhanden gewesen. wir kommen also auch mit reinem alemannisch durch.

S. 60. zur erklärung der form *müenschen* für *menschen* darf man nicht von *mönschen,* sondern muss von *mienschen* ausgehen.

S. 62. *mocht : nacht* muss in das alem. ganz gewöhnliche *macht* verwandelt werden.

S. 67. in fremdwörtern ist anlautendes *b* ebenso gut mhd. als anlautendes *p.*

S. 73. *bodem* ist die ältere form, weshalb man kaum von ersatz des *n* durch *m* reden kann.

S. 73. zum reime *kam : daryum* stellt wider HvSachsenheim s. 43 parallelen, wenn *kam* in *kom* verändert wird.

S. 78 habe ich an dem abgedruckten stücke der Basler chronik einiges auszusetzen. ich halte z. 10 die einschiebung von *er* für unnötig, *do wart . . . im vergeben und starb* genügt. z. 15 *dar umb sluog got wider in urliug [mit] judas machabeus und sin bruoder jonachas und sin bruoder simon* bleibt mir unklar. was heifst *urliug slahen?* soll *sin bruoder* von *mit* abhängen? ich lese *dar umb sluog in got. wider in urliugete* usw.

S. 87. V 192, 11

do frůt er sich sines chindes
2 *unt also alexander uernam*
erthet alsim wol gezam
4 *er warfsich nider unde giench si-*
neme uater gegene

M 383 *er frowete sich sinis kindes*
di mere er gerne uernam
385 *do der kuninc dar quam*
unde in alexander uernam
do teter alsime wol gezam
er warf sih nider vnde ginc
vestian daz ros entfienc
390 *alsiz alexander wolde*
mit einem breitele uon golde
mit gesteine wol beslagen
sinen uater ginc er ingagen

B 649 *sin hercz des gros frûed enpfey*
als allexander dz vernam
dz der küng gegen im kam
vom rosse er do sprang vnd gieng
vestyana in dz ros enpfieng
dz ward ze stund gezemet hie.

Werner hält sich mit recht an MB. er setzt hinter *giench* in V eine lücke an, veranlasst durch überspringen von diesem *giench* zu einem späteren. vgl. M 388. 393. ferner erklärt er M 389 = B 653 für ursprünglich. aber das verhältnis von M 385 zu B 651 kann er nicht aufklären. 'ich weifs mir nur mit der annahme einer doppellesung zu helfen, dass nämlich in A entweder M 389 (B 653) oder M 387 (V 3) über der zeile als correctur gestanden habe, etwa in der weise:

unde also Alexander daz vernam
daz der kuninc dar quam
er thet als im wol gezam.

nun schrieb V^1 [vorlage von V] etwa alle drei in dieser reihenfolge ab, V liefs den zweiten, B^1 den dritten fort, während *M durch einen unbeholfenen flickvers (384) die erhaltung aller drei verse ermöglichte.' die sich anschliefsenden zeilen reconstruiert er

er warf sich nider unde gienc
(Vestiân daz ros entfienc,
des wart ez gezemet mit eineme britele)
unde gienc sineme uater gegene.

ich halte M 385 = B 651 für echt, M 386 = B 650 = V 2 gleichfalls und ebenso M 387 = V 3. dann fehlt uns ein reim auf *-am*, der leicht ausfallen konnte, wenn eins der drei reimwörter zweimal verwendet war. das ist mit *vernam* der fall, schliefsen wir uns an M. ich vermute also

do froute er sich sines kindes.
di mère er gerne vernam.
und alse der kuninc gegen im quam
und in Alexander vernam,
er dede als ime wole gezam:
er warf sich nidere unde ginc.
Vestiân daz ros infinc
mit eime guldînen bridele.
er ginc sîme vader gegene.

Schwierigkeiten macht auch die s. 91 f besprochene stelle

V 193, 27 *unt als er do wider haim gesan*
ein laiht nuemare erim uernam
sin fater habeht sich siner muͦter gelovbet
unt saz infoller brutlofe
5 *er liz die sine mûter*
die frŏwen div hiez cleopatra
Also alexander haim chom
er geinch fur sinen fater sten

M 452 *Do er do wider heime quam*
ein uil leit mere er uirnam
des gwan er ungemute
455 *iz was siner muter*
sin uater philippus ab comen
unde hete ein ander wib genomen
di was cleopatra genant
do alexander daz iruant
460 *unde erz rehte uernam*
uor sinen uater ginc er stan

B 697 *do er nu wider hein kan*
do hort soliche mer
die im woren swer
700 *sin vatter kûng pilipus*
hat entseczet von sinē hus
sin mûtter die kûngin
nach etlicher rat vnd sin
hat er ein ander genomē
705 *vnd was vf die zit komen*
dz im der hochzit gezam

cleolepatra was ir nam
alexander gie ze hant

Werner streicht V 5 wegen des unreimes *muoter : Cleopatra*, V 7 weil diese zeile = V 1 sei. allein die erste entspricht M 455 ff und B 700 ff, und die zweite bedeutet 'als Alexander heim gekommen war', während V 1 'als Alexander sich auf den heimweg machte'. die widerherstellung, welche er, allerdings nur mit reserve, vorschlägt, lautet

unt als er dô wider heim quam
ein leit nûwe mære er im vernam.
sin vater (Philippus) habet sich siner mûter geloubet
unde habet ein ander wib gehiwet [?] [1]
unt saz in foller brûtloufe,
Cleopatra hiez diu frouwe.

ich vermute jetzt, anders als Anz. I 82, dass *siner mûter* V 3 aus 5 stammt und hinein kam, weil *geloubet* eine änderung aus *gelovet* ist, welches nicht verstanden wurde, und denke mir das original, abgesehen vom dialect, etwa so:

und als er dô wider heim gesan,
ein leit nûmære er ime vernam.
sin vater habete sich gelovet
und saz in voller brûtloft.
5 *er liez die sine muoter*
und nam ein wip ander.
ich sage iu wie ir name was:
die frowe die hiez Clêôpatra.
Also Alexander heim quam
10 *er ginc fur sinen vater stân.*

z. 7 ist nach V 185, 19 *ich sage ev wi ir name was* gebildet. überschüssiges *s* im reime V 205, 10. 209, 10.

S. 108. M 5048

fliegen wir sagen
alse tuben unde leder svalen

B *fliegende swalben komen dar gar gros als duben.* Werner darnach

vliegende wir sâgen
sô grôz als tûben ledersvalen.

ich würde nur *unde* in M tilgen. Gellerts bauernknabe wollte einen hund wie ein pferd gesehen haben und man spricht wol von einem menschen wie ein baum. nämlich: so groſs.

S. 110. M 5545

andirhalp hundrith more
di haten lange oren

B *anderhalb hundert mœren*
hâtten guldîn ring in den ôren.

[1] das fragezeichen rührt von Werner her.

Werner: 'ich halte die la. von B für entschieden richtiger.' gewis nicht, denn leute mit langen (breiten) ohren kommen auch in der Vor. Gen., im Herz. Ernst und Reinfried vor. vgl. Bartsch, Ernst s. CLXX. CXXXIV f.

Die resultate, zu welchen Werner bezüglich des hssverhältnisses und der stellung von M und B zum originale gelangt (s. 50. 96), halte ich, nach dem vorgelegten material zu urteilen, für richtig. nur möchte ich in der ansetzung dictierter hss. und aus einem dictate entsprungener fehler zur vorsicht raten. Werner macht s. 44 oben davon gebrauch an einer stelle, wo dies argument für sich einnehmen kann, wenn man überhaupt von V abzuweichen für geboten hält. dann auch s. 45. doch liefse sich *rekfaman* für *roxanam* sicherlich eher aus verlesenen *rokfanam* erklären, *die wellent für* statt *hie wilant fur* aus *willent, vnd ser* für *vnser* aus *vn ser*, wobei über *n* der abkürzungsstrich vergessen war. wenn bei *min spil* statt *nit spil* der strich des *t* etwas über der linie stand und nach links verlängert war, so war es leicht möglich *mī* darin zu sehen. Werner wird sich mit mir noch jenes tages erinnern da Scherer im Strafsburger seminar auf die fehlerquelle hinwies, die im schreiben nach dictat läge. das vorkommen dieses verfahrens aber dürfte sich im wesentlichen beschränken auf dictieren durch den verfasser und dictieren bei fabrikmäfsiger herstellung von hss., im ganzen also selten sein und in der kritik vorsichtig zu verwenden.

Dass die untersuchung im III abschnitt des IV capitels kein schärferes bild ergeben hat, liegt mit an dem umstande dass uns die antiken quellen in all ihren wandelungen immer noch nicht zugänglich sind. macht Werner s. 77 den spafs, es habe offenbar auch dem pfaffen Lambrecht oder seinem französischen gewährsmanne eine kritische ausgabe der Historia de preliis nicht vorgelegen, so ist zu bemerken dass wir darüber uns trösten könnten, besäfsen wir nur die fassung der Historia, die jene benutzten.

An druckfehlern fiel mir auf die mehrmalige falsche schreibung *Weifsmann* (s. 19 anm., 46 anm., 89 oben, 95 anm., 112 anm.), *Jänike* s. 60 unten. s. 42 mitte lies V 207, 26, z. 5 v. u. 16 statt 20, s. 47 z. 11 v. o. *entstammte*, s. 55 vor den versen 219, 5, in denselben *samsôn*, s. 91 mitte V 193, 27 ff, s. 93 im vierten der verse *wîb*, s. 94 im sechsten der verse *stede*, s. 115 mitte *Ab umbilico*. meine collation von V ist nicht überall verwertet, doch hoffe ich dies an anderem orte bald gut machen zu können. — war s. 100 ein gewisses wort und damit der unangenehme schein einer scherzhaften anspielung auf trübe politische ereignisse der jüngsten zeit nicht vermeidbar?

Ein par vortreffliche conjecturen auf s. 19 und 41 lassen, neben dem was Werner sonst für die aufklärung des verhältnisses der drei recensionen zur ältesten gestalt des Alexanders und für die widerherstellung dieser selbst erreicht hat, die er-

wartung als berechtigt erscheinen dass Werner, wenn er sich genügende zeit zum durcharbeiten der Basler hs. nimmt, eine brauchbare edition liefern wird.

Strafsburg 24. 5. 79. MAX ROEDIGER.

LITTERATURNOTIZEN.

Die menge der mir zur besprechung eingesandten bücher macht es zur unmöglichkeit, einem jeden in der ausführlichen weise dieses Anzeigers gerecht zu werden. ich werde daher, zur erzielung gröfserer vollständigkeit, künftig unter obigem titel in jedem hefte nach mafsgabe des verfügbaren raums kurze referate, teils von mir, teils von meinen mitarbeitern, über die weniger wichtigen novitäten bringen. separatabdrücke aus zss. können im allgemeinen keine berücksichtigung finden. ST.

FBECH, Drei eingaben an den schiedsrichter aus den jahren 1455 und 1456. programm des königl. stiftsgymnasiums in Zeitz 1879. 20 ss. 4°. derselben hs. der Zeitzer domherrenbibliothek entnommen, aus welcher im programm von 1875 die Klage des bischofs Petrus durch Bech veröffentlicht wurde. mit anmerkungen, die namentlich reiche lexicalische beiträge liefern.

Beschreibende darstellung der älteren bau- und kunstdenkmäler der provinz Sachsen und angrenzender gebiete. herausgegeben von der historischen commission der provinz Sachsen. erstes heft. der kreis Zeitz. Halle a/S, Hendel, 1879. VII und 76 ss. lex. 8°. 3 m. die 1877 ins leben getretene historische commission Sachsens beabsichtigt, wie ähnliches bereits für Hannover, Hessen und das Elsass geschehen, sämmtliche 42 landrätliche kreise der provinz in einzelnen heften, deren reihenfolge sich nicht an einen im voraus festgestellten plan zu binden hat, von competenten fachmännern nach der historischen und archaeologischen seite beschreiben zu lassen. mit dem vorliegenden ersten hefte, welches der mit dem kreise Zeitz durch langjährige amtliche tätigkeit auf das genaueste bekannte bauinspector Sommer unter mitwirkung des um die christliche archaeologie hochverdienten pastors Otte besorgt hat, ist das unternehmen sehr glücklich inauguriert worden. bietet zwar gerade der Zeitzer bezirk weniger mittelalterliche reste als viele andere, so birgt doch namentlich die beschreibung der stadt Zeitz manche wichtige und interessante notiz. die alphabetische anordnung der besprochenen ortschaften erleichtert die benutzung sehr. zunächst sollen sich beschreibungen der kreise Weifsenfels, Langensalza, Schleusingen und Weifsensee anschliefsen; hoffentlich werden sie bald erscheinen können.

OBindewald, Zur erinnerung an Friedrich Ludwig Karl Weigand. ein lebensbild. Giefsen, Ricker, 1879. (beilage zum osterprogramm des realgymnasiums.) 2 m. höchst ansprechende, eingehende schilderung des trefflichen lexicographen durch einen ehemaligen collegen an der Giefsener realschule, nebst einem, soviel ich sehe, vollständigen verzeichnis seiner schriften, aufsätze und recensionen.

Carmina Burana. die lateinischen vagantenlieder des mittelalters erfreuen sich zur zeit lebhaften interesses. nachdem in den letzten jahren zwei auswahlen ans licht getreten sind, liegen mir jetzt zwei deutsche übersetzungen vor, die eine von Adolf Pernwerth von Bärnstein zu Treuchtlingen unter dem titel: Carmina burana selecta. ausgewählte lateinische studententrink- & liebeslieder des 12 & 13 jahrhunderts aus dem codex buranus mit neudeutschen übertragungen etc. Würzburg, Stauding-er, 1879. xxx und 176 ss. 8⁰; die andere von Ludwig Laistner in München: Golias. studentenlieder des mittelalters. aus dem lateinischen. Stuttgart, Spemann, 1879. xxii und 117 ss. 8⁰. beide unterscheiden sich dadurch dass die erstere sammlung zum teil auch einzelne strophen der lieder, immer aber mit nebenstehendem lateinischen texte, übersetzt und ausschliefslich aus dem Benedictbeurer codex schöpft, während die andere nur vollständige gedichte ohne den urtext und verschiedenen hss. entnommen enthält. Laistners übertragungen stehe ich nicht an weitaus den vorrang zuzuerkennen; sie sind mit grofser kunst in edler und das echte pathos der originale wahrender sprache abgefasst. in den anmerkungen geschah mehreres für die textkritik. Pernwerths versionen sind manches mal zu modern: doch gestehe ich auch diesem buche gern seine verdienste zu, die es sich durch vollständige verzeichnung der einschlägigen litteratur erworben hat.

FWCulmann, Etymologische aufsätze und grundsätze i Umschau auf dem gebiete der bewegung. Leipzig, Fleischer, 1878. 12 ss. 8⁰. diese wesentlich gegen Curtius gerichteten grundsätze weichen weit von den normen ab, welche die vergleichende sprachwissenschaft bisher befolgt, und ich bezweifle stark dass sie sich beifall zu erwerben im stande sein werden: es sollen zb. die indogerm. aspiraten consonantische doppellaute sein, die ihre entstehung einer synkope verdanken!

KFaulmann, Illustrierte geschichte der schrift. populär-wissenschaftliche darstellung der entstehung der schrift, der sprache und der zahlen sowie der schriftsysteme aller völker der erde. lief. 1 und 2. Wien, Pest & Leipzig, AHartleben, 1879. 64 ss. gr. 8⁰. auf 20 lieferungen à 60 pfg. berechnet. wenn zwar die anlage der schrift noch nicht völlig zu übersehen ist, so wird derselben doch ein anderes lob als das

schöner ausstattung nicht erteilt werden können. denn um zu seinen ebenso sonderbaren wie neuen aufschlüssen über entstehung von schrift und sprache, wonach zb. der zeichenschrift ein höheres alter als der sprache selbst zukommen soll, zu gelangen, bewegt sich der verfasser mit der grösten willkür auf der wortheide und bringt ohne kenntnis der lautgesetze die verschiedenartigsten sprachgebilde zusammen. es genügt, wenn ich anführe dass s. 12 und 58 *laib* (panis) und *leib* (corpus), s. 19 *dorn* und *zorn* als etymologisch identisch bezeichnet werden, dass s. 20 *rede* als mit nord. *rita* verwandt behauptet wird, dass s. 30 fr. *sire,* engl. *sir,* nhd. *sehr* und das russische *czar* unbedenklich zusammengestellt sich finden. s. 37 combination von hebr. *oth* mit dem namen des gottes *Odhin.* s. 37 ist Gerda, s. 38 Gudrunakwida, s. 39 in dem Helgakwida zu lesen!

AGombert, Bemerkungen und ergänzungen zu Weigands deutschem wörterbuche (jahresbericht des gymnasiums zu Grofs-Strehlitz 1878). 40 ss. 4°. fortsetzung der in den jahresberichten von 1876 und 1877 gelieferten lehrreichen lexicalischen nachträge und ergänzungen, von *staffel* bis *wächsern* reichend. vgl. auch Anz. IV 157 ff.

BGraupe, De dialecto Marchica quaestiunculae duae. dissertatio. Berolini 1879. 51 ss. 8°. behandelt im ersten umfänglicheren teile die conjugation und lautlehre der mittelalterlichen sprache, welche in denjenigen gegenden der Mark herschte, die dem heutigen regierungsbezirk Potsdam und der Neumark entsprechen, an der hand der urkunden, insbesondere der städtischen, unter stetem hinblick auf Nerger. der zweite teil gibt eine übersicht über die laute des heutigen Berliner dialectes, soweit dieselben eigentümliches bieten.

EGrosse, Martin Luthers sendbrief vom dolmetschen. zum schulgebrauch herausgegeben. programm. Memel 1878. VIII und 26 ss. 4°. bis auf einige näher bezeichnete puncte diplomatisch treue widerholung der ersten hälfte des 1530 an Wenceslaus Linck zu Nürnberg gerichteten und von diesem mit Luthers genehmigung zur presse beförderten briefes, in welchem der reformator sich über die principien seiner bibelübersetzung ausspricht und gegen deshalb erhobenen tadel verteidigt, nach dem Wittenberger drucke von 1530; unter dem texte sind die varianten eines andern im gleichen jahre o. o. erschienenen mitgeteilt. es folgt eine übersicht über die hauptdaten der bibelübersetzung (darin ist s. 15 die häufig begegnende falsche angabe widerholt, die md. evangelienübersetzung von 1343 rühre von Mathias von Beheim her, während sie doch für diesen gemacht ist) sowie eine erörterung über Luthers sprache nebst mehreren kurzen erläuterungen zum text.

VVON KELTSCH-STEIN, Keltische königshöfe in Schlesien. eine etymologische studie. Öls, Grüneberger & comp., [1879]. 24 ss. 8⁰. sucht den keltischen ursprung verschiedener in Schlesien sich widerholender dorfnamengruppen zu erweisen: jeden keltischen königshof hätten dörfer umgeben, deren bewohner mit viehzucht, jagd oder handwerk sich beschäftigten, während neben dem tempel der königshöfe dörfer lagen, die mit dem gottesdienst in beziehung standen. der nachweis kann nicht als gelungen bezeichnet werden.

AKOCK, Om några atona. Lund, Gleerup, 1879. 36 ss. 8⁰. weist den zusammenhang nach, der zwischen der unbetontheit mancher worte und ihrer lautlichen verstümmelung obwaltet: isl. *en* für älteres *þan*, conjunction *at* für *þat*, isl. *en* (aber) für *þan*, der artikel *enn* für *þann*, negation *at*, die hier als aus *aitt* (etwas, nichts) entstanden erklärt wird. gleicher weise wird auch versucht, das nebeneinander von got. *faura* und *faur*, alts. *fora* und *for* etc. zu deuten.

EKÖPKE, Mitteilungen aus den hss. der ritter-akademie zu Brandenburg a/H. II Iacobus de Cessolis. programm. Brandenburg 1879. VII und 36 ss. 4⁰. abdruck einer Brandenburger papierhs., welche des Lombarden Jacobus de Cessolis Liber de moribus hominum enthält, unter vergleichung des clm. 538 und des druckes von 1505. da dies wichtige lateinische buch, das im mittelalter in die meisten landessprachen, zum teil mehrfach, übertragen wurde, bisher nur sehr schwer zugänglich war, weil die alten ausgaben des 15/16 jhs. zu den seltenheiten gehören, so ist diese edition sehr nützlich, wenn es auch zu wünschen bleibt dass recht bald jemand eine kritische ausgabe auf grund des reichen hslichen materials unternehme.

KORRESPONDENZBLATT des Vereins für siebenbürgische landeskunde. 1878 nr 7—12, 1879 nr 1—6. 1878 s. 90 ein aufsatz von JWolff über *j* und *g* im anlaut, von demselben s. 113 ff über mhd. *wan* im siebenbürgischen, s. 126 von KReifsenberger über Siebenbürgen im deutschen heldenbuche, wo aber die stellen des Rosengartens A (in Kellers abdrucke des HB 625, 8. 28. im Dresdner heldenbuche str. 128) übersehen sind; 1879 s. 1 ff. 14 ff. 21 ff von Wolff: Die vertreter des alten stammhaften *ā* und *ī* und die mouillierung der consonanten im siebenbürgischen; s. 53 ff von Teutsch: Recepte aus dem 16 jh.

EMARTIN, Hans Folz spruch von der pest 1482. abgedruckt und erläutert. Strafsburg, Trübner, 1879. VI und 23 ss. 8⁰. 1 m. ein dankenswerter neudruck dieses für die stadt Nürnberg verfassten und sicher auch dort gedruckten spruches nach dem auf der stadtbibliothek zu Colmar aufbewahrten exemplare (das andere bekannte befindet sich zu München). die erläuterungen beschränken sich auf nhd. umschreibungen

aller dem gröfseren, namentlich dem medicinischen, publicum nicht mehr geläufigen wendungen und ausdrücke.

FMuncker, Über zwei kleinere deutsche schriften Aventins. München, Ackermann, 1879. [8 und] 94 ss. 8°. 1,80 m. es sind dies das Buch über die ursachen des Türkenkrieges und der Aufsatz über das römische kriegsregiment. ersteres liegt in zwei redactionen handschriftlich vor, die eine vom jahre 1526, die andere aus dem october 1529 herrührend: gedruckt aber wurde es erst 1563 und später sogar noch ins lateinische übersetzt. zwischen beide redactionen fällt der Aufsatz. das verwickelte hsliche verhältnis beider schriften wie ihr inhalt und die daraus für Aventins characteristik sich ergebenden resultate werden ausführlich erörtert; zum schlusse entwirft der verf. auch von Luthers und Huttens die Türkengefahr behandelnden brochüren ein anschauliches bild.

MNissen, De freske findling. vii bouk. Stedesand 1878. 1 m. enthält nr 868—1066 der Anz. iv 143 besprochenen sprichwörtersammlung, und zwar conditionale wendungen.

FThNölting, Über Lessings Emilia Galotti. programm der grofsen stadtschule. Wismar 1878. 18 ss. 4°. nachweis des verhältnisses dieses stückes zu seiner quelle und entwickelung des tragischen characters der heldin mit gleichzeitiger kritik der von andern ausgesprochenen auffassungen desselben.

ARudloff, Untersuchungen zu Meier Helmbrecht von Wernher dem gartenäre. Rostock 1878. 71 ss. 8°. diese dissertation, welche sich in 3 capitel gliedert: 1. Meier Helmbrecht und die höfische dorfpoesie, 2. Wernher der gartenäre und die höfischen didaktiker, 3. Über zeit der abfassung, person des dichters und heimat des Meier Helmbrecht, zeugt zwar im allgemeinen von besonnener überlegung des verfassers, bringt aber keine wesentlichen resultate. Rudloff polemisiert mit recht gegen Keinzs auffassung Wernhers als klostergärtner von Ranshofen und tritt für Schröders meinung, er sei ein fahrender gewesen, ein: die identification mit bruder Wernher, die Schr. versucht hatte, scheint ihm — auch dies mit recht — bedenklich. falsch aber ist meines erachtens, wenn er auch die stichhaltigkeit der von Keinz gewonnenen localen ergebnisse, deren schlagendstes die *Kienlîte,* anzweifelnd das gedicht wider nach Österreich versetzen will, wofür die in den beiden ersten abschnitten breit entwickelten berührungen Wernhers mit Neidhart und dem sogen. Helbling mitbeweisend sein sollen.

GSchleich, Prolegomena ad carmen de Rolando anglicum. dissertatio Berolinensis. Burg 1879. 46 ss. 8°. darnach ist das nur bruchstückweise erhaltene und bisher unedierte me. Rolandslied, dessen metrik eingehend erörtert wird, in der ersten hälfte des 15 jhs. im südwestlichen Mittelengland entstanden

und zwar auf grund der sogen. reimredaction der Chanson de Roland: doch hat der englische dichter manches gekürzt oder an anderer stelle untergebracht als seine quelle, einzelnes auch dem Pseudoturpin entlehnt.

JSchmidt, Priester Konrads deutsches predigtbuch. Wien 1878. 20 ss. 8⁰. sieben predigten und der lateinische prolog des priesters Konrad als probe einer sehr wünschenswerten spätern vollständigen ausgabe des ganzen dem ende des 12 jhs. angehörigen, in Alemannien entstandenen und in einer Wiener hs. erhaltenen werkes, das darum besonders wichtig, weil stücke desselben in KRoths Regensburger bruchstücken widerkehren; vgl. noch KBartsch Germ. 24, 113 f und besonders OZingerle Zs. 23, 400 ff.

MSchultze, Plattdeutsche urkunden des städtischen archivs zu Oldesloe. II. (jahresbericht der höheren knabenschule zu Oldesloe.) Oldesloe 1879. 12 ss. 4⁰. abdruck der ältesten urkunde des stadtarchivs, vom 3 febr. 1371, in welcher der stadt Oldesloe seitens des grafen Adolfs VII von Holstein das privileg erteilt wird, sonnabendlich einen wochenmarkt und zu johanni einen achttägigen jahrmarkt abzuhalten. daran schliefsen sich einige abgerissenene notizen des herausgebers über mnd. und nnd. litteraturdenkmäler.

JLWSchwartz, Der ursprung der stamm- und gründungs-sage Roms unter dem reflex indogermanischer mythen. Jena, Costenoble, 1878. 50 ss. 8⁰. auf grund der beobachtung dass zuweilen der falke als symbol der morgenröte auftritt, und der meinung dass der specht in der mythologie mit der anschauung des gewitters in beziehung stehe, sucht der verfasser, unter herbeiziehung mehrfacher anderer mythischer elemente, den beweis zu führen dass die ganze römische sage von Romulus und Remus, ihrer aussetzung, ihrer wunderbaren ernährung durch wölfin und specht, ja noch manche züge aus ihrem spätern leben auf einen alten sonnenmythus zurückgehen.

RSprenger, Zu Gerhard von Minden. Northeim 1879. 11 ss. 4⁰. enthält nach einem einwande gegen die datierung der fabelsammlung durch Seelmann eine reihe meist recht glücklicher textbesserungen.

WWald, Über Konrad, den dichter des deutschen Rolandsliedes. programm. Wandsbeck 1879. XX ss. 4⁰. der verfasser, dem Scherers bemerkungen Zs. 18, 298 ff unbekannt geblieben sind, entscheidet sich mit Schade gegen WGrimm für Heinrich den stolzen als gönner des dichters und meint dass der Baiernfürst eine hs. des romanischen originals von seiner französischen reise 1131 heimgebracht habe (dadurch soll 308, 15 seine erklärung finden). auf grund der unbewiesenen vermutung, Konrad, der abt von Tegernsee (1134—1155), sei

identisch mit dem dichter, wird dann eine genauere datierung des liedes (1131—1134) versucht. den schluss bilden dankenswerte bemerkungen über das verhältnis Konrads zu seiner quelle.

Zu Anzeiger v 133 ff.

Erich Schmidt hat aao. Pfeffels schäferspiel Der schatz analysiert, welches 'in allen hervorragenden bibliotheken zu fehlen scheine.' ich freue mich hier constatieren zu können dass die kgl. öffentl. bibliothek zu Stuttgart dasselbe besitzt. die beschreibung Schmidts stimmt mit dem Stuttgarter exemplar vollkommen überein, nur dass die zueignung an den herrn professor Gellert (2 blätter) dem motto von Gresset, welches auf dem titelblatt vor dem stücke selbst steht, vorangeht; vielleicht aber ist Schmidts ausdrucksweise, welche das gegenteil zu besagen scheint, blofs ungeschickt gewählt. das stück befindet sich in dem sechsten von dreizehn sammelbänden 'schauspiele'. es könnte wol eine oder die andere bibliothek dasselbe in einem ähnlichen sammelband, wie sie allenthalben häufig sind, besitzen.

Stuttgart. HERMANN FISCHER.

Notizen.

Seine in diplomatisch treuer widergabe in der Zs. 23, 209—216 bekannt gemachten Althochdeutschen funde hat herr oberbibliothekar Barack neuerdings auch photographisch vervielfältigen und im buchhandel ausgehen lassen unter dem titel: Ezzos gesang von den wundern Christi und Notkers 'Memento mori' in phototypischem facsimile der Strafsburger handschrift herausgegeben von KABARACK. vier tafeln. Strafsburg, Trübner, 1879. fol. 4 m. da die hs. sehr deutlich geschrieben, so ergibt sich eine berichtigung des abdrucks aus den facsimiles an keiner stelle, nur dass — worauf aber wenig ankommt — noch an einigen orten mehr, als der druck ausweist, scriptura continua zur verwendung gelangt ist. hingegen lässt sich genaueres über correcturen und rasuren feststellen. Ezzo 72 *gedinge]* das erste *g* aus corr. Memento 13 *si : ne]* rasur von *n*. 30 *d : ort]* rasur von unter- und überpunctiertem *r*. 41 *lebint] e* aus *i* corr. 79 *hant : ir]* rasur von *?u*. die anm. zu 93 ist zu tilgen. 128 *hin* am zeilenschlusse ist nachgetragen. sodann hat Barack in den vorbemerkungen eingehender über die provenienz des codex gehandelt: darnach stammt er aus dem kloster Ochsenhausen in Oberschwaben. aber auch abgesehen hiervon müssen wir Barack dafür dankbar sein dass er durch die wolgelungenen tafeln (es sind deren vier, weil bl. 154[b], das den hauptteil des Memento mori enthält, in zwei zerlegt wurde, um eine ungefähr gleiche

größe aller zu erzielen), die bisher noch geringe anzahl photographischer nachbildungen altdeutscher schriftwerke auf willkommene weise vermehrt hat. wenn auf dem titel das Memento dem Notker zugeschrieben wird, so wird damit der letzten schwierigen zeile *daz machot allein noker* eine deutung gegeben, die ich vorläufig nicht zu acceptieren vermag; hoffentlich wird die Zs. bald von kundiger seite eine abhandlung über das gedicht bringen können, dessen alemannischer character allerdings nicht zu verkennen ist und schon durch z. 83 bewiesen wird.

Die Spiezer Gregoriushs., deren inhalt in Paul-Braunes Beiträgen 3, 90 ff. 358 ff vollständig abgedruckt ist, wurde auf der auction des Schweizer antiquariats zu Zürich (vgl. dessen catalog 85 nr 34) im december vorigen jahres von der kgl. bibliothek zu Berlin erworben, wo sie nunmehr die signatur *ms. germ.* 4⁰. 979 führt.

Zu Zs. 23, 261 ff.

S. 262. die hier erwähnte hs. von Clermont hat inzwischen herr dr PEwald nochmals verglichen. er setzt die darin nachgetragenen gedichte spätestens in das 10 jh. zu dem s. 264 abdruckten, welches sich auf f. 109 der hs. findet, ist in der überschrift *colubre* zu lesen, 1, 3 steht *solitude* von anderer hand in *solitudine* verbessert, 6, 3 *iterum tanti et medium tanti*, 6, 5 richtig *extiteras*. außer den von Duméril herausgegebenen gedichten enthält der codex von Clermont f. 149v—150 auch die *Versus de die iudicii et aduentu domini. Qui de morte estis redempti*, aus P abgedr. bei Coussemaker Hist. de l'harmonie p. 114.

Herrn professor AEbert verdanke ich nachfolgende verbesserungsvorschläge: s. 264 I 2, 3 *feroci* für *feroces;* s. 265 3, 1 *exercerent;* 2 *ui* für *uis;* 4, 4 *illicce* für *illique;* II 2, 2 *quam* für *quem;* s. 266 4, 1 *calice;* 5, 1 *perpendet;* s. 267 III 8, 3 *triumphauit* (oder *triumphabat*); s. 268, 14, 2 *Olofernem;* 15, 2 *Olofernis;* 16, 1 *Hebrei exierunt;* 18, 3 *domino incredulas;* IV 1, 1 *Ampla;* s. 272 V 8, 1 wäre die lesart von V vorzuziehen; s. 273 13, 3 *infinita per secla.*

E. DÜMMLER.

BERICHTIGUNG.

Anzeiger V seite 48, zeile 8 von unten: im auslaut *ų̌* bedeutet. — s. 50, zeile 11 von oben: *hǫ̀yšə*.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

